



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

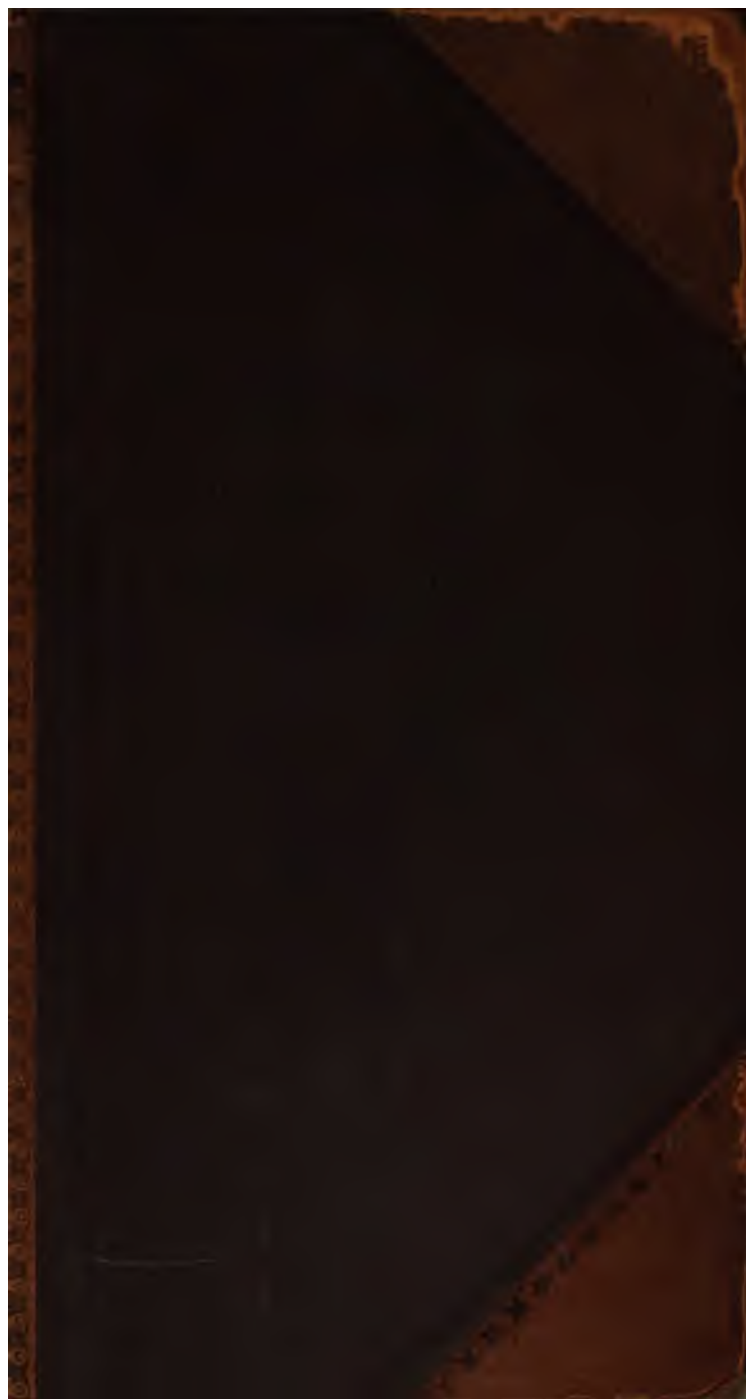
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

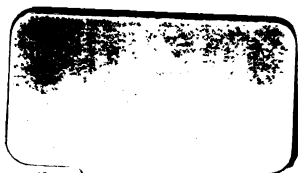
### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



~~50.1491.~~

2033 f. 30













Eine

# Frauenfahrt um die Welt.

---

Reise von Wien

nach

Brasilien, Chili, Otaheiti, China, Ost-Indien,  
Persien und Asteinasien

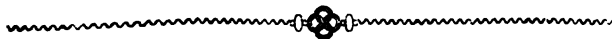
von

Ida Pfeiffer, geb. Meyer,

Verfasserin der „Reise einer Wienerin ins heilige Land“ und der „Reise  
nach Island und Scandinavien.“



Erster Band.



Wien, 1850.

Verlag von Carl Gerold.

---

Buchdruckerei von Carl Gerold und Sohn

Meiner

Lieben Cousine

**Antonie von Reyer,**  
geborenen Edlmann

und dem

H e r r n

**J. G. Schwarz,**

Consul der vereinigten Staaten von Amerika &c. &c.

achtungsvoll gewidmet

von der

**Verfasserin.**



## W o r r e d e.



Schon in mehreren Zeitungen ward ich Tourist genannt; dieser Name gebührt mir indessen, seiner gewöhnlichen Bedeutung nach, leider nicht. Einerseits besitze ich zu wenig Wiß und Laune, um unterhaltend schreiben, und andererseits zu wenig Kenntnisse, um über das Erlebte gediegene Urtheile fällen zu können. Ich vermag nur schmucklos das zu erzählen, was mir begegnet, was ich gesehen, und will ich etwas beurtheilen, so kann ich es bloß von dem Standpuncte einfacher Anschauung aus.

Manche glauben vielleicht, Eitelkeit sei die Veranlassung zu dieser großen Reise gewesen. Ich kann darauf nichts erwidern, als: wer dies denkt, möge selbst eine ähnliche Reise unternehmen, um zu sehen, daß solche Beschwerden, solche Entbehrungen und Gefahren nur durch angeborne Reiselust, durch unbegrenzte Wißbegierde überwunden werden können.

Wie es den Maler drängt, ein Bild zu malen, den Dichter, seine Gedanken auszusprechen, so drängt



es mich die Welt zu sehen. — Reisen war der Traum meiner Jugend, Erinnerung des Gesehenen ist nun das Labfal meines Alters.

---

Freundlich und gütig hat das geehrte Publicum meine ungeschmückten Reiseberichte „nach dem heiligen Lande, nach Island und Scandinavien“ aufgenommen, und dies ermuthigt mich, abermals mit dem Tagebuch dieser meiner letzten und größten Reise in Oeffentlichkeit zu treten.

Möchte die Erzählung meiner Erlebnisse den geehrten Lesern und Leserinnen nur einen Theil jenes Vergnügens bieten, das die Reise selbst mir in großem Maße gewährte!

Wien, den 16. März 1850.

**Die Verfasserin.**

## Reise nach Brasilien.

Reise von Wien. Aufenthalt in Hamburg. Dampfschiffe und Segelschiffe. Abfahrt. Kurhaven. Der Kanal la Manche. Die fliegenden Fische. Die Phisolia. Sternbilder. Das Ueberschreiten der Linie. Die Vampiro's. Die starke Briesse und der Sturm. Kap Rio. Einfahrt in den Hafen von Rio de Janeiro.

Am 1. Mai 1846 verließ ich Wien und ging, einige kleine Unterbrechungen zu Prag, Dresden, Leipzig abgerechnet, gerade nach Hamburg, um mich von da nach Brasilien einzuschiffen. In Prag hatte ich das Vergnügen, den Grafen Berchthold, einen Gefährten auf einem Theile meiner orientalischen Reise, zu sehen und von ihm zu hören, daß er Lust habe, die Reise nach Brasilien mitzumachen. Ich versprach, in Hamburg auf ihn zu warten.

Ein zweites interessantes Zusammentreffen hatte ich auf dem Dampfboote zwischen Prag und Dresden, und zwar mit der Witwe des Professors Mik an, die im Jahre 1817, bei Gelegenheit der Vermählung der österreichischen Prinzessin Leopoldine mit Don Pedro I., ihrem Gemale nach Brasilien gefolgt war und später mit ihm auch das Innere des Landes wissenschaftlich bereiste.

Oft schon hatte ich von dieser Frau sprechen gehört, und groß war meine Freude, sie nun persönlich kennen zu lernen. Die liebenswürdige Greisin theilte mir freundlich viele ihrer Erfahrungen mit, und gab mir manche Rathschläge und Verhaltensregeln, die mir in der Folge sehr nützlich waren.

Am 12. Mai kam ich in Hamburg an, und schon am 18. hätte ich Gelegenheit gehabt, mich einzuschiffen und zwar auf einer herrlichen, schnellsegelnden Brigg, die noch dazu meinen Namen „Ida“ trug. Mit schwerem Herzen sah ich das schöne Schiff absegeln — ich mußte zurückbleiben, da ich meinem Reisegefährten versprochen hatte, ihn hier zu erwarten. Woche um Woche verging, und nur das Zusammensein mit meinen Verwandten verkürzte mir die lange Zeit des Erwartens. Endlich, Mitte Juni, kam er an, und bald darauf war auch ein Schiff gefunden, eine dänische Brigg „Caroline,“ Kapitän Boß, die nach Rio de Janeiro unter Segel ging.

Mir stand nun eine lange Seereise bevor, eine Seereise, die unter zwei Monaten nicht zu machen war, die aber auch drei und vier Monate dauern konnte. Zum Glück hatte ich schon auf meinen frühern Reisen ziemlich bedeutende Fahrten auf Segelschiffen gemacht, und war dadurch mit deren Einrichtung bekannt geworden, die von jener auf Dampfschiffen gänzlich verschieden ist.

Auf einem Dampfschiffe ist alles luxuriös und bequem, die Fahrt selbst geht bei jedem Winde rasch vorwärts, und der Reisende findet frische und gute Nahrung, geräumige Kajüten und gute Gesellschaft.

Anderß ist es auf Segelschiffen; diese sind, mit

Ausnahme der großen Ostindienfahrer, für Reisende selten eingerichtet. Als Hauptsache werden die Waaren betrachtet, und die Reisenden sind eine dem Schiffspersonale sehr unangenehme Zugabe, auf die gewöhnlich nur wenig Rücksicht genommen wird. Der Kapitän ist der einzige, der sich für sie interessirt, da ihm von dem Passagiergelbe ein Drittheil, ja auch die Hälfte zufällt.

Die Räume sind meist so beschränkt, daß man sich in der Schlafcabine kaum umwenden, in der Coje (Schlafstelle) nicht einmal aufrichten kann. Außerdem ist auch auf einem Segelschiffe die Bewegung weit stärker als auf einem Dampfschiffe, — dagegen behaupten aber wieder Viele, daß auf letzterem das ewig gleichmäßige Erzittern, sowie der üble Geruch des Oeles und der Steinkohlen unerträglich sei. Ich fand dies nicht; es ist wohl unangenehm, doch viel leichter zu ertragen als die vielen Unannehmlichkeiten, die man auf einem Segelschiffe trifft.

Da ist man der Laune des Kapitäns ganz und gar anheim gegeben. Er ist unumschränkter Gebieter und herrscht über Alles. Auch die Kost hängt von seiner Großmuth ab; sie ist zwar für gewöhnlich nicht ganz schlecht, doch im besten Falle nicht so gut, als auf einem Dampfer.

Die gewöhnlichen Gerichte sind: Thee und Kaffee ohne Milch, Speck und Salzfleisch, Erbsen- oder Kohlsuppen, Kraut, Kartoffeln, harte Klöße, Stodätsche und Schiffszwieback. Ausnahmsweise findet man auch Schinken, Eier, Fische, Pfannkuchen, oder wohl gar magere Hühner. Brod wird auf kleineren Schiffen nur höchst selten gebacken.

Um sich die Kost zu verbessern, besonders bei einer längeren Reise, thut man sehr wohl, sich mit einigen Aushilfsmitteln zu versehen. Die zweckmäßigsten sind: Suppenglace und feiner Zwieback; beide verwahre man in Blechkästchen, um Feuchtigkeit und Ameisen davon abzuhalten — ferner eine tüchtige Portion Eier, die man aber, wenn die Reise in südliche Gegenden geht, zuvor in starkes Kaltwasser tauchen oder in Steinkohlenschaub verpacken muß; dann Reis, Kartoffeln, Zucker, Butter, und alle Ingredienzien zur Vereitung von Weinsuppe und Kartoffelsalat. Erstere ist sehr stärkend, letzterer sehr kühlend. Dem, welcher mit Kindern reist, würde ich ganz besonders eine Ziege mitzunehmen empfehlen.

In Betreff des Weines muß man ja nicht vergessen, den Kapitän zu fragen, ob dieß Getränk in der Zahlung mit begriffen ist, da man es sonst um theures Geld von ihm kaufen muß.

Aber auch noch andere Sachen als Lebensmittel sind da mitzunehmen, und zwar vor Allem eine Matratze sammt Polster und Decke, da man gewöhnlich nur eine leere Coje vorfindet. Man bekommt diese Gegenstände in jeder Hafenstadt billig zu kaufen.

Außerdem thut man auch gut, sich mit farbiger Wäsche zu versehen. Die Stelle des Wäschers vertritt ein Matrose, und daß man da die Wäsche nicht im besten Zustande zurückbekommt, ist leicht begreiflich.

Sind die Matrosen gerade mit der Stellung der Segel beschäftigt, so muß man außerordentlich Acht haben, von einem herabfallenden Tau nicht beschädigt zu werden.

Doch all' diese Unannehmlichkeiten sind noch sehr gering — die wahre Qual beginnt gegen das Ende der Reise. Des Kapitäns's Geliebte ist sein Schiff. Auf dem Meere gestattet er ihr das bequeme Negligée; aber im Hafen muß sie gepuht und geschmückt erscheinen. Keine Spur der weiten Reise, der Stürme, der glühenden Sonnenhitze darf man an ihr gewahren. Da beginnt denn ein unaufhörliches Hämmern, Hobeln und Sägen; jeder Sprung, jede Fuge und Beschädigung wird ausgebessert und am Ende das ganze Schiff mit Oelfarbe übermalt. Am ärgsten ist das Gehämmere, wenn die Fugen des Deckes ausgebessert und mit Theer eingelassen werden. Dies ist beinahe unerträglich.

Aber genug von den Unannehmlichkeiten. Ihre Beschreibung soll nur dazu dienen, jene, die noch nie zur See gereist sind, einigermassen vorzubereiten. Leute, die in Seehäfen wohnen, bedürfen dieser Andeutungen freilich nicht, denn die hören ja täglich davon sprechen; — nicht so wir armen Binnenstädter. Wir wissen oft kaum, wie ein Segel- oder Dampfschiff ausieht, viel weniger, wie man darauf lebt. Ich spreche aus Erfahrung, und weiß nur zu gut, was ich bei meiner ersten Seereise litt, weil ich, von nichts unterrichtet, außer einiger Wäsche und Kleidung, nichts mit mir nahm.

Nun zu dem weiteren Verlaufe meiner Reise. Am 28. Juni Abends schifften wir uns ein, und am 29. vor Sonnenaufgang wurden die Anker gelichtet. Die Reise begann eben nicht sehr ermutigend; wir hatten höchst flauen, beinahe gar keinen Wind, jeder Fußgänger ward, im Vergleiche zu uns, ein Schnellläufer — wir legten

die 8 Meilen \*) bis Blankenese in sieben Stunden zurück.

Zum Glück ward uns diese Langsamkeit nicht so lästig, da wir Anfangs noch lange die herrliche Hafenstadt im Gesichte behielten, und später an der holsteinischen Küste an den schönen Landhäusern der reichen Hamburger, die auf reizenden Hügelu gelegen, und von zierlichen Gärten umgeben sind, fortwährend unser Auge ergöhten. So schön dieses Ufer ist, so einfach und langweilig ist das linke, das Hannoveranische. Die Elbe hat an manchen Stellen schon eine Breite von 3 bis 4 Meilen.

Unterhalb Blankenese versehen sich die Schiffer mit Wasser aus der Elbe, das zwar schmutzig und trübe ausfließt, doch die gute Eigenschaft haben soll, jahrelang der Fäulniß zu widerstehen.

Glückstadt (32 Meilen von Hamburg) erreichten wir erst am 30. Morgens. Der Wind hörte hier ganz auf, die Fluth gewann die Oberhand, und wir trieben zurück. Der Kapitän ließ daher die Anker fallen, und benützte diese aufgedrungene Ruhe, die Kisten und Koffer auf und unter dem Decke befestigen zu lassen. Uns Müßiggängern wurde erlaubt an's Land zu gehen und das Städtchen zu besehen, an dem wir jedoch wenig zu bewundern fanden.

Die Reisegesellschaft bestand aus 8 Personen. Die vier Kajütenplätze waren, außer dem Grafen B. und mir,

---

\*) Auf der See wie auf Flüssen rechne ich immer nach Seemeilen, von welchen vier auf eine geographische Meile kommen.

noch von zwei jungen Leuten besetzt, die in Brasilien schneller Glück zu machen hofften als in Europa. — Der Preis eines Kajütenplatzes betrug 100, jener des Zwischendeckes 50 Dollars.

Im Zwischendeck befand sich, außer zwei achtbaren Bürgermännern, noch ein altes Mütterchen, die dem Rufe ihres einzigen, in Brasilien angesiedelten Sohnes folgte, und eine Frau, deren Mann bereits 6 Jahre in Rio de Janeiro das Schneiderhandwerk betrieb. Man lernt sich auf Schiffen schnell kennen und hält so viel als möglich zusammen, um dadurch die Eintönigkeit einer langen Seereise erträglich zu machen.

Am 1. Juli gingen wir bei ziemlich stürmischem Wetter wieder unter Segel. Wir gewannen einige Meilen; mußten uns aber alsbald wieder vor Anker legen. Die Elbe ist nun schon so breit, daß man ihrer Ufer kaum mehr anständig wird. Durch die Heftigkeit des Wellenschlags zeigte sich bereits bei einigen aus unserer Gesellschaft die Seekrankheit. Auch am 2. Juli versuchten wir die Anker zu lichten, es war jedoch so erfolglos wie Tags zuvor. Gegen Abend sahen wir einige Delfine, auch Tümmler genannt, nebst mehreren Möven — Vorkünder der nahen See.

Viele Schiffe zogen gar eilig an uns vorüber, — ach, sie konnten Sturm und Wind benutzen, ihnen schwellte er die Segel, und trieb sie eilend der nahen Stadt zu. Wir mißgönnten ihnen dies Glück, und vielleicht hatten wir es dieser christlichen Liebe zu danken, daß wir auch am 3. Juli nicht weiter als bis Rurhaven (64 Seemeilen von Hamburg) kamen.



Der 4. Juli war ein schöner, herrlicher Tag — für Jene, die ruhig am Lande bleiben konnten; aber für Seefahrer war er sehr schlecht, denn es ging auch nicht das kleinste Lüftchen. Um unsern Klagen zu entgehen rühmte uns der Kapitän das niedliche Städtchen, und ließ uns an's Land setzen. Wir besahen sowohl das Städtchen als auch das Badehaus und den Leuchthurm, und gingen dann sogar nach dem sogenannten „Busch“, wo wir, wie man uns sagte, eine große Menge von Erdbeeren finden würden. — Nachdem wir bei glühender Hitze eine gute Stunde über Felder und Wiesen gestrichen waren, fanden wir wohl den Busch, aber statt der Erdbeeren nur Frösche und Nattern.

Wir drangen nun in den magern Hain, und sahen bei 20 Zelte aufgeschlagen; ein geschäftiger Wirth trat hervor, und während er uns einige Gläser schlechter Milch kredenzte, erzählte er, daß hier im Busche alljährlich durch 3 Wochen, oder eigentlich besser gesagt, an drei Sonntagen (denn unter der Woche blieben die Zelte geschlossen) Markt gehalten werde. Auch die Frau Wirthin trippelte herbei, und lud uns gar freundlich ein, ja nur den nächsten Sonntag hier zuzubringen. Wir würden uns, wie sie sagte, gewiß „köstlich amüsiren“; wir älteren hätten Unterhaltung an den erstaunlichen Künsten der Seiltänzer und Taschenspieler, und die jungen Herren würden schmucke Dirnen zum Tanze finden.

Wir thaten sehr erfreut über diese Einladung, versprachen ganz sicher zu kommen, und gingen dann noch nach Rigebüttel, wo wir ein Schloßchen und einen Miniaturpark bewunderten.

5. Juli. Nichts ist so veränderlich als das Wetter; gestern schwelgten wir im Sonnenscheine, heute umgab uns dichter, finsterner Nebel, — und doch war uns das heutige schlechte Wetter lieber als das gestrige schöne, denn es erhob sich etwas Wind, und um 9 Uhr Morgens hörten wir die Auerwinde knarren.

Unsere jungen Leute mußten sich nun die Parthie nach dem Wunsche aus dem Kopfe schlagen, und das Tanzen mit hübschen Mädchen bis zur Ankunft in dem neuen Welttheile verschieben, — in Europa sollte kein Fuß mehr an's Land gesetzt werden.

Der Uebergang von der Elbe in die Nordsee ist kaum bemerkbar, da sich die Elbe nicht in Arme theilt, und bei ihrem Ausflusse eine Breite von 8 — 10 Meilen hat. Sie bildet selbst ein kleines Meer, und hat auch schon die grüne Farbe desselben angenommen. Wir waren daher sehr überrascht, als uns der Kapitän freudig zurief: „Nun haben wir den Strom übersegelt!“ — wir meinten, schon lange auf dem Meere zu schiffen!

Nachmittags sahen wir die Insel Helgoland (den Engländern gehörig), die wirklich zauberhaft aus dem Meere emporsteigt. Sie ist ein nackter, kolossaler Fels, und hätte ich nicht aus einer der neuesten Geographien gewußt, daß sich bei 2500 Menschen darauf aufhalten, ich hätte die ganze Insel für unbewohnt betrachtet. Auf drei Seiten steigen die Felsenwände so schroff aus dem Meere, daß man gar nicht anlanden kann.

Wir schifften in ziemlicher Ferne vorüber, und sahen nur den Kirch- und Leuchthurm und den sogenannten „Rönch“, einen freistehenden, senkrecht abfallenden

Fels, der von dem eigentlichen Stammfels getrennt ist und einen Streifen des Meeres durchschwimmern läßt.

Die Einwohner sind sehr arm. Die einzigen Quellen ihres Erwerbes sind der Fischfang und die Badegäste, deren jährlich Viele kommen, da die hiesigen Seebäder, ihres außerordentlichen Wellenschlages wegen, von großer Wirkung sein sollen. Leider besorgt man, daß dieser Badeort nicht sehr lange mehr existiren dürfte, — alljährlich soll die Insel kleiner werden, bedeutende Felsstrümmen lösen sich beständig ab, und das ganze Eiland kann einstens in die Tiefe des Meeres versinken.

Vom 5. bis 10. Juli hatten wir beständig stürmische und kalte Witterung, hohe See und starkes Rollen des Schiffes. Unter uns armen „Landkrabben“ (so nennen die Seeleute die Landbewohner) herrschte allgemein die Seekrankheit. Den Kanal von England, auch Kanal la Manche genannt (360 Meilen von Kuxhaven), erreichten wir erst in der Nacht vom 10. auf den 11.

Wir erwarteten mit Sehnsucht die aufgehende Sonne, — sie sollte uns zwei der mächtigsten Reiche Europas zeigen. Zum Glücke bekamen wir einen schönen heitern Tag, und die beiden Reiche lagen vor unsern Blicken so nahe und herrlich, daß man zu glauben geneigt war, ein Schwestervolk bewohne die beiden Länder.

An Englands Küste sahen wir North-Foreland, das große Castell Sandowe, und die sich am Fuße der mehrere Meilen langen, etwa 150 Fuß hohen Kreidewände ausbreitende Stadt Deal; ferner South-Foreland, und endlich das antike Castell Dover, das ächter ritterlich auf einer Anhöhe thront und die Umgegend

weit und breit überwacht. Die Stadt gleichen Namens liegt an dem Meeresufer.

Dover gegenüber, wo der Kanal am schmalsten ist, sahen wir an Frankreichs Küste Cap Grièze, wo Napoleon ein kleines Gebäude errichten ließ, um, wie man sagt, nach England wenigstens sehen zu können — weiterhin den Obelisk, welchen Napoleon zur Erinnerung eines Lagers bei Boulogne setzen ließ, der aber erst unter Louis Philipp beendet wurde.

In der Nacht mußten wir in der Gegend von Dover kreuzen, da der Wind nicht zu unserm Vortheil war. Bei der tiefen Finsterniß, die Land und Meer bedeckte, war dieß sehr gefährlich, einerseits wegen der nahen Küste, andererseits wegen der Menge von Schiffen, die den Kanal befahren. Um das Zusammenstoßen zu vermeiden, wurde auf dem Fockmast eine Laterne aufgehangen, zeitweise eine Fackel angezündet und über Bord gehalten, und manchmal mit der Schiffsglocke geläutet — lauter sehr beängstigende Zeichen für einen der Seefahrt noch Ungewohnten.

Vierzehn Tage hielt uns der 360 Meilen lange Kanal gefangen; oft blieben wir 2 — 3 Tage an einer und derselben Stelle wie festgebannt, oft mußten wir Tagelang kreuzen, um nur einige Meilen zu gewinnen. In der Nähe von Start überfiel uns sogar ein tüchtiger Sturm. In der Nacht wurde ich plötzlich auf das Deck gerufen. Schon wähnte ich, es sei irgend ein Unglück geschehen. Ich warf nur einige Kleider um, und eilte hinaus, — da hatte ich den überraschenden Anblick eines Feuermeeres; das Kielwasser bildete einen so starken

Feuerstreif, daß man dabei hätte lesen können, die Wogen an der Seeseite glühen glühenden Lavaströmen, und jede aufspringende Welle warf Feuerfunken aus. Die Züge der Fische umgab ein unnachahmliches Licht, — weit und breit erschimmete Alles.

Dieses außerordentliche Leuchten des Meeres gehört zu den seltenen Erscheinungen, und es ereignet sich höchstens nach anhaltenden, heftigen Stürmen. Der Kapitän erzählte mir, daß er selbst noch nie das Meer in solcher Art habe leuchten gesehen. Mir wird dieser Anblick ewig unvergeßlich bleiben.

Eine andere, kaum minder schöne Erscheinung bot uns ein, nach einem Gewitter, das Widerspiegeln der sonnebeglänzten Wolken auf der Meeresfläche. Sie schimmerten und prangten in einem Farbenspiele, das noch jenes des Regenbogens übertraf.

Eddystone, den berühmtesten Leuchtturm Europa's, konnten wir mit voller Muße betrachten, da wir zwei Tage in seinem Angesichte kreuzten. Die Höhe, Kühnheit und Stärke seines Baues ist wirklich wunderbar, noch wunderbarer aber seine Lage auf einem gefährlichen Riffe; vier Meilen von der Küste, entfernt erscheint er wie in das Meer hinein gemauert.

Wir schifften häufig so nahe an der Küste von Cornwallis, daß wir nicht nur jedes Dörfchen genau betrachten konnten, sondern selbst die Menschen auf den Straßen und Feldern sahen; das Land ist hügelig und üppig, und scheint sehr sorgfältig kultivirt.

Die Temperatur war während der ganzen Fahrt im

Kanal ziemlich kalt und rauh; nur selten stieg der Thermometer über 15 Grad \*).

Endlich, am 24. Juli, erreichten wir das Ende des Kanals, und kamen in die hohe See; wir hatten ziemlich guten Wind, und befanden uns am 2. August schon auf der Höhe von Gibraltar, wo uns eine Windstille überfiel, die 24 Stunden anhielt. Der Kapitän warf einige Stücke weißen Geschirres, so wie einige große Knochen in das Meer, um uns zu zeigen, wie wunderschön grün derlei Gegenstände erscheinen, wenn sie langsam in die Tiefe sinken; natürlich kann man dies nur bei ganzlicher Windstille bemerken.

Des Abends erfreuten uns viele Mollusken durch ihr schönes Leuchten im Meere; sie sahen aus wie handgroße, schwimmende Sterne; auch bei Tage sahen wir sie häufig unter dem Wasser. Bräunlichroth gefärbt glichen sie an Form einem Fliegenschwamme; manche hatten einen dicken Stengel, der unten etwas ausgefranzt war; bei andern hingen statt des Stengels viele Fäden hinab.

4. August. Heute war der erste Tag, der sich durch Hitze als südlich kund gab, doch fehlte ihm, wie auch den folgenden, jener reine, dunkelblaue Himmel, der sich so unnachahmlich schön über das Mittelmeer wölbt. Eine kleine Entschädigung gewährten die Auf- und Untergänge der Sonne, die oft von den seltsamsten Wolkenbildungen und Farbenmischungen begleitet waren.

Wir befanden uns auf der Höhe von Marokko, und waren an diesem Tage so glücklich, eine große Menge

---

\*) Ich rechne stets nach Reaumur, und zwar im Schatten.

Boniten zu sehen. Das ganze Schiffspersonale kam in Bewegung, und von allen Seiten wurden Angeln ausgeworfen, — leider ließ nur ein einziger sich von unsern freundlichen Lockungen verführen, er biß an, — und sein gutmüthiges Vertrauen verschaffte uns ein langentbehrtes frisches Gericht.

Am 5. August sahen wir nach 12 Tagen wieder einmal Land und zwar schon bei Sonnenaufgang das Inselchen Porto Santo, das aus spitzen Bergen besteht, die in ihren Formen vulkanischen Ursprung verrathen. Einige Meilen vor dieser kleinen Insel steht gleich einem Vorposten der schöne Fels Falcon.

Noch am selben Tage kamen wir an Madeira vorüber, (20 Meilen von Porto Santo), aber leider in solcher Ferne, daß wir nichts als den langen Berggrücken sahen, der diese Insel durchschneidet. Unweit Madeira liegen die gebirgigen Inseln Desertas, die bereits zu Afrika gehören.

Wir begegneten nahe diesen Inseln einem Schiffe, welches mit kurzen Segeln unter dem Winde ging, woraus unser Kapitän schloß, daß es ein Kreuzer sei, der Seeräuber auf der Fährte habe.

Am 6. August sahen wir die ersten fliegenden Fische, doch in solcher Entfernung, daß wir sie kaum ausnehmen konnten.

Der 7. August brachte uns in die Nähe der canarischen Inseln, die aber leider, des starken Nebels wegen, für uns unsichtbar blieben. — Nun empfing uns der Passatwind, der von Osten bläst und allen Schiffen erwünscht ist.

In der Nacht vom 9. auf den 10. August traten wir in den Wendekreis der Tropen \*). Wir erwarteten nun von Tag zu Tag glühendere Hitze und heiteren Himmel, — und fanden keines von beiden. Die Atmosphäre war düster und neblig und der Himmel so umwölkt, wie dies in unserm rauhen Vaterlande höchstens an einem Novembertage statt hat. Alle Abende thürmten sich die Wolken der Art auf, daß wir stets einem Wolkenbruche entgegen sahen; erst nach Mitternacht heiterte sich der Himmel gewöhnlich wieder auf, und ließ uns die schönen hellglänzenden Sternbilder des Südens bewundern.

Der Kapitän erzählte uns, daß er nun schon zum 14. Mal die Reise nach Brasilien mache, stets die Hitze sehr erträglich gefunden; und den Himmel nie anders als im düstersten Gewande gesehen habe. Dies rühre von der feuchten, ungesunden Küste von Guinea her, deren böse Wirkung sich noch weit über uns hinaus erstreckt; — wir waren 300 Meilen von ihr entfernt.

In den Tropen macht sich der schnelle Uebergang vom Tage zur Nacht schon sehr bemerkbar; 35 — 40 Minuten nach Untergang der Sonne herrscht schon tiefe Finsterniß. Der Unterschied zwischen Tag- und Nachtgleiche vermindert sich noch mehr, je näher man der Linie kommt. Unter der Linie selbst ist der Tag und die Nacht gleich lang.

Den 14. und 15. August segelten wir parallel mit den Cap-Verdi'schen Inseln. Wir waren kaum 20 Mei-

---

\*) Die Tropen erstrecken sich auf 23 Breitengrade südlich und nördlich von der Linie.



len von ihnen entfernt; konnten sie aber des düstern Dunstkreises wegen nicht erblicken.

Nun erfreuten uns schon häufig kleine Schwärme fliegender Fische, die sich oft so nahe der Schiffswand erhoben, daß wir sie vollkommen genau betrachten konnten. Sie haben beiläufig die Größe und Farbe der Haringe, nur daß ihre Seitenflossen länger und breiter sind, und sie dieselben öffnen und schließen können, wie kleine Flügel. Sie erheben sich bei 12 — 15 Fuß in die Höhe und fliegen oft über 100 F. weit, worauf sie auf Augenblicke untertauchen, um sich dann neuerdings zu erheben; letzteres geschieht besonders häufig, wenn sie von Boniten oder andern Feinden verfolgt werden. Wenn man sie etwas entfernt vom Schiffe auffliegen sieht, gleichen sie wirklich zierlichen Luftbewohnern. Gar oft sahen wir auch Boniten hinter den Armen herjagen, die dann ebenfalls versuchten, sich über das Wasser zu erheben; selten kam aber mehr als der Kopf zum Vorschein.

Sehr schwer hält es, einen dieser Luftsegler zu ergaschen, da sie sich weder mit Netzen noch Angeln fangen lassen; nur zufällig treibt der Wind manchmal in den Nächten einige auf's Deck oder in den Rost \*), wo man sie dann des Morgens todt findet, da sie auf trocknen Stellen nicht die Kraft haben, sich zu erheben. Auf diese Art erhielt ich einige Exemplare.

Heute den 15. August ward uns ein höchst interessantes Schauspiel zu Theil: wir befanden uns gerade

---

\*) Rost nennt man den Vorsprung an der äußern Schiffswand, in welchem die Mast-Laue befestigt sind.

um die Mittagſtunde im Zenithe der Sonne, deren Strahlen ſo ſenkrecht herabfielen, daß kein Gegenſtand den geringſten Schatten warf. Wir ſtellten Bücher, Stühle, uns ſelbſt in die Sonne, und ergöſzten uns ungemain an dieſem ſeltſame Spiele — Dank dem Zufalle, der uns zur rechten Zeit an den rechten Ort führte; — wären wir zur ſelben Stunde nur Einen Grad näher oder entfernter geweſen, ſo würde die ganze Erſcheinung für uns verloren gegangen ſein. — Unſere Lage war: 14 Grad 6 Minuten der Breite; — ein Grad hat 60 Minuten; eine Minute iſt gleich einer Seemeile.

Das Meſſen mit dem Sextanten \*) mußte unterbleiben, biß wir uns wieder einige Grade von dem Zenithe der Sonne entfernt hatten.

17. Auguſt. Ganze Schaaren von Springern (4 — 5 Fuß lange Fiſche, zum Geſchlechte der Delphine gehörig) tummelten um unſer Schiff umher. Schnell wurde eine Harpune zurecht gemacht und eine Matroſe damit auf das Bugſprit geſchickt, um einen zu harpuntiren. Entweder hatte der Burſche kein Glück oder er war in

---

\*) Der Sextant iſt ein mathematiſches Inſtrument, mittelſt welchem berechnet wird, unter welchen Breiten- und Längengraden man ſich befindet, und wie man in der Zeit ſteht. Nach ihm werden auch die Uhren gerichtet. Um die Breitengrade zu beſtimmen, mißt man Mittags, aber nur wenn die Sonne ſcheint, denn ſie iſt unbedingt nöthig hiezu, weil nach dem Schatten, den ſie auf die unten bemerkten Zahlen wirft, die Berechnung gemacht wird. Die Längengrade kann man Vor- oder Nachmittags meſſen, hiezu iſt die Sonne nicht nöthig.

der Kunst des Harpunirens zu unerfahren, der Wurf ging fehl, und das Wunderbare dabei war, daß die Thiere wie mit einem Zauberschlage verschwanden, und auf mehrere Tage nicht mehr zum Vorscheine kamen; es war, als ob sie sich einander zugeflüstert und vor der drohenden Gefahr gewarnt hätten.

Desto häufiger kam ein anderes Geschöpf des Meeres zum Vorscheine, die herrliche Molluske *Physolide*, in der Schiffersprache „portugiesisches Segelschiff“ genannt. Auf der Oberfläche des Meeres schwimmend gleicht sie mit ihrem länglichen Kamm, den sie auf- und niederlegen kann, wirklich einem kleinen, zierlichen Segler. Ich hätte mir gerne eines dieser Thierchen verschafft; aber es zu erhaschen war nur mittelst eines Netzes möglich, und ich hatte keines, auch nicht einmal Nadel und Bindfaden, um mir schnell eines zu verfertigen. Die Noth aber macht erfinderisch, ich schnitzte eine Nadel aus Holz, drehte einen groben Bindfaden auf, und nach einigen Stunden hatte ich ein Netz. Bald war auch eine Molluske gefangen und in ein mit Seewasser gefülltes Gefäß gesetzt. Der Körper des Thierchens ist bei 6 Zoll lang und 2 Zoll hoch; über den ganzen Rücken zieht sich der Kamm, der in der Mitte, wo er am höchsten ist, bei  $1\frac{1}{2}$  Zoll misst. Kamm und Körper sind durchsichtig und wie angehaucht von blasser Rosafarbe; an dem Unterkörper, der violett gefärbt ist, hängen viele Fäden oder Arme von derselben Farbe.

Ich hing das Thierchen außerhalb des Schiffes am Stern auf, um es zu trocknen; einige der Fäden reichten bis in die See (eine Tiefe von wenigstens 12 Fuß),

fielen aber meist ab. Der Ramm blieb nach dem Tode aufgerichtet und der Körper vollkommen ausgedehnt; die schöne Rosafarbe aber ging in weiß über.

18. August. Heute wurde uns ein heftiges Donnerwetter zu Theil. Es war uns sehr erwünscht, da es die Luft bedeutend kühlte. Zwischen dem 11. und dem 2. bis 5. Breitengrade nördlich der Linie (Aequator) finden überhaupt häufige Veränderungen in Luft und Wetter statt. So überfiel uns auch am Morgen des 20. ein bedeutender Wind, der die Wogen des Meeres stockhoch aufthürmte, und bis Abend anhielt, wo ihn ein tropischer Regen, den man bei uns einen Wolkenbruch nennen würde, ablöste. Unser Deck war augenblicklich in einen See verwandelt, dabei trat solche Windstille ein, daß selbst das Steuerruder vollkommen Ferien hatte.

Nich kostete dieser Regen eine Nacht, denn als ich Beiß von meiner Koje nehmen wollte, fand ich das Bettzeug ganz durchnäßt, und mußte mein Lager auf einer hölzernen Bank suchen.

Am 27. August kamen wir aus dem Bereiche dieser uns so feindlichen Grade, und wurden nun von dem sehnlich erwünschten Süd-Ost-Passat empfangen, der uns rasch vorwärts brachte.

Wir waren nun schon der Linie sehr nahe, und hätten gerne, gleich andern Reisenden, die gepriesenen Sternbilder des Südens gesehen. Am begeistertsten hörte ich immer von dem südlichen Kreuze sprechen. Da ich selbst aus den Sternen nicht heraus fand, so bat ich unsern Kapitän, es mir zu zeigen. Er meinte, nichts davon gehört zu haben, ebenso der Obersteuermann, nur

dem Untersteuermanne schien es nicht ganz unbekannt. Mit seiner Hülfe fanden wir auch wirklich am sternbesäeten Firmamente vier Sterne, die ungefähr die Form eines etwas schiefen Kreuzes bildeten, aber durchaus nichts besonderes an sich hatten und uns gar keine Begeisterung einflößten. — Herrlich dagegen waren: der Orion, der Jupiter und die Venus; letztere erglänzte der Art, daß ihr Licht eine schöne Silberfurche über das Meer zog.

Das Fallen vieler und großer Sternschnuppen kann ich ebenfalls nicht bestätigen. Es fielen wohl mehr als in kalten Ländern; aber gar zu häufig kommen sie auch nicht vor, und was ihre Größe betrifft, so sah ich nur eine, welche die unsern übertraf; sie erschien ungefähr dreimal so groß als ein gewöhnlicher Stern.

Seit einigen Tagen bemerkten wir auch schon die „magellanischen oder Cap-Wölken“, und die sogenannte „schwarze Wolke“, — erstere sind licht und werden, gleich der Milchstraße, durch zahllose kleine Sterne gebildet, die dem entwaffneten Auge nicht sichtbar sind; letztere erscheint schwarz, da an dieser Stelle des Firmamentes gar keine Sterne sein sollen.

Alle diese Zeichen machten uns auf den interessantesten Moment dieser Fahrt aufmerksam, — auf das Ueberschreiten der Linie.

Am 29. August Nachts 10 Uhr begrüßten wir, die südliche Hemisphäre! Ein beinah stolzes Gefühl bemächtigte sich Aller, aber besonders jener, die zum ersten Mal die Linie überschritten. Wir schüttelten einander freudig die Hände, und beglückwünschten uns, als hätten wir eben eine Heldenthat vollbracht. Einer der Reisenden

hatte für diese Feierlichkeit ein Paar Flaschen Champagner mitgenommen. Lustig flogen die Stöpsel in die Luft, und ein fröhliches Lebehoch wurde der neuen Hemisphäre zugebracht.

Unter dem Schiffsvolke fand keine Feierlichkeit statt; es ist dieß auf den wenigsten Schiffen mehr gebräuchlich, da dergleichen Feste selten ohne Unordnung und Trunkenheit ablaufen. — Unserm Schiffsjungen, der die Linie zum erstenmale passirte, konnten es aber die Matrosen doch nicht ganz schenken, und er wurde mit einigen Eimern Seewasser tüchtig getauft.

Schon lange vor Erreichung der Linie hatten wir Reisende von all' den Leiden und Qualen gesprochen, die wir unter dem Aequator würden auszustehen haben. Jeder hatte irgend etwas Furchterliches gelesen oder gehört, und theilte es den Andern mit. Der Eine erwartete Kopfschmerzen oder Magenbrüden, der Zweite sah die Matrosen vor Mattigkeit dahin sinken, der Dritte fürchtete eine glühende Hitze, die nicht nur den Theer schmelzen \*), sondern das ganze Schiff derart austrocknen werde, daß nur beständiges Begießen mit Wasser das Entzünden desselben werde verhüten können, — der Vierte sah wieder alle Lebensmittel verderben und uns dem Hungertode nahe.

Was mich nun selbst betraf, so freute ich mich schon außerordentlich auf die tragischen Erzählungen, die ich

---

\*) Zur Schmelzung des Theers in den Fugen des Schiffes, braucht die Hitze eben nicht sehr bedeutend zu sein; ich sah ihn schon bei 22 Graden in der Sonne weich werden und Blasen aufwerfen.

meinen theuren Lesern würde aufstehen können; ich sah sie Thränen vergießen über unsere ausgestandenen Leiden, — ich kam mir schon vor wie eine halbe Märtyrerin!

Ach! ich hatte mich bitter getäuscht. Wir blieben Alle gesund, — von den Matrosen sank keiner hin, — das Schiff verbrannte nicht, und die Lebensmittel verderben nicht, — sie blieben so schlecht wie zuvor.

3. September. Vom 2. bis zum 8. Breitengrade, südlich der Linie, sind die Winde unregelmäßig, und oft sehr ungestüm. Wir hatten eben heute den 8. Grad zurückgelegt, und zwar ohne Land zu gewahren, was den Kapitän in die heiterste Laune versetzte. Er erklärte uns, daß wir, wenn Land sichtbar geworden wäre, bis beinahe an die Linie zurückgemußt hätten, weil die Strömung dem Lande zu ungeheuer heftig sei, und man die Fahrt nur in der gehörigen Entfernung vom Lande ungehindert fortsetzen könne.

7. September. Zwischen dem 10. und 20. Grade herrschen wieder ganz eigenthümliche Winde. Sie heißen *Vampero* und zwingen den Seefahrer zu immerwährender Aufmerksamkeit, da sie plötzlich kommen und oft sehr heftig sind. Diese Nacht überfiel uns ein solcher, aber glücklicherweise keiner der heftigsten. Nach einigen Stunden war alles vorüber, — nur die See wollte sich lange nicht beruhigen.

Auch am 9. und 11. September hatten wir kurze Anfälle des *Vampero* zu überstehen; die stärksten kamen aber zum Schlusse am:

12. und 13. September. Den einen bezeichnete der Kapitän zwar nur als „eine starke Briesse,“

den 2. trug er aber schon als „Sturm“ in's Logbuch \*). Die starke Briesse kostete uns ein Segel, der Sturm zwei. Die See ging fortwährend so hoch, daß uns das Essen die größte Mühe kostete. Mit einer Hand mußte man den Teller und zugleich sich selbst am Tische festhalten, während man mit der andern die Speisen dem Munde höchst mühsam zuführte. Des Nachts mußte ich mich in der Koje mit Mantel und Kleidern fest stauen (packen), um meinen Körper vor blauen Flecken zu schützen.

Am Morgen des 13. war ich schon mit Tagesanbruch auf dem Decke. Der Steuermann führte mich an die Schiffswand und hieß mir, den Kopf darüber hinaus zu halten und die Luft einzuathmen; — ich sog den herrlichsten Blüthenduft ein. Ueberrascht blickte ich umher und meinte das Land sehen zu müssen. Es lag jedoch noch weit entfernt, und nur der Sturm wehte den zarten Duft vom Lande her. Sonderbar war es, daß er innerhalb des Schiffes ganz verloren ging.

Das Meer selbst war bedeckt mit unzähligen Leichen armer Schmetterlinge und Nachtfalter, die ebenfalls der Sturm in's Meer getragen. Auf einer der Schiffsbrauen ruhten zwei niedliche Vögelchen, noch ganz matt und erschöpft von dem ungewohnten weiten Fluge.

Für uns, die wir 2 1/2 Monate lang nichts als Himmel und Wasser gesehen hatten, waren all' diese Erschei-

---

\*) Das Logbuch ist das Tagebuch des Schiffers. Alle 4 Stunden wird darin genau verzeichnet, welche Winde man hatte, wie viele Meilen man gesegelt u. s. w., kurz alle Begebenheiten. Mit diesem Buche muß sich der Kapitän beim Schiffseigenthümer ausweisen.



nungen höchst ergötzlich, und wir spähten nun sehnächtig nach dem Cap Frio, welchem wir schon sehr nahe waren. Der Horizont war aber wolfig und neblig, und die Sonne hatte keine Kraft den trüben Schleier zu zerreißen. Wir hofften auf den nächsten Morgen, — da brach in der Nacht ein neuer Sturm aus, der bis 2 Uhr anhielt. Das Schiff wurde so weit als möglich in die offene See gesteuert, und wir waren am Ende noch glücklich, am Tage dieselbe Höhe und Breite wieder zu erreichen, die wir Abends zuvor gehabt hatten.

Auch heute, den 14. September, gelang es der Sonne nur selten, das düstere Gewölke zu durchbrechen; dabei war es sehr kalt, der Thermometer stieg nur auf 14 Grade. Nachmittags waren wir endlich so glücklich, die Umrisse des Cap Frio (60 Meilen von Rio de Janeiro entfernt) zu erblicken, doch nur auf einige Stunden, denn ein abermaliger Sturm zwang uns wieder die hohe See zu suchen.

Am 15. September war und blieb alles Land unsern Augen entrückt, und nur einige Möven, Wassertauben von Cap Frio, verriethen uns die Nähe desselben, und gewährten uns einige Zerstreuung. Sie schwammen dicht an der Seite des Schiffes und verschlangen begierig jedes Stückchen Fleisch oder Brot, das wir ihnen zuwarfen. Die Matrosen fischten mit Angeln nach ihnen, und waren wirklich so glücklich, welche zu fangen. Sie setzten sie auf das Deck, und da sah ich zu meinem Erstaunen, daß sie sich vom Boden gar nicht erheben konnten. Wenn wir sie berührten, schleppten sie sich nur höchst mühsam einige Schritte weiter, während sie sich von der Wasser-

fläche mit bedeutender Schnelligkeit erhoben, und sehr hoch fliegen konnten.

Gerne hätte einer der Herren einen getödtet, um ihn auszustopfen; allein der Aberglauben der Schiffer protestirte dagegen. Sie sagten: Wenn man auf dem Schiffe Vögel tödtet, fallen dauernde Windstillen ein. Wir folgten ihrem Wunsche und übergaben sie wieder ihrem Luft- und Wasser-Elemente.

Es war uns dieß ein neuer Beweis, daß der Aberglaube unter den Seeleuten noch sehr heimisch ist. In der Folge kamen mir noch viele Beispiele vor. So sah es auf einem Schiffe der Kapitän sehr ungern, daß sich die Reisenden mit Karten- oder andern Spielen erlustigten, — auf einem andern Schiffe sollte Niemand des Sonntags schreiben, u. s. w. Bei Windstillen wurden häufig leere Tonnen oder Stücke Holz in das Meer geworfen — vermuthlich, um dadurch den Göttern der Winde Opfer zu bringen.

Am 16. September. Morgens waren wir endlich so glücklich, die vor Rio de Janeiro gelegenen Gebirge zu erblicken, unter welchen wir auch sogleich den Zuckerhut herausfanden. Schon um 2 Uhr Mittags fuhren wir in die Bucht und in den Hafen von Rio de Janeiro ein.

Gleich am Eingange dieser Bucht liegen mehrere Bergkegel, die sich theils, gleich dem Zuckerhute, einzeln aus der See erheben, theils am Fuße mit andern zusammenhängen und beinaß' unbesteigbar sind \*). Durch die-

---

\*) Vor mehreren Jahren hat ein Matrose den Versuch ge-

ses „Meergebirge“, wie ich es nennen möchte, bilden sich die überraschendsten Ansichten, indem man bald wunderbare Schluchten, bald einen reizend gelegenen Theil der Stadt, bald wieder das hohe Meer, bald wieder eine herrliche Bucht erblickt. Aus der Bucht selbst, an deren Ende die Hauptstadt liegt, entsteigen Felsmassen, die Festungswerken als Grundlagen dienen. Auf einigen der Bergkuppen oder Hügel liegen Kapellen und auch Festungswerke. An eines der größten der letzteren, an St. Cruz, muß man so nahe als möglich heranzufahren, um die nöthigen Auskünfte zu ertheilen.

Von dieser Festung rechts zieht sich der schöne Gebirgsrücken *Sera dos Orgãos* hin, der, nebst andern Bergen und Hügeln, eine herrliche Bucht umsäumt, an deren Ufer das Städtchen *Praya-grande*, einige Dorfschaften und einzelne Gehöfte liegen.

Am Ende der Hauptbucht breitet sich *Rio de Janeiro* aus, von einer mittelhohen Gebirgskette umgeben (wovon unter der *Corcovado*, von 2100 Fuß), hinter welcher sich auf der Landseite das Orgelgebirge erhebt, das seinen Namen den vielen riesigen, gleich Orgelpfeifen in Reih und Glied aufgestellten Zacken verdankt. (Die höchste Spitze darunter von 5000 Fuß.)

Ein Theil der Stadt ist, wie bereits bemerkt, durch den Telegraphenberg und mehrere Hügel verborgen, auf welchen nebst dem Telegraphen, ein Kapuzinerkloster und

---

macht, den Zuckerhut zu erklimmen; es gelang ihn zwar dessen Höhe zu erreichen, aber nicht, wieder herabzukommen. Wahrscheinlich glitt er aus und stürzte in die See.

andere kleine Gebäude liegen. Von der Stadt sieht man mehrere Häuserreihen und Plätze, das große Spital, die Klöster St. Luzia und Moro do Castello, das Convent St. Bento, die schöne Kirche St. Candelaria und einige Theile der wahrhaft großartigen Wasserleitung. Knapp an der See liegt der öffentliche Stadtgarten (Passeo publico), der durch seine hübschen Palmen, wie durch eine elegante, gemauerte Gallerie mit zwei Pavillons sehr in die Augen fällt. — Links stehen auf Anhöhen einzelne Kirchen und Klöster, als St. Gloria, St. Theresia u. s. w. An diese reihen sich die Praya Flamengo und Botafogo, ausgedehnte Dörfer mit schönen Villen, niedlichen Gebäuden und Gärten, die sich bis in die Nähe des Zuckerrhutes verlieren, und so das wundervollste Rundgemälde schließen. — Zu all diesem geben nun noch die vielen Schiffe, die theils im Hafen vor der Stadt, theils in den verschiedenen Buchten vor Anker liegen, — die reiche, üppige Vegetation, das viele fremdartige und überseeische ein Bild, dessen Reize umfassend zu schildern meiner Feder leider nicht möglich ist.

Selten ist man so glücklich, sich gleich bei der Einfahrt eines so schönen ausgedehnten Anblickes zu erfreuen, wie er mir zu Theil wurde, — Nebel, Wolken, oder ein feuchter Dunstkreis verdecken häufig einzelne Partien und stören dadurch den wunderbaren Eindruck des Ganzen.

In solch' einem Falle rathe ich jedem, der einige Zeit in Rio de Janeiro bleibt, an einem vollkommen heiteren Tage mit einem Kahne bis St. Cruz zu fahren, um sich diesen einzig schönen Anblick zu verschaffen.

Es wurde beinahe dunkel bis wir den Ankerplatz erreichten. Erst mußten wir bei St. Cruz anhalten und Auskunft geben, dann auf einen Offizier warten, der die Pässe und versiegelten Briefe in Empfang nahm, dann auf den Arzt, der uns betrachtete, ob wir vielleicht nicht die Pest oder das gelbe Fieber mitbrächten, und endlich wieder auf einen Offizier, der verschiedene Pakete und Kisten in Empfang nahm, und uns den Ankerplatz anwies.

So war es für uns zu spät geworden, und es ging nur der Kapitän allein an's Land. Wir aber blieben auf dem Decke, und betrachteten noch lange das wunderherrliche Bild, bis die hereinbrechende Nacht Land und Meer tief überschattete.

Wir Alle gingen heute fröhlich zur Ruhe, wir hatten das schöne Ziel der langen Reise ohne große Unfälle glücklich erreicht, — nur die arme Schneidersfrau erwartete eine herbe Nachricht, die ihr der gute Kapitän heute noch verschwieg, um sie der Nachtruhe ungestört genießen zu lassen. — Als nämlich der Schneider Kunde erhielt, daß sich seine Frau wirklich auf der Reise befände, ging er mit einer Megerin durch, und hinterließ nichts als — Schulden.

Die arme Frau hatte ihr sicheres Brod im Vaterlande aufgegeben (sie ernährte sich durch Spitzen- und Kleiderpußen), ihr Erspartes der Reise geopfert, und nun saß sie verlassen und hilflos in einem fremden Welttheile \*).

---

Von Hamburg bis Rio de Janeiro gegen 7500 Seemeilen.

---

\*) Einige Tage nach ihrer Ankunft nahm sie die würdige Familie Ballemant bei sich auf.

## **Ankunft und Aufenthalt in Rio de Janeiro.**

**Einleitung. Ankunft. Beschreibung der Stadt. Die Schwarzen und ihre Verhältnisse zu den Weißen. Künste und Wissenschaften. Klosterfeste. Tausch der kaiserlichen Prinzessin. Feste in den Kasernen. Klima und Vegetation. Sitten und Gebräuche. Einige Worte an die Auswanderer. Statistische Notizen über Brasilien.**

**I**ch hielt mich, die kürzeren und längeren Ausflüge in das Innere des Landes abgerechnet, über zwei Monate in Rio de Janeiro auf; will aber meine Leser durchaus nicht mit einem vollständigen Verzeichnisse aller geringfügigen, alltäglichen Ereignisse ermüden, sondern ihnen nur im Allgemeinen das Hervorragende der Stadt, und der Sitten und Gebräuche ihrer Einwohner erzählen, wie ich Gelegenheit hatte es während meines Aufenthaltes kennen zu lernen; die Beschreibung meiner Ausflüge werde ich in der Form eines Anhangs folgen lassen, und erst dann wieder den Faden meines Tagebuches ergreifen.

Es war am 17. September Morgens, als ich nach beinahe 2½ Monaten zum erstenmale wieder festen Boden betrat. Der Kapitän geleitete uns Reisende selbst an's Land, nachdem er noch Jedem angelegentlich empfohlen hatte, ja nichts einzuschmuggeln und ganz besonders keine versiegelten Briefe. „Nirgends,“ versicherte

er, „seien die Zollbeamten so strenge und die Strafen so groß.“

Als wir das Wachtschiff erblickten, waren wir daher beinahe ängstlich, und meinten vom Kopfe bis zu den Füßen untersucht zu werden. Der Kapitän bat um die Erlaubniß, mit uns an's Land gehen zu dürfen. Dies wurde sogleich bewilligt, — und damit war die ganze Sache abgethan. So lange wir auf dem Schiffe wohnten, und nach der Stadt hin- und herfuhrten, wurden wir nie einer Untersuchung ausgesetzt; nur als wir Kisten und Koffer mitnahmen, mußten wir nach dem Zollhause fahren, wo die Untersuchung strenge, und der Zoll für Waaren, Bücher u. s. f. sehr groß ist.

Wir landeten an der *Praya dos Mineiros*, einem schmutzigen, ekelhaften Plage, bevölkert mit einigen Dutzenden eben so schmutziger, ekelhafter Schwarzen, die auf dem Boden kauerten, und Früchte und Näscherien zum Verkaufe laut schreiend und preisend anboten. — Von da kamen wir gleich in die Hauptstraße (*Rua direita*), deren einzige Schönheit ihre Breite ist. Sie enthält mehrere öffentliche Gebäude, wie das Zollhaus, die Post, die Börse, Wache u. s. w., die aber Alle so unansehnlich sind, daß man sie gar nicht bemerken würde, ständen nicht immer viele Leute davor.

Am Ende dieser Straße liegt das kaiserliche Schloß, ein ganz gewöhnliches großes Privatgebäude, ohne Ansprüche auf Geschmaç und schöne Architektur. Der Platz davor (*Largo do Paco*), mit einem einfachen Brunnen geziert, ist sehr unrein, und dient des Nachts vielen armen, freien Negern zur Schlafstelle, die dann des Morgens

ihre Toilette ganz ungenirt vor aller Leute Augen machen. Ein Theil des Platzes ist von einer Mauer umfaßt, und wird als Fisch-, Obst-, Gemüse- und Geflügel-Markt verwendet.

Von den übrigen Straßen sind noch die Rua Misericordia und Ouvidor die interessantesten, letztere enthält die reichsten und größten Waarenlager, doch darf man weder die schönen Auslagen europäischer Städte erwarten, noch findet man besonders viel Schönes oder Kostbares. Das einzige, was mich besonders anzog, waren die Blumen-Magazine, in welchen die herrlichsten Blumen, künstlich aus Vogelfedern, Fischschuppen und Käferflügeln verfertigt, zur Schau gestellt waren.

Unter den Plätzen ist der Largo do Rocio der schönste, der Largo St. Anna der größte. Auf ersterem, der auch stets ziemlich reinlich gehalten wird, stehen das Opernhaus, das Regierungsgebäude, die Polizei u. s. f. Von hier gehen auch die meisten Omnibus aus, welche die Stadt in allen Richtungen durchkreuzen.

Der letztere ist unter allen Plätzen der schmutzigste; als ich ihn das erstemal betrat, sah ich halbverweste Hunde und Katzen, — ja selbst ein derartiges Maulthier darauf liegen. — Ein Brunnen ist die einzige Zierde dieses Platzes, und beinahe möchte ich es vorziehen, diesen Brunnen hier auch nicht zu sehen, denn, da das Süßwasser in Rio de Janeiro eben nicht in Ueberfluß vorhanden ist, so schlägt die edle Wäscherzunft ihre Stätte auf, wo sich eben Wasser findet, und ganz besonders gerne, wo dabei auch gleich ein Platz zum Trocknen ist. Da wird also



gewaschen und getrocknet, geschrien und gelärmt, daß man froh ist, den Platz hinter sich zu bekommen.

Die Kirchen bieten nichts Sehenswerthes, weder von Außen noch von Innen. Am meisten täuschen noch die Kirche und das Kloster St. Bento, und die Kirche Candelaria, die sich von der Ferne besonders gut machen.

Der einzig wahrhaft schöne und großartige Bau ist die Wasserleitung, die an manchen Stellen wirklich einem ächt römischen Werke gleicht.

Die Häuser sind nach europäischer Art gebaut, aber klein und unansehnlich; die meisten haben nur ein Erdgeschos, oder ein Stockwerk, — zwei Stockwerke sind eine etwas seltene Sache. Auch findet man hier nicht, wie in andern heißen Ländern, Terrassen und Veranden mit schönen Geländern und Blumen geziert. Geschmacklose und kleine Balkone hängen an den Wänden, und plumpe hölzerne Läden schließen die Fenster, um der Sonne jeden Blick in die Zimmer zu verwehren. Man sitzt beinahe in vollkommener Dunkelheit, was übrigens den brasilianischen Damen, die sich im Arbeiten oder Lesen gewiß nie übernehmen, höchst gleichgültig ist.

Die Stadt bietet also an Plätzen, Straßen und Gebäuden dem Fremden durchaus nichts Anziehendes; wahrhaft abschreckend sind aber die Menschen, welchen man begegnet — beinahe durchgehends nur Neger und Negerrinnen mit den plattgedrückten, häßlichen Nasen, den wulstigen Lippen und kurz gekrausten Haaren. Dazu sind sie meist noch halb nackt, mit elenden Lumpen bedeckt, oder sie stecken in europäisch geformten, abgetragenen Kleidungsstücken ihrer Herren. Auf 4 — 5 solcher Schwar-

zen kommt dann ein Musatte, und nur hie und da leuchtet ein Weißer hervor.

Noch widerlicher wird das Bild durch die häufigen Gebrechen, die man überall gewahrt, und worunter ganz besonders die Elephantiasis in schreckliche Klumpfüße ausartet; an Blindheit und andern Uebeln ist auch kein Mangel vorhanden. Ja sogar auf Hunde und Katzen, die in großer Anzahl in den Gassen umher laufen, erstreckt sich die allgemeine Häßlichkeit — auch diese sind meist schäbig, oder voll Wunden und Räuden.

Hierher möchte ich jeden Reisenden zaubern, der vor dem Betreten der Gassen Konstantinopels zurückschreckt, der von dieser Stadt behauptet, der Anblick des Innern zerstöre den Eindruck des Außern.

Es ist wahr, daß das Innere Konstantinopels auch höchst unrein ist, daß die vielen kleinen Häuser, die engen Gassen und holprigen Wege, die garstigen Hunde u. s. w. dem Beschauer nicht sehr malerisch erscheinen; — doch bald stößt er wieder auf herrliche Bauten maurischer und römischer Zeiten, auf wundervolle Moscheen und majestätische Balläste, und setzt seine Wanderungen fort durch unermessliche Friedhöfe und träumerische Cypressen-Wälder. Er tritt ausweichend zur Seite vor einem Pascha oder hohen Priester, der auf stolzem Rosse reitet und von glänzender Dienerschaft umgeben ist, — er begegnet Türken, in edle Tracht gehüllt, Türkinnen, deren Feueraugen durch den Schleier glänzen, — er sieht Perser mit hohen Mützen, Araber mit edlen Gesichtsbildungen, dazwischen Dermische mit Narrenmützen und gefalteten Weiberröcken, und von Zeit zu Zeit herrlich bemalte, vergol-

dete Wagen, von prächtig geschnittenen Ochsen gezogen. — Dies Alles sind Erscheinungen, die reichlich entschädigen für das Häßliche, das man hier und da erschaut. Dagegen findet man im Innern Rio de Janeiro's nichts, das erfreuen und entschädigen kann, sondern überall tritt hier nur Ekelfhaftes und Widerliches vor die Augen.

Erst, nachdem ich manche Woche hier verbracht hatte, war ich in etwas an den Anblick der Schwarzen und Mulatten gewöhnt, und ich fand dann auch unter den jungen Negerinnen artige Gestalten, und unter den etwas dunkelgefärbten Brasilianerinnen und Portugiesinnen hübsche, ausdrucksvolle Gesichter; minder scheint die Gabe der Schönheit dem männlichen Geschlechte verliehen zu sein.

Die Lebhaftigkeit auf den Straßen ist bei weitem nicht so groß, als man nach so vielen Beschreibungen vermuthen würde, und durchaus nicht mit jener in Neapel oder Messina zu vergleichen. Den meisten Lärm machen die lasttragenden Neger, und darunter besonders Jene, welche die Kaffeefässer an Bord der Schiffe schleppen; sie stimmen dabei einen eintönigen Gesang an, der ihnen zum Takte dient, um gleichen Schritt zu halten, übrigens sehr widrig klingt; doch hat er das Gute, daß der Fußgänger dadurch aufmerksam gemacht wird, und bei Zeiten aus dem Wege gehen kann.

In Brasilien werden alle schweren und unreinen Arbeiten in und außer dem Hause durch Schwarze verrichtet, die hier überhaupt die Stelle des niederen Volkes vertreten. Doch lernen auch viele Handwerke, und manche derselben sind dabei den geschicktesten Europäern gleichzustellen. Ich sah in den elegantesten Werkstätten Schwarze

mit Verfertigung von Kleidern, Schuhen, Tapezier-, Gold-, Silber-Arbeiten u. s. w. beschäftigt, und traf manch zierlich gekleidetes Negermädchen, am feinsten Damenputze, an den zartesten Stickereien arbeitend. Ich glaubte fürwahr oft zu träumen, wenn ich diese armen Geschöpfe, die ich mir als freie Wilde in ihren heimatlichen Wäldern vorstellte, in den Läden und Zimmern solch' feine Geschäfte vollbringen sah! Und dennoch scheint es ihnen nicht so schwer zu fallen, als man glauben sollte. Sie verrichteten stets scherzend und munter ihre Arbeiten.

Unter der hiesigen sogenannten gebildeten Klasse sind manche, die, nach all' den Beweisen mechanischer Geschicklichkeit und auch geistiger Auffassung, welche die Schwarzen häufig entwickeln, noch immer behaupten, dieselben ständen an Geisteskraft so tief unter den Weißen, daß man sie nur als einen Uebergang vom Affen- zum Menschengeschlechte betrachten könnte. Ich gebe zu, daß sie einigermaßen entfernt von der geistigen Bildung der Weißen sind; finde aber die Ursache nicht in dem Mangel an Verstand, sondern in dem gänzlichen Mangel an Erziehung. Für sie ist keine Schule errichtet, sie bekommen keinen Unterricht, — kurz es geschieht nicht das Geringste, ihre geistigen Fähigkeiten zu entwickeln. Man hält ihren Geist wie in alten despotischen Staaten vorsätzlich in Fesseln, denn das Erwachen dieses Volkes dürfte den Weißen fürchterlich sein. An Zahl ist es ihnen um das Vierfache \*) überlegen, und käme es zu dem Bewußtsein dieser

---

\*) Man rechnet durchgehends auf 4 Schwarze einen Weißen.

Ueberlegenheit, dann könnten leicht die Weißen in jenen Zustand versetzt werden, in welchem sich bisher die unglücklichen Schwarzen befanden.

Aber ich versteige mich in Vermuthungen und Abhandlungen, die wohl gelehrten Männern zukommen, nicht aber mir, die ich die dazu nöthige Bildung durchaus nicht besitze; mein Zweck ist: nur einfach meine Anschauungen darzulegen.

Obwohl in Brasilien die Zahl der Sklaven sehr groß ist, so findet man doch nirgends einen Sklavenmarkt. Ihre Einfuhr ist öffentlich verboten, — doch werden alljährlich viele Tausende eingeschmuggelt und verkauft auf ganz geheimen Wegen, die Jedermann kennt und Jedermann benützt. Englands Schiffe kreuzen wohl beständig an der afrikanischen und brasilianischen Küste; kommt ihnen aber auch ein Sklavenschiff in die Hände, so sind die armen Schwarzen, wie man mir sagte, eben so wenig frei, als wären sie nach Brasilien gekommen. Sie werden alsdann nach den englischen Kolonien gebracht, wo sie nach zehn Jahren frei sein sollten. Die Besitzer lassen aber während dieser Zeit die Meisten sterben, — natürlich nur auf dem Papiere in ihren Ausweisen, und die armen Sklaven — bleiben Sklaven. — Doch wiederhole ich, daß mir dieß nur durch Erzählungen bekannt wurde.

Uebrigens ist das Loos der Sklaven nicht gar so schlecht, als viele Europäer glauben; sie werden in Brasilien im Durchschnitt ziemlich gut behandelt, man überhäuft sie nicht mit Arbeit, sie haben eine gute, kräftige Kost, und die Strafen sind weder gar so häufig noch

strenge; nur das Entlaufen wird hart geahndet. Außer einer tüchtigen Tracht Schläge bekommen sie noch Hals- oder Fußseisen, die sie ziemlich lange tragen müssen. Eine andere Art Strafe ist das Tragen von Blechlarven, die rückwärts durch ein Schloß gesperrt sind. Es werden damit die Säufer und die Erd- oder Kalkfresser bestraft. Während meines langen Aufenthaltes in Brasilien kam mir ein einziger Neger vor, der mit einer solchen Larve umher ging. Ich möchte beinahe zu behaupten wagen, daß das Loos der Sklaven im Ganzen minder schlecht ist, als jenes der russischen, polnischen oder ägyptischen Bauern, die man nicht Sklaven nennt.

Interessant war es mir, daß ich einst von einem Neger zur Pathin gebeten wurde, dabei aber weder einer Taufe noch einer Firmung beiwohnte. Es herrscht hier nämlich die Sitte, daß ein Sklave, der irgend etwas gethan hat, wofür er einer Züchtigung gewärtig ist, zu einem Freunde seines Besitzers zu fliehen sucht, und selben um ein Briefchen bittet, worin um Nachlaß der Strafe angesucht wird. Der Aussteller eines solchen Briefes erhält den Titel eines Pathen, und es würde für die größte Unart angesehen werden, die Bitte des Pathen nicht zu erfüllen. Ich war so glücklich, auf diese Art einen Sklaven von einer Strafe zu retten.

Die Stadt ist ziemlich gut beleuchtet, und zwar bis zu einem bedeutenden Umfange, eine Maßregel, die der vielen Schwarzen wegen eingeführt wurde. Auch darf nach 9 Uhr Nachts kein Sklave auf der Straße getroffen

werden, ohne von seinem Herrn einen Schein zu haben, daß er in dessen Auftrage gehe. Ertappt man ihn ohne Schein, so kommt er augenblicklich in das Strafhaus, wo ihm der Kopf geschoren wird, und er so lange bleiben muß, bis ihn sein Herr gegen Erlegung von 4 — 5 Milreis \*) auslöst. In Folge dieser Einrichtung kann man mit ziemlicher Sicherheit zu jeder Stunde der Nacht auf der Straße gehen.

Eine der größten Unannehmlichkeiten Rio de Janeiro's ist der gänzliche Mangel an Abzugsgräben. Bei starken Regengüssen ist jede Straße ein förmlicher Strom, über welchen man zu Fuß nicht setzen kann; man muß sich von Regern hinüber tragen lassen. Gewöhnlich hört da aller Verkehr auf, die Straßen sind verödet, keiner Einladung wird Folge geleistet, ja selbst die Wechsel werden an solchen Tagen nicht eingelöst. Einen Wagen zu mietzen entschließt man sich sehr schwer, da hier der alberne Gebrauch herrscht, für eine kurze Fahrt eben so viel zu bezahlen, als benützte man den Wagen für den ganzen Tag; eines wie das andere kostet 6 Milreis. Die Wagen sind halbgedeckt, mit einem Sitze für zwei Personen, mit zwei Maulthierern bespannt, auf deren einem der Kutscher reitet. Nach englischer Art und mit Pferden findet man Wagen und Bespannung nur sehr selten.

Was die Künste und Wissenschaften betrifft, so will ich nur mit wenigen Worten der Akademie der bildenden Künste, des Museums, des Theaters u. s. w. erwähnen. In der Akademie der bildenden Künste steht

\*) Ein Milreis ist nach österreichischem Gelde 1 fl. 8 kr.

man von Allem etwas, und doch eigentlich nichts, — einige Figuren und Büsten, größtentheils von Stips, einige Baupläne, Handzeichnungen und eine Sammlung sehr alter Oelgemälde. Bei diesen kam es mir wahrhaftig vor, als sei irgend eine Privatgalerie gemustert, und der Ausschuss hieher bei Seite gestellt worden. Die meisten der Oelgemälde sind so arg beschädiget, daß man kaum mehr erkennt, was sie vorstellen sollen, was übrigens nicht sehr schade ist. Das einzige Interessante besteht in ihrem ehrwürdigen Alter. Einen grellen Gegensatz bilden die von den Schülern gefertigten Copien. Waren in den alten Bildern die Farben schon verblichen, so glänzten sie hier dafür im Ueberflusse. Da erscheinen alle Farben, roth, gelb, grün, u. s. w. in ihrer vollsten Reinheit, nirgends war an ein Mischen, Dämpfen oder Verschmelzen derselben zu denken. Ich weiß noch heut zu Tage nicht, hatten die guten Schüler im Sinne, eine neue Schule für das Colorit zu gründen, oder wollten sie nur an ihren Copien das gut machen, was die Zeit an den Originalien verdorben hatte!

Unter den Schülern gab es so viel Schwarze und Mulatten, als Weiße; doch war im Ganzen die Anzahl ziemlich klein.

Auf einer beinahe noch niedrigeren Stufe steht die Musik, besonders was Klavierspiel und Gesang anbelangt. In jeder Familie hört man die Töchter spielen und auch singen; aber die guten Leute haben von Takt, Vortrag, Einteilung, Tempo u. s. w. gar keinen Begriff, so daß selbst die leichtesten, gesangvollsten Stücke oft gar nicht zu erkennen sind. Die Kirchenmusik ist etwas wenigens besser;



indessen läßt die Hofkapelle noch Manches zu wünschen übrig. Am besten ist noch die Militärmusik, die meist von Negern und Mulatten aufgeführt wird.

Das Opernhaus verspricht von Außen nicht viel des Schönen und Ueberraschenden, und man ist daher sehr erstaunt, im Innern herrliche, große Räume, eine breite und tiefe Bühne zu erblicken. Es mag wohl über 2000 Personen fassen. Vier Reihen geräumiger Logen erheben sich über einander, deren Balustraden, aus zierlich gearbeiteten, eisernen Gittern bestehend, dem Theater ein geschmackvolles Aussehen verleihen. Das Parterre wird nur von Männern besucht. Ich sah die Oper *Lucrezia Borgia* von einer italienischen Gesellschaft ziemlich gut aufführen; auch die Dekorationen und das Kostüm waren nicht übel.

So wie ich beim Besuche des Theaters angenehm enttäuscht wurde, so erfolgte beim Besuche des Museums gerade das Gegentheil. Ich erwartete in einem, von der Natur so reich und üppig ausgestatteten Lande, auch ein großes, reiches Museum, und fand — zwar viele große Säle, die einst vielleicht einmal angefüllt werden mögen, jetzt aber noch sehr leer waren. Am vollständigsten und wirklich schön fand ich nur die Sammlung der Vögel; mangelhaft ist die der Mineralien, und armselig jene der vierfüßigen Thiere und der Insekten. Am meisten beschäftigten meine Neugierde vier recht wohl erhaltene Köpfe von Wilden, wovon zwei dem Stamme der Malaien, und zwei jenem der Neuseeländer angehörten; besonders die Letzteren konnte ich mir nicht genug ansehen, da sie ganz tätowirt, mit den schönsten, kunstvollsten Zeichnungen

überdeckt und so gut erhalten waren, als hätten sie erst aufgehört zu leben.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in Rio de Janeiro wurden die Säle des Museums gerade ausgebessert, und man sprach auch von einer neuen Eintheilung. Es war daher dem Besuche nicht geöffnet, und ich verdankte nur der Güte des Herrn Direktor Riedl, daß ich es besuchen konnte. Er machte selbst meinen Führer und bewauerte gleich mir, daß in diesem Lande, wo es so leicht wäre, ein reichhaltiges Museum zusammenzustellen, so wenig dafür geschehe.

Noch besuchte ich das Atelier des Bildhauers Petrich, eines gebornen Dresdners, der eigens aus Rom nach dem hiesigen Hof berufen wurde, um eine Statue des Kaisers in Carrara-Marmor auszuführen. Der Kaiser ist in Lebensgröße, in stehender Haltung, im vollen Ornate, den Hermelin-Mantel über die Schultern geworfen, dargestellt. Der Kopf ist treffend ähnlich und das ganze Bild mit künstlerischer Geschicklichkeit dem Steine abgerungen. — Ich glaube dies Monument war für ein öffentliches Gebäude bestimmt.

Ich war so glücklich, während meiner Anwesenheit zu Rio de Janeiro Zeuge mehrerer Feste zu sein.

Das erste war am 21. September in der Kirche St. Cruz, wo ich der Feier des Landespatrons bewohnte. Schon des Morgens waren vor der Kirche einige hundert Mann Militär aufgestellt, und eine recht gut eingetübte Musikkapelle erkundete muntere Stücke. Zwischen 10 und 11

Uhr kamen nach und nach Offiziere und Beamte, und zwar, wie man mir sagte, zuerst die vom niederen Range; beim Eintritte in die Kirche wurde Jedem ein braunrothes, seidenes Mäntelchen umgehängt, das die Uniform ganz verdeckte. So oft nun einer von höhern Range erschien, standen alle schon in der Kirche Besindlichen auf, gingen dem Neueintretenden bis an die Kirchenthüre entgegen, und geleiteten ihn ehrfurchtsvoll zu seinem Plaze. Zuletzt kam der Kaiser mit seiner Gemalin. Der Kaiser ist sehr jung (er hatte noch nicht volle 21 Jahre), dabei aber 6 Fuß hoch und äußerst corpulent; er sieht in die Habsburg-Lothringische Familie. Die Kaiserin (eine neapolitanische Prinzessin) ist klein und schwächlich, und nimmt sich sonderbar neben der athletischen Gestalt ihres Gemals aus.

Gleich nach dem Eintritte des Hofes begann das Hochamt, welchem Alles sehr andächtig zuhörte, und nach dessen Beendigung das Herrscherpaar, auf dem Wege durch die Kirche bis zum Wagen, die harrende Menge zum Handkusse ließ. Es wurden mit dieser Auszeichnung nicht bloß die hohen Offiziere und Beamten beehrt, sondern Jedermann, der sich hinzu drängte.

Das zweite und glänzendere Fest fand am 19. Oktober statt: es war das Namensfest des Kaisers, und wurde in der Hofkapelle durch ein Hochamt gefeiert. Diese Kapelle befindet sich nahe am kaiserlichen Palaste, mit welchem sie mittelst einer gedeckten Gallerie verbunden ist. Bei dem Hochamte waren, außer der kaiserlichen Familie, auch die Generalität und die hohen Staatsbeamten gegenwärtig, aber in voller Prachtuniform, ohne die häßlichen seidenen Mäntelchen. Ringsum machten die Lanzenträger (Garde)

Spalier. Von dem Reichthume und der Uebersülle an Goldstickereien, an Epauletten, schön gefassten Orden u. s. w. kann man sich wirklich keinen Begriff machen, und ich glaube kaum, daß man an irgend einem Hofe Europa's Aehnliches sehen dürfte.

Während des Hochamtes versammelten sich die Gesandten der auswärtigen Mächte, so wie die hoffähigen Kavaliers und Damen im Ballaste, woselbst nach der Rückkehr des Kaisers allgemeiner Handluß stattfand. Die Gesandten nahmen jedoch keinen Theil daran, sie machten nur einfache Verbeugungen.

Man konnte diese erhebende Feierlichkeit ganz bequem von dem Plage aus sehen, da die Fenster sehr niedrig sind und überdies geöffnet waren.

Auf den kaiserlichen Schiffen, mitunter auch auf andern, werden bei dergleichen Festen fortwährend Kanonen abgeseuert.

Am 2. November, am Armen-Seelen-Tage, sah ich wieder Feste anderer Art, — Kirchenfeste; — in diesen Tagen wandert Jung und Alt von einer Kirche zur andern, um für die Verstorbenen zu beten.

Es herrscht hier der sonderbare Gebrauch, daß nicht alle Verstorbenen auf dem Friedhofe, sondern manche auch gegen besondere Bezahlung in der Kirche selbst begraben werden, zu welchem Zwecke in jeder Kirche besondere Hallen erbaut sind, deren Seitenwände gemauerte Katafomben enthalten. Der Leichnam des Verstorbenen wird mit Kalk bestreut, in eine solche Katakombe gelegt, und nach 8 oder 10 Monaten ist das Fleisch verwest. Man nimmt nun die Gebeine heraus, reiniget sie durch Kochen und verwahrt sie in

einer Urne, auf welcher der Name des Verstorbenen, sein Geburtstag u. s. w. verzeichnet ist. Diese Urnen werden in den Gängen aufgestellt oder wohl auch von den Verwandten mit nach Hause genommen.

Am Aller-Seelentage nun werden die Seitenwände der Hallen mit schwarzen Stoffen, Goldtressen und andern Zierathen ausgeschmückt, die Urnen auf erhöhte Gestelle gesetzt, mit Blumen und Bändern reich behangen und durch viele Wachslichter in silbernen Armluchtern und Lustern erleuchtet. Da geht es denn vom frühen Morgen bis Mittag äußerst lebhaft zu; die Frauen und Mädchen beten für die Manen ihrer verstorbenen Verwandten, und die jungen Herren sind so neugierig wie bei uns in Europa, sie wollen die Mädchen beten sehen.

Frauen und Mädchen gehen an diesem Tage schwarz gekleidet, und tragen häufig zum großen Aerger der neugierigen, jungen Herren, über Kopf und Gesicht einen schwarzen Schleier, — mit einem Hute darf man überhaupt bei keinem Kirchensfeste erscheinen.

Jedoch das glänzendste aller Feste, die ich hier sah, war die Taufe der kaiserlichen Prinzessin. Diese Feierlichkeit fand am 15. November in der Hofkapelle statt, die durch eine, zu diesem Zwecke eigens gebaute, offene Gallerie mit dem Pallaste verbunden war.

Gegen 3 Uhr Nachmittag stellte sich eine Menge Militär auf dem Schloßplatze auf, die Garden vertheilten sich auf den Gallerien und in der Kirche, und das Musikchor spielte schöne Melodien, darunter häufig die Volkshymne, die angeblich der letztverstorbene Kaiser, Peter I., komponirt hat. Eine Equipage nach der andern kam an

den Ballast gefahren, und setzte glänzend gepuzte Herren und Frauen ab.

Um 4 Uhr begann der Zug sich aus dem Ballaste zu bewegen. An der Spitze war das in rothen Sammt gekleidete Hof-Musikchor, welchem 3 Herolde in altspanischer Tracht, mit prächtig geschmückten Federhüten und schwarzsammtnen Anzügen folgten. Weiter kamen Gerichtspersonen und Beamte jeder Behörde, Kammerherren, Hofärzte, Senatoren und Deputirte, Generale und Geistliche, Staatsrätbe und Sekretäre, — erst am Ende dieses langen Zuges erschien der Haushofmeister der kleinen Prinzessin, die er auf einem prachtvollen, weißsammtnen Kissen, mit breiten Goldtreffen besetzt, auf den Armen trug. Unmittelbar hinter ihm folgte der Kaiser und die Amme der kleinen Prinzessin, umgeben von den vornehmsten Kavaliern und Hoffrauen. Als der Kaiser unter die Triumphpforte der Gallerie vor das Pallium der Kirche kam, nahm er selbst sein Töchterchen auf die Arme und wies es dem Volke, — eine Sitte, die mir ungemein gefiel und die ich sehr passend fand.

Die Kaiserin \*) mit ihren Hofdamen war indessen durch die innern Gänge auch schon in die Kirche gelangt, wo nun ungesäumt die Feierlichkeit begann. Der Moment der Taufe wurde durch Kanonenschüsse, Pelotonfeuer und Raketen \*\*) der ganzen Stadt verkündet. Nach Beendigung der Feierlichkeit, die über eine Stunde währte, ging

\*) Die Prinzessin war schon vor 3 Monaten geboren.

\*\*) Raketen und kleine Feuerwerke werden bei jedem Kirchenfeste, theils vor der Kirche, theils unweit davon abgebrannt, und zwar, was sehr komisch ist, — stets bei hellem Tage.

der Zug wieder in derselben Ordnung zurück, und nun wurde die Kapelle dem Volke zum Besehen eröffnet. Auch mich zog die Neugierde hinein, und ich muß sagen, ich war überrascht von der Pracht und dem Geschmade, mit welchem sie ausgestattet war. Kostbare Seiden- und Sammstoffe, verziert mit Goldfransen, überklebten die Wände, und reiche Teppiche bedeckten den Boden. In der Mitte des Schiffes, auf großen Tafeln, waren sämtliche Prachtstücke des Kirchenschatzes zur Schau gestellt; — da standen goldene und silberne Kannen, ungeheure Schüsseln, Teller und Becher, mit künstlichen Gravirungen oder getriebener oder durchbrochener Arbeit, — wunderherrliche Krystallgefäße enthielten die schönsten Blumen, und schwere Armleuchter mit zahllosen Lichtern flimmerten dazwischen. Auf einer abgesonderten Tafel in der Nähe des Hauptaltars sah man all' die kostbaren Gefäße und Geräthschaften, welche bei der Laufe gebraucht worden waren, und in einer Seitenkapelle stand die Wiege der Prinzessin, die mit weißem Atlas überzogen und mit Goldtreffen garnirt war.

Des Abends wurde die Stadt beleuchtet, oder besser gesagt „die öffentlichen Gebäude“, denn von den Privat-Hausbesitzern wird es nicht bestimmt verlangt, und aus eigenem Antriebe thun sie es entweder gar nicht, oder stecken höchstens einige Laternen aus den Fenstern hinaus, — eine Sache, die man sehr natürlich findet, wenn man weiß, daß solche Beleuchtungen 6 bis 8 Abende währen. Dagegen sind die öffentlichen Gebäude von oben bis unten mit unzähligen Lampen behangen, die ein ordentliches Feuermeer verbreiten.

Einzig in ihrer Art und wirklich anziehend fand ich die Feste, die an mehreren darauf folgenden Abenden zur Feier der Taufe in verschiedenen Kasernen gegeben wurden, und bei welchen sogar der Kaiser auf Augenblicke erschien. Es waren dieß zugleich von allen Festen, die ich hier sah, die einzigen, die nicht mit religiösen Feierlichkeiten in Verbindung standen. Sie wurden von den Soldaten selbst ausgeführt, unter welchen man die hübschesten und gewandtesten ausgewählt und in Tänzen und Evolutionen eingeübt hatte. Das schönste dieser Feste fand in der Kaserne Rua Barbone statt. In dem großen Hofe war eine halbrunde, sehr geschmackvolle Gallerie errichtet, in deren Mitte ein kleiner Tempel mit den Büsten des Kaiserpaares stand. Diese Gallerie war für die geladene Damenwelt bestimmt, die geschmückt, wie zu dem glänzendsten Balle erschien; an dem Eingange des Hofes wurden sie von den Offizieren empfangen und zu ihren Plätzen geleitet. Vor der Gallerie erhob sich die Bühne, an deren beiden Seiten noch viele Reihen Bänke für minder elegante Frauen aufgestellt waren; außerhalb der Bänke standen die Männer.

Um 8 Uhr fing das Musikchor zu spielen an, und kurz darauf begann die Vorstellung. Die Soldaten erschienen in verschiedenartigen Kostümen, — als Schotten, Polen, Spanier u. s. w.; auch fehlte es nicht an Tänzerinnen, die natürlich ebenfalls von gemeinen Soldaten vorgestellt wurden. Am meisten bewunderte ich, daß, Kleidung und Benehmen dieser männlichen Soldatenmädchen im höchsten Grade decent war. Ich hatte mich wenigstens auf einige Uebertreibungen gefaßt gemacht, und



im besten Falle kein sehr anmuthiges Bild erwartet; — ich war daher wahrhaft überrascht sowohl von der Korrektheit der Tänze und Evolutionen, als auch von dem vollkommenen Anstande, mit welchem die ganze Vorstellung durchgeführt wurde.

Das letzte Fest, welches ich sah, fand am 2. Dezember zur Feier des Geburtstages des Kaisers statt. Nach dem Hochamte war wieder Aufwartung der Chargen, allgemeiner Handkuß u. s. w. Zum Schlusse postirte sich das Kaiserpaar an ein Fenster des Ballastes, und ließ das Militär unter klingendem Spiele vorbei defiliren. Schwierig wird man irgendwo glänzender gekleidete Truppen sehen als hier, — jeder gemeine Mann könnte füglich für einen Lieutenant oder doch wenigstens für einen Unteroffizier gelten; nur Schade, daß Haltung, Größe und Farbe mit der Pracht der Kleidung nicht sehr im Einklange stehen, — hier sieht man ein 14jähriges Knäblein neben einem großen, tüchtigen Manne, dort einen Schwarzen neben einem Weißen u. s. w.

Die Ergänzung des Militärs geschieht durch Pressen, und die Zeit des Dienstes währt 4 bis 6 Jahre.

Viel hatt' ich in Europa gehört und gelesen von der Großartigkeit und Ueppigkeit der Natur in Brasilien, von dem ewig heitern, lachenden Himmel, von den wunderbaren Reizen des immerwährenden Frühlings.

Es ist wahr, daß die Vegetation hier so reich, der Wuchsthum so kräftig und üppig ist, wie vielleicht in keinem Lande der Welt, und daß Jeder, der das Wirken der Natur in vollster Kraft, in unaufhörlicher Thätigkeit sehen will, nach Brasilien kommen muß; — doch möge ja

Keiner glauben, daß hier auch Alles schön, Alles gut sei, und daß es nichts gebe, was vielleicht den Zauber des ersten Eindruckes schwächen könne.

Iubelt doch Jeder über das immerwährende Grün, über die unaufhörliche Frühlingspracht, und gibt am Ende gerne zu, daß auch das mit der Zeit seinen Reiz verliert. Man zöge es vor, lieber etwas Winter zu haben, indem das Erwachen der Natur, das Wiederaufleben der abgestorbenen Pflanzen, das Wiederkehren der balsamischen Frühlingsdüfte gerade deshalb am meisten Vergnügen gewährt, weil man es einige Zeit entbehrt hat.

Das Klima und die Luft fand ich höchst drückend und unangenehm, die Hitze, obwohl in der damaligen Jahreszeit im Schatten kaum 24 Grad übersteigend, sehr ermattend, — in den heißen Monaten, die von Ende Dezember bis in den Mai währen, steigt die Hitze im Schatten bis auf 30, in der Sonne bis über 40 Grad. Ich ertrug in Egypten eine größere Hitze weit leichter, als hier die mindere, was vielleicht daher rühren mag, daß es dort mehr trocken ist, während hier die größte Feuchtigkeit herrscht — Nebel und Gewölke sind an der Tagesordnung — Berge, Höhen, ja ganze Landstriche sind häufig in undurchdringliche Finsterniß gehüllt und die ganze Atmosphäre ist mit feuchten Dünsten geschwängert.

Im Monat November befiel mich ein anhaltendes Unwohlsein: ich fühlte mich, besonders in der Stadt, bald beklommen, matt und hinfällig, und nur der Güte und Freundschaft Herrn Weigers (Sekretär bei dem österreichischen Konsulate) und seiner Frau, die mich zu sich auf's Land nahmen und mir die möglichste Sorgfalt bewiesen,

hatte ich meine Genesung zu verdanken. — Ich schrieb meine Krankheit allein der ungewohnten feuchten Luft zu.

Die angenehmste Jahreszeit soll der Winter (von Juni bis Oktober) sein, der bei einer Wärme von 14 bis 18 Grad meist trocken und heiter ist. Diese Zeit benützt man auch vorzüglich zum Reisen. Während des Sommers soll es an heftigen Gewittern nicht fehlen; ich erlebte während meines Aufenthaltes in Brasilien nur drei wahrhaft bedeutende, von welchen jedes nach  $1\frac{1}{2}$  Stunden ausgewüthet hatte. Die Blitze waren fast unausgesetzt und verbreiteten sich gleich einem Feuermeere über den größten Theil des Horizontes; dagegen war der Donner nicht sehr bedeutend.

Reine, wolkenlose Tage (vom 16. Sept. bis 9. Dez.) waren so selten, daß ich sie wirklich hätte zählen können, und ich begreife es nicht, wie so mancher Reisende von dem ewig schönen, lachenden, blauen Himmel Brasiliens erzählen kann, — es müßte dieß während einer anderen Jahreszeit der Fall sein.

Auch der Genuß schöner Abende und einer langen Dämmerung geht hier ziemlich verloren; mit dem Untergang der Sonne eilt Alles nach Hause, da Finsterniß und Feuchtigkeit schnell darauf eintreten.

Die Sonne geht im hohen Sommer gegen  $6\frac{3}{4}$  Uhr, während der übrigen Zeiten um 6 Uhr unter; die Finsterniß stellt sich 20 — 30 Minuten darnach ein.

Eine weitere Unannehmlichkeit sind die Muskitos, Ameisen, Baraten, Sandflöhe u.s.w. Viele Nächte verbrachte ich sitzend, gepeinigt und gequält von den Stichen der Insekten. Kaum ist man im Stande die Lebensmittel vor den

Angriffen der Baraten und Ameisen zu sichern. Die Letzteren gar erscheinen oft in unermesslichen Zügen und ziehen über Alles, was in ihrem Wege liegt. Während meines Aufenthaltes auf dem Lande bei Herrn Geiger kam einst ein solcher Schwarm und durchzog einen Theil des Hauses. Es war wirklich interessant zu sehen, welch' regelmäßige Linie sie bildeten und wie sie durch keinen Gegenstand sich von ihrer eingeschlagenen Richtung ableiten ließen. Frau Geiger erzählte mir, daß sie einst des Nachts durch ein fürchterliches Jucken erweckt wurde. Sie sprang so rasch als möglich aus dem Bette, und ein solcher Ameisen-schwarm zog über ihre Schlafstelle. Es ist da nicht zu helfen, und man muß ruhig das Ende des Zuges abwarten, der oft 4 — 6 Stunden anhält. Die Lebensmittel schützt man gegen sie einigermaßen, indem man die Füße der Tische und Schränke in mit Wasser gefüllte Schüsseln setzt; — die Kleider, die Wäsche werden in genau sich schließende Blechkasten gelegt, um sie nicht nur vor den Ameisen, sondern auch vor den Baraten und der Feuchtigkeit zu sichern.

Am ärgsten wird man jedoch von den Sandflöhen gepeinigt, die sich meist an den Beinen unter den Nägeln, wohl auch an den Fußsohlen festsetzen. Sobald man an einem dieser Theile ein Jucken verspürt, muß man augenblicklich nachsehen; zeigt sich da ein schwarzes Pünktchen, umgeben von einem kleinen weißen Ringe, so ist ersteres der Floh, das zweite der Eiersack, den er in das Fleisch gelegt hat. Man sucht nun mit einer Nadel die Haut so weit zu lösen, als der weiße Ring sichtbar ist, hebt dann das Ganze aus und streut in den leeren Raum etwas

**Schnupstabaß.** Am besten ist es, zu dieser Operation den nächsten besten Schwarzen herbei zu rufen, da sie Alle dies Geschäft ganz kunstgerecht verstehen.

Was endlich die Naturerzeugnisse Brasiliens anbelangt, so fehlen ihm einige der wichtigsten Artikel. Wohl hat es seinen Zucker, seinen Kaffee, — aber kein Korn, keine Kartoffeln und selbst nicht unsere köstlichen Obstgattungen. Das Maniokmehl, das man unter die Speisen mischt, vertritt die Stelle des Brodes, ist aber lange nicht so kräftig und nahrhaft. Verschiedene süßlich schmeckende Knollengewächse sind auch nicht unsern Kartoffeln zu vergleichen, und von den Obstgattungen sind nur die Orangen, Bananen und Mangos ausgezeichnet; die hochgerühmte Ananas ist weder sehr aromatisch noch besonders süß; ich aß ungleich schwachere, die in europäischen Treibhäusern gezogen wurden. Die übrigen Obstgattungen sind des Aufzählens nicht werth. Was endlich zwei sehr nothwendige Lebensartikel, Milch und Fleisch, betrifft, so ist erstere sehr wässerig, letzteres sehr trocken.

Stellt man überhaupt, sowohl den Eindruck des Ganzen, als auch die einzelnen Vor- und Nachtheile Brasiliens jenen Europa's gegenüber, so wird sich die Waagschale wohl anfangs auf die Seite des ersteren, in der Folge aber um so gewisser auf die Seite des letzteren neigen.

Für den Reisenden ist Brasilien vielleicht das interessanteste Land der Welt, — als bleibenden Aufenthalt aber würde ich Europa unbedingt vorziehen.

Sitten und Gebräuche lernte ich zu wenig kennen, um im Stande zu sein, ein geeignetes Urtheil darüber abzugeben, und ich darf mich daher nur auf einzelne Bemerkungen beschränken. Im Ganzen scheinen jene von den Europäischen wenig abzuweichen, denn die jetzigen Besitzer des Landes stammen ja von Portugal her, und so könnte man süglich die Brasilianer in das Amerikanische übersepte Europäer nennen. Daß durch diese Uebersetzung manche Eigenschaften verloren gegangen, andere wieder hervorgetreten sind, ist wohl natürlich. Am stärksten tritt bei dem amerikanisch gewordenen Europäer die Sucht nach Geld hervor, die zur Leidenschaft wird und oft den furchtsamsten Weißen zum Helden macht, — denn Heldenmuth gehört fürwahr dazu, als Pflanze einer Plantage allein unter vielleicht hundertten von Sklaven zu leben, entfernt von jeder Hülfe, und mit der Aussicht, bei einem etwaigen Aufstande rettungslos verloren zu sein.

Diese erstaunliche Sucht nach Gewinn haben nicht bloß die Männer, sie ist auch den Frauen eigen und wird durch eine hier übliche Sitte sehr begünstigt. In Folge dieser setzt der Mann seiner Frau nie ein sogenanntes Stednadelgeld aus, sondern er schenkt ihr, je nach seinem Vermögen, einen oder mehrere männliche oder weibliche Sklaven, über die sie nach Willkür verfügen kann. Gewöhnlich läßt die Frau ihre Sklaven im Kochen, Nähen, Sticken, wohl auch in Handwerken unterrichten und vermietet sie dann Tag-, Wochen- oder Monatsweise \*) an

\*) Sie werden je nach ihren Dienstleistungen verschieden bezahlt. Das Gewöhnliche ist für eine gemeine Magd

Leute, die keine Sklaven haben, — oder sie läßt von ihnen zu Hause für Fremde waschen, oder elegante Arbeiten, feine Bäckereien u. s. w. verfertigen und sendet sie damit zum Verkaufe aus. Das gelöste Geld gehört ihr und wird meist für Putz und Unterhaltung verwendet.

Bei Geschäfts- und Gewerbsleuten hilft die Frau ihrem Manne auch nur gegen Bezahlung in seinem Geschäfte.

Moralität und gute Sitten sind leider in Brasilien nicht sehr heimisch, und ein Theil der Ursache mag wohl schon in der ersten Erziehung der Kinder liegen, die vollkommen der Leitung der Schwarzen überlassen wird. Negerinnen sind ihre Ammen, ihre Wärterinnen und Aufseherinnen, und häufig sah ich 8 — 10jährige Mädchen von jungen Negern zur Schule, oder sonst wohin begleitet. Die Sinnlichkeit der Schwarzen ist zu bekannt, um auf diese Weise die allgemeine, frühzeitige Entfittlichung nicht leicht begreiflich zu finden. Nirgends sah ich so viele Kinder mit bleichen, abgelebten Gesichtern als in den Straßen von Rio de Janeiro. — Eine zweite Ursache der Immoralität ist gewiß auch der Mangel an Religion. Brasilien ist durch und durch katholisch, wie vielleicht nur Spanien und Italien, — beinahe täglich finden Umgänge, Gebete, Kirchenfeste statt; doch dienen sie nur zur Unterhaltung, und die wahre Religion fehlt gänzlich.

Der tiefen Entfittlichung und dem Mangel an Religion ist es auch zuzuschreiben, daß nicht selten Morde vor-

---

pr. Monat 5 — 6 Milreis, für einen Koch 12 — 20 Milreis, für eine Amme 20 — 22, für einen geschickten Handwerker 25 — 35 Milreis.

kommen, und zwar nicht des Raubes oder Diebstahles halber, sondern aus Rache und Haß. Der Mörder verübt die That entweder selbst oder er läßt sie durch einen seiner Sklaven vollbringen, der sich für eine Kleinigkeit dazu bereit findet. Die Entdeckung der That braucht ihn, wenn er reich ist, nicht sehr zu beängstigen, da hier, wie man mir sagte, mit Geld Alles abzumachen und durchzusetzen ist. Ich sah in Rio de Janeiro einige Männer, von welchen man mir versicherte, daß sie nicht einen, sondern mehrere Morde entweder selbst verübt hätten oder verüben ließen. Sie gingen nicht nur frei umher, sondern wurden auch in jeder Gesellschaft empfangen.

Zum Schlusse sei mir noch erlaubt, einige Worte an jene meiner Landsleute zu richten, die ihr Vaterland verlassen wollen, um an der fernen Küste Brasiliens ihr Glück zu suchen, — einige Worte nur, denen ich aber wünsche, daß sie möglichst bekannt, möglichst verbreitet würden.

Es gibt in Europa Leute, die um kein Haar besser sind als die afrikanischen Sklavenhändler, Leute, die den Armen allerlei vorspiegeln von dem reichen Amerika und seinen herrlichen Ländereien, von dem Ueberflusse an Naturprodukten daselbst und von dem Mangel an Arbeitern. Diesen Leuten ist aber wenig an dem Glücke der Armen gelegen, — nein, sie besitzen Schiffe, die sie befrachten wollen, und nehmen dafür dem getäuschten Opfer die letzten Reste seines kleinen Vermögens ab.

Während meines Hierseins kamen einige Schiffe mit solch' armen Auswanderern an; die Regierung hatte sie nicht gerufen, und gab ihnen daher keine Unterstützung, —



Geld hatten sie nicht, sie konnten sich also keine Ländereien verschaffen, — als Plantagen-Arbeiter konnten sie sich nicht vermietthen, denn Niemand nimmt Europäer hierzu, da sie des heißen Klima's ungewohnt, der Arbeit bald erliegen würden. So mußten sich denn die Armen nicht zu rathen und nicht zu helfen; sie liefen bettelnd in der Stadt umher, und mußten am Ende mit dem schlechtesten Unterkommen zufrieden sein. — Anders geht es jenen, die von der brasilianischen Regierung zum Anbaue des Landes, zu Kolonisirungen berufen werden; diese bekommen ein Stück Wald, Lebensmittel und auch sonstige Unterstützungen; — kommen sie aber ganz ohne Geld, so ist auch deren Loos nicht beneidenswerth. Noth, Hunger und Krankheit reiben die meisten auf, und nur wenigen gelingt es, sich durch rastlose Bemühungen, durch eiserne Gesundheit eine bessere Existenz zu verschaffen, als sie in ihrem Vaterlande verlassen hatten. — Die Handwerker allein finden schnelle Unterkunft und reichliches Auskommen, aber auch dieß dürfte sich bald anders gestalten, da deren alljährlich viele einwandern und in neuerer Zeit die Neger selbst immer häufiger zu Handwerkern aller Art herangebildet werden.

Möge doch jeder, ehe er sein Vaterland verläßt, genau sich zu unterrichten suchen; möge er lange und reiflich überlegen und sich nicht von trügerischen Hoffnungen hinreißen lassen. Die Enttäuschung ist um so fürchterlicher, da sie erst erfolgt, wenn es zu spät ist, wenn der Arme der Noth und dem Elende schon unterliegt.

### **Einige statistische Notizen über Brasilien.**

Der Flächen-Inhalt Brasiliens beträgt 130,000 Q.M., die Einwohner-Zahl 6 Millionen, worunter etwa 900,000 Weiße; der Rest besteht aus Negern, Mulatten, Mestizen und Ux-Einwohnern oder Indianern. Man rechnet ungefähr 3 Millionen Neger-Sclaven und 500,000 Indianer, unter welchen die rohesten Wilden, z. B. Botocuden etc.

Die Haupt- und Residenzstadt ist Rio de Janeiro mit 215,000 Einwohnern, 50 Kirchen und Kapellen, 5 Klöstern, einer Universität, einem vortrefflichen Hafen und ausgebreitetem Handel.

Brasilien ist ein konstitutionelles Kaiserthum mit 2 Kammern (dem Senate und dem Repräsentantenhause). Bis zum Jahre 1822 regierte das Land ein von Portugal gesandter Vicekönig. Als solcher erklärte der Kronprinz von Portugal Dom Pedro, in Folge einer ausgebrochenen Revolte, Brasilien für ein unabhängiges Kaiserthum mit Repräsentativ-Versaffung, sich selbst aber zum Kaiser unter dem Namen Dom Pedro I. Im Jahre 1831 dankte er zu Gunsten seines jetzt regierenden Sohnes Dom Pedro II. ab.

Die herrschende Religion ist die katholische, die herrschende Sprache die portugiesische.

In Brasilien, dem Lande des Goldes und der Edelsteine, ist im gewöhnlichen Verkehre nur Papier und Kupfer zu sehen. Gold und Silber wird in Stangen theils aufbewahrt, theils nach dem Auslande versührt.

Gerechnet wird nach *Reis*, deren 1000 (1 *Milreis*) nach dem 20 fl. Fuße ungefähr 1 fl. 7 kr. betragen, — jedoch wechselt der Kurs hierin häufig.

Von Kupfermünzen gibt es:

Halbe Vingt-un Stücke à	. . . . .	10 <i>Reis</i> .
Ganze	" " " . . . . .	20 "
Doppelte	" " " . . . . .	40 "

Ein *Pata* so viel als 320 *Reis*, ein *Krusado* 400 *Reis*. Die kleinste Banknote ist 1 *Milreis*.

Die *Brasilianische Meile*, *Legua* genannt, ist etwas kürzer als die geographische. Man rechnet 18 *Leguas* auf 15 geographische Meilen.

Die Kosten des Reisepasses sind bedeutend, man muß 16 *Milreis* zahlen.

Die Entfernung von Hamburg bis *Rio de Janeiro* kann man ungefähr zwischen 8 — 9000 Seemeilen annehmen.

## Vorzügliche Partien um Rio de Janeiro.

Die Wasserfälle bei Leschula. Boa Vista. Der botanische Garten und dessen Umgebung.

Diese Partie gehört zu einer der interessantesten; aber man muß zwei Tage dazu verwenden, da der botanische Garten allein schon viele Stunden erfordert.

Graf Berchtold und ich fuhren im Omnibus nach Andaraçy (1 Legua), worauf wir den Weg zu Fuße zwischen Waldpartien und kleinen Hügeln fortsetzten. Niedliche Landhäuser liegen in kleinen Entfernungen auf Höhen und an der Straße.

Nachdem wir eine Legua zurückgelegt hatten, führte uns rechts ein Pfad nach einem kleinen Wasserfalle, der weder hoch noch wasserreich, aber dennoch der bedeutendste um Rio de Janeiro ist. — Wirkehrten wieder auf die Straße zurück, und nach einer halben Stunde erreichten wir eine kleine Hochebene, von welcher wir einen Ueberblick über ein Thal hatten, das sich durch seine Originalität auszeichnet. Ein Theil desselben glich einem wilden Chaos, der andere einem blühenden Garten. Im ersteren lag alles voll zerbrochener Granittrümmer, aus welchen hohe Kolosse emporragten, während an andern Stellen wieder große Felsenmassen sich schichtenweise über einander

thürmten; in dem andern Theile standen die herrlichsten Fruchtbäume mitten in den üppigen Wiefengründen. Dieses romantische Thal ist auf drei Seiten von schönen Gebirgen umschlossen, die vierte Seite ist offen und gewährt den freien Anblick des Meeres.

Wir fanden in diesem Thale eine kleine Venda, in welcher wir uns mit Brod und Wein stärkten, worauf wir den Weg nach dem sogenannten „großen Wasserfalle“ fortsetzten. Wir fanden den großen weniger überraschend als den kleinen. Ein ganz leichter Wasserstreifen zog sich über eine breite, aber nicht stark abfallende Felswand in mehreren Abtheilungen in das Thal hinab.

Nachdem wir das Thal durchschritten hatten, kamen wir nach dem Porto Massalu. — Ausgehöhlte Baumstämme, die vor den wenigen Hütten in der Bucht lagen, verkündeten uns die Bewohner als Fischer. Wir mietheten eines dieser schönen Fahrzeuge, um die schmale Bucht zu übersehn. Die Fahrt währte höchstens eine Viertelstunde, und dafür mußten wir als Fremdlinge 2000 Reis (2 fl. 14 fr. C.M.) zahlen.

Nun hieß es bald durch sandige Ebenen waten, bald auf schlechten Gebirgswegen auf- und abwärts klettern. Wir legten auf diese mühselige Art wohl drei Leguas zurück, bis wir auf die Spitze eines Gebirges gelangten, das sich als Scheidewand zweier mächtigen Thäler aufstellt. Diese Spitze nennt man die Boa Vista, und zwar mit vollem Rechte. Man überblickt beide Thäler mit den sie durchziehenden Gebirgsketten und Hügelreihen, sieht nebst andern hohen Bergen, den Corcovado und die „beiden Brüder“, ferner die Hauptstadt, die sie um-

gehenden Landhäuser und Ortschaften, die Meereshuchten und die offene See.

Ungern verließen wir diesen schönen Standpunkt; allein, nicht bekannt mit den Entfernungen, die wir noch zurück zu legen hatten, um unter ein wirthliches Dach zu kommen, waren wir zur Eile gezwungen. Auch begegnet man auf diesen einsamen Wegen nur Negern, mit welchen ein nächtliches Zusammentreffen gerade nicht sehr wünschenswerth ist. Wir stiegen daher in das Thal hinab und entschlossen uns, in dem erst' besten Gasthose über Nacht zu bleiben.

Glücklicher als man gewöhnlich in solchen Fällen ist, fanden wir nicht nur ein ganz gutes Hotel mit reinlichen Zimmern und guten Möbeln, sondern auch eine Gesellschaft, die uns köstlich unterhielt. Es war dieß eine Mulatten-Familie, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die Frau, eine ziemlich beleibte Schönheit von einigen dreißig Jahren, war gepuzt wie es bei uns nur eine Dame von sehr verdorbenem Geschmacke sein kann, — all' ihre Kostbarkeiten trug sie an sich. Wo sich von Juwelen und Gold nur immer etwas anbringen ließ, war es auch geschehen. Ein Kleid von schwerem Seidenstoff und ein ächter Shawl umhüllten den dunkelbraunen Körper, und ein weißseidenes Hüßchen, klein und niedlich, saß höchst komisch auf dem plumpen Kopfe. Der Gemal und fünf Kinder standen der Ehefrau und respectiver Mutter würdig zur Seite, — ja der Puß erstreckte sich sogar auf die Kinderwärterin, eine noch ganz unverfälschte Negergestalt, die ebenfalls mit Schmuß überladen war. Auf einem Arme hatte sie fünf, auf dem andern sechs Armbänder

von Steinen, Perlen und Korallen, die aber, so viel mir schien, nicht zur ächtesten Sorte gehörten.

Als die Familie aufbrach, kamen zwei vierspännige Landauer-Wagen herangerollt, in welche Herr und Frau, Kinder und Wärterin mit gleich majestätischer Würde einstiegen.

Noch sah ich den Wagen nach, die mit rascher Eile der Stadt zu rollten, da kam ein Reiter mit freundlichem Gruße heran. Es war Freund Geiger. Als er vernahm, daß wir die Nacht hier bleiben wollten, beredete er uns, ihn auf das nahe gelegene Landgut seines Schwiegervaters zu begleiten.

Wir lernten in diesem einen würdigen, muntern Greis von 70 Jahren kennen, der noch gegenwärtig Direktor der Baukunst und der bildenden Künste war. Wir bewunderten seinen schönen Garten und das niedliche Wohnhaus, das im italienischen Style mit viel Geschmack gebaut ist.

Am folgenden Tage zeitlich des Morgens ging ich mit Graf Berchtold nach dem botanischen Garten. Unsere Begierde, diesen Garten zu sehen, war sehr groß, — wir hofften da Bäume und Blumen von allen Weltgegenden in vollster Pracht zu sehen, wurden aber so ziemlich getäuscht. Der Garten ist noch zu jung, keiner der Riesebäume ist ausgewachsen; an Blumen und Pflanzen ist keine große Auswahl, und an den wenigen, die vorhanden sind, hängen nicht einmal Etiketten, um den Neugierigen mit ihren Namen bekannt zu machen. Für uns waren am interessantesten die Affenbrodbäume mit ihren 10 bis 25

Pfund schweren Früchten, die eine Menge Kerne in sich schließen, welche nicht nur von Affen, sondern auch von Menschen gegessen werden, — ferner die Gewürznelken-, Kampfer-, Cacaobäume, die Zimmt- und Theestauden u. s. w. Auch Palmen ganz eigener Art sahen wir hier. Die untern Theile der Stämme, ungefähr zwei bis drei Fuß hoch, waren braun und glatt und hatten die Form von Kübeln. Die daraus fortlaufenden Stämme waren hellgrün, ebenfalls sehr glatt und dabei glänzend, wie mit Firniß überstrichen. Sie waren nicht sehr hoch, und die Blätterkrone entfaltete sich, gleich den andern Palmen, erst an der Spitze des Baumes. Wir konnten leider den Namen dieser Palme nicht erfahren, und im Verlauf meiner Reise kam mir nie mehr eine ähnliche zu Gesicht.

Erst Nachmittags verließen wir den Garten, gingen noch eine Legua bis Botafogo und von da benutzten wir den Omnibus nach der Stadt.

---

### Partie auf den Berg Corcovado (2253 Fuß über der Meeresfläche).

Herr Geiger lud den Grafen Berchtold, Herrn Rifter (einen Wiener) und mich zu einer Partie nach dem Berge Corcovado ein.

Am 1. November, wo es bei uns oft schon stürmt und schneit, während hier die Sonne glühend heiß, der



Himmel wolkenlos ist, traten wir früh des Morgens unsere Wanderung an.

Die schöne Wasserleitung war bis an die Ursprungsquellen, die wir nach  $1\frac{1}{2}$  Stunden erreichten, unsere Wegweiserin. Reizende Waldungen hüllten uns in das Dickicht ihres Schattens, so daß selbst die große Hitze, die im Laufe des Tages auf 38 Grad (in der Sonne) stieg, uns nicht sehr belästigte.

An der Quelle hielten wir an, und auf einen Wink Herrn Geigers erschien ein athletischer Neger, mit einem großen Korbe voll Lebensmittel beladen. — Schnell war das Essen bereitet — ein weißes Tuch wurde ausgebreitet, Speis und Trank darauf gestellt, — Scherz und Laune würzten das Mahl, und gestärkt an Leib und Seele wurde die Wanderung fortgesetzt.

Der letzte Kegel des Berges machte uns einige Mühe; es ging steil hinan über kahle, heiße Felsenmassen. Dafür entfaltete sich aber ein Panorama vor unsern Augen, wie deren die Welt gewiß nur wenige zu bieten hat. Alles, was ich bei der Einfahrt in den Hafen gesehen hatte, lag vor meinen Blicken, aber aufgedeckter und ausgedehnter, und gar vieles kam noch hinzu. Man übersah die ganze Stadt, all die niedern Hügel, die sie bei der Einfahrt halb verdecken, die große Meeresbucht, die bis an das Orgelgebirge reicht, und auf der andern Seite das romantische Thal, in welchem der botanische Garten und viele schöne Landhäuser liegen.

Jedem, der nach Rio de Janeiro kommt, empfehle ich, selbst wenn er nur wenige Tage verweilen kann, dieje

Partie, da er hier mit einem Blicke all' die Schätze überſieht, mit welchen die Natur die Umgebung dieſer Stadt wahrhaft verſchwenderiſch ausſtattet hat. Er findet hier Urwälder, die, wenn ſie auch nicht ſo dicht und ſchön ſind, wie tiefer im Lande, ſich doch immerhin durch Ueppigkeit der Vegetation auszeichnen — er findet Mimosen und Farrenbäume von gigantischer Größe, Palmen, wild wachſende Kaffeebäume, Orchidäen, Schmaroger- und Schlingpflanzen, Blüthen und Blumen ohne Zahl — er ſieht die bunteſten Vögel, die größten Schmetterlinge, die glänzendſten Inſekten, die von Blüthe zu Blüthe, von Aſt zu Aſt ſchwärmen und fliegen. Wunderbar herrlich ſind in dunkler Nacht die Millionen Leuchtſtäber, die ſich bis in die höchſten Spitzen der Bäume erheben und zwiſchen Blättern und Geſträuchen wie hellſchimmernde Sternchen glänzen.

Man hatte mir geſagt, daß die Beſteigung dieſes Berges höchſt beſchwerlich ſei; das fand ich aber nicht ſo, indem man in 3  $\frac{1}{2}$  Stunden ganz bequem auf die Spitze kommt und drei Viertheile des Weges ſogar zu Pferde machen kann.

### **Schlöſſer der kaiſerlichen Familie.**

Als eigentlicher Wohnſitz der kaiſerlichen Familie iſt das Schloß Chriſtovao zu betrachten, welches eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt. Der Kaiſer bringt daſelbſt beinahe das ganze Jahr zu, und ſelbſt alle  
Pfeiffers Reiſe, I Th.

politischen Berathungen und Geschäfte werden hier gepflogen.

Das Schloß ist klein, und zeichnet sich weder durch Geschmack noch durch Architektur aus, — das einzige reizende ist seine Lage. Es erhebt sich auf einem Hügel und beherrscht das Orgelgebirge und eine der Meeresbuchten. Der Schloßgarten ist unbedeutend und zieht sich in Terrassen bis in das Thal hinab. Ein größerer Garten, der als Baum- und Pflanzschule dient, schließt sich an ihn an. Beide sind für Europäer höchst interessant, da man hier eine große Menge von Gewächsen findet, die bei uns gar nicht, oder höchstens in Zwerggestalten in den Treibhäusern vorkommen. — Herr Riebl, Direktor über beide Gärten, war so gefällig, mich selbst überall herumzuführen und mich besonders auf die Thee- und Bambuspflanzungen aufmerksam zu machen.

Ein anderer kaiserlicher Garten ist in Ponte de Caschu (eine Legua von der Stadt). In diesem Garten stehen drei Mangobäume, die sich ihres Alters und ihres Umfanges wegen auszeichnen. Ihre Aeste beschreiben einen Umkreis von mehr als 80 Fuß. Sie tragen keine Früchte mehr.

Von nahen Spaziergängen sind noch zu empfehlen: „Der Telegraphen“-Berg, der öffentliche Garten (Jardin publico) die Praya do Flamingo und die Klöster St. Gloria und St. Theresia u. s. w.

## **Ausflug nach der neu angelegten deutschen Colonie Petropolis. Mordversuch eines Marron-Negers.**

Man erzählte mir in Rio de Janeiro so viel von dem schnellen Aufblühen von Petropolis, einer in der Nähe Rio de Janeiro's von Deutschen neu angelegten Kolonie, von der herrlichen Gegend, in der dieselbe liegt, von den Urwäldern, durch die ein Theil des Weges führt, daß ich dem Wunsche nicht widerstehen konnte, einen Ausflug dahin zu machen. Mein Reisegefährte, Graf Berchtold, war von der Partie, und so mietheten wir am 26. Sept. zwei Plätze auf einer Barke, deren täglich mehrere nach dem 20 bis 22 Seemeilen entfernten Porto d'Estrella gehen, von wo aus man die Wanderung zu Land fortsetzen muß. Wir fuhren durch eine Bucht, die sich durch wahrhaft pittoreske Ansichten auszeichnet und mich mehrmals lebhaft an Schwedens so ganz eigenthümliche Seen erinnerte. Sie ist von reizenden Hügelketten begrenzt und mit kleinen Inseln und Inselgruppen bedeckt, die theils mit Palmen und anderen Bäumen und Gesträuchen so üppig bewachsen sind, daß man sie kaum für betretbar hält, theils als kolossale Felsen einzeln aus dem Meere ragen oder lose über einander gethürmt sind. Merkwürdig ist an vielen der letzteren die runde Form, die oft wie gemeißelt erscheint.

Unsere Barke wurde von vier Negern und einem weißen Kommandanten geführt. Anfangs trieben aufgeblähte Segel unser Schifflein und die Matrosen benutzten diese günstigen Augenblicke, zu einer Mahlzeit, die aus einer tüchtigen Portion Maniokmehl, aus gekochten Fischen, gebratenem Mil (türkisches Korn), Orangen, Cocus und anderen kleineren Rußgattungen bestand, — ja sogar Weißbrod, für die Schwarzen ein Luxusartikel, fehlte nicht. Innig freute es mich, diese Menschen so gut gehalten zu sehen. Nach zwei Stunden verließ uns der Wind und die Matrosen mußten zu den Rudern greifen. Die hiesige Art und Weise des Ruderns fand ich sehr beschwerlich. Der Matrose mußte bei jedem Schläge auf eine vor ihm befestigte Bank steigen und sich während des Aufhebens des Ruders mit voller Gewalt zurückwerfen. Nach abermals 2 Stunden verließen wir die See und lenkten links ein in den Fluß Geromerim, an dessen Mündung ein Gasthaus liegt, bei welchem eine halbe Stunde angehalten wurde. Hier sah ich auch einen seltsamen Leuchtturm — eine Laterne an einem Felsen hängend. — Die Schönheit der Gegend hört nun auf; doch nur für den Laien — der Botaniker würde sie erst jetzt herrlich und wunderbar finden, denn die schönsten Wasserpflanzen, darunter vorzüglich die Nymphaea, die Pontedera und das cyprianische Gras, breiten sich in dem Wasser und um dasselbe aus. Die beiden ersteren schlingen sich bis um die Spitzen der nahestehenden Bäumchen, und das cyprianische Gras erreicht eine Höhe von 6—8 Fuß. Die Ufer des Flusses sind flach und von niedrigem Gebüsch und jungen Waldungen umsäumt; den Hintergrund bilden Hügelketten. Die Häuschen, die hin

und wieder zum Vorschein kommen, sind von Stein erbaut und mit Ziegeln gedeckt, sehen aber nichts desto weniger ziemlich armselig aus.

Wir fuhren 7 Stunden auf dem Flusse und gelangten ohne Unfall nach Porto d'Estrella, einem nicht unbedeutenden Orte, da er der Stapelplatz für die Waaren ist, die vom Innern des Landes kommen und von hier zu Wasser nach Brasiliens Hauptstadt gefördert werden. Es gibt da zwei hübsche Gasthöfe, außerdem noch ein Gebäude — einem türkischen Chan ähnlich — und ein ungeheueres Ziegeldach, auf starken, gemauerten Pfeilern ruhend. Ersteres war für die Waaren bestimmt und letzteres für die Eseltreiber, die sich gütlich gelagert hatten und über lustig aufflammenden Feuern ihr Abendmahl bereiteten. Diese Art Nachtquartier gefiel uns zwar recht gut; wir zogen es aber vor, in den Gasthof zum „Stern“ zu gehen, wo uns die reinlichen Zimmer und Betten und die würzig bereiteten Speisen doch noch besser gefielen.

27. Sept. Von Porto d'Estrella bis Petropolis sind noch 7 Leguas. Gewöhnlich legt man diese Strecke auf Maulthieren zurück, die man per Stück mit vier Milreis bezahlt; da man uns aber in Rio de Janeiro diesen Weg als einen schönen Spaziergang geschildert hatte, der zum Theil durch herrliche Waldungen führe und überdies höchst belebt und sicher sei, indem er die Hauptverbindungsstraße nach Minas Gueras bilde, so entschlossen wir uns, selben zu Fuß zu machen, um so mehr, als der Graf zu botanisiren, und ich Insekten zu sammeln wünschte. Die beiden ersten Leguas führten durch ein breites Thal, das größtentheils mit dichtem Gestrüppe und jungen Wal-

dungen bedeckt und mit hohen Gebirgen umgeben war. Schön nahmen sich am Saume des Weges die wild wachsenden Ananase aus, die, noch nicht ganz gereift, in rosenrothen Farben erglühten. Leider sind sie bei weitem nicht so schmackhaft, als sie schön aussehen, und werden daher auch nur selten gepflückt. Großes Vergnügen gewährten mir die Kolibris, deren ich hier mehrere der kleinsten Gattung sah. Man kann sich wirklich nichts zarteres und anmuthigeres als diese Thierchen denken. Sie holen ihre Nahrung aus den Blumentelchen, die sie flatternd umschweben, wie die Schmetterlinge, mit welchen man sie in ihrem eiligen Fluge auch leicht verwechseln kann. Selten nur sieht man sie ruhend auf Aestchen sitzen. Nachdem wir das Thal durchschritten hatten, gelangten wir an die Serra — so benennen die Brasilianer die Spitze jedes Gebirges, das man übersteigen muß. Diese hier vor uns war an 3000 Fuß hoch. Eine breite, gepflasterte Straße führte zwischen Urwaldungen den Berg hinan.

Ich hatte mir immer vorgestellt, daß in einem Urwalde die Bäume ungewöhnlich dicke und hohe Stämme haben müßten. Dies fand ich nun hier nicht — wahrscheinlich ist die Vegetation zu stark, und die Hauptstämme ersticken und verfaulen unter den Massen kleinerer Bäume, Gesträuche, Schling- und Schmarogerpflanzen. Beide letztere Gattungen sind so häufig und überdecken derart die Bäume, daß man oft kaum die Blätter, viel weniger die Stämme derselben sieht. Ein Botaniker, Herr Schleierer, versicherte uns, einst auf einem Baume sechs und dreißigerlei Schling- und Schmarogerpflanzen gefunden zu haben.

Wir machten eine reiche Ernte an Blumen, Pflanzen

und Insecten und verfolgten gemächlich unsern Weg, entzückt über die herrlichen Waldungen und die nicht minder reizenden Ansichten, die sich uns über Berg und Thal, nach dem Meere und seinen Buchten, ja theilweise sogar bis nach der Hauptstadt eröffneten.

Häufige Truppa's \*), von Negern geführt, so wie einzelne Fußgänger, deren wir vielen begegneten, benahmen uns jede Furcht, so daß uns das fortwährende Folgen eines Negers gar nicht auffiel. Als wir uns aber auf einer etwas einsamen Stelle allein befanden, sprang er plötzlich vor, in einer Hand ein langes Messer, in der andern einen Laso \*\*) haltend, drang auf uns ein und gab uns mehr durch Geberden als Worte zu verstehen, daß er uns morde und in den Wald schleppen wolle.

Wir führten keine Waffen bei uns, weil man uns diese Partie als ganz gefahrlos schilderte, und hatten zur Vertheidigung nichts als unsere Sonnenschirme. Ich besaß außerdem noch ein Taschenmesser, welches ich augenblicklich aus der Tasche zog und öffnete, fest entschlossen, mein Leben theuer zu verkaufen. So gut es gehen wollte wehrten wir mit den Schirmen die Stiche ab. Die Schirme hielten aber nicht lange aus; überdies bekam der Neger den

---

\*) Unter einer Truppa versteht man 10 Maulthiere, die von einem Neger geführt werden; gewöhnlich vereinigen sich mehrere Truppa's und bilden oft Züge von 100 — 200 Maulthieren. Es werden nämlich in Brasilien alle Gegenstände auf Maulthieren fortgeschafft.

\*\*) Der Laso ist ein Strick mit einer Schleife; die Eingebornen von Süd-Amerika wissen sich dessen so geschickt zu bedienen, daß sie die wildesten Thiere damit einfangen.



meinigen zu fassen — wir rangen darum — er brach ab und mir blieb nur ein Stüdken des Griffes in der Hand; doch war ihm bei diesem Ringen das Messer entfallen und einige Schritte weggerollt — rasch stürzte ich darnach und dachte schon, es zu erfassen, als er, schneller denn ich, mit Hand und Fuß mich davon wegfiel und sich desselben wieder bemächtigte. Er schwang es wüthend über meinem Haupte und brachte mir zwei Wunden bei, einen Stich und einen tiefen Schnitt, beide in den linken Oberarm \*); nun hielt ich mich für verloren, und nur die Verzweiflung gab mir den Muth, auch von meinem Messer Gebrauch zu machen. Ich führte einen Stoß nach der Brust des Neger's, er wehrte ihn ab und ich verwundete ihn nur tüchtig an der Hand. Der Graf sprang hinzu und packte den Kerl von rückwärts, wodurch ich Gelegenheit bekam, mich wieder vom Boden zu erheben. Dies Alles war in dem Zeitraume einiger Augenblicke geschehen; die erhaltene Wunde hatte den Neger wüthend gemacht; er fletschte uns die Zähne entgegen wie ein wildes Thier und schwang sein Messer mit fürchterlicher Schnelligkeit. Bald hatte der Graf auch einen Schnitt über die ganze Hand erhalten, und unfehlbar wären wir verloren gewesen, hätte Gott nicht Hilfe gesandt. Wir vernahmen Pferdetritte auf dem Steinpflaster und augenblicklich ließ der Neger von uns ab und entsprang in den Wald. Gleich darauf hogen zwei Reiter um die

---

\*) Ich habe in der Beschreibung dieser Partie, die im Dezember des Jahres 1847, während ich noch auf den Reisen war, in A. Franks Sonntagsblättern in Wien erschien, die Thatsache meiner Verwundung verschwiegen, um meine Freunde und Verwandte nicht zu beunruhigen.

Erde des Begeß; wir eilten ihnen entgegen; die stark blutenden Wunden, so wie unsere zerschnittenen Schirme erklärten schnell unsere Lage. Sie befragten uns um die Richtung, die der Flüchtling eingeschlagen hatte, sprangen von den Pferden und suchten ihn zu ereilen; doch wäre ihre Mühe vergebens gewesen, wenn nicht zwei Neger des Begeß gekommen wären, die ihnen Hilfe leisteten und den Kerl bald einfingen. Er wurde gebunden und bekam, da er nicht gehen wollte, eine tüchtige Tracht Schläge, besonders über den Kopf, so daß ich fürchtete, der Hirnschädel müsse dem Armen eingeschlagen werden. Trotzdem verzog er keine Miene und blieb wie erstarrt auf der Erde liegen. Die beiden Neger mußten ihn auffassen, wobei er, gleich einem wüthenden Thiere, um sich biß, und bis zu dem nächstgelegenen Hause tragen. Unsere Retter, so wie der Graf und ich gingen mit, ließen uns die Wunden verbinden und setzten dann die Wanderung fort, zwar nicht ganz ohne Angst, besonders, wenn wir einem oder mehreren Negern begegneten, aber ohne weiteren Unfall und in immerwährender Bewunderung der reizenden Landschaft.

Die Kolonie Petropolis liegt in der Mitte eines Urwaldes, 2500 Fuß über der Meeresfläche. Sie wurde erst vor ungefähr 14 Monaten begründet und zwar hauptsächlich, um verschiedene Gattungen europäischer Gemüse und Früchte, die in den tropischen Ländern nur auf einer bedeutenden Höhe gedeihen, für den Bedarf der Hauptstadt zu ziehen. Eine kleine Reihe von Häusern bildete bereits eine Straße, und auf einem gelichteten Plage standen schon die hölzernen Gerippe eines größeren Gebäudes, des kaiserlichen Lustschlosses, das aber schwerlich ein kaiserliches

Ansehen bekommen dürfte, denn kleine, niedrige Eingangsthüren stachen gar seltsam gegen die breiten und großen Fenster ab. Um das Schloß wird sich die Stadt bilden. Doch liegen auch viele einzelne Häuschen entfernter in den Waldungen. Ein Theil der Kolonisten, als: die Handwerker, Krämer u. s. w. erhielten kleine Bauplätze in der Nähe des Schlosses, die Landbebauer größere, aber auch nicht mehr als 2 bis 3 Joeh. — Was für Elend mögen die Guten in ihrem Heimathlande erlitten haben, um einiger Joche Landes wegen einen fremden Welttheil aufzusuchen! —

Unser gutes, altes Mütterchen, das die Reise mit uns von Deutschland nach Rio de Janeiro machte, fanden wir hier an der Seite ihres Sohnes. Die Freude, nun mit ihrem Liebling vereint schaffen und wirken zu können, hatte sie in dieser kurzen Zeit um Vieles versüßt. Ihr Sohn wurde unser Leiter; er führte uns in der jungen Kolonie herum, welche in breiten Schluchten liegt; die sie umgebenden Berge sind so steil, daß, wenn sie von den Bäumen entblößt und in Gartenland umgeschaffen sind, die weiche Erde leicht von den starken Regengüssen herabgeschwemmt werden kann.

Eine Legua von der Kolonie entfernt toset ein Wasserfall in einen sich selbst geschaffenen Schlund; er zeichnet sich mehr durch die kesselartige Einfassung schöner Gebirge, durch die heilige Finsterniß der ihn umgebenden Urwälder, als durch Höhe oder durch Fülle an Wasser aus.

29. Sept. Trotz unseres früheren Unfalles machten wir doch den Rückweg nach Porto d'Estrella wieder zu Fuß, schifften uns auf einer Barke ein und fuhren die

schöne Nacht durch nach Rio de Janeiro, wo wir des Morgens glücklich ankamen. Ueberall, sowohl in Petropolis als auch in der Hauptstadt, wunderte man sich derart über den Mordanfall, welchem wir ausgesetzt waren, daß, wenn wir nicht Wunden erhalten, man uns gar nicht Glauben beigemessen hätte. Man hielt den Kerl für betrunken oder verrückt. Erst später erfuhren wir die eigentliche Ursache. Sein Herr hatte ihn kurz zuvor eines Vergehens wegen geprügelt, und als er darauf uns in dem Walde traf, mochte er denken, nun Gelegenheit zu haben, seinen Haß gegen die Weißen ungestraft befriedigen zu können.

---

## Reise in das Innere von Brasilien.

Die Städtchen Morroqueimado (Novo-Friburgo) und Aldea da Pedro — Pflanzungen der Europäer. — Waldbrände. — Urwälder. — Letzte Ansiedlung der Weißen. — Besuch bei den Indianern, auch Puris oder Kabocles genannt. — Rückkehr nach Rio de Janeiro.

Auch diese Reise trat ich in Gesellschaft des Grafen Berchtold an, nachdem wir beschlossen hatten, in das Innere des Landes einzubringen und den Urbewohnern Brasiliens einen Besuch abzustatten.

2. Oktober. Morgens verließen wir Rio de Janeiro und fuhren auf einem Dampfboote nach dem 24 Seemeilen entfernten Hafen Sampajo. Dieser Hafen liegt an der Mündung des Flusses Maccacu; besteht aber nur aus einem Gasthose und zwei bis drei kleinen Häusern. Wir mietheten hier Maulthiere, um nach der 20 Leguas entfernten Stadt Morroqueimado zu reiten.

Bei dieser Gelegenheit muß ich bemerken, daß es in Brasilien Sitte ist, die Maulthiere ohne Führer zu vermietthen — ein großes Vertrauen, welches die Verleiher den Reisenden schenken. An Ort und Stelle angelangt, übergibt man die Thiere an einem, von dem Verleiher bezeichneten Orte. Wir zogen es jedoch vor, einen

Führer mitzunehmen, da wir des Weges unfundig waren, eine Vorsicht, die wir um so weniger bereuten, als wir die Straße häufig mit hölzernen Gattern versperrt fanden, die immer auf- und zugemacht werden mußten.

Der Preis für ein Maulthier betrug 12 Milreis.

Da wir schon um 2 Uhr in Porto Sampajo angekommen waren, beschlossen wir nach Ponte do Pinheiro (4 Leguas) zu reiten. Der Weg führte größtentheils durch Thäler, die mit baumartigem Gestrippe bedeckt und von niederen Gebirgen umgeben waren. Im Ganzen erschien die Gegend sehr wild, und nur hier und da waren magere Weideplätze und armselige Hütten zu sehen.

Das Städtchen Ponte de Cairas, das wir passirten, besteht aus einigen Kaufläden und Wenden, mehreren kleineren Häusern, einem Kirchlein und einer Apotheke; der Hauptplatz glich einer Weide. — Ponte do Pinheiro ist etwas größer. Wir fanden da eine sehr gute Unterkunft, ein treffliches Abendmahl, bestehend aus Hühnern mit Reis gedünstet, Weißbrod, Maniokmehl und portugiesischem Weine, gute Betten und ein Frühstück; bezahlten dafür aber auch 4 Milreis.

3. Oktober. Erst um 7 Uhr kamen wir zum Aufbruche; wie überall, ist auch hier zu Lande des Morgens kein Weiterkommen.

Die Gegend behielt denselben Anstrich wie Tages vorher, nur näherten wir uns mehr den höheren Gebirgen. Der Weg war ziemlich gut, desto schlechter aber waren die Brücken über die Bäche und Pfützen; wir priesen uns stets glücklich, wenn wir eine solche ohne Anstand passirt hatten. Nach ungefähr drei Stunden (2 Leguas) erreichten wir

die große Zucker-Fazenda \*) de Collegio, die in ihrer Anlage vollkommen einem großen Landſitz gleichet. An das geräumige Wohnhaus ſchließt ſich eine Kapelle, umher liegen die Wirthſchaftsgebäude und das Ganze iſt von einer hohen Mauer umgeben.

Weithin waren die Ebenen und niederen Anhöhen mit Zuckerrohr bepflanzt. Leider konnten wir die Bereitung des Zuckers nicht ſehen, da das Rohr noch nicht reif war.

Der Reichthum eines Plantagenbeſizers wird in Braſilien nach der Anzahl der Sklaven bemessen. — Dieſe Pflanzung beſaß 800 Sklaven — ein bedeutender Reichthum, da jeder männliche Sklave 6—700 Milreis koſtet.

Unweit dieſer Fazenda, rechts von der Straße, liegt die ebenfalls ziemlich bedeutende Fazenda Papagais; außerdem ſahen wir noch mehrere kleinere Pflanzungen, die in die einförmige Gegend etwas Leben brachten.

St. Anna (4 Leguas) iſt ein unbedeutender Ort, der nur aus einigen Häuſern, einem Kirchlein und einer Apotheke beſteht. Letztere darf in keinem braſilianischen Orte fehlen, und zählte er auch nur 12—15 Häuſchen. Wir nahmen hier bei einem etwas prellerischen Wirth, Hrn. Gebhart, eine Eierſpeiſe und eine Flaſche Wein, ließen unſern Maulthieren etwas Mil geben und bezahlten dafür 3 Milreis.

Wir ritten dieſen Tag nur noch nach Mendoza (3 Leguas), einem noch unbedeutenderen Orte als St. Anna. Ein Kramladen und eine Venda waren die einzigen Ge-

---

\*) Fazenda heißt ſo viel wie: Plantage, Pflanzung.

hände, die an der Straße lagen; doch entdeckten wir im Hintergrunde eine Maniok-Fazenda. Wir besuchten sie, und der Besitzer war so gefällig, uns erst mit schwarzem Kaffee zu bewirthen (eine in Brasilien übliche Sitte) und dann in seiner Pflanzung umher zu führen.

Die Maniokpflanze treibt Stengel von 4 bis 6 Fuß Höhe hervor, die oben mehrere große Blätter haben. Der wichtige Theil dieser Pflanze ist die knollenartige Wurzel, die oft 2 — 3 Pfund wiegt und in ganz Brasilien die Stelle des Getreides vertritt. Sie wird gewaschen, geschält und an die äußere raube Rundung eines Mühlsteines, der durch Reger gedreht wird, so lange gehalten, bis sie zerrieben ist. Die Masse wird hierauf in einen Korb gegeben, fleißig abgewässert und dann mittelst einer Presse vollkommen ausgebrückt. Zuletzt schüttet man sie auf große Eisenplatten, auf welchen sie durch gelind unterhaltene Hitze langsam getrocknet wird. Sie gleicht nun ganz einem groben Mehl und wird statt des Brodes auf zweierlei Art gebraucht — naß und trocken. Im ersten Falle macht man sie mit heißem Wasser an, so daß sie die Form eines Breies hat; im zweiten Falle erscheint sie als grobes Mehl in kleinen Körbchen, woraus sich bei Tische jeder nach Belieben nimmt und über die Speisen streut.

4. Oktbr. Die Gebirge ziehen sich immer enger und enger zusammen und die Wäldungen werden dichter und üppiger. Ueber alle Beschreibung schön machen sich die Schlingpflanzen, die nicht nur den Grund ganz überdecken, sondern derart mit den Bäumen verzweigt sind, daß ihre herrlichen Blumen an den höchsten Aesten hängen und als wunderbare Blüten der Bäume erscheinen. Aber auch



Bäume gibt es, deren gelbe und rothe Blüthen den schönsten Blumen gleichen und andere mit großen weißlichen Blättern, die wie Silber aus dem grünen, blüthenreichen Blättermeere hervor leuchten. Solche Wälder könnte man wahrlich die Riesengärten der Welt nennen. — Die Palmen haben beinahe gänzlich aufgehört.

Bald hatten wir das Gebirge erreicht, das nun überstiegen werden mußte. Wir kamen manchmal auf so hohe, freie Punkte, daß wir bis auf die Hauptstadt zurücksehen konnten. Auf der Spitze des Gebirges (Alta da Serra, 4 Leguas von Mendoza) fanden wir eine Venda. Von diesem Punkte sind noch 4 Leguas nach Morroqueimado, die wir sehr langsam zurücklegten, da der Weg immer Berg auf und ab führte. Die herrlichsten Waldungen umgaben uns fortwährend von allen Seiten, und nur selten erinnerte uns eine kleine Pflanzung von Kabi \*) oder Mil an die Nähe der Menschen. Wir sahen das Städtchen erst, nachdem wir den letzten Hügel erstiegen hatten und schon ganz nahe waren. Es liegt in einem großen malerischen Gebirgskessel, 3200 Fuß über der Meeresfläche. Da die Nacht schon heran rückte, waren wir für heute froh, unser Nachtquartier zu erreichen, das wir seitwärts des Städtchens bei einem Deutschen, Herrn Lindenroth, vortrefflich, und wie die Folge zeigte, sehr billig fanden, indem täglich die Person für Wohnung und drei gute Mahlzeiten einen Milreis bezahlte.

---

\*) Kabi, afrikanisches Gras, wird in ganz Brasilien gepflanzt, da nirgends Gras wächst. Es wächst sehr hoch und schilfartig.

5. Oktbr. Das Städtchen Novo Friburgo oder Morroquimado wurde vor ungefähr 15 Jahren gegründet, und zwar von französischen Schweizern und Deutschen. Es zählt noch nicht ganz 100 gemauerte Häuser, die zum größeren Theil eine ungemein breite Straße bilden, zum Theil zerstreut umher liegen.

Schon in Rio de Janeiro hatte man uns sehr viel von den Herren Beske und Freese erzählt und uns aufgefordert, es ja nicht zu unterlassen, beide zu besuchen. Herr Beske ist Naturforscher und lebt hier mit seiner Frau, die beinaß so unterrichtet ist, wie er selbst. Wir unterhielten uns gar manche Stunde in ihrer lieben Gesellschaft; sie zeigten uns interessante Sammlungen von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Schlangen, Insekten u. s. w., unter welch letzteren wir mehr des schönen und merkwürdigen sahen, als im Museum zu Rio de Janeiro. Herr Beske hat stets viele Bestellungen naturhistorischer Gegenstände nach Europa zu besorgen. — Herr Freese ist Vorsteher und Eigenthümer einer Erziehungsanstalt für Knaben, und zog es vor, sein Institut hier oben im kühleren Klima zu errichten, als unten in der heißen Stadt. Er war so gefällig, uns die ganze Einrichtung der Anstalt zu zeigen. Da wir ihn gegen Abend besuchten, waren die Lehrstunden bereits geschlossen; doch führte er uns alle seine Schüler vor, ließ sie einige Turnübungen machen und gab ihnen verschiedene Fragen über Geschichte, Geographie, Arithmetik u. s. w., die alle recht überlegt und richtig beantwortet wurden. Sein Institut zählt 60 Plätze, welche sämmtlich besetzt waren, obwohl für jeden jährlich 1000 Milreis bezahlt werden.

6. Oktober. Wir waren Willens gewesen, nur einen Tag in Novo Friburgo zu verweilen und dann gleich unsere Reise fortzusetzen. Leider hatte sich aber die Wunde, die der Graf auf unserm Ausfluge nach Petropolis in die Hand erhalten hatte, durch den angestregten Gebrauch der Hand und in Folge der großen Hitze sehr verschlimmert; es kam eine Entzündung dazu, und so war für ihn an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken. Glücklicher war ich mit meinen Wunden, denn da sie sich am Oberarm befanden, konnte ich sie hinlänglich schonen und verwahren, — sie waren nun in voller Heilung begriffen und mir weder gefährlich noch hinderlich. Es blieb mir also nichts übrig, als entweder allein zu reisen, oder die interessanteste Partie, den Besuch bei den Indianern, aufzugeben. Zu letzterem konnte ich mich durchaus nicht entschließen; — ich erkundigte mich daher, ob diese Reise mit nur einiger Sicherheit zu machen sei, und da man mich dessen so halb und halb versicherte, und Herr Lindenroth mir überdies einen zuverlässigen Führer verschaffte, so trat ich, bewaffnet mit einer guten Doppelpistole, furchtlos meine Wanderung an.

Wir blieben Anfangs zwischen Gebirgen und stiegen wieder in die wärmere Region hinab. Die Thäler waren meist schmal und die Eintörmigkeit der Walddregionen häufig durch Pflanzungen unterbrochen. Aber nicht alle Pflanzungen sahen schön aus. Die meisten sind so voll Unkraut, daß man oft die eigentliche Pflanze, besonders wenn sie noch jung und klein ist, gar nicht heraus findet. Auf die Zucker- und Kaffee-Plantagen allein wird große Sorgfalt verwendet.

Die Kaffeebäume stehen reihenweise auf ziemlich senkrechten Hügeln. Sie erreichen eine Höhe von 6 bis 12 Fuß, fangen schon im zweiten, längstens im dritten Jahre an Früchte zu tragen und bleiben zehn Jahre fruchtbar. Ihr Blatt ist länglich und schwach ausgezackt, die Blüthe weiß, die Frucht setzt sich traubenförmig an und gleicht einer länglichten Kirsche, die erst grün ist, dann roth, braun und endlich schwärzlich wird. Zur Zeit der rothen Farbe ist die äußere Schale noch weich; zuletzt wird sie aber vollkommen hart und sieht wie eine hölzerne Kapsel aus. Man findet auf den Bäumen zu gleicher Zeit Blüthen und ganz gereifte Früchte und erntet daher beinahe das ganze Jahr. Die Ernte selbst geschieht auf zweierlei Art: entweder pflückt man die Früchte ab, oder man breitet große Strohmatte unter und schüttelt die Bäume. Die erstere Art ist die mühsamere, aber ungleich bessere.

Ein neues Schauspiel, das mir hier zum erstenmal vorkam, waren häufige Waldbrände, die gelegt werden um das Land urbar zu machen. Meist sah ich nur von ferne ungeheure Rauchwolken empor wirbeln und wünschte nichts sehnlicher, als solch einem Brande recht nahe zu kommen. Mein Wunsch sollte noch an diesem Tage erfüllt werden, indem der Weg zwischen einem brennenden Walde und einem brennenden Roste \*) mitten hindurch führte. Der Raum zwischen beiden betrug höchstens 50 Schritte und war ganz vom Rauche überdeckt. Man hörte das Knistern des Feuers und sah durch die Rauchwolken

\*) Unter Rost versteht man theils eine Strecke niedrigen Gebüsches, theils auch die Stellen so eben ausgebrannter Wälder.

mächtige Flammensäulen aufzüngeln. Dazwischen tönten Knalle, gleich Kanonenschüssen, die von dem Falle der großen Bäume herrührten. Als mein Führer diesem Höllenpfuhle zuritt, ward mir doch etwas Angst; ich bedachte aber, daß er sein Leben gewiß nicht leichtsinnig auf's Spiel setzen würde und daher schon die Erfahrung haben müsse, daß solche Stellen zu passiren seien.

Am Eingange saßen zwei Neger, um den Wanderer über die Richtung, die er einzuschlagen habe, zu belehren, und ihm die größte Eile zu empfehlen. Mein Führer übersehte mir dieß, gab seinem Pferde die Sporen, ich folgte seinem Beispiele, und so sprengten wir mit verhängten Zügel in die dampfende Schlucht.

Glühende Asche flog um uns her, und beklemmender noch als die vom Brande ausgehende Hitze war der erstickende Qualm des Rauches; auch unsern Thieren schien der Athem zu fehlen und wir hatten viel Mühe sie im Galoppe zu erhalten. Zum Glück war die ganze Strecke nur fünf- bis sechshundert Schritte lang, und so gelangten wir ohne Unfall hindurch.

Selbst ein Brand gewinnt in Brasilien nie eine große Ausdehnung, da die Vegetation zu frisch ist und dem Feuer zu sehr entgegen arbeitet. Man muß den Wald an vielen Orten anzünden, und selbst da erlischt das Feuer häufig, und man findet mitten in dem abgebrannten Walde unversehrte Stellen. — Bald, nachdem wir diesen gefährlichen Weg passirt hatten, kamen wir an herrliche Felsen, deren beinahe senkrechte Wände eine Höhe von 600 — 800 Fuß haben mochten. Viele abgelöste Felsstücke lagen an dem Wege und bildeten hübsche Gruppen.

Zu meinem Erstaunen vernahm ich von meinem Führer, daß unser heutiges Nachtquartier schon ganz nahe sei. Wir hatten kaum 5 Leguas zurückgelegt; doch sollte nach seiner Behauptung eine weitere Wenda, wo wir über Nacht bleiben könnten, gar zu entfernt sein. In der Folge sah ich wohl, daß es ihm nur um die Verlängerung der Reise zu thun war, die ihm ein hübsches Geld einbrachte, da er, außer sehr guter Kost und Futter für die beiden Maulthiere, täglich vier Milreis bekam.

Wir blieben also in einer einzeln liegenden Wenda, mitten im dichten Walde, bei Herrn Molass über Nacht.

Von der Hitze hatten wir unter Tages sehr viel gelitten — der Thermometer wies in der Sonne auf 39 Grade.

Was einem Reisenden an den Kolonisten und Bewohnern Brasiliens am meisten auffallen muß, sind die Kontraste von Furcht und Muth. Einerseits ist Jedermann, den man auf der Straße sieht, mit Pistolen und langen Messern bewaffnet, als wäre das ganze Land voll Räuber und Mörder, — andrerseits haufen die Plantagen-Besitzer sorglos ganz allein in Mitte ihrer Masse von Sklaven, und der Reisende übernachtet furchtlos mitten in den undurchdringlichsten Waldungen in einsamen Wenden, die weder Gitter vor den Fenstern, noch feste Thüren mit guten Schlössern besitzen. Das Wohnzimmer der Eigenthümer ist noch überdies von den Gastzimmern weit getrennt und abseits gelegen, und von den Hausleuten (lauter Sklaven) könnte man schon gar keine Hilfe erlangen, da sie in irgend einer Ecke des Stalles oder der Scheuer wohnen. Anfangs hangte mir sehr, so umgeben

von der wilden, finstern Waldung, abgeschnitten von jeder Hilfe, allein in einem nur leicht geschlossenen Zimmer die Nächte zuzubringen. Da man mir aber überall versicherte, gar nie von einem Einbruche gehört zu haben, verabschiedete ich bald die überflüssige Furcht und schlief vollkommen ruhig.

In Europa kenne ich nur wenig Länder, wo ich wagen möchte, bloß in Begleitung eines gebungenen Führers durch dichte Wälder zu reisen und in so schauerlich einsamen Häuschen die Nächte zuzubringen.

Am 7. Oktober machten wir ebenfalls nur eine kleine Tagreise von 5 Leguas nach dem Städtchen Canto Gallo. Die Gegend blieb sich gleich, enge Thäler ohne Ausichten, und Gebirge, bedeckt mit unübersehbaren Waldungen. Erinnerten nicht hin und wieder kleine Faszenden oder gelegte Waldbrände an die Hand des Menschen, so könnte man vermeinen, in einem noch unentdeckten Theile Brasiliens umherzustreifen.

Eine abenteuerliche Abwechslung in dieses Einerlei brachte ein kurzes Abkommen vom Wege. Wir mußten, um die rechte Straße wieder zu erreichen, mitten durch den Wald über ungebahnte Fährten bringen, — eine Aufgabe, von der sich ein Europäer kaum einen Begriff machen kann. Wir stiegen von den Thieren, der Führer hieb rechts und links die tief hängenden Baumzweige ab und durchschnitt das dichte Gewebe der Schlingpflanzen. Bald mußten wir über abgebrochene Stämme klettern, zwischen anderen uns durchzwängen, bald versanken wir bis an die Kniee in das Geflechte der zahllosen Schlingpflanzen. Ich begann fast an der Möglichkeit des Durchbringens zu

zweifeln und begreife noch heute nicht, wie es uns gelang, diesem unentwirrbaren Dicksicht zu entkommen.

Das Städtchen Canto Gallo liegt in einem engen Thale und zählt ungefähr 80 Häuser. Die Venda steht abseits, und man sieht das Städtchen von ihr aus gar nicht. — Die Temperatur ist hier so heiß wie jene von Rio de Janeiro.

Von einem kurzen Spaziergange nach dem Städtchen in die Venda zurückgekehrt, setzte ich mich zu meiner Wirthin, um einmal so recht in der Nähe eine brasilianische Haushaltung zu sehen. Die liebe Wirthin bekümmerte sich jedoch wenig um Wirthschaft und Küche, — wie in Italien, war dieß die Sache des Mannes. Das Kochen besorgte eine Negerin mit zwei Negerjungen, und die Einrichtung der Küche war im höchsten Grade einfach. Das Salz wurde mit einer Flasche zerdrückt, die gekochten Kartoffeln dergleichen; hierauf presste man letztere mittelst eines Tellers in die Pfanne, um ihnen dadurch die Form eines Kuchens zu geben — ein spitziges Holz diente zur Gabel u. s. w. Für jedes Gericht brannte ein eigenes großes Feuer.

An der Tafel nahm alles Platz, was von weißer Farbe war. Sämmtliche Gerichte, bestehend aus kaltem Rinderbraten, schwarzen Bohnen mit gekochtem Carna secca \*), Kartoffeln, Reis, Maniokmehl und gekochten Maniokwurzeln, wurden zugleich auf den Tisch gestellt und jeder langte nach Belieben zu. Zum Schlusse kam schwar-

---

\*) Carna secca ist in ganz Brasilien ein Hauptnahrungsmittel für Weiße und Schwarze; er kommt von Buenos-Ayres und besteht aus Ochsenfleisch in lange, flache und breite Streifen geschnitten, eingesalzt und in der Luft getrocknet.



zer Kaffee. Die Sklaven wurden mit Bohnen, Carna secca und Maniokmehl abgespeist.

8. Oktober. Die Fazenda Boa Esperanza, 6 Leguas entfernt, war unser heutiges Ziel. Eine Legua hinter Canto Gallo kamen wir an einem kleinen Wasserfalle vorüber, und dann ging es durch die herrlichsten Urwälder, die ich bisher noch gesehen. Ein schmaler Steig, am Saume eines Bächleins führte hindurch. Palmen mit ihren majestätischen Kronen erhoben sich stolz über die Blätterbäume, die sich traulich unter ihnen wölbten und herrliche Boskette bildeten — Orchideen wucherten auf den Zweigen und Nestern — Schlingpflanzen und Farrenkräuter schossen an den Bäumen auf, verzweigten sich mit den Nestern und bildeten dichte Blumen- und Blütenmauern, die mit den prachtvollsten Farben prangten und einen balsamischen Duft aushauchten — zarte Kolibris schwirrten umher — scheu flog der schön gefärbte Pfeffervogel empor, — Papageien und Parakite wiegten sich in den Nestern, und noch viele andere herrlich gefärbte Vögel, die ich nur aus dem Museum kannte, belebten diesen Zauberhain. Mir war's, als ritt ich in einem Feenparke, und jeden Augenblick meinte ich, Sylphen und Nymphen erscheinen zu sehen.

Ich war überglücklich und fühlte die Anstrengung meiner Reise reichlich belohnt. Nur ein Gedanke trübte den Sonnenschein dieses entzückenden Bildes, der Gedanke, daß der schwache Mensch es wagt, mit dieser Riesennatur in Kampf zu treten, um sie seinem Willen zu beugen. Wie bald mag vielleicht diese tiefe, heilige Ruhe durch die

Artschläge kühner Anfiedler gestört werden, um Raum zu geben für die Bedürfnisse des Lebens.

Von gefährlichen Thieren sah ich nur einige dunkelgrün gefärbte Schlangen von 5 bis 7 Fuß Länge, eine getödtete Unze, der man das Fell abgezogen hatte, und eine 3 Fuß lange Eidechse, die ängstlich über den Weg lief. — Affen erblickte ich gar nicht. Die scheinen sich noch tiefer in den Waldungen zu bergen, wo so leicht kein menschlicher Fußtritt sie in ihren Sprüngen und Spielen stört.

Auf dem ganzen Wege von Canto Gallo bis zu dem kleinen Dörfchen St. Ritta (4 Leguas) sahen wir auch nur an einigen Kaffeepflanzungen, daß die Gegend nicht ganz von Menschen vergessen ist.

Bei St. Ritta gibt es einige Goldwäschereien im Flusse gleichen Namens, und nicht weit davon werden auch Diamanten gefunden. Seit das Diamanten-Suchen oder Graben kein kaiserliches Monopol mehr ist, kann sich jedermann diesem Geschäfte unterziehen, und dennoch wird es so viel als möglich insgeheim betrieben. Niemand will bekennen, darnach zu suchen, um dem Staat den gesetzlichen Antheil zu entziehen. — Die Edelsteine werden an gewissen Stellen in von Regengüssen herbei geschwemmtem Sand- und Steingerölle und Erdbreie sorgfältig aufgesucht und ausgegraben.

Zu Canto Gallo hatte ich vergangene Nacht zum letzten Male in einer Benda Unterkunft gefunden. Von nun an war ich auf die Gastfreundschaft der Fajendenbesitzer gewiesen. Erreicht man eine Fajenda, in der man über Mittag oder über Nacht bleiben will, so erfordert

es die Sitte, an der Außenseite des Gehöftes anzuhalten und durch den Diener um die Erlaubniß anfragen zu lassen. Erst wenn die Bitte gewährt ist, was beinahe durchgehends geschieht, steigt man vom Maulthiere und begibt sich in das Gehöft.

Ich wurde in der Fazenda Boa Esperanza äußerst freundlich aufgenommen, und da ich gerade zum Mittagmahle kam (es war zwischen 3 und 4 Uhr), stellte man augenblicklich für mich und meinen Diener Gedecke auf den Tisch. Die Gerichte waren zahlreich und so ziemlich nach europäischer Art bereitet.

In jeder Venda und in jeder Fazenda verwunderte man sich ungemein, wenn man mich, eine Frau, mit einem einzigen Diener herankommen sah. Die erste Frage war stets, ob ich mich nicht fürchte, die Wälder so allein zu durchstreifen; — mein Führer wurde überall bei Seite genommen und gefragt, warum ich denn reise. — Da ich nun häufig Blumen und Insekten sammelte, hielt er mich für eine Naturforscherin und gab die Wissenschaft für den Zweck meiner Reise aus.

Als die Tafel vorüber war, schlug mir die freundliche Hausfrau vor, die Kaffeepflanzungen, Magazine u. s. w. zu besuchen. Gerne nahm ich diesen Vorschlag an, der mir Gelegenheit bot, die Bereitung des Kaffee's von Anfang bis zu Ende zu sehen.

Die Art und Weise des Pflückens habe ich bereits erzählt. — Ist dieß geschehen, so wird der Kaffee auf großen Plätzen ausgebreitet, die eigens festgestampft und von niedern, kaum fußhohen, gemauerten Wänden umgeben sind. Letztere haben kleine Abzugslöcher, damit im

Falle eines Regens das Wasser ablaufen kann. Auf diesen Plätzen wird der Kaffee von der glühenden Sonnenhitze getrocknet und dann in große, steinerne Mörser geschüttet, deren 10 — 20 unter einem hölzernen Sparrwerke aufgestellt sind, von welchem hölzerne Hämmer in die Mörser fallen und die Hülse leicht zerdrücken. Die Hämmer werden durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt. Die gequetschte Masse kommt hierauf in hölzerne Kasten, die in Mitte einer langen Tafel befestigt sind und an beiden Seiten kleine Oeffnungen haben, aus welchen der Kaffee sammt der Spreu langsam heraus fällt. An der Tafel selbst sitzen Meger, die den Kaffee von der Spreu sondern und ihn dann in flache, kupferne, leicht erhitzte Kessel bringen. Hier wird er fleißig umgewendet und bleibt so lange, bis er vollkommen getrocknet ist. Diese letzte Arbeit fordert einige Aufmerksamkeit, da von dem Grade der Hitze die Farbe des Kaffee's abhängt; wird er zu schnell getrocknet, so bekommt er statt der grünlichen eine gelbliche Farbe.

Im Ganzen ist die Bearbeitung des Kaffee's nicht anstrengend, und selbst die Ernte desselben ist bei weitem nicht so beschwerlich als bei uns der Getreideschnitt. Der Meger pflückt den Kaffee in aufrechter Stellung und ist durch das Bäumchen selbst vor der großen Sonnenhitze geschützt. Die einzige Gefahr ist, von giftigen Schlangen gestochen zu werden, ein Fall, der sich glücklicherweise höchst selten ereignet.

Dagegen sollen die Arbeiten auf einer Zuckerplantage höchst anstrengend sein, worunter besonders das Ausjäten des Unkrautes und das Schneiden des Rohres ge-

hören — Ich habe noch keiner Zuckerernte beigewohnt; vielleicht werde ich noch im Laufe der Reise dazu kommen.

Mit Sonnenuntergang endet die Arbeit; dann stellen die Neger sich vor dem Herrenhause auf und werden gezählt. Nach einem kurzen Gebete wird ihnen die Abendmahlzeit gereicht, die aus gekochten Bohnen mit Speck, Carna secca und Maniokmehl besteht. Mit Sonnenaufgang versammeln sie sich wieder, werden abermals gezählt und gehen nach abgehaltenem Gebete und Frühstücke an die Arbeit.

Ich hatte in dieser, wie in vielen andern Fazenden, Benden und Privathäusern Gelegenheit zu beobachten, daß man mit den Sklaven bei weitem nicht so hart umgeht, als wir Europäer es meinen. Sie werden mit Arbeit nicht überladen, gehen allen ihren Geschäften sehr gemächlich nach und werden gut genährt. Ihre Kinder sind häufig die Gespielen der Kinder ihrer Herren und balgen sich mit jenen herum wie mit ihres gleichen. Es mag auch Fälle geben, daß der eine oder der andere Sklave hart und unverschuldet gezüchtigt wird; aber haben dergleichen Ungerechtigkeiten nicht auch in Europa statt?

Ich bin gewiß eine große Gegnerin der Sklaverei, und ihre Abschaffung würde ich mit unendlicher Seelenfreude begrüßen. Dessenungeachtet wiederhole ich meine Behauptung, daß der Neger Sklave unter Gesetzen ein besseres Loos habe, als der freie Fellah in Egypten und als viele Bauern in Europa, die noch unter der Last der Robot seufzen. — Die Hauptursache des bessern Looses

eines Slaven gegenüber dem robotpflichtigen Bauer mag zum Theil hierin liegen, daß der Ankauf und Unterhalt des ersteren kostspielig ist, während man für den letzteren nichts auszulegen hat.

Die Einrichtung der Herrenhäuser auf den Fazenden ist höchst einfach. Die Fenster sind ohne Glas und werden des Nachts mit hölzernen Läden geschlossen. Oft wölbt sich über alle Zimmer das Dach als gemeinschaftliche Decke, und die einzelnen Zimmer sind nur durch niedere Wände von einander getrennt, so daß man jedes Wort des Nachbarn, ja beinahe den Athemzug jedes Schlafenden deutlich vernimmt. Die Möbel sind eben so einfach — ein großer Speisetisch, einige Divans mit Stroh durchflochten und einige Stühle. Die Kleider hängen gewöhnlich an den Wänden, und nur die Wäsche wird in blecherne Koffer gelegt, um sie vor dem Venagen der Ameisen und Baraten zu bewahren.

Die Kinder, selbst der reichen Leute, gehen auf dem Lande häufig ohne Schuhe und Strümpfe. Vor dem Schlafengehen untersucht man ihre Füßchen, ob sich Sandflöhe eingenistet haben, die dann mittelst einer Stecknadel von den ältern schwarzen Kindern herausgenommen werden.

9. Oktober. Zeitlich des Morgens nahm ich von meinen gütigen Wirthen Abschied. Die sorgsame Hausfrau packte mir noch ein gebratenes Huhn, Maniokmehl und Käse ein, und so trat ich wohl ausgerüstet die fernere Reise an.

Die nächste Station, Aldea do Pedro, an dem Ufer des Parahyby, war vier Leguas entfernt. Man reitet durch herrliche Waldungen und kommt bereits auf hal-

dem Wege zu dem Strome Parahyby, der einer der größten Brasiliens ist und sich außerdem durch sein höchst originelles Flußbett auszeichnet. Er ist nämlich mit unzähligen Klippen und Felsen übersäet, die, da er gerade nicht sehr wasserreich war, um so mehr hervortraten; allerorts erhoben sich kleine, mit Bäumchen oder Gebüsch bewachsene Inselchen, die ihm einen zauberhaften Reiz verliehen. In der Regenzeit sollen wohl die meisten Felsen und Klippen vom Wasser überspült sein und der Strom selbst erscheint dann noch um vieles größer und majestätischer; doch ist er dieser zahllosen Klippen und Felsen wegen nur immer mit Booten und kleinen Flößen zu befahren.

Wie man den Ufern des Flusses entlang reitet, ändert sich die Landschaft; die Vordergebirge laufen in niedere Hügel aus, die Berge treten zurück, und je mehr man sich Aldea do Pedro nähert, desto freier und weiter wird das Thal. Nur im Hintergrunde erheben sich wieder schöne Gebirge, darunter ein ziemlich freistehender, hoher, etwas kahler Berg. Auf diesen wies mein Führer und bedeutete mir, daß dahin unser Weg führe, um die Puris, die hinter jenen Bergen wohnten, aufzusuchen.

Ich kam gegen Mittag und fand in Aldea do Pedro ein Dörfchen mit einer gemauerten Kirche, die über 200 Menschen fassen mochte. Ich war Willens gewesen, noch denselben Tag meine Wanderung zu den Puris fortzusetzen; allein mein Führer hatte Schmerzen am Knie bekommen und konnte nicht weiter reiten. Es blieb mir nichts übrig, als bei dem Geistlichen abzustiegen, der mich auch gerne

aufnahm. Er hatte eine ziemlich gute Wohnung, die mit der Kirche unmittelbar in Verbindung stand.

10. Oktober. Da sich das Uebel meines Führers verschlimmert hatte, bot mir der Geistliche seinen Neger an dessen Stelle an. Ich nahm diesen Antrag dankbar an, konnte aber dennoch vor 1 Uhr nicht fort kommen. Einerseits that mir dieß nicht leid, da gerade Sonntag war und ich eine Menge Landleute zur Messe herbeiströmen zu sehen hoffte. Dem war aber nicht so. Obwohl der Tag wunderschön war, kamen kaum 30 Menschen in die Kirche. Die Männer waren ganz nach Europäischer Art gekleidet; die Weiber trugen lange Mäntel mit Krägen und hatten um den Kopf weiße Tücher geschlagen, von welchen ein Theil auch das Gesicht bedeckte, das sie jedoch in der Kirche entblößten. Beide Geschlechter gingen barfuß.

Der Zufall fügte es, daß ich einem Begräbniß und einer Taufe beiwohnte. Schon vor Anfang der Messe kam ein Boot über den Parahyby gefahren, und am Ufer angelangt, hob man eine Hängematte heraus, in welcher sich der Verstorbene befand. Man legte ihn in einen offenen Sarg, der in einem Hause nächst dem Friedhofe ausgestellt wurde. Der Leichnam war mit einem weißen Tuche überdeckt, doch sahen die Füße und der halbe Kopf heraus. Letzterer steckte in einer spitzen Kappe von glänzenden schwarzem Zeuge.

Vor der Todtenfeier fand noch die Taufe statt. Der Käufling, ein 15jähriger Negerjunge, stand mit seiner Mutter an der Pforte der Kirche. Als der Priester in die Kirche ging, um die Messe zu lesen, stempelte er ihn



im Vorübergehen zum Christen, ohne viele Ceremonien und Erbauung, ja ohne Zeugen. Der gute Junge schien auch von der ganzen Handlung so wenig ergriffen wie ein neugeborenes Kind; ich glaube kaum, daß er, sammt seiner Mutter, einen Begriff von der Wichtigkeit dieser Handlung hatte.

Der Priester las hierauf im Fluge die Messe und segnete dann den Todten ein, der, nebenbei gesagt, einer etwas wohlhabenden Familie angehörte und daher eine ordentliche Bestattung bekam. — Aber, o Unglück! Als man den Todten in sein kaltes Ruhebett legen wollte, fand man es zu kurz und zu schmal. Der Arme wurde nun sammt seinem Sarge hin und her gestoßen, so daß ich jeden Augenblick erwartete, ihn aus selbem herauskollern zu sehen. Das half aber Alles nichts: nach vielen nutzlosen Anstrengungen blieb den Leuten doch nichts anderes übrig, als den Sarg bei Seite zu stellen und das Grab größer zu machen, was sie unter beständigem Schimpfen und Schmollen thaten.

Diese erschöpfenden Handlungen waren endlich alle vorüber. Ich kehrte nach Hause zurück, nahm in Gesellschaft des Priesters ein gutes Gabelfrühstück und machte mich dann mit meinem schwarzen Begleiter auf die Reise.

Wir ritten lange in einem großen Thale zwischen herrlichen Waldungen und mußten zwei Ströme, den Parahyby und den Pomba, in ausgehöhlten Baumstämmen übersezen. Für jede dieser erbärmlichen Ueberfahrten mußte 1 Milreis bezahlt werden, und dabei war noch große Gefahr, nicht sowohl des Stromes und des kleinen Fahrzeuges halber, als wegen der Thiere, die an der Halfter

gehalten, neben dem Kahne schwimmen mußten und demselben häufig so nahe kamen, daß ich jeden Augenblick besorgte, er würde umgestürzt werden.

Nachdem wir an 3 Leguas zurückgelegt hatten, erreichten wir die letzte Niederlassung der Weißen \*). Auf einem freien Plage, der mit Mühe dem Urwald abgerungen war, stand ein ziemlich großes, hölzernes Haus, umgeben von einigen elenden Hütten; das Haus diente den Weißen, die Hütten ihren Sklaven zum Aufenthalte. Ein Brief, den ich vom Pfarrer mitbrachte, verschaffte mir gute Aufnahme.

Die Birtthschaft in dieser Ansiedlung war der Art, daß ich schon hier wädhnte, mich unter Wilden zu befinden.

Das große Haus enthielt eine Vorhalle, von welcher man in vier Zimmer gelangte, deren jedes von einer weißen Familie bewohnt war. Die ganze Einrichtung dieser Zimmer bestand aus einigen Hängmatten und Strohböden. Die Inwohner kauerten auf dem Boden und spielten mit den Kindern oder halfen sich gegenseitig vom Ungeziefer befreien. Die Küche stieß unmittelbar an das Haus und glich einer sehr großen, durchlöchernten Scheuer; auf einem Herde, der beinahe die Länge der Scheuer einnahm, brannten viele Feuer; darüber hingen kleine Kessel und an den Seiten waren hölzerne Spieße befestigt, an welchen einige Stücke Fleisch theils vom Feuer, theils vom

---

\*) Unter den „Weißen“ versteht man nicht nur neu eingewanderte Europäer, sondern auch die seit Jahrhunderten angesiedelten Portugiesen.

Rauche gar gemacht wurden. Die Küche war voll Menschen; da gab es Weiße, Neger und Neger, Kinder von Weißen und Neger oder von Neger und Neger, — kurz eine wahre Musterkarte von den verschiedensten Verzweigungen dieser drei Hauptracen.

Im Hofe wimmelte es von Hühnern, schön gefärbten Enten und Gänsen; auch sah ich ungeheuer gemästete Schweine und fürchterlich häßliche Hunde. Unter einigen Cocospalmen und Tamarinden-Bäumen, die mit herrlichen Früchten überladen waren, saßen Weiße und Farbige, einzeln oder in Gruppen, größtentheils damit beschäftigt, ihren Hunger zu stillen. Die einen hatten zerbrochene Töpfe oder Kürbisschalen vor sich, worin sie mit den Händen gekochte Bohnen und Maniokmehl vermengten, welch dicke, unappetitlich aussehende Masse sie mit großer Begierde verspeisten. Andere verzehrten Stücke Fleisch, die sie ebenfalls mit den Händen auseinander rissen und abwechselnd mit einer handvoll Maniokmehl in den Mund warfen. Auch die Kinder hatten ihre Schalen vor sich, deren Inhalt sie jedoch tapfer vertheidigen mußten, denn bald pickte ein Huhn etwas heraus, bald erhaschte ein Hund einen Bissen, oder es kam wohl gar ein Ferkelchen heran gewackelt, das dann immer ganz fröhlich grunzte, wenn es den Gang nicht vergebens gemacht hatte.

Während ich noch meine Beobachtungen verfolgte, erhob sich plötzlich außer dem Hofe ein lustiges Geschrei; ich ging dahin und sah zwei Jungen eine große, gewiß über 7 Fuß lange schwarzbraune Schlange an einer Bastseil nur einherschleppen. Sie war bereits todt; so viel ich

aus den Erklärungen der Leute entnehmen konnte, ist ihr Biß so gefährlich, daß man nach ihm sogleich ganz aufschwillt und stirbt.

Diese Beschreibung flößte mir denn doch etwas Angst ein; ich wollte wenigstens nicht bei anbrechender Dunkelheit durch die Wälder ziehen, wobei ich vielleicht unter irgend einem Baume ein Nachtlager hätte aufschlagen müssen, und verschob daher meinen Besuch bei den Wilden auf den nächsten Morgen. Die guten Leute meinten, ich fürchte mich vor den Wilden und versicherten mir beständig, daß es harmlose Menschen seien, von denen ich durchaus nichts zu beforgen hätte. Da sich meine ganze Kenntniß der portugiesischen Sprache nur auf wenige Worte beschränkte, wurde es mir ein Bißchen schwer, mich ihnen verständlich zu machen, und nur mit Hilfe von Gesticulationen und mitunter auch durch Zeichnungen gelang es mir, ihnen den eigentlichen Grund meiner Furcht zu erklären.

Ich blieb also über Nacht bei diesen Halbwilden, die mir fortwährend die größte Achtung erwiesen und mich mit Aufmerksamkeiten überhäuften. Eine Strohmatten, nach meinem Wunsche unter einem Dache im Hofe ausgebreitet, war mein Lager. Zum Abendimbiß brachte man mir ein gebratenes Huhn, Reis, hartgekochte Eier und zum Nachtische Orangen und Tamarinden-Schoten, welche letztere ein braunes, äußerst schmackhaftes, süß-säuerliches Fleisch enthalten. Die Weiber lagerten sich um mich und ich verständigte mich nach und nach mit ihnen zum Verwundern gut.

Ich wies ihnen die verschiedenen Blumen und Insecten, die ich während des Tages gesammelt hatte. Sie

mochten mich deshalb für eine gar gelehrte Person halten und maßen mir als solcher auch medizinische Kenntnisse bei. Sie erbaten sich meinen Rath für verschiedene Krankheitsfälle — da gab es Ohrenstechen, Hautausschläge und bei den Kindern bedeutende Scrophelanlagen u. s. w. Ich verordnete lauwarme Bäder, Waschungen, Del- und Seifen-Einreibungen — und wollte Gott, daß das alles wirklich geholfen hat.

Am 11. Oktober ging ich, in Begleitung einer Negerin und eines Puri, in die Wälder, um die Indianer aufzusuchen. Wir arbeiteten uns theilweise mit vieler Mühe durch das Dickicht und fanden auch wieder schmale Steige, auf welchen sich die Wanderung etwas leichter fortsetzen ließ. Nach ungefähr 8 Stunden stießen wir auf einige Puris, die uns zu ihren nahen Hütten führten.

Hier traf ich die größte Dürftigkeit, das größte Elend! — Ich hatte auf meinen Reisen schon manche Bilder der Armuth gesehen, doch nirgends in solcher Weise.

Auf einem kleinen Raume unter hohen Bäumen waren fünf Hütten oder eigentlich Laubbächer (bei 18 Fuß lang und 12 Fuß breit), aufgeschlagen. Vier Stangen in die Erde gesteckt, daran eine Querstange, bildeten das Gerippe, — große Palmblätter, zwischen welchen der Regen ganz bequem eindringen konnte, das Dach. Auf drei Seiten war die Laube ganz offen. Im Innern hingen ein Paar Hängematten und auf der Erde glomm etwas Feuer und Asche, in welcher einige Wurzeln, Maiskolben und Bananen geröstet wurden. In einem Winkelchen unter dem Dache war ein kleiner Vorrath dieser Le-

bensmittel aufgespeichert und einige Kürbisschalen lagern herum, die den Wilden statt der Schüsseln, Töpfe, Wasserkrüge u. s. w. dienen. Die langen Bogen und Pfeile, ihre einzige Waffe, lehnten im Hintergrunde an der Wand.

Ich fand die Indianer noch häßlicher als die Neger; — ihre Hautfarbe ist Lichtbronce, ihre Statur gedrungen und von mittlerer Größe. Sie haben breite, etwas zusammengeschobene Gesichter und kohlswarzes, straff herabhängendes, dichtes Haar, welches die Weiber zum Theil in Flechten tragen, die sie am Hinterkopfe befestigen, zum Theil ungeflochten herabhängen lassen. Die Stirn ist breit und nieder, die Nase etwas gequetscht, die Augen klein geschlitzt, beinahe nach Art der Chinesen, der Mund sehr groß mit etwas dicken Lippen. Um all diese Schönheiten noch mehr hervorzuheben, ist über das ganze Gesicht ein eigner Zug von Dummheit gelagert, der sich besonders durch den beständig offen stehenden Mund ausdrückt.

Die meisten, sowohl Männer als Weiber, waren mit röthlicher oder blauer Farbe tätowirt, jedoch nur um den Mund in Form eines Schnurbartes. Beide Geschlechter rauchen leidenschaftlich Tabak und lieben den Brantwein über alles. Ihre Bekleidung bestand aus einigen Lumpen, die sie um die Lenden geschlagen hatten.

Ich hatte schon über die Puris in Novo Friburgo einige nicht uninteressante Notizen erhalten, die ich daher folgendermaßen mittheile.

Die Zahl der noch übrig gebliebenen Indianer von Brasilien soll sich nur mehr gegen 500,000 belaufen, die tief in das Land hinein zerstreut in den Wäl-

bern leben. Sie lassen sich mehr als 6 — 7 Familien an einem und demselben Orte nieder, und jeden Ort verlassen sie wieder, sobald sie das Wild umher getödtet, die Früchte und Wurzeln aufgezehrt haben. Viele dieser Indianer haben die Taufe erhalten. Für etwas Branntwein und Tabak sind sie augenblicklich bereit, diese Feierlichkeit an sich ergehen zu lassen, und bebauern nur, daß sie nicht öfter wiederholt werden kann, um so mehr, da die Ceremonie schnell abgethan ist. Der Priester glaubt durch diese heilige Handlung allein schon dem Himmel eine Seele gewonnen zu haben und kümmert sich ferner weder um Unterricht noch um Sitten und Gebräuche seiner Tauslinge. Sie heißen zwar nun Christen oder *gezühte Wilde*, leben aber wie früher nach heidnischer Art. So schließen sie z. B. Ehen auf unbestimmte Zeit, erwählen sich Raziken (Häuptlinge), die sie aus den größten und stärksten Männern nehmen und üben alle ihre Gebräuche bei Schließung der Ehen, Todesfällen u. s. w. vor wie nach der Taufe aus.

Ihre Sprache ist höchst arm. So sollen sie z. B. nur 1 und 2 zählen können und müssen daher diese beiden Zahlen immer wiederholen, wenn sie eine größere Zahl ausdrücken wollen. Ferner haben sie für heute, morgen und gestern nur das Wort Tag; die nähere Bedeutung drücken sie durch Zeichen aus. Für heute sagen sie Tag und fügen sich dabei auf den Kopf oder deuten gerade in die Höhe, — für morgen, ebenfalls Tag, wobei sie mit dem Finger nach vorwärts zeigen, und für gestern wieder Tag, wobei sie hinter sich deuten.

Die Puris sollen ganz vorzüglich zum Aufspüren

entflohener Neger zu gebrauchen sein, da ihre Geruchsorgane besonders ausgebildet sind. Sie riechen die Spur des Entflohenen an den Blättern der Bäume, und gelingt es dem Neger nicht, einen Strom zu erreichen, in welchem er eine große Strecke gehen oder schwimmen kann, so soll er dem ihm nachspürenden Indianer nur äußerst selten entkommen. Auch zu schweren Arbeiten, zum Holzfällen, zu Reis- und Maniok-Anbau u. s. w. hat man diese Wilden gern, da sie fleißig sind und mit etwas Tabak, Branntwein oder farbigem Zeug leicht abgelohnt werden. Doch darf man sich ihrer durchaus nicht mit Gewalt bemächtigen — sie sind freie Menschen. Sie kommen gewöhnlich nur zur Arbeit, wenn sie schon halb verhungert sind. —

Ich besuchte alle Hütten dieser Wilden, und da meine Begleiter mich als eine Frau von gar vielen Kenntnissen ausposaunten, so wurde ich auch hier von allen Kranken zu Rathe gezogen.

In einer der Hütten fand ich ein altes Weib ächzend in einer Hängematte liegen. Als ich näher trat, deckte man die Arme auf und ich sah die ganze Brust vom Krebse zerfressen. Die Unglückliche schien keinen Verband, kein lindernendes Mittel zu kennen. Ich rieth ihr, die Wunde häufig mit abgekochtem Malva \*)-Thee zu reinigen und überdies abgekochte Malvablätter darüber zu schlagen. — Möchte dieser Rath nur einigermaßen Erleichterung verschafft haben.

Dieses schreckliche Uebel scheint bei den Puris leider nicht selten zu sein, denn ich sah noch mehrere unter den Weibern, die theils starke Erhärtungen, theils schon kleine Geschwüre an den Brüsten hatten.

---

\*) Diese heilsame Pflanze wächst sehr häufig in Brasilien.



Nachdem ich in den Hütten alles genugsam betrachtet, ging ich mit einigen der Wilden auf eine Papageien- und Affenjagd. Wir durften nicht weit suchen, um beides zu finden, und ich hatte nun Gelegenheit, die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher diese Leute ihre Bogen handhabten. Sie schossen die Vögel auch im Flug und verfehlten selten ihr Ziel. Nachdem wir drei Papageien und einen Affen erlegt hatten, kehrten wir zu den Hütten zurück.

Die guten Menschen boten mir die beste ihrer Hütten zum Obdache und luden mich ein, die Nacht bei ihnen zuzubringen. Ich nahm ihr Anerbieten gerne an, da ich von der angestrengten Fußreise, von der Hitze und von der Jagd etwas ermüdet war; auch neigte sich der Tag seinem Ende zu und ich würde heute nicht mehr bis zur Ansiedlung der Weißen gekommen sein. Ich breitete also meinen Mantel auf der Erde aus, richtete ein Stück Holz statt eines Kissen zurecht und setzte mich vorläufig auf mein herrliches Lager. Meine Wirthen bereiteten den Affen und die Papageien, indem sie dieselben auf hölzerne Spieße steckten und am Feuer rösteten. Um das Mahl recht lecker zu machen, gaben sie auch noch einige Maiskolben und Knollengewächse in die Asche. Sie brachten dann große frische Baumbblätter herbei, rissen den gebratenen Affen mit den Händen in mehrere Theile, legten eine tüchtige Portion davon auf die Blätter, so wie auch einen Papagei, Mais und Knollengewächse und stellten es vor mich hin. — Mein Appetit war grenzenlos, da ich seit Morgens nichts genossen hatte; ich fing also gleich mit dem Affenbraten an, den ich überaus köstlich fand; — bei

weitem nicht so zart und schmackhaft war das Fleisch des Papageies.

Nach Beendigung der Tafel bat ich die Indianer, mir einen ihrer Tänze aufzuführen und sie willfährten gerne meinem Begehren. — Da es schon dunkel war, so brachten sie viel Holz herbei, errichteten eine Art Scheiterhaufen und zündeten ihn an; die Männer schlossen einen Kreis herum und begannen den Tanz. Sie warfen ihre Körper mit merkwürdiger Plumpheit von einer Seite zur andern und bewegten dabei den Kopf nach vorwärts; hierauf traten auch die Weiber hinzu, blieben jedoch etwas hinter dem Männerkreise zurück und machten dieselben plumpen Bewegungen. Die Männer stimmten noch überdies ein höllisches Geklär an, das einen Gesang vorstellen sollte, und alle verzerrten dazu die Gesichter ganz abscheulich. Einer der Wilden stand daneben und spielte auf einer Art von Saiten-Instrument. Es war aus dem Rohre einer Kohnpalme gemacht und ungefähr 2 bis 2½ Fuß lang; ein Loch hatte man über quer geschnitten, 6 Fasern des Rohres aufgehoben und an beiden Enden durch einen kleinen Sattel in der Höhe erhalten. Es wurde darauf wie auf einer Guitarre mit den Fingern gespielt, die Töne klangen sehr leise, widrig und heiser.

Diese erste Aufführung nannten sie einen Friedens- oder Freudentanz. Einen viel wilderen führten die Männer allein auf. Nachdem sie sich hierzu mit Bogen, Pfeilen und tüchtigen Knütteln bewaffnet, schlossen sie ebenfalls wieder einen Kreis, nur waren ihre Bewegungen viel lebhafter und wilder als beim ersten Tanze; auch schlugen sie dabei mit den Knütteln schauderhaft um sich

herum. Dann stoben sie plötzlich auseinander, spannten die Bogen, legten die Pfeile auf und machten die Pantomime, als schössen sie dem fliehenden Feinde nach; dabei stießen sie fürchterlich durchdringende Töne aus, die im ganzen Walde wiederhallten; ich fuhr erschrocken empor denn ich glaubte wirklich von Feinden umzingelt, und ohne die geringste Hilfe und Stütze in ihre Gewalt gerathen zu sein; — ich war herzlich froh, daß dieser gräßliche Siegestanz bald ein Ende hatte.

Als ich mich dann zur Ruhe begab und nach und nach alles stille um mich ward, besiel mich eine Angst anderer Art; ich dachte der vielen wilden Thiere, der schrecklichen Schlangen, die vielleicht ganz nahe um uns hausen möchten und des offenen, schutzlosen Obdaches, unter welchem ich die Nacht zubringen mußte. Lange hielt mich diese Furcht wach und oft vermeinte ich, die Blätter rauschen zu hören, wie wenn sich eines der gefürchteten Thiere Bahn bräche. Endlich aber forderte der ermüdete Körper dennoch seine Rechte, ich stützte den Kopf auf den hölzernen Block und tröstete mich mit dem Gedanken, daß es mit der Gefahr doch nicht so arg beschaffen sein möge, als uns manche Reisende glauben machen wollen; — wie wäre es denn sonst möglich, daß die Wilden so unbekümmert und so ganz ohne Vorkehrungen in ihren offenen Hütten wohnten.

Am 12. October. Morgens nahm ich Abschied von den Wilden und beschenkte sie mit verschiedenem Bronze-Schmuck, über welchen sie so entzückt waren, daß sie mir alles anboten, was sie besaßen. Ich nahm einen

Vogel und zwei Pfeile zum Andenken an diesen Besuch mit mir, kehrte dann zu dem hölzernen Hause zurück, und nachdem ich auch da ähnliche Geschenke ausgetheilt hatte, bestieg ich mein Maulthier und traf noch spät Abends zu Aldea do Pedro ein.

Am 13. October Morgens sagte ich dem gefälligen Geistlichen Lebewohl und trat mit meinem bereits genannten Diener die Rückreise nach Novo Friburgo an, die ich auf demselben Wege, statt wie früher in vier, nun in drei Tagen machte. Ich fand noch den Grafen Berchtold, der sich nun recht wohl befand. Wir beschlossen daher, vor der Rückkehr nach Rio de Janeiro noch einen Ausflug zu einem schönen Wasserfalle zu machen, der ungefähr 3 Leguas von Novo Friburgo entfernt ist. Zufällig erfuhren wir aber, daß die Taufe der Prinzessin Isabella am 19. October statt haben sollte. Da wir dieses interessante Fest nicht versäumen wollten, zogen wir es vor, unsere Rückreise gleich anzutreten. Wir nahmen denselben Weg, den wir auf der Herreise gemacht hatten, bis ungefähr eine Legua vor Ponte de Pinheiro; — hier schlugen wir einen andern Weg ein, und zwar nach Porto de Praja. Diese Tour war zu Lande um 8 Leguas länger, dagegen aber zur See um so kürzer, da man von Porto de Praja nach Rio de Janeiro mit dem Dampfschiffe in einer halben Stunde fährt.

Die Gegend von Pinheiro an war größtentheils traurig und langweilig, eine förmliche Wüste, deren Einförmigkeit nur selten durch ärmliche Waldungen oder niedere Hügel unterbrochen wurde. Des Anblickes der

hohen Gebirge erfreuten wir uns erst wieder, als wir der Hauptstadt näher kamen.

Noch muß ich eines komischen Irrthums des Herrn Beste aus Novo Friburgo erwähnen, den wir Anfangs nicht begreifen konnten und der uns dann viel Stoff zum Lachen gab. Herr Beste hatte uns einen Führer empfohlen, den er uns als ein wahres Auskunfts-Comptoir beschrieb; jede unserer Fragen nach Bäumen, Pflanzen, Gegenständen u. s. w. sollte er auf das vollkommenste beantworten können. Wir schätzten uns glücklich, solch einen Phönix unter den Führern zu haben und benützten auch gleich jede Gelegenheit, ihn auf die Probe zu stellen. Er wußte uns aber über nichts Bescheid zu geben; frugen wir ihm um den Namen eines Flusses, so meinte er, dieser sei zu klein, er habe gar keinen Namen; die Bäume waren ihm zu unbedeutend, die Pflanzen zu gemein. — Diese Unwissenheit war doch gar zu arg; wir forschten nach, und da kam es heraus, daß Herr Beste nicht unsern Führer, sondern dessen Bruder gemeint hatte, der aber leider schon vor sechs Monaten gestorben war, welche Begebenheit Herr Beste vergessen haben mußte.

Am 18. Oktober Abends kamen wir glücklich in Rio de Janeiro an. Wir erkundigten uns gleich nach der Laufe und erfuhren, daß sie auf den 15. November verschoben sei, und daß am 19. Oktober nur das Namensfest des Kaisers gefeiert werde. Wir hatten daher umsonst unsere Rückreise so übereilt und hätten den schönen Wasserfall bei Novo Friburgo mit großer Muße betrachten können.

Die Entfernung en dieses Ausfluges betrugten :

Von Rio de Janeiro nach Sampajo . .	8 Leguas.
Von Sampajo nach Novo Friburgo . .	20 "
Von Novo Friburgo zu den Indianern	25 "
	<hr style="width: 10%; margin-left: auto; margin-right: 0;"/>
	53 Leguas.

Zurück machten wir nur 2 Leguas Umwege.

---

## Abreise von Rio de Janeiro. Santos und St. Paulo. Umschiffung des Cap Horn. Ankunft in Valparaiso.

8. Dezember 1846 bis 2. März 1847.

Als ich den Platz auf der schönen englischen Barke „John Renwick“, Kapitän Bell, zu 25 Pfund Sterling erhandelte, versprach mir letzterer spätestens am 25. November zur Abfahrt bereit zu sein und in keinem Zwischenhafen einzulaufen, sondern direkt nach Valparaiso zu segeln. — Ersteres glaubte ich, weil er mir versicherte, daß ihn jeder Tag Aufenthalt sieben Pfund Sterling koste, — letzteres, weil ich überhaupt gerne allen Menschen glaube, und sollten es selbst Schiffkapitäne sein — In beiden Punkten ward ich getäuscht, denn erst am 8. Dezember bekam ich die Weisung, mich des Abends an Bord zu begeben, und da erst eröffnete mir der Kapitän, daß er in Santos einlaufen müsse, um sich mit Lebensmitteln zu versorgen, die dort bedeutend billiger zu bekommen wären als in Rio de Janeiro. Daß er bei dieser Gelegenheit auch eine Ladung Steinkohlen ausschiffen und eine Ladung Zucker einnehmen würde, verschwieg er bis zur

Ankunft in Santos selbst, — er versicherte zwar, mit all diesen Geschäften in 3 — 4 Tagen fertig zu werden.

Ich nahm Abschied von meinen Freunden und begab mich Abends an Bord, wohin mich Graf Berchthold und die Herren Seiger und Rister begleiteten.

Am 9. December früh Morgens wurden die Anker gelichtet; doch war der Wind so ungünstig, daß wir den ganzen Tag laviren mußten, um die hohe See zu erreichen; — erst am 10. gegen Mittag verloren wir das Land aus dem Gesichte.

Außer mir waren noch 8 Reisende auf dem Schiffe, 5 Franzosen, 1 Belgier und 2 Mailänder. Letztere konnte ich als halbe Landsleute betrachten, und wir schlossen uns auch bald einander an.

Die beiden Italiener machten die Reise um das Kap Horn in diesem Jahre nun schon zum zweiten Male. Ihre erste Reise war nicht glücklich gewesen; sie erreichten das Kap Horn in der Winterzeit, die in dieser südlich kalten Gegend von April bis gegen November währt \*). Sie waren nicht im Stande das Kap zu umsegeln; heftige Gegenwinde und Stürme warfen sie zurück und vierzehn ewig lange Tage kämpften sie dagegen, ohne von der Stelle zu kommen. Da verlor die Schiffsmannschaft den Muth und äußerte, es wäre besser zurückzukehren und günstigere Winde abzuwarten. Allein der Kapitän theilte diese Meinung nicht und wußte den Ehrgeiz seiner Leute der Art

---

\*) Auf der südlichen Hemisphäre stehen die Jahreszeiten zur nördlichen gerade im entgegengesetzten Falle; wenn also auf der einen Seite des Aequators Winter ist, so ist auf der andern Sommer u. s. w.



anzufachen, daß sie nochmals den Kampf mit den Elementen versuchten. — Es war der letzte. Noch dieselbe Nacht ging eine fürchterliche Woge über das Schiff, zertrümmerte den ganzen Obertheil desselben und riß den Kapitän und sechs Matrosen mit sich in die Tiefe des Meeres. Das Wasser drang stromweise in die Kajüten und jagte alle aus den Betten. Der große Mast mußte gekappt werden, die Brüstung des Schiffes, die Böte, der Steuerkasten, alles war vom Wasser hinweggeschwemmt. Die Steuerleute lenkten das Schiff zurück und nach einer langen, gefährvollen Reise gelang es ihnen mit ihrem halbentmasteten Schiffe den Hafen von Rio de Janeiro zu erreichen.

Diese Erzählung stellte uns zwar kein gutes Prognostikon, — doch die schöne Jahreszeit und unser gutes Schiff benahmen uns jede Furcht. Mit letzterem hatten wir es in jeder Hinsicht herrlich getroffen; — es besaß bequeme, große Cabinen, einen äußerst gutmüthigen und gefälligen Kapitän und eine Kost, die selbst jeden Feinschmecker hätte befriedigen müssen. Täglich gab es gebratene oder gedämpfte Hühner, Enten oder Gänse, frisches Schöpsen- und Schweinefleisch, Eierspeisen, Plumpuddings und Pasteten; dazu Nebenschüsseln mit Schinken, Reis, Kartoffeln und Gemüse und zum Nachtische getrocknete Früchte, Nüsse, Mandeln, Käse u. s. w. Auch fehlte es keinen Tag an frisch gebackenem Brode und gutem Weine. Wir alle bekannten einig, noch auf keinem Segelschiffe so vortrefflich behandelt und bewirthet worden zu sein, und so konnten wir auch in dieser Hinsicht mit frohem Muth entgegen sehen.

Bereits am 12. Dezember sahen wir die Gebirge von Santos, und um 9 Uhr Nachts gelangten wir an eine Bucht, die der Kapitän für jene von Santos hielt. Wiederholt angezündete Fackellichter, weit über Bord hinaus gehalten, riefen den Lootsen an unser Schiff; es erschien aber keiner, und wir waren gezwungen, am Eingange der Bai auf gut Glück die Anker auszuwerfen.

Am 13. Dezember Morgens kam ein Lootse an Bord und überraschte uns mit der Erklärung, daß wir in einer unrichtigen Bucht vor Anker lägen. Mit Mühe arbeiteten wir uns wieder heraus, und erst gegen Mittag kamen wir in die rechte Bucht. Ein nettes Schloßchen fiel uns da gleich in die Augen. Wir hielten es für ein Vorgebäude der Stadt und waren sehr erfreut, unser vorläufiges Ziel so schnell erreicht zu haben. Als wir jedoch näher kamen, sahen wir noch immer keine Stadt und erfuhren nun, daß das Schloßchen eine kleine Festung sei, und daß Santos an einer zweiten Bucht liege, die mit dieser durch einen schmalen Arm des Meeres verbunden sei. Leider hatte sich der Wind gelegt, wir mußten den ganzen Tag vor Anker liegen bleiben, und erst am 14. Dezember gegen Mittag erhob sich eine leichte Brise und blies uns in den Hafen der Stadt.

Santos liegt überaus reizend an dem Eingange eines großen Thaies. Artige Hügel, mit Kapellen und einzelnen Häuschen geziert, erheben sich auf beiden Seiten, und bedeutende Gebirge, die einen weiten Halbkreis um das Thal ziehen, schließen sich an diese an, während eine liebliche Insel einen schönen Vordergrund bildet.

Raum angelandet, machte uns der Kapitän bekannt,  
 Kapitäns Reise, I Th.

daß wir wenigstens 5 Tage verweilen würden. Die beiden Matländer, einer der Franzosen und ich beschloßen diese Zeit zu einem Ausfluge nach St. Paulo zu benützen, um diese größte Binnenstadt \*) Brasiliens zu sehen, die zehn Leguas von Santos entfernt liegt. Wir mietheten noch denselben Abend Kautthiere (das Thier zu 5 Milreis) und traten unsere Reise an.

15. Dezember früh Morgens. Wir bewaffneten uns mit scharf geladenen Doppelpistolen, denn man machte uns sehr viel Angst vor den Marron-Regern \*\*), deren sich gegenwärtig bei hundert in den Gebirgen aufhalten sollten, und deren Verwegenheit so groß sei, daß sie ihre Streifzüge sogar bis in die Nähe von Santos ausdehnten.

Die beiden ersten Leguas führten durch das Thal dem hohen Gebirge zu, das wir zu übersteigen hatten. Die Straße war sehr gut und so belebt, wie ich noch keine in Brasilien gesehen hatte. Ueber die Flüsse Vicente und Cubatao führen hübsche hölzerne Brücken, von denen die eine sogar gedeckt ist, — dafür mußte aber auch ein artiges Brückengeld bezahlt werden.

In einer der Wenden am Fuße der Gebirge stärkten wir uns an einem guten Eierkuchen, versorgten uns mit

---

\*) Binnenstadt nennt man eine Stadt, die im Innern eines Landes, entfernt von der See liegt.

\*\*) Unter Marron-Neger versteht man jene, die ihren Herren entlaufen sind. Sie gesellen sich gewöhnlich in größeren Haufen zusammen und ziehen sich in die Urwälder zurück, wagen sich aber auch häufig hervor, um zu stehlen und zu rauben, wobei es nicht immer ohne Mord abgeht.

Zuckerrohr, dessen Saft in der großen Hitze eine wahre Erquickung heut, und dann ging es an die Erstiegung der 3400 Fuß hohen Serra. Der Weg da hinauf war schrecklich, — steil, voll Löcher, Gräben und Rothladen, in welche unsere armen Thiere oft bis über die Knie versanken. Wir mußten an Abgründen und Schluchten vorüber, in deren Tiefe Waldbäche fürchterlich toseten, welche letztere wir aber nie zu sehen bekamen, da sie überall von üppigen Gesträuchen überwachsen waren. Auch durch Urwäldungen ging unser Weg; doch waren sie bei weitem nicht so schön und dicht, wie ich deren auf meiner Reise zu den Puris durchzogen hatte. Palmen fehlten beinahe ganz, und die wenigen, die wir sahen, erinnerten vermöge des dünnen Stammes und der mageren Blätterkrone, an die kältere Region.

Die Aussicht von der Serra war überraschend: das ganze Thal mit seinen Wäldern und Auen lag weithin bis zu den Buchten des Meeres vor uns ausgebreitet, die einzelnen kleinen Hütten verschwanden unseren Augen und nur ein Theil der Stadt und einige Masten von Schiffen tauchten in weiter Ferne auf.

Bald entzog uns eine Wendung des Weges dieses reizende Bild, wir verließen die Serra und betraten ein waldiges Hügelland, das theilweise mit ausgebreiteten Grasplätzen wechselte, die mit niedrigem Gestrüppe und zahllosen, zwei Fuß hohen Maulwurfsaufen bedeckt waren.

Auf der Hälfte des Weges von Santos nach St. Paulo liegt der Ort Rio Grande, dessen Häuser nach brasilianischer Art so weit von einander liegen, daß man sie gar nicht für zusammengehörend hält. Hier wohnt der

Eigenthümer der Maulthiere, deren man sich zu dieser Reise bedient und hier wird auch die Bezahlung entrichtet. Die Maulthiere werden, will man die Reise augenblicklich fortsetzen, gegen frische gewechselt; zieht man es aber vor, über Mittag oder über Nacht zu bleiben, so bekommt man sehr gutes Essen und reinliche Zimmer und hat dafür nichts zu bezahlen, da es in dem Preise der 6 Milreis bereits mitgerechnet ist.

Wir ließen uns nur schnell einige Gerichte geben und eilten weiter, um noch vor Sonnenuntergang die zweite Hälfte des Weges zurückzulegen. Je näher man der Stadt kommt, desto ausgebreiteter wird die Ebene. Die Schönheit der Gegend nimmt sehr ab, und hier sah ich zum erstenmal, seit ich Europa verlassen, Sandfelder und Sandhügel. Die Stadt selbst, auf einem Hügel liegend, nimmt sich ziemlich gut aus; sie zählt an 22,000 Einwohner und ist ein bedeutender Handelsplatz für den innern Verkehr des Landes. Trotz dem besitzt sie weder einen Gasthof noch sonst einen Ort, wo Fremde Unterkunft finden können.

Als wir uns nach einer Herberge erkundigten, bezeichnete man uns nach langem Fragen einen Deutschen und einen Franzosen, mit dem Bemerken, daß beide aus Gefälligkeit Gäste aufnehmen. Wir gingen erst zu dem Deutschen, — der wies uns ganz kurz mit dem Bemerken ab, daß er keinen Platz mehr habe. Von ihm wanderten wir zu dem Franzosen, — der schickte uns zu einem Portugiesen, und als wir zu diesem kamen, erhielten wir dieselbe Antwort wie von dem Deutschen.

Nun waren wir in der größten Verlegenheit, um so

mehr, da den Franzosen die angestrengte Reise so angegriffen hatte, daß er sich kaum mehr auf dem Sattel erhalten konnte.

In dieser kritischen Lage gedachte ich meines Empfehlungsbriefes, den mir Herr Geiger aus Rio de Janeiro an einen hier ansässigen Deutschen, Herrn Loskiel, mitgegeben hatte. Ich war Willens gewesen, den Brief erst am nächsten Tage abzugeben, doch: „Noth kennt kein Gebot“, und so suchte ich ihn noch denselben Abend auf.

Er war so gütig, sich unserer auf das wärmste anzunehmen. Mich und einen der Herren behielt er bei sich, die beiden andern brachte er bei seinem Nachbar unter; zu Tische waren wir Alle bei ihm geladen. — Wir erfuhren nun, daß in St. Paulo Niemand, selbst kein Wirth einen Fremden aufnähme, der nicht einen Empfehlungsbrief mitbringe — ein Glück für Reisende, daß diese komische Sitte nicht überall herrscht.

16. Dezember. Nachdem wir vollkommen ausgeruht von den Beschwerden des gestrigen Rittes, war unser erstes Vornehmen, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besuchen. Wir fragten unsern freundschaftlichen Wirth darnach; allein dieser zuckte die Achseln und meinte, er wüßte von keinen, wenn wir nicht etwa den botanischen Garten als solche betrachten wollten.

Wir gingen also nach dem Frühstücke aus, um vorerst die Stadt zu besuchen und fanden mehr große und niedlich gebaute Häuser, als deren im Verhältnisse zu seiner Größe Rio de Janeiro besitzt. Von Geschmack oder von Eigenthümlichkeit der Bauart war aber auch hier nichts zu sehen. Die Straßen sind ziemlich breit, aber

ganz merkwürdig menschenleer, und die allgemeine Stille wird nur durch das unaussethliche Knarren der Bauernkarren unterbrochen. Diese Karren ruhen auf zwei Rädern, oder, besser gesagt, auf zwei hölzernen Scheiben, die oft nicht einmal durch einen eisernen Reif zusammengehalten sind. Die Achsen, ebenfalls von Holz, werden nicht geschmiert, und davon rührt diese höllische Musik her.

Eine sonderbare Mode herrscht in diesem heißen Klima in der Kleidertracht: alle Männer, die Sklaven ausgenommen, tragen große Tuchmäntel, deren eine Hälfte sie um die Achsel schlagen, selbst viele Frauen sah ich in weite, lange Tuchkrägen gehüllt.

In St. Paulo ist auch eine hohe Schule; doch tritt für Studierende, die vom Lande oder von kleineren Städten kommen, der unangenehme Fall ein, daß sie Niemand aufnimmt. Sie sind gezwungen, Wohnungen zu mieten, selbe einzurichten und einen eigenen Haushalt zu führen.

Noch besuchten wir einige Kirchen, die in ihrem Aeußeren und Inneren wenig sehenswerthes boten, und dann zum Schlusse den botanischen Garten, welcher außer einer Pflanzung chinesisches Thees auch nichts interessantes enthielt.

Alles dies war in einigen Stunden abgethan, und wir hätten sogleich die Reise nach Santos am folgenden Morgen wieder antreten können. Allein der Franzose, der uns in Folge seiner übergroßen Ermüdung auf dem Spaziergange nicht begleitet hatte, ersuchte uns, die Heimkehr noch um einen halben Tag zu verzögern und es so einzurichten, daß wir in Rio Grande über Nacht blieben.

Wir erwiesen ihm gern diese Gefälligkeit und machten uns am 17. Dezember des Nachmittags auf den Weg, nachdem wir unserm gütigen Wirth auf das herzlichste für seine gastfreie Aufnahme gedankt hatten. In Rio Grande fanden wir ein ausgezeichnetes Abendessen, bequeme Schlafgemächer und des andern Tages ein gutes Frühstück.

Am 18. Dezember Mittags trafen wir glücklich in Santos ein, und nun erst gestand uns der Franzose, daß er sich von dem starken Ritte (10 Leguas) in St. Paulo so erschöpft fühlte, daß er eine Krankheit befürchtete. Er erholte sich übrigens nach einigen Tagen vollkommen; doch versicherte er, in unserer Gesellschaft nicht so leicht mehr eine Partie machen zu wollen.

Unsere erste Frage an den Kapitän war; „Wann werden die Anker gelichtet?“, worauf er uns sehr höflich erwiderte, daß, sobald er 200 Tonnen Steinkohlen ausgeladen und 6000 Säcke Zucker eingenommen habe, er augenblicklich zur Abreise bereit sein werde. So kam es, daß wir drei ewig lange Wochen in Santos blieben.

Der Herren einziges Vergnügen während dieser Zeit war die Jagd, — das meinige: spazieren gehen und Insekten sammeln.

Den Neujahrstag des Jahres 1847 feierten wir noch in Santos, und endlich am 2. Jänner waren wir so glücklich, der Stadt Lebewohl zu sagen; jedoch kamen wir nicht weit, denn schon in der ersten Bucht verließ uns der Wind und erhob sich erst nach Mitternacht. Da war eben Sonntag, und an einem Sonntage geht kein ächter Engländer unter Segel, — wir blieben daher den ganzen 3. Januar vor Anker liegen und sahen mit großer Wehmuth zweien



Schiffen nach, deren Kapitäne, trotz der Sonntagsfeier, die frische Brise \*) benutzten und lustig an uns vorüber segelten.

Denselben Abend lief ein Schiff in der Bucht ein, das unser Kapitän für ein Negergeschiff erklärte. Es hielt sich so weit als möglich von der Festung entfernt und warf an der äußersten Spitze der Bucht die Anker aus. Da die Nacht sehr mondhell war, gingen wir noch spät auf dem Decke spazieren und sahen richtig kleine Böte, mit Negern beladen, an die Küste führen. Es kam zwar ein Offizier von der Festung, um das Treiben dieses verdächtigen Schiffes zu untersuchen; der Eigner desselben schien ihm aber genügende Erklärung gegeben zu haben, denn er verließ das Schiff bald wieder und die Schmuggelerei der Sklaven ging ruhig und ungestört die ganze Nacht vor sich. Als wir am

4. Januar Morgens an diesem Schiffe vorüber segelten, sahen wir noch viele der Unglücklichen auf dem Decke stehen. Unser Kapitän fragte den Negerhändler, wie viele Sklaven er an Bord gehabt habe, und mit Erstaunen vernahmen wir die Zahl von 670. — Genug ist schon über diesen abscheulichen Handel gesprochen und geschrieben worden, allgemein wird er verabscheut, als ein Schandfleck des Menschengeschlechtes betrachtet, und dennoch dauert er fort und fort.

Dieser Tag ließ sich überhaupt sehr traurig an. Kaum hatten wir das Sklavenschiff aus den Augen, so

---

\*) Brise nennt man einen leichten Wind, der vom Land weht.

rdre bald an unserm Bord ein Selbstmord geschehen. Der Stewart (Aufwärter) des Schiffes, ein junger Nulatte, hatte die üble Gewohnheit, den starken Getränken in übergroßem Maße zuzusprechen. Der Kapitän drohte ihm mehrmals mit ernstlichen Strafen; doch es half nichts, und heute Morgens war er derart betrunken, daß ihn die Matrosen in irgend einen Winkel auf dem Bordertheile des Schiffes tragen mußten, damit er sich nüchtern schlafen solle. Plötzlich sprang er aber auf, kletterte auf den Vorderbug des Schiffes und stürzte sich in die See. Zum Glück hatten wir beinahe Windstille, das Meer war vollkommen ruhig, und man konnte hoffen, ihn zu retten. Er kam auch bald an der Wand des Schiffes zum Vorschein, und sogleich warf man ihm von allen Seiten Laue zu. Die Liebe zum Leben erwachte und ließ ihn unwillkürlich nach den Lauen haschen; doch hatte er nicht Kraft genug, sich fest daran zu halten. Er sank neuerdings, und erst nach vielen Bemühungen gelang es den wackern Matrosen, ihn dem Wassertode zu entreißen. Kaum zu sich gekommen wollte er sich abermals in die See stürzen, indem er schrie, er wolle nicht leben. Der Mensch raste und der Kapitän war gezwungen, ihn an Händen und Füßen fesseln und an den Mastbaum ketten zu lassen. Am folgenden Tage wurde er seines Dienstes entsetzt und zum Gehilfen eines neu ernannten Aufwärters degradirt.

5. J a n u a r. Meistens Windstille. — Unser Koth fing heute einen 3 Fuß langen Fisch, der seines Farbenwechsels wegen merkwürdig ist. Als er aus dem Wasser kam, war er goldgelb, welcher Farbe er auch seinen Namen Dorado verdankt. Aber schon nach 1—2 Minu-

ten ging das glänzende Gelb in ein helles Himmelblau über, und nach seinem Tode ward der Bauch wieder schön hellgelb, der Rücken aber bräunlich grün. Man rechnet ihn zu den edelsten Fischen, — ich fand jedoch sein Fleisch etwas trocken.

Am 9. Januar befanden wir uns auf der Höhe des Stromes Rio Grande. Abends sahen wir einem heftigen Sturm entgegen; der Kapitän ging alle Augenblicke nach dem Barometer und ließ darnach die Anstalten treffen. Bald stürmten schwarze Wolken heran und der Wind nahm dermaßen zu, daß der Kapitän alle Luken sorgfältig schließen und die Mannschaft zur schnellen Einreiffung der Segel bereit halten ließ. — Nach 8 Uhr brach das Unwetter los. Blitze über Blitze durchkreuzten den Horizont nach allen Seiten und leuchteten den Matrosen zur Arbeit, die aufgeregte See erschien im hellsten Feuerglanze, das majestätische Rollen des Donners machte die Stimme des Kapitäns verstummen und die weißschäumenden Wogen stürzten mit so mächtiger Gewalt über das Deck, als wollten sie alles mit sich in die Tiefe reißen. Waren nicht längs des Oberdeckes Taupe gespannt gewesen, an die sich die Matrosen anklammern konnten, so würden letztere unfehlbar die Beute dieser Wassermassen geworden sein. — Es ist fürwahr eine eigene Sache um solch einen Sturm, — man ist allein auf der unermesslichen See, weit entfernt von jeder menschlichen Hilfe, und fühlt mehr als je, daß man nur in der Hand Gottes steht. Wer auch in solch einem fürchterlich erhabenen Augenblicke noch an keinen Gott glaubt, der ist wohl für immer mit geistiger Blindheit geschlagen. — Eine stille Feiterkeit bemächtigt sich

bei diesen Natur-Ergebnissen meines Gemüthes; ich ließ mich nicht selten in der Nähe des Steuerlastens festbinden, die fürchterlichen Bogen über mich ergehen, um dies Schauspiel recht in mich aufzunehmen und empfand keine Furcht, sondern Vertrauen und Ergebung.

Nach vier Stunden hatte der Sturm ausgetobt und es trat gänzliche Windstille ein.

Am 10. Januar bekamen wir einige große Seeschildkröten und einen Wallfisch zu Gesicht. Letzterer war noch jung und ungefähr 40 Fuß lang.

11. Januar. Wir waren nun auf der Höhe des Rio Plato \*) und fanden die Temperatur bereits ziemlich abgekühlt.

Von Seetangen und Mollusken war uns bisher noch nichts vorgekommen; nur heute Nacht sahen wir manchmal in der Tiefe des Meeres Mollusken, die wie Sterne herauf leuchteten.

In diesen Gegenden nun erglänzt das Sternenbild „des südlichen Kreuzes“ immer heller und schöner, doch lange nicht so wunderbar, als man es beschreibt. Die Sterne, vier an der Zahl und ungefähr diese Form „.“ bildend, sind zwar groß und glänzend; sie flößten aber weder mir noch irgend jemanden aus unserer Gesellschaft viel mehr Erhebung oder Begeisterung ein, als die übrigen Sternbilder. Ueberhaupt pflegen viele Reisende in ihren Erzählungen sehr zu übertreiben; einerseits beschreiben sie oft Sachen, die sie selbst gar nicht gesehen haben und nur vom Hören-Sagen kennen, andererseits

---

\*) Der Rio Plato ist einer der größten Ströme Brasiliens.

hatten sie die Erscheinungen, die ihnen wirklich vorkamen, mit etwas gar zu viel Phantasie aus.

16. Januar. Unter dem 37. Breitengrade kamen wir in eine heftige Strömung, die von Süd nach Nord ging und in ihrer Mitte einen gelben Streif enthielt. Der Kapitän meinte, daß dieser Streif von einem Zuge kleiner Fische herrühre. Ich ließ mir in einer Tonne Wasser herauf ziehen und fand wirklich einige Duzend lebender Geschöpfe darinnen, die jedoch nach meiner Ansicht zum Mollusken-, nicht aber zum Fisch-Geschlechte gehörten. Sie waren bei  $\frac{3}{4}$  Zoll lang und durchsichtig wie die feinsten Wasserbläschen; vorne hatten sie weiße und hellgelbe Punkte und am Untertheile einige Fühlfäden.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Januar überfiel uns ein sehr heftiger Sturm und beschädigte unseren großen Mast der Art, daß der Kapitän beabsichtigte, sobald als möglich in einen Hafen einzulaufen, um einen neuen Mast aufsetzen zu lassen. Vor der Hand wurde er mit Tauen, eisernen Ketten und Klammern zusammen geschnürt.

Unter dem 43. Breitengrade kam uns die erste Seetange zu Gesicht. Die Wärme nahm schon fühlbar ab; wir hatten oft kaum 12 bis 14 Grad.

23. Januar. Patagonien lag uns so nahe, daß wir die Umrisse des Landes sehr gut ausnehmen konnten.

26. Januar. Wir hielten uns beständig nahe der Küste. Unter dem 50. Breitengrade sahen wir die Andenberge von Patagonien. — Heute kamen wir an den Falklands-Inseln vorüber, die sich vom 51. bis 52. Breitengrad erstrecken. Wir sahen sie jedoch nicht, da wir uns so nah als möglich dem festen Lande zu hielten, um

nicht an der Magellanstraße vorüber zu fahren. Der Kapitän studierte nämlich seit mehreren Tagen in einem englischen Buche, welches, seiner Meinung nach, deutlich bewies, daß die Fahrt durch die Magellanstraße weniger gefährlich und bedeutend kürzer wäre, als jene um das Kap Horn. Ich frug ihn, wie es denn käme, daß die andern Seefahrer von diesem wichtigen Buche nichts wüßten, und warum alle nach der Westseite Amerika's segelnden Schiffe um das Kap Horn gingen. Er wußte mir darauf nichts zu antworten, als daß das Buch sehr theuer sei und es sich daher niemand anschaffe \*).

Mir war dieser kühne Gedanke des Kapitäns sehr willkommen. Ich sah bereits die sechs Fuß hohen Patagonier in ihren Böten daher schiffen, ich tauschte schon von ihnen Muscheln, Pflanzen, Schmuck und Waffen gegen farbige Bänder und Tücheln, — ja, um meiner Freude die Krone aufzusetzen, sollte in Port Famine (Hafen in Patagonien) gelandet werden, um den beschädigten obern Theil unseres großen Mastes neu aufzusetzen. — Wie war ich in geheim dem Sturm so dankbar, unser Schiff in diesen Zustand versetzt zu haben.

Aber nur zu bald ward ich diesen schönen Hoffnungen und Träumen entrissen. Am 27. Januar wurde die Länge und Breite genommen, und da fand es sich, daß

---

\*) Andere Kapitäne sagten mir, daß die Fahrt durch die Magellanstraße nur für Kriegsschiffe möglich sei, indem diese Fahrt eine große Anzahl Matrosen fordere. Jeden Abend muß vor Anker gegangen werden und beständig müssen Matrosen in Bereitschaft sein, um bei den sehr häufig eintretenden Winden die Segel zu stellen oder einzureffen.

die Magellanstraße bereits 27 Minuten (oder Seemeilen) hinter uns lag. Da jedoch Windstille war, so versprach der Kapitän, für den Fall eines eintretenden günstigen Windes, einen Versuch zu machen, um die Höhe der Straße wieder zu gewinnen.

Ich glaubte nicht mehr daran, und hatte Recht. Eine kaum merkliche Brise erhob sich gegen Mittag, und freudestrahlend erklärte sie der Kapitän für günstig — zur Umschiffung des Kap Horn. Wäre es ihm mit dem Durchfahren der Magellanstraße Ernst gewesen, so hätte er nur einige Stunden kreuzen dürfen, denn bald sprang der Wind um und blies gerade in die beabsichtigte Einfahrt.

29. Januar. Wir waren dem Feuerlande stets so nahe, daß wir mit unbewaffnetem Auge jeden Strauch ausnehmen konnten. In einer Stunde wären wir am Lande gewesen und zwar ohne die Reise deshalb zu verzögern, da uns häufige Windstillen gefesselt hielten; allein der Kapitän mochte es nicht erlauben, denn der Wind konnte sich ja alle Augenblicke erheben.

Die Ufer erscheinen ziemlich steil aber nicht hoch; im Vordergrunde wechseln magere Wiesen mit Sandplätzen und im Hintergrunde erheben sich bewaldete Hügelketten und darüber hinaus schneebedeckte Berge. Im Ganzen kam mir das Land viel wohnlicher vor als die Insel Island, die ich anderthalb Jahre vorher besucht hatte. Auch die Wärme hier mag bedeutender sein, da wir selbst auf der See 10 und 12 Grad hatten.

Ich sah drei Gattungen Lagen; konnte aber nur ein Exemplar erfassen. Es glich ziemlich jenem, das ich unter dem 44. Breitengrade gesehen hatte. Die

zweite Gattung war auch wenig verschieden, und nur die dritte hatte zugespitzte Blätter, deren immer mehrere zusammen Fächer von einigen Fuß Höhe und Breite bildeten.

Am 30. Januar kamen wir den Staatenland-Inseln ganz nahe. Sie liegen zwischen dem 56. und 57. Breitengrade, bestehen aus kahlen, hohen Gebirgen und sind von dem Feuerlande durch eine nur 7 Meilen breite und ungefähr eben so lange Meerenge, die Straße „le Maire“, getrennt.

Der Kapitän erzählte uns nach Seemanns-Art, daß, als er einst durch diese Meerenge gefahren sei, sein Schiff in Folge einer starken Strömung ordentlich getanzt und sich während der Fahrt wohl tausendmal, sage tausendmal umgedreht habe. Des Kapitäns Erzählungen hatten zwar bei mir bereits sehr viel an Glauben verloren, dennoch verwendete ich von einer, zufällig vor uns segelnden Hamburger Brigg kein Auge und wollte sie mit Gewalt tanzen sehen, — weder sie noch unsere Barke that mir diesen Gefallen. Keines der beiden Schiffe drehte sich auch nur einmal um, und die einzige Merkwürdigkeit war die wogende und schäumende Straße, an deren beiden Enden die See voll ruhiger Majestät vor unseren Augen lag. Wir hatten die Meerenge in einer Stunde passirt, und ich nahm mir nun die Freiheit, den Kapitän zu fragen, warum unser Schiff nicht getanzt habe. Er erwiderte, weil Wind und Strömung mit uns gewesen sei. — Möglich, daß sich das Schiff im entgegengesetzten Falle einige Mal gedreht hätte, aber tausend Mal gewiß nicht.



Uebrigens war dieß die Lieblingszahl unseres guten Kapitäns. So frug ihn einst ein Herr aus unserer Gesellschaft um die ersten Gasthöfe Londons und erhielt zur Antwort, es sei unmöglich deren Namen zu wissen, da es daselbst über 1000 Gasthöfe der ersten Klasse gäbe.

Bei der Straße „le Maire“ fängt nach der Meinung der Seefahrer die gefährliche Fahrt um das Kap Horn an und endet erst an der Westseite Amerika's auf der Höhe der Magellanstraße. Gleich anfangs begrüßten uns zwei äußerst heftige Windstöße, deren jeder ungefähr eine halbe Stunde anhielt; sie kamen aus den eisigen Gebirgsschluchten des nahen Feuerlandes, zerrissen uns zwei Segel und brachen die Railstange vom großen Unterraafegel, obwohl die Matrosen flink und zahlreich gewesen waren.— Man rechnet von dem Ausgange der Straße le Maire bis an die äußerste Spitze des Kap nur 60 Minuten, und zu dieser unbedeutenden Fahrt benöthigten wir drei Tage.

Erst am 3. Februar waren wir so glücklich, die von allen Seefahrern gefürchtete Südspitze Amerika's zu erreichen. Kahle, spitze Berge, von welchen einer einem eingesenken Krater gleicht, bilden den Schluß der mächtigen Gebirgskette, und eine herrliche Gruppe schwarzer Felskolosse (Basalte?) in allen Formen und Gestalten lagern davor und sind nur durch einen ganz schmalen Meeresstreif getrennt. Die äußerste Spitze des Kap Horn ist 600 Fuß hoch. An dieser Stelle wechselt der Geographie nach, der atlantische Ocean den Namen und heißt nun das stille Weltmeer. Die Seefahrer aber geben ihm diesen Namen erst auf der Höhe der Magellanstraße, da bis zu dieser Gegend die See immerwährend stürmisch

bewegt sein soll. Auch wir machten diese Erfahrung; heftige Stürme trieben uns bis auf den 60. Breitengrad hinab, brachen den Topmast, der trotz der hochgehenden See aufgesetzt werden mußte, und warfen das Schiff der Art herum, daß wir oft nicht am Tische speisen konnten, sondern uns auf den Boden kauern und den Teller mit der Hand festhalten mußten. An einem dieser schönen Tage stürzte der Aufwärter mit der Kaffeekanne auf mich und übergoss mich mit ihrem heißen Inhalte; glücklicherweise kam nur ein ganz kleiner Theil auf meine Hände, und so war das Unglück nicht sehr groß.

Nach 14tägigem Kampfe mit Stürmen und Wogen, mit Regen und Kälte \*) erreichten wir endlich die Höhe der Magellanstraße an der Westküste und hatten somit den gefährlichsten Theil der Reise hinter uns.

Wallfische und Albatrosse sahen wir während dieser 14 Tage sehr selten, schwimmende Eisberge gar nicht.

Wir dachten, nun ruhig auf der stillen See dahin zu schiffen, in festem Vertrauen auf ihren friedlichen Namen, es ging auch recht gut durch volle 3 Tage; dann aber in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar überfiel uns ein Sturm, der des atlantischen Oceans würdig gewesen wäre. Er hielt beinahe 24 Stunden an und raubte uns 4 Segel. Der größte Schaden erwuchs uns durch die fürchterlichen Wogen, die mit solcher Gewalt über das Schiff gingen, daß sich am Oberdeck ein Bret löste und Wasser in die

---

\*) Der Thermometer sank bei Tage auf 6 — 7, bei Nacht auf 1 — 2 Grad über Null.

Pfaffers Reise I. Th.

Zuckerlabung drang. Das Verdeck glich einem See, man mußte die großen Luken am Bollwerke öffnen, um das Wasser schneller abzuleiten, und das Schiff selbst ließ in der Stunde bei zwei Zoll Wasser ein. Feuer konnte gar nicht angemacht werden: wir mußten uns mit Brod, Käse und rohem Schinken begnügen, welche Lebensmittel wir, auf der Erde kauend, mit vieler Mühe zum Munde brachten.

Das letzte Fäßchen Brennöl ward auch ein Opfer dieses Sturmes — es hatte sich losgerissen und brach in Stücke. Der Kapitän war in großer Angst, daß wir mit der Beleuchtung des Kompasses nicht bis Valparaiso auslangen würden; alle Lampen im Schiffe wurden durch Kerzenlicht ersetzt und der kleine noch vorhandene Rest des Oeles für den Kompaß bewahrt. — Trotz all diesen Unannehmlichkeiten blieben wir guten Muthes, und während des Sturmes selbst konnten wir uns kaum des Lachens enthalten über die komischen Stellungen, die jeder unwillkürlich annahm, wenn er einen Versuch machte, sich zu erheben.

Die weitere Fahrt bis Valparaiso war ruhig, aber höchst unangenehm. Unser Kapitän wollte in Valparaiso einen glänzenden Einzug halten und den guten Leuten daselbst glauben machen, daß Sturm und Wogen seinem schönen Schiffe nichts anhaben konnten. Er ließ daher das ganze Schiff von oben bis unten mit Oelfarbe anstreichen, sogar die schmalen Thüren in den Kabinen blieben von dieser schrecklichen Malerei nicht verschont. — Der Zimmermann hantirte nicht nur ganz mörderisch über unsern Köpfen, ach! er kam auch in die Kabinen und

machte all unsere Sachen voll Staub und Sägespäne. Wir armen Reisenden hatten auf dem ganzen Schiffe kein trockenes und ruhiges Plätzchen. So artig Kapitän Bell während der ganzen Reise gegen uns war, so sehr erbitterte uns dies sein Benehmen in den letzten 5 — 6 Tagen. Da war aber nichts zu sagen und zu machen, denn ein Kapitän ist auf seinem Schiffe Alleinherrscher, — er kennt weder Konstitution noch sonst eine Einschränkung seiner despotischen Macht.

Am 2. März 1847 um 6 Uhr Morgens liefen wir im Hafen von Valparaiso ein.

---

## Ankunft und Aufenthalt in Valparaiso.

Ansicht der Stadt. Oeffentliche Gebäude. Einiges über die Sitten und Gebräuche des Volkes. Die Garküche zu Polanka. Das Engelen (Angelito). Die Eisenbahn. Gold- und Silberminen.

Der Anblick von Valparaiso ist traurig und einförmig: die Stadt zieht sich in zwei langen Straßen am Fuße unwirthbarer Hügel hin, die wie riesenmäßige Sandhaufen aussehen, in der That aber mit dünnen Erd- und Sandschichten überkleidete Felsmassen sind. Auf mehreren dieser Hügel stehen Häuser, auf einem liegt der Friedhof, und dies im Verein mit den hölzernen Kirchtürmen, die im spanischen Geschmacke gebaut sind, verschönert wenigstens einigermaßen die langweilige, einförmige Ansicht. Nicht minder überraschend als der öde Anblick des Hafens war mir der höchst erbärmliche Landungsplatz. Ein hölzerner, hoher Quai, bei 100 F. lang, erstreckt sich in die See hinaus; steile, schmale Treppen, die wie Leitern angelehnt sind, führen hinauf. Es war stets ein bedauernswürdiger Anblick, wenn man da eine Dame hinauf oder hinab klettern sah; — Leute, die nur einigermaßen gebrechlich oder unbehüllich waren, mußten an Seilen hinab gelassen werden.

Die beiden Hauptstraßen sind ziemlich breit und sehr belebt, besonders von Reitern. Jeder Chiliese ist ein geborner Reiter, und unter den Pferden sieht man oft so schöne Thiere, daß man bewundernd stehen bleibt und ihren edlen Gang, die stolze Haltung und das Ebenmaß ihres Körperbaues nicht genug anstaunen kann.

Sonderbar geformt sind die Steigbügel; sie bestehen aus hohen, schweren Holzstücken mit einer Höhlung, in welche der Reiter die Spitze des Fußes setzt. Die Räder an den Spornen sind auffallend groß und haben oft bei 4 Zoll im Durchmesser.

Die Häuser erscheinen ganz im europäischen Style gehalten, mit flachen, italienischen Dächern. Die ältern Bauten haben nur ein Erdgeschos und sind klein und häßlich; doch findet man unter den neuern Häusern die Mehrzahl mit einem Stockwerke, geräumig und hübsch. Das Innere dieser neuen Häuser ist gewöhnlich sehr geschmackvoll. Auf breiten Treppen das Stockwerk hinansteigend, kommt man erst in eine hohe, lustige Vorhalle, von welcher große Glastüren in die Empfangssäle und die verschiedenen Wohngemächer führen. Der Empfangssaal ist der Stolz nicht nur jedes dort angesiedelten Europäers, sondern auch des Chilesen, und auf seine Ausstattung werden oft große Summen verwandt. — Schwere Teppiche bedecken den ganzen Boden, reiche Tapeten überkleiden die Wände, die kostbarsten Möbel und Spiegel sind aus Europa herbeigeschafft, und auf den Tischen liegen prachtvolle Albums, die kunstvollen Kupferstiche enthaltend. Zierliche Kamine verriethen mir, daß der Winter doch nicht so gelinde sein müsse, als manche der Einwohner mir glauben machen wollten.

Von den öffentlichen Gebäuden sind das Theater und die Börse die schönsten. Ersteres sieht auch im Innern sehr zierlich aus; es enthält ein geräumiges Parterre nebst zwei Gallerien, die in Logen abgetheilt sind. Die Städter besuchen es gerne; aber nicht so sehr wegen der italienischen Oper, sondern als gemeinschaftlichen Unterhaltungsort. Die Damen erscheinen da im größten Putze, man macht sich gegenseitig Besuche in den Logen, welche alle sehr geräumig und mit Teppichen, Spiegeln, Kanapés und Stühlen allerliebste eingerichtet sind.

Das zweite schöne Gebäude, die Börse, hat einen ziemlich großen, freundlichen Saal nebst hübschen Nebengemächern. Die Aussicht vom Saale gewährt einen interessanten Ueberblick über einen Theil der Stadt und See. — Das Haus des „deutschen Vereins“ enthält schöne Säle, Spiel- und Lesezimmer.

An den Kirchen gefielen mir nur die Thürme, die aus 2 oder 3 sich übereinander erhebenden Achtecken bestehen, welche von je acht Säulen getragen werden. Sie sind von Holz, so wie auch die Altäre und Säulen im Schiffe der Kirche. Dieses sieht überhaupt etwas armselig und nackt aus, wozu der Mangel an Stühlen viel beiträgt. Die Männer stehen und die Frauen bringen kleine Teppiche mit, breiten sie vor sich aus und knien oder sitzen darauf. Reichere Frauen lassen sich selbst von ihren Mägden nachtragen. — Die Kathedrale heißt La Matriz.

Die Spazierorte in Valparaiso sind nicht sehr angenehm, da die meisten Fahr- und Gehrwege mit feinem, bei dem leichtesten Winde in großen Wolken emporwirbeln-

dem Sand und Staub beinahe fußhoch überdeckt sind. Nach 10 Uhr Morgens, zu welcher Zeit sich gewöhnlich die Seebrise erhebt, ist oft die ganze Stadt in solche Wolken eingehüllt. Viele Leute sollen auch hier an Brust- und Lungenkrankheiten sterben. — Die besuchtesten Orte sind Polanka und der Leuchtturm. Besonders bei letzterem ist die Aussicht sehr schön, da man bei vollkommen klarem Wetter einige der majestätischen, schneebedeckten Ausläufer der Anden erblickt.

Die Straßen sind, wie ich bereits erwähnte, ziemlich belebt und werden häufig von Gesellschaftswägen (Tivola) und Cabriolets (Berlogen) durchkreuzt, in welchen man für einen Real \*) von einem Ende der Stadt zum andern fahren kann. Auch sieht man viele Esel, die meist zum Tragen von Wasser oder Lebensmitteln verwendet werden.

Das gemeine Volk fand ich von ausnehmender Häßlichkeit. Die Chilesen haben eine gelblich braune Gesichtsfarbe, dichtes schwarzes Haar, höchst unangenehme Gesichtszüge und im Gesichte einen so eigenen widerlichen Ausdruck, daß jeder Phrenologe sie ungesäumt für Räuber oder doch wenigstens für Diebe erklären würde. — Capitain Bell hatte zwar oft von der ausgezeichneten Ehrlichkeit dieser Leute gesprochen und uns in seiner stets übertriebenen Weise versichert, daß man einen Beutel mit Gold auf die Straße legen könnte, mit der Gewißheit ihn des andern Tages noch an derselben Stelle zu finden; trotz dem muß ich aber gestehen, daß ich Angst gehabt hätte, diesen

---

\*) Ein Real ist der achte Theil eines spanischen Thalers, nach österreichischem Gelde  $15\frac{1}{2}$  Kreuzer.



ehrlichen Leuten bei Tage an einsamen Orten mit dem Gelde in der Tasche zu begegnen.

In der Folge hatte ich Gelegenheit, mich von der irrigen Meinung des Kapitäns zu überzeugen, als ich an vielen Orten Gefangene sah, die an Ketten gelegt und bei öffentlichen Bauten, Straßentheeren, u. s. w. verwendet wurden. Auch sind die Fenster und Thüren mit Gittern und Balken verwahrt, wie kaum in irgend einer Stadt Europa's. Des Nachts stehen in allen Straßen, auf allen bewohnten Hügeln Polizeiposten, die sich fortwährend anrufen, wie die Vorposten im Kriege; reitende Polizei durchstreift überdies die Stadt nach allen Richtungen, und einzelne Menschen, die aus dem Theater oder aus Gesellschaften heimkehren, lassen sich häufig von solch berittenen Soldaten begleiten. — Auf gewaltsamen Einbruch ist Todesstrafe gesetzt.

Alle diese Maßregeln sprechen doch sicher nicht für die große Ehrlichkeit des Volkes?!

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit einer kleinen Scene zu erwähnen, deren Zeuge ich war, da sie vor meinem Fenster statt hatte. Ein kleiner Junge trug auf einem Brette mehrere Teller und Schüsseln; unglücklicherweise entfiel ihm das Brett — und das Geschirr lag in Trümmern zu seinen Füßen. Im ersten Augenblicke war der arme Knabe so erschrocken, daß er, gleich einer Bildsäule, mit starrem Blicke auf das zerbrochene Geschirr niedersah, worauf er dann bitterlich zu weinen anfing. Die Vorübergehenden blieben zwar stehen und betrachteten den armen Jungen; aber niemand nahm Theil an seinem Unglücke; sie lachten — und gingen weiter. — An

andern Orten würde man gewiß gleich eine Sammlung veranstaltet, oder den Armen wenigstens bedauert und getröstet haben; zum Lachen hätte gewiß niemand Ursache gefunden. Es ist dieß zwar nur eine kleine Begebenheit; aber gerade in solchen Kleinigkeiten lernt man oft auch den Charakter der Menschen kennen.

Während meiner Anwesenheit in Valparaiso trug sich übrigens noch eine ganz andere, wahrhaft grauenvolle Geschichte zu.

Wie bereits bemerkt so ist es auch hier, wie in manchen Ländern Europa's, gebräuchlich, die Verbrecher zu öffentlichen Arbeiten zu verwenden. — Einer dieser Sträflinge nun suchte den Wärter durch Bestechung für seine Befreiung zu gewinnen, was ihm auch in so weit gelang, als sich der Wärter verbindlich machte, ihm gegen Bezahlung einer Onze (17 spanische Thaler) Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen. Da nun die Gefangenen täglich des Morgens und des Mittags von ihren Verwandten und Freunden besucht werden und auch von diesen Lebensmittel empfangen dürfen, so brachte ihm seine Frau bei einer solchen Gelegenheit das Geld, nach dessen Empfange der Wärter es einzurichten mußte, daß der Verbrecher am nächsten Morgen nicht, wie es gewöhnlich geschah, mit einem andern an dieselbe Kette gefesselt wurde; er konnte allein gehen und auf diese Art leichter entfliehen, um so mehr, als der Ort der Arbeit in einer ziemlich einsamen Gegend lag.

Der Plan war sehr schlau angelegt; — aber mochte der Wärter sich anders besonnen haben, oder lag es schon

zum Voraus in seinem Plane, — er schoss dem Flüchtlinge nach und streckte ihn todt zu Boden.

Höchst selten sieht man noch unvermischte Abkömmlinge der Ureinwohner \*); mir kamen deren nur zwei zu Gesicht. Ich fand sie den Puris in Brasilien ziemlich ähnlich, nur daß sie nicht so kleine und häßlich geschlitzte Augen hatten. — Sklaven gibt es in diesem Lande nicht.

Die Kleidung der Chilesen ist ganz europäisch, besonders die der Frauen. Die Männer tragen nur statt des Rodes häufig den Poncho, der aus zwei Tuch- oder Merinostreifen besteht, deren jeder ungefähr eine Elle breit und zwei Ellen lang ist. Diese werden zusammen genäht und man läßt nur in der Mitte eine Oeffnung, um den Kopf hindurch zu stecken. Das ganze Kleidungsstück reicht bis an die Hüften und hat ungefähr die Form eines viereckigen Mantelkragens. Man trägt diese Ponchos in allen Farben, grün, blau, hochroth u. s. w. Sie lassen sehr schön, besonders wenn sie, wie dieß bei Reichen und Wohlhabenden der Fall ist, ringsum mit Stickereien in farbiger Seide geziert sind.

Die Frauen tragen auf der Straße stets große Umschlagetücher, die sie in der Kirche über den Kopf ziehen.

Ich war nach Chili mit der Absicht gekommen, einige Wochen da zu verweilen, um auch nach der Hauptstadt des Landes Santiago einen Ausflug machen zu können, und wollte dann erst meine Reise weiter nach China fortsetzen.

---

\*) So wie die jetzigen Brasilianer von den Portugiesen, stammen die Chilesen von den Spaniern.

In Rio de Janeiro hatte man mir gesagt, daß von Valparaiso jeden Monat Schiffe nach China abgingen. Leider war dem nicht so. Ich erfuhr hier, daß Gelegenheiten dahin äußerst selten vorkämen, daß aber gerade jetzt ein Schiff bereit läge, welches in 5 — 6 Tagen unter Segel ginge. Allgemein rieth man mir, diese Gelegenheit nicht zu veräumen und lieber auf den Besuch Santiago's zu verzichten. Nach kurzen Besinnen that ich es, aber mit schweren Herzen und ging, um fernere Bedenklichkeiten zu verhüten, augenblicklich zu dem Kapitän, der sich für die Summe von 200 spanischen Thalern bereit erklärte, mich mitzunehmen. Ich schloß ab, und hatte nun nur über 5 Tage zu gebieten, die ich zur fleißigen Beschäftigung Valparaiso's und seiner Umgebungen zu benützen gedachte. Wohl hätte diese Zeit hingereicht, Santiago im Fluge zu besuchen, da diese Stadt nur 32 Leguas von Valparaiso entfernt ist; es wäre aber dieser Ausflug mit großen Kosten verbunden gewesen, indem keine öffentliche Postkutsche dahin geht und man eine eigene Gelegenheit mieten muß. Auch würde es mir wenig Vergnügen geboten haben, von beiden Städten nur flüchtige Eindrücke zu erhalten.

Ich begnügte mich also mit Valparaiso, stieg fleißig auf die umliegenden Hügel und Berge, besuchte die Hütten der niedern Volksklasse, ließ mir ihre Nationaltänze aufführen u. s. w. — ich wollte wenigstens hier alles vollkommen kennen lernen.

Auf einigen der Hügel, besonders auf der Serra Allegri stehen äußerst niedliche Landhäuser in zierlichen Gärten mit schönen Fernsichten auf die See. Weniger

anziehend ist die Ansicht des Landes, da sich hinter diesen Hügeln, höhere, kahle und häßliche Bergketten erheben, die jede weitere Aussicht beschränken.

Die Hütten der armen Leute sind ganz erbärmlich schlecht, meist aus Lehm und Holz zusammen geflebt, und dem Einsturze nahe. Raum wagte ich es einzutreten; ich dachte mir das Innere dem Aeußeren entsprechend und war daher sehr erstaunt, nicht nur gute Betten, Tische und Stühle, sondern auch häufig kleine, ganz nett mit Blumen geschmückte Hausaltäre vorzufinden. Auch die Bewohner waren nicht gar so schlecht gekleidet und die Wäsche, die vor vielen solchen Baracken hing, schien mir besser als manche, die ich in den belebtesten Straßen der Städte Siciliens vor den Fenstern eleganter Gebäude sah.

Das Leben und Treiben des Volkes kann man auch sehr gut kennen lernen, wenn man an Sonn- und Festtagen in der Gegend Polanka's umherstreift und die Garfücken besucht.

Ich will meine Leser in solch eine Garfücke einführen. In einer Ecke auf dem Boden glimmt ein derbes Feuer, umstellt von vielen Töpfen, dazwischen hölzerne Spieße lehrend, an welchen Rind- und Schweinefleisch steckt. Es siedet, kocht und röstet da, daß man sich ein gar leckeres Mahl verspricht. Ein plumpes, hölzernes Gestell, worauf ein langes, breites Brett liegt, steht in der Mitte des Gemaches und ist mit einem Tuche überdeckt, dessen ursprüngliche Farbe zu erforschen wohl zu den Unmöglichkeiten gehörte. Dieß ist die Tafel, um welche sich die Gäste reihen. Beim Essen selbst herrschen die alten patriarchalischen Sitten, nur mit dem Unterschiede, daß nicht

blos alle Gäste aus einer Schüssel essen, sondern daß auch alle Gerichte in einer Schüssel aufgetischt werden. Da liegen Bohnen und Reis, Kartoffeln und Rinderbraten, Paradiesäpfel und Zwiebeln u. s. w. ganz friedlich neben einander und werden mit großem Appetite bei tiefster Stille verzehrt. Am Ende der Mahlzeit kommt der Humpen an die Reihe, der von Hand zu Hand geht und mit Wein oder auch nur mit Wasser gefüllt ist. Dann erst fängt die Gesellschaft an zu sprechen. — Des Abends wird in diesen Lokalen bei einer Guitarre auch fleißig getanzt. Leider war gerade Fastenzeit, während welcher alle öffentlichen Unterhaltungen verboten sind. Die Leute nahmen es jedoch nicht so genau und waren für einige Reaux gleich bereit, mir in einem Hinterstübchen eine Aufführung ihrer Nationaltänze, der Sammaquecca und Refolosa zum besten zu geben. Ich hatte bald genug, so über alle Maßen unanständig waren die Geberden und Bewegungen der Tänzer, und mich dauerte nur die Jugend, deren angeborenes Bartgefühl durch Anschauung dieser Tänze schon im ersten Reime erstickt wird.

Nicht minder mißfiel mir eine hier herrschende sonderbare Sitte, in Folge welcher der Tod eines kleinen Kindes von den Eltern als Freudenfest gefeiert wird. Sie nennen das verstorbene Kind einen Angelito (Engelchen) und schmücken es auf alle Weise aus. Die Augen werden ihm nicht geschlossen, sondern im Gegentheil so weit als möglich geöffnet, die Backen roth gefärbt, es wird mit den schönsten Kleidern angethan, mit Blumen betränkt und auf einem kleinen Stuhle in eine Art Nische gesetzt, die ebenfalls mit Blumen ausgeschmückt ist. Nun

kommen die Verwandten und Nachbarnleute und wünschen den Aeltern Glück zum Besitze eines solchen Engelschens, — ja in der ersten Nacht werden von den Eltern, Verwandten und Freunden vor dem Angelito die tollsten Tänze aufgeführt, die fröhlichsten Mahlzeiten begangen. Auf dem Lande soll es nicht ungewöhnlich sein, daß die Eltern selbst den kleinen Sarg nach dem Kirchhofe tragen und die Verwandten mit der Brantweinflasche in der Hand, jubelnd und lärmend nachströmen.

Ein hiesiger Kaufmann erzählte mir, erst kürzlich habe einer seiner Freunde, der bei der Regierung angestellt ist, eine sonderbare Klage zu entscheiden gehabt. Ein Todtengräber trug nämlich solch ein verstorbenes Engelschen nach dem Kirchhofe und trat unterwegs in eine Schenke, um in der Eile ein Gläschen zu trinken. Der Wirth frug ihn, was er unter dem Poncho trage, und als er erfuhr, daß es ein Angelito sei, ersuchte er den Mann, ihm selbes für zwei Reaux zu überlassen. Dieser war dazu bereit, und der Wirth errichtete nun eilig in der Trinkstube eine kleine Blumennische, setzte das erhandelte Engelschen hinein und theilte der ganzen Nachbarschaft mit, welch Kleinod er besäße. Alles kam herbei, besah das liebe Engelschen und trank und schmauste zu seinen Ehren. Bald erfuhren es aber auch die Eltern, die also gleich in die Schenke eilten, ihr Kind wegnahmen und den Wirth beim Richter verklagten. Der konnte sich des Lachens bei Anhörung der Klage kaum enthalten und legte die Sache friedlich bei, da in dem Gesetzbuche eines solchen Vergehens nicht gedacht war.

Sonderbar ist die Art und Weise, wie Kranke nach

dem Spitale geschafft werden. Man setzt sie auf ganz einfache, hölzerne Armstühle, an welchen vorne ein Strich befestigt ist, der sie vor dem Herabstürzen schützt, und unten ein zweiter, auf welchen sie die Füße stellen — ein schrecklicher Anblick, wenn der Kranke schon so schwach ist, daß er sich nicht mehr in sitzender Stellung aufrecht halten kann.

Nicht wenig war ich erstaunt, in diesem Lande, wo noch keine Postbeförderung eingerichtet ist und überhaupt mit keinem Orte eine regelmäßige Verbindung statt hat, von der Anlegung einer Eisenbahn zu hören, die von hier nach Santiago geführt werden soll. Eine Gesellschaft von Engländern unternimmt dieses Werk, und die Messungen haben bereits begonnen. Da die Gegend sehr gebirgig ist, müssen bedeutende Umwege gemacht werden, um Ebenen zu gewinnen. Hieraus erwachsen sehr große Kosten, die mit dem jetzigen Stande des Handels und des Personenverkehrs nicht im geringsten in Vergleich gebracht werden können. Gegenwärtig fahren kaum des Tages einige Wagen, und wenn ja einmal 10 oder 15 Reisende von Santiago nach Valparaiso kommen, so spricht die ganze Stadt davon. Man glaubt daher auch, daß der Bau der Eisenbahn den Unternehmern nur zum Vorwande dient, um in allen Richtungen des Landes ungehindert nach Gold und Silber suchen zu können.

Die Entdecker von Minen werden hier sehr begünstigt; sie haben auf ihre Entdeckung volles Eigenthumsrecht und brauchen nur deren Besitznahme der Regierung anzuzeigen. Das Ding geht so weit, daß, wenn z. B. jemand mit irgend scheinbaren Gründen behaupten kann,



hier oder dort, vielleicht unter einem Hause, einer Kirche u. s. w. sei eine Mine zu finden, er ermächtigt wird, eines wie das andere wegreißen zu lassen, vorausgesetzt, daß er im Stande ist, den Schaden zu vergüten.

Vor ungefähr 15 Jahren entdeckte ein Gelseltreiber auf eine sehr zufällige Weise eine ergiebige Silbermine. Er trieb mehrere Gsel über die Gebirge, von welchen ihm eines Morgens einer entlief. Als er einen Stein aufhob, um ihn dem Thiere nachzuwerfen, strauchelte er und fiel zu Boden; der Stein entglitt ihm und rollte fort. Mit Ungestüm riß er einen zweiten aus der Erde, sprang auf und wollte eben zum Wurf ausholen, als ihm der Stein durch seine ungewöhnliche Schwere auffiel; er besah ihn genauer und fand ihn von reinen, reichen Silberadern durchzogen. Wie einen Schatz verwahrte er den Stein, bezeichnete den Ort, zog mit seinen Gseln heim und theilte alsbald einem seiner Freunde, einem Bergmanne, die wichtige Entdeckung mit. Beide gingen nun zur Stelle, die der Bergmann untersuchte und für sehr reichhaltig erklärte. Jetzt fehlte ihnen nichts als ein Betriebskapital; aber auch dieses fand sich, indem sie den Herrn des Bergmannes in Gesellschaft nahmen, — und in wenig Jahren waren alle drei reiche Leute.

---

Die sechs Tage waren verflossen und der Kapitän ließ mir sagen, daß ich am folgenden Tag mit Sack und Pack an Bord kommen möge, da er Abends in See zu gehen gedächte. Aber am selben Tage Morgens führte mein böser Dämon ein französisches Kriegsschiff herbei, dessen

Bestimmung Oahili war. Ich dachte nicht im entfernte-  
sten daran, daß dieses Schiff meine Pläne durchkreuzen  
könnte und begab mich ganz ruhig nach dem Landungs-  
plätze. Da eilte mir der Kapitän entgegen und erzählte  
mir eine lange Geschichte von seiner halben Ladung, von  
dem französischen Kapitän, und daß er die Ladung mit Le-  
bensmitteln für den Bedarf der französischen Besatzung zu  
Oahili löschen werde u. s. w. — Kurz das Ende der Ge-  
schichte war: — noch 5 Tage Aufschub.

In meinem Unmuthe besuchte ich den sardinischen  
Konsul, Herrn Bayerbach, und klagte ihm meine Noth.  
Der gute Herr tröstete mich, so gut er es vermochte, und  
als er erfuhr, daß ich bereits an Bord wohne, drang er  
in mich, ein Zimmer seines Landhauses auf der Serra  
Allegri zu beziehen. Außerdem führte er mich in meh-  
rere Häuser, wo ich manche angenehme Stunde verbrachte  
und Gelegenheit hatte, einige ausgezeichnete Sammlungen  
von Muscheln und Insekten zu besehen.

Die Abreise wurde nach den 5 Tagen abermals von  
Tag zu Tag verschoben, und obwohl ich auf diese Art 15  
Tage in Chili zugebracht habe, sah ich doch nichts weiter  
als Valparaiso und die nächste Umgebung.

Da Valparaiso südlich der Linie liegt, und, wie be-  
kannt, die Jahreszeiten der südlichen Hemisphäre jenen der  
nördlichen entgegen sind, so hatten wir hier den Herbst. —  
Ich fand (34. Breitengrad) von Früchten und Ge-  
wüsen beinaß dieselben Gattungen, wie wir sie in Deutsch-  
land haben, vorzüglich Trauben und Melonen. Äpfel  
und Birnen waren weniger gut und auch nicht so viel-  
fältig wie bei uns.

Schließlich für Reisende die Preise einiger Gegenstände:

Ein nur einigermaßen anständiges Zimmer in einem Privathause kostet täglich 4 bis 5 Reaux, die Table d'hôte einen Piafter, eine Flasche spanischen Weins einen Piafter — Am theuersten aber kommt das Waschen der Wäsche, (hieran ist der große Wassermangel Ursache) da für jedes Stück, groß oder klein, ein Real gefordert wird. — Auch der Reisepaß kostet sehr viel, man muß dafür 8 spanische Thaler bezahlen.

### Statistische Notiz über Chili.

Der Flächen-Inhalt der Republik Chili ist 6600 Q.Meilen, auf welchen etwa  $1\frac{1}{2}$  Million Einwohner vertheilt sind. Unter letzteren befinden sich 125,000 Creolen, 125,000 Mestizen und Mulatten und einige tausend Neger. Der Rest besteht aus Indianern (Ur-Einwohnern) und den Nachkommen der eingewanderten Spanier.

Chili war, bevor es sich unabhängig machte und die republikanische Verfassung annahm, eine spanische General-Capitanerie. — Die herrschende Sprache ist spanisch, die Religion des größten Theils der Einwohner die katholische. — Die Hauptstadt des Landes, Santiago, hat 66,000 Einwohner und viele öffentliche Gebäude und Anstalten. Valparaiso (mit 50,000 Einwohnern) ist der größte Hafen und Handels-Platz Chilis, und einer der wichtigsten des stillen Meeres.

Die Haupt-Produkte des Landes bestehen in außerordentlich zahlreichen, zum Theil wilden Rinderhorden,

vortreflichen Pferden, aus Obst, Wein, Tabak, Oliven, Flach, Weizen und allen Früchten der gemäßigten Zone, ferner aus Kupfer, Silber, Gold, Eisen, Blei und andern Metallen.

### **Münz- und Mellenmaß.**

**Goldmünzen:** ganze, halbe und viertel Onzen.

**Silbermünzen:** Piaster, auch Pesos oder „harte Thaler“ genannt, ferner: Reaux, Medios und Quadrillos. **Kupfermünzen:** Centavos.

Eine Onze hat 17 Piaster, — ein Piaster 8 Reaux, — ein Real 2 Medios oder 4 Quadrillos und ein Quadrillo 4 Centavos.

Der Werth eines Piasters ist 2 fl. 5 kr. C.M. nach österreichischem Gelde oder 5 Franken 9 Cent.

---

18 Leguas machen 15 deutsche Meilen.

---

## Reise von Valparaiso über Taiti nach Canton.

Abreise von Valparaiso. Taiti. Sitten und Gebräuche des Volkes. Fest und Ball zur Namensfeier Louis Philipps. Ausflüge. Ein taitisches Mahl. Der Binnensee Vaihiria. Der Engpaß von Fautaua und das Diadem. Abreise. Ankunft in China.

Am 17. März ließ mich Kapitän van Wyk Julianse benachrichtigen, daß sein Schiff segelfertig sei, und daß er am nächsten Morgen in See gehen werde.

Diese Nachricht kam mir sehr ungelegen, indem ich seit zwei Tagen an einer anhaltenden Diarrhöe litt, einem Uebel, das auf einem Schiffe, wo man weder Fleischbrühe noch sonst ein leichtes Gericht bekommt und den Wechseln der Witterung doch immer mehr ausgesetzt ist als auf dem Lande, leicht gefährlich werden kann. Andererseits wollte ich die seltene Gelegenheit nach China, so wie die für die Ueberfahrt bereits erlegten 200 Dollars nicht verlieren; ich ging daher an Bord, vertrauend auf mein Glück, das mich noch auf ketner meiner Reisen verlassen hatte.

Ich suchte in den ersten Tagen mein Uebel durch strenge Diät zu bekämpfen und enthielt mich beinahe aller Nahrung, — vergebens — ich litt fortwährend, bis mir der glückliche Gedanke kam, kalte Seebäder zu gebrauchen. Ich nahm sie in einer Tonne, blieb immer eine Viertelstunde im Wasser, und fühlte schon nach dem zweiten Bade

bedeutende Besserung, — nach dem sechsten war ich hergestellt. Dieses Uebels, dem ich in heißen Ländern sehr unterworfen war, erwähne ich nur, um bemerken zu können, daß Seebäder oder kühlende Getränke als: Buttermilch, saure Milch, Sherbet, Orangeade u. dgl. sehr zweckmäßige Mittel dagegen sind.

Das Schiff, auf welchem ich diese Reise machte, war die holländische Barke Lootpuit, ein starkes und schönes Schiff, auf welchem große Reinlichkeit herrschte und ziemlich gute Kost, einige holländische Speisen und den Ueberfluß an Zwiebeln abgerechnet. Mit letzteren, die bei allen Gerichten eine hervorragende Rolle spielten, konnte ich mich durchaus nicht befreunden; zu meinem Glück verdarb im Verlaufe der Reise ein großer Theil dieses edeln Produktes.

Der Kapitän war ein artiger, freundlicher Mann, und auch die Steuerleute und Matrosen waren gut und gefällig. Ueberhaupt fand ich auf den Schiffen, die ich kennen lernte, die Seeleute durchaus nicht so grob als man sie häufig von Reisenden schildern hört. Keinen Ton beizugeben sie freilich nicht, und besondere Aufmerksamkeiten und Rücksichten erweisen sie dem Reisenden auch nicht; aber natürliche Gutmüthigkeit und Herzlichkeit trifft man bei den meisten.

Schon nach drei Tagen, am 21. März, sahen wir das Eiland St. Felix, und des folgenden Morgens St. Ambrosio. Beide bestehen aus kahlen, unwirthbaren Felsmassen und dienen höchstens einigen Möven zum Aufenthalte.

Wir traten nun in die Tropenreise, fanden aber

die Hitze durch den Passatwind gemäßiget und nur in der Kajüte lästig.

Beinahe einen Monat schifften wir in der größten Gleichmäßigkeit dahin, ohne Sturm und Gewitter, im einformigen Anblicke von Himmel und Wasser, bis wir am 19. April den Archipel der „niedrigen Inseln“ erreichten. Diesen Archipel, der sich vom 36. bis zu dem 14. Längengrade erstreckt, ist den Schiffen sehr gefährlich, da die meisten Inseln kaum einige Fuß über die Meeresfläche ragen, — ja, um David Clark's Eiland darunter zu sehen, von dem wir nur 12 Meilen entfernt waren, mußte der Kapitän in den Mastkorb steigen.

In der Nacht vom 21. auf den 22. April hatten wir ein tüchtiges Donnerwetter in Begleitung eines plötzlichen und heftigen Sturmes, den unser Kapitän, weil er von Donner begleitet war, eine Donner-*Bö* nannte. Während dieser Donnerbö bildeten sich wiederholt an der Spitze des Topmastes sogenannte *Valentins-Feuer*. Es sind dies electrische Flämmchen, die gewöhnlich die höchsten Spitzen eines Gegenstandes umspielen und nach zwei bis drei Minuten wieder verlöschen.

Die Nacht vom 22. auf den 23. April war eine gefährliche; der Kapitän selbst nannte sie so. Wir hatten mehrere der niedern Eilande zu passiren und dabei düsteres Regenwetter, welches uns den Mond gänzlich verhüllte. Gegen Mitternacht wurde unsere Lage noch durch einen heftigen Wind verschlimmert, und dieser, so wie auch ein unaufhörliches Wetterleuchten machten uns auf eine starke *Bö* gefaßt; glücklich aber kam der Morgen heran, und wir entgingen dem Sturm und den Eilanden.

Im Laufe des Tages schifften wir an den Vogel-eilanden vorüber, und zwei Tage darauf, am 25. April sahen wir schon eine der Gesellschafts-Inseln, Maithia.

Am folgenden Morgen, am 39. Tage unserer Reise, befanden wir uns im Angesichte Taiti's und der gegenüber liegenden Insel Emao, auch Moreo genannt. Die Einfahrt in den Hafen Taiti's, Papeiti, ist eine der gefährlichsten; Corallenriffe umgeben ihn gleich einer Festung; wild zischend und brausend schlägt die Brandung von allen Seiten auf, und für die Einfahrt bleibt nur ein schmaler Raum offen.

Ein Lootse kam uns entgegen, und obwohl der Wind so ungünstig war, daß die Segel alle Augenblicke umgestellt werden mußten, führte er uns doch glücklich in den Hafen ein. Als wir später an's Land gestiegen waren, wünschte man uns herzlich Glück dazu; man hatte unsere Einfahrt mit Angst verfolgt und bei der letzten Wendung des Schiffes schon sehr gefürchtet, es auf eine Corallenbank laufen zu sehen. Dies Unglück wiederfuhr einem der französischen Kriegsschiffe, das nun schon seit mehreren Monaten hier vor Anker liegt und mit der Ausbesserung des Schadens beschäftigt ist.

Noch war der Anker nicht gefallen, so umgaben uns schon ein halb Duzend Piroguen (Kähne) mit Indianern, die von allen Seiten auf das Deck kletterten und uns Früchte und Muscheln anboten, aber nicht wie einst, gegen rothe Lappen oder Glasperlen, — diese goldenen Zeiten für die Reisenden sind vorüber — sie verlangten Geld und waren in ihrem Handel so gewinnstüchtig und geschickt wie die civilisirtesten Europäer. Ich bot einem der India-



ner ein Ringelchen von Bronze; er nahm es, beroch es, schüttelte den Kopf und gab mir sogleich zu verstehen, daß es nicht von Gold sei. Er bemerkte einen Ring an meinem Finger, faßte nach meiner Hand, beroch ebenfalls den Ring, verzerrte das Gesicht in ein freundliches Lächeln und deutete mir an, ihm diesen zu geben. — Ich hatte späterhin mehrfache Gelegenheit zu bemerken, daß diese Insulaner das echte Gold vom falschen durch den Geruch zu unterscheiden verstehen.

Die Insel Taili stand vor mehreren Jahren unter englischen Schutze, genießt aber jetzt den französischen. Lange war sie ein Zankapfel zwischen beiden Nationen, bis im November 1846 Friede geschlossen wurde. Die Königin Bomare, die sich nach einer andern Insel geflüchtet hatte, war vor fünf Wochen nach Papeiti zurückgekommen. Sie bewohnt hier ein Häuschen von vier Zimmern und speist täglich sammt Familie beim Gouverneur. Die französische Regierung läßt ihr ein anständiges Haus bauen und gibt ihr jährlich eine Pension von 25,000 Franken. Sie darf keinen Fremdenbesuch ohne Bewilligung der französischen Behörde empfangen; man erhält aber diese Bewilligung sehr leicht. —

Papeiti war voll französischen Militairs, und mehrere Kriegsschiffe lagen im Hafen.

Der Ort hat 3—400 Einwohner, und besteht aus einer Reihe kleiner hölzerner Häuschen längs des Hafens, die durch Gärten getrennt sind. Im Hintergrunde schließt sich unmittelbar ein schöner Wald an, in welchem noch viele Hütten zerstreut liegen.

Die vorzüglichsten Gebäude sind: das Haus des Gou-

verneurs, die französischen Magazine, das Militär-Badhaus, die Kaserne und das Haus der Königin, das aber noch nicht ganz fertig war. Uebrigens wurden überall viele kleine hölzerne Häuser, häufig nur aus einem Zimmer bestehend, gebaut, um dem Mangel an Wohnungen so schnell als möglich abzuhelpen, der zur Zeit meiner Anwesenheit so groß war, daß selbst höhere Offiziere mit den erbärmlichsten indianischen Hütten vorlieb nehmen mußten.

Ich suchte vergebens irgend ein Kämmerchen zur Miete zu bekommen und ging von Hütte zu Hütte; aber alles war besetzt. Ich mußte mich endlich mit einem Fleckchen in einer Hütte begnügen. Dies fand ich bei einem Zimmermanne, in dessen Gemache bereits vier Personen wohnten. Man wies mir einen Platz hinter der Thüre an, der gerade sechs Fuß lang und vier Fuß breit war. Der Boden war nicht gebielt — die Wände bestanden aus Staketen — von einem Bettgestelle oder einem Stuhle war keine Rede, und dennoch mußte ich pr Woche 1 fl. 30 kr. C. M. bezahlen.

Die Wohnung oder Hütte eines Indianers besteht entweder aus einem Palmbblätterdache, das auf mehreren Pfählen ruht, oder auch aus Wänden von Staketen. Jede Hütte bildet nur ein Gemach, das von 20 bis 50 Fuß lang, von 10 bis 30 Fuß breit ist, und oft mehrere Familien zugleich beherbergt. Die Einrichtung bilden schön geflochtene Strohmaten, einige Decken, ein Paar hölzerne Kisten und einige Schemel; letztere gehören aber schon zum Ueberflusse. Der Kochgeschirre bedürfen die Indianer nicht, ihre Gerichte sind ohne Suppen und

Saucen, und werden ganz einfach zwischen glühenden Steinen gebraten. Ihr ganzes Bedürfniß besteht aus einem Messer und einer Cocusschale als Gefäß für das Wasser.

Vor den Hütten oder am Strande liegen ihre Pirogen (ausgehöhlte Baumstämme), die so schmal, leicht und klein sind, daß sie stets umstürzen würden, wenn nicht an einer der Seiten oben und unten fünf bis sechs Fuß lange Stangen befestigt wären, die durch eine Querstange verbunden sind und so das Gleichgewicht erhalten. Dessen ungeachtet schlägt ein solcher Kahn, wenn man nicht äußerst vorsichtig einsteigt, sehr leicht um, und als ich einmal damit an unser Schiff gefahren kam, erschraß der gute Kapitän sehr, zankte mich sogar in seiner Gutmüthigkeit aus und beschwor mich, es ein zweites Mal nicht mehr zu versuchen.

Der Anzug der Indianer ist seit der Niederlassung der Missionäre (ungefähr 50 Jahre) ziemlich anständig, besonders in der Nähe Papeiti's. Männer und Weiber tragen eine Art Schürze aus farbigem Zeuge, Pareo genannt, die sie um die Lenden schlagen. Bei den Weibern reicht dieser Pareo bis an die Knöchel, bei den Männern bis über die Schenkel. Die Männer haben darüber ein kurzes farbiges Hemd und darunter auch häufig eine weite Hose — die Weiber eine Art langer, faltenreicher Blouse. Beide Geschlechter tragen Blumen in den Ohrläppchen, welche letztere so stark durchstoßen sind, daß der Stängel jeder Blume leicht durchgezogen werden kann. Die Indianerinnen, alt und jung, schmücken sich außerdem mit Blätter- und Blumentränzen, welche sie höchst kunstvoll

und zierlich zu verfertigen verstehen. Auch Männer sah ich häufig Blätterkränze tragen.

Bei festlichen Gelegenheiten werfen sie über den gewöhnlichen Anzug noch ein Oberkleid, Tiputa genannt, dessen Stoff sie selbst verfertigen, und zwar von der Rinde des Brod- und Cocusbaumes. Die Rinde wird, wenn sie noch zart ist, mit Steinen so lange geklopft, bis sie dünn wie Papier ist, und hierauf gelb und braun gefärbt.

Eines Sonntags ging ich in das hölzerne Bethaus, um das Volk versammelt zu sehen\*). Vor dem Eintritte in das Gotteshaus legten alle ihre Blumen ab, mit denen sie sich beim Herausgange wieder schmückten. Einige der Indianerinnen hatten schwarze Atlas-Blousen an und europäische, höchst alimodische Damenhüte auf. Man konnte nicht leicht etwas häßlicheres sehen, als diese plumpen Köpfe und Gesichter unter den Damenhüten.

Während die Psalmen gesungen wurden, herrschte einige Aufmerksamkeit, und viele vom Volke sangen ganz artig mit. Beim Vortrage des Geistlichen aber bemerkte ich auch nicht die geringste Andacht — die Kinder spielten, schäkerten und aßen, die Erwachsenen schwatzten oder schliefen, und obwohl man mich versicherte, daß viele der Eingebornen lesen und sogar schreiben könnten, sah ich doch nur zwei Greise von ihren Bibeln Gebrauch machen.

Der Menschenschlag ist ausgezeichnet kräftig und stark. Männer von sechs Fuß Höhe gehören nicht zu den Seltenheiten. Die Weiber sind ebenfalls sehr groß, aber

---

\*) Alle Indianer sind Christen (Protestanten), aber wohl nur dem Namen nach.

gar zu kräftig — man könnte sie plump nennen. Die Gesichtszüge der Männer sind hübscher als jene der Frauen. Sie haben sehr schöne Zähne und dunkle schöne Augen, aber meist einen großen Mund, dicke Lippen und häßliche Nasen. Man drückt den neugeborenen Kindern den Nasenknorpel ein wenig ein, wodurch die Nase flach und breit wird. Diese Mode scheint beim weiblichen Geschlechte besonders beliebt zu sein, denn bei ihnen sieht man die häßlichsten Nasen. Das Haar ist kohlschwarz und dicht, aber grob; Weiber und Mädchen tragen es gewöhnlich in einen oder zwei Zöpfe geflochten. Die Hautfarbe ist kupferbraun. Tätowirt sind alle, meist von den Hüften bis über die halben Schenkel; selten erstreckt sich diese Pierde auf Hände, Füße, oder andere Theile des Körpers. Die Zeichnungen erscheinen arabeskenartig, sehr regelmäßig, kunstvoll zusammengesetzt und geschmackvoll ausgeführt.

Daß die Menschen hier so kräftig und schön gebaut sind, ist um so wunderbarer, wenn man weiß, wie ausgelassen und sittenlos sie leben. Mädchen von sieben bis acht Jahren haben ihre kleinen Liebhaber von zwölf bis dreizehn Jahren, worüber sich die Eltern sehr freuen. Je größer die Zahl der Liebhaber, desto mehr Ehre für das Mädchen. So lange ein Mädchen nicht verheirathet ist, lebt sie so ungebunden als nur immer ein Wüstling zu leben vermag — selbst als Weiber sollen sie nicht die getreuesten Gattinnen sein.

Ich hatte mehrmals Gelegenheit ihren Tänzen beizuwohnen. Es sind dies die unanständigsten, die ich je gesehen. Und dennoch würde mich jeder Maler um solch eine Scene beneiden. Man denke sich einen Hain von

kräftigen Palmen und andern Riesenbäumen der heißen Zone, darunter offene Palmenhütten und eine Schaar fröhlicher Indianer, die sich versammeln, um den herrlich herannahenden Abend nach ihrer Art zu feiern. Sie bilden vor einer der Hütten einen Kreis, in dessen Mitte zwei herkulische, halbnackte Indianer sitzen, die auf kleine Trommeln nach dem Takte tapfer schlagen. Fünf ähnliche Kolosse sitzen vor ihnen und machen mit dem Oberkörper die schrecklichsten und heftigsten Bewegungen — ganz besonders mit den Armen, Händen und Fingern; von letzteren wissen sie jedes Glied einzeln zu bewegen. Es schien mir, als wollten sie durch diese Geberden vorstellen, wie sie den Feind verjagen, seiner Feigheit spotten, sich ihres errungenen Sieges freuen u. s. w. Dabei stoßen sie fortwährend ein mistönendes Geheul aus und verzerrten die Gesichter auf das gräßlichste. Im Anfange wüthen die Männer ganz allein auf dem Schauplaze, bald aber stürzen zwei weibliche Gestalten aus den Reihen der Zuseher hervor und tanzen und toben wie Beseffene; — je unanständiger, frecher und ausgelassener ihre Geberden und Bewegungen sind, desto stürmischer fallen die Beifallsbezeugungen aus. — Die ganze Vorstellung währt höchstens zwei Minuten, die Pause der Ruhe nicht viel länger, worauf sie wieder aufs neue beginnen. Eine solche Unterhaltung dauert oft Stunden lang fort. Jünglinge nehmen selten Theil am Tanze.

Eine große Frage ist, ob der Unsitlichkeit der Indianer durch das Benehmen der gebildeten Franzosen gesteuert wird?! So viel ich beobachtete oder auch von erfahrenen Leuten vernahm, mag vor der Hand wenig zu

hoffen sein. — Im Gegentheile lernen die Eingebornen jetzt eine Menge unnöthiger Bedürfnisse kennen, in Folge deren die Begierde nach Geld in ihnen schrecklich erwacht ist. Da sie nun von Natur aus sehr träge sind und durchaus nicht arbeiten wollen, so haben sie das weibliche Geschlecht zum Mittel des Erwerbes ausersehen. Eltern, Geschwister, ja Ehemänner führen ihre Angehörigen den Fremdlingen zu. Die Weiber sind es auch zufrieden, indem sie so auf leichte Art Buß für sich und Geld für die Ihrigen erlangen. Jedes Haus eines Offiziers ist das Stelldichein mehrerer eingebornen Schönen, die da zu jeder Stunde des Tages aus- und eingehen. Selbst außer dem Hause nehmen sie es nicht sehr genau, sie begleiten gleich jeden Mann, und keiner der Herren entzieht sich solch einer Begleiterin.

Als Frau in vorgerücktem Alter ist es mir wohl erlaubt, über derlei Gegenstände Bemerkungen zu machen, und ich muß offen gestehen, daß, obwohl ich viel in der Welt herum gereist bin und viel gesehen habe, mir noch nie so ein öffentlich schamloses Betragen vorgekommen ist.

Ich will nur einer kleinen Scene erwähnen, welche sich einst vor meiner Hütte zutrug und als Beleg meiner Behauptung dienen mag.

Vier dicke Grazien kauerten in gar anmuthigen Stellungen beisammen auf dem Boden und rauchten Tabak. Da kam ein Offizier vorüber, erblickte das reizende Bild und siehe — er eilte im Sturmschritte darauf zu und erfaßte eine der Holden an der Schulter. Anfangs sprach er in sanften Worten zu ihr, die sich aber bald unter steigendem Zorne in ein gewaltiges Schreien und Schimpfen verwandelten. Noch weder Bitten noch Drohungen mach-

ten den geringsten Eindruck auf das zartfümmige Wesen; es blieb ruhig in seiner Stellung, rauchte gemüthlich fort und würdigte den wuthentbrannten Seladon keines Blickes, viel weniger eines Wortes. Der erbohte Geliebte vergaß sich so weit, dem Mädchen die goldenen Reifen aus den Ohren zu lösen und ihr zu drohen, sie all' des Puges zu berauben, den er ihr geschenkt habe. Auch dies war nicht vermögend, das Mädchen aus ihrem stumpfen Gleichmuth zu bringen, und der tapfere Offizier sah sich am Ende gezwungen das Feld zu räumen.

Aus den Neben, die er halb in französischer, halb in der Landessprache hielt, entnahm ich, daß ihn das Mädchen in Zeit von drei Monaten an vier hundert Franken gekostet, die er für Puz und Geschmeide ausgegeben hatte. Ihre Wünsche waren nun erfüllt, und sie ließ ihn ohne weilers laufen.

Ich hörte sehr häufig das Gefühl, die Anhänglichkeit und Güte dieses indianischen Völkchens rühmen; kann aber hierin nicht unbedingt beistimmen. Ihre Güte will ich gerade nicht bestreiten: sie laden den Fremdling bereitwillig zum Mahle, schlachten wohl auch feinettwegen ein Schweinchen, theilen ihr Lager mit ihm u. s. w.; allein das sind Dinge, die ihnen keine Mühe machen, — und bietet man ihnen Geld dafür, so nehmen sie es ziemlich gierig, ohne sich auch nur dafür zu bedanken. Gefühl und Anhänglichkeit aber möchte ich ihnen beinahe ganz absprechen; ich sah nur Sinnlichkeit und keine der edlen Leidenschaften. Im Verlaufe meiner Reisen auf dieser Insel werde ich wiederholt darauf zu sprechen kommen.

Am 1. Mai ward ich Zeuge einer äußerst interes-



santen Scene. Es wurde das Namensfest des französischen Königs Louis Philipp gefeiert, und der Gouverneur, Herr Bruat, bot alles auf, das taitische Völkchen auf's Beste zu unterhalten. Des Vormittags führten die französischen Matrosen ein kleines Kampffpiel zur See aus. Mehrere Boote, mit tüchtigen Ruderern versehen, stachen in die See. Am Vordertheile jedes Bootes war eine Art Treppe oder Leiter errichtet, auf welcher ein Kämpfer, mit einem Stocke versehen, stand. Die Boote wurden ganz nahe zusammen gelenkt, und die Kämpfer versuchten einer den andern von seinem Standpunkte in die See zu stoßen. — Ferner war ein Malbaum errichtet, an dessen Spitze farbige Hemden, Bänder und andere Kleinigkeiten flatterten, die jedem, der hinauf klettern wollte, zu Gebote standen. — Mittags wurden die Chefs und Vornehmen des Volkes bewirthet. Auf dem Wiesenplatze vor des Gouverneurs Hause wurden Lebensmittel, als: gesalzenes Fleisch, Speck, Brod, gebratene Schweine, Früchte u. d. g. in vielen Haufen aufgeschichtet. Aber statt daß sich die Gäste herumlagerten, wie man vermuthet hatte, so theilten die Chefs alles in Portionen, und jeder trug seinen Theil nach Hause. — Abends war Feuerwerk und Ball.

Nichts fand ich interessanter als diesen Ball. Hier sah man die schroffsten Gegensätze von Kunst und Natur — die elegante französische Dame neben der plumpen, braunen Indianerin, den Stabsoffizier in voller Uniform neben dem halbnackten Insulaner. Viele der Eingebornen hatten zwar diesen Abend weite, weiße Hosen an und ein Hemd darüber; doch gab es auch andere, die außer dem

Pareo und dem kurzen Hemde keine weiteren Kleider auf dem Körper hatten. Einen häßlichen Anblick gewährte in diesem Anzuge einer der Chefs, der mit der Elephantiasis \*) behaftet war.

Ich sah diesen Abend die Königin Pomare zum erstenmal. Sie ist eine Frau von 36 Jahren, groß und plump gebaut, doch noch ziemlich gut erhalten. (Ueberhaupt fand ich, daß die Weiber hier weniger schnell verblühen als unter andern heißen Himmelsstrichen.) Das Gesicht ist nicht übel und ein äußerst gutmüthiger Zug spielt um Mund und Sinn. Sie war in ein Kleid oder vielmehr in eine Art Blouse von himmelblauem Atlas gehüllt, um welche kostbare schwarze Blonden in doppelten Reihen genäht waren. In den Ohren trug sie große Jasminblüthen, im Haare einen Blumenkranz — in der Hand hielt sie höchst zierlich ein feines Taschentuch, das schön gestickt und mit breiten Spitzen besetzt war. Für diesen Abend hatte sie ihre Füße in Strümpfe und Schuhe gezwungen (sonst geht sie barfuß). Der ganze Anzug war ein Geschenk des Königs von Frankreich.

Der Königin Gemahl, jünger als sie, ist der schönste Mann auf Taiti. Die Franzosen nennen ihn scherzweise: Prinz Albert von Taiti, nicht nur seiner Schönheit wegen, sondern auch, weil er, wie Prinz Albert in England, nicht König, sondern nur „Gemahl der

\*) Die Elephantiasis äußert sich auch hier gewöhnlich an den Füßen bis an die Schenkel hinauf. Diese Theile des Körpers sind dann hoch angeschwollen, voll Schuppen und Finnen, so daß man sie wahrlich für Elephanten-Füße halten könnte.

Königin“ genannt wird. Er hatte eine französische Generaluniform an, die ihm sehr gut ließ, um so mehr da er sich recht gut darein zu schiessen wußte; nur durfte man seine Füße nicht beobachten, sie waren gar zu plump und häßlich geformt.

Außer diesen beiden hohen Personen befand sich noch ein königliches Haupt in der Gesellschaft, der König *Otome*, Besitzer einer der benachbarten Inseln. Dieser sah höchst komisch aus: er hatte über weite, aber kurze weiße Beinkleider einen Männer-Rock von schwefelgelbem Rattun, der ganz gewiß von keinem Pariser Künstler gemacht war, denn er erschien als eine wahre Mustertarte von lauter Fehlern. Dieser König ging barfuß.

Die Gesellschafts-Damen der Königin, vier an der Zahl, die Frauen und Töchter der Chefs waren meist in Blousen von weißem Mouslin gekleidet. Sie hatten auch Blumen in den Ohren und Kränze in den Haaren. Ihr Benehmen, ihre Haltung war im Durchschnitt zum Erstaunen gut. Ja, drei der jungen Damen tanzten sogar mit Offizieren die französische Quadrille, ohne die Figuren zu verfehlen. Nur war ich stets für ihre Füße bange, denn außer dem königlichen Ehepaar trug Niemand Schuhe oder Strümpfe. — Einige alte Weiber erschienen in europäischen Damenhüten. Junge Weiber brachten ihre Kinder mit, sogar die ganz Kleinen, denen sie, um sie zur Ruhe zu bringen, ohne Umstände vor aller Augen die Brust reichten.

Ob man zu Tische ging, verlor sich die Königin in ein Nebengemach, um einige Cigarren zu rauchen; ihr Gemahl vertrieb sich die Zeit am Billard.

Bei Tische kam ich zwischen Prinz Albert von Taiti und den kanariengelben König Otonne zu sitzen. Beide waren in der Bildung schon so weit gekommen, mir die gewöhnlichen Tisch-Aufmerksamkeiten zu erweisen, als: das Glas mit Wasser oder Wein anzufüllen, die Speisen zu reichen, u. s. w. Man sah, daß sie sich Mühe gaben, die europäischen Sitten so viel als möglich zu erlernen. Nichts desto weniger fielen doch dann und wann einige der Gäste aus ihrer Rolle; — so verlangte z. B. die Königin beim Dessert einen zweiten Teller, den sie mit Nüsschereien anfüllte und bei Seite stellen ließ, um ihn mit nach Hause zu nehmen. Andere mußte man abhalten, dem edlen Champagnerwein nicht gar zu sehr zuzusprechen; doch ging die Unterhaltung im ganzen fröhlich und anständig zu Ende.

In der Folge speiste ich mehrmals in Gesellschaft der königl. Familie beim Gouverneur. Die Königin erschien dabei in ihrer Landestracht, mit dem farbigen Pareo und dem Hemde, eben so der Gemahl, — beide gingen barfuß. Der künftige Thronerbe, ein Knäblein von neun Jahren, ist mit der Tochter eines benachbarten Königs verlobt. Die Braut, einige Jahre älter als der Prinz, lebt am Hofe der Königin Pomare und wird in der christlichen Religion, in der taitischen und englischen Sprache unterrichtet.

Im Hause der Königin geht es höchst einfach zu. Vor der Hand, bis das Steinhaus, das ihr von dem französischen Gouvernement gebaut wird, fertig ist, bewohnt sie ein hölzernes Häuschen von vier Zimmern, welche zum Theil mit europäischen Möbeln versehen sind.

Da auf Taiti Frieden geschlossen war, konnte man

ungehindert die ganze Insel durchstreifen. Ich hatte von meinem Kapitän vierzehn Tage Urlaub und wünschte diese Zeit zum Theil auf Bereisung des Eilandes zu verwenden. Ich dachte, mich an einen der Offiziere anschließen zu können, die häufig im Auftrage der Regierung die Insel bereisen mußten; fand aber zu meinem Befremden, daß man mir immer ganz besondere Ursachen angab, warum man mich gerade diesmal nicht Theil an der Reise nehmen lassen konnte. Ich wußte mir diese Ungefälligkeit durchaus nicht zu erklären, bis mir endlich einer der Offiziere selbst das Räthsel löste — jeder der Herren reiste nämlich mit seinem Mädchen.

Herr . . . \*), der mir dies Geheimniß vertraute, bot sich an, mich nach Papara, wo er wohnte, mit zu nehmen, aber auch er sei nicht ohne Gesellschaft. Außer seiner Freundin gehe Tati, der vornehmste Chef der Insel, sammt Familie mit. Dieser letztere war nach Papeiti gekommen, um den Festen des ersten Mai beizuwohnen.

Wir gingen am 4. Mai in einem Boote zur See, um längs der Küste nach Papara (36 Seemeilen) zu fahren. Ich fand in dem Chef Tati einen beinaß neunzigjährigen munteren Greis, der sich noch sehr gut der zweiten Landung des berühmten Weltumseglers Cook zu erinnern wußte. Sein Vater war damals erster Chef gewesen, hatte Freundschaft mit Cook geschlossen, und, wie es zur selben Zeit noch Sitte auf Taiti war, auch den Namen mit ihm gewechselt.

Tati genießt von der französischen Regierung eine

---

\*) Ich nenne auf Taiti absichtlich keinen Namen der Herren; ich glaube nur, mir dadurch ihren Dank zu verdienen.

jährliche Pension von 6000 Franken, die nach seinem Tode dem ältesten Sohne zufällt.

Er hatte sein junges Weib und fünf seiner Söhne mit; erstere zählte 23, letztere 12 bis 18 Jahre. Die Kinder stammten von andern Ehen — die Frau war seine fünfte Gattin.

Da wir erst gegen Mittag Papoiti verlassen hatten, die Sonne bald nach sechs Uhr untergeht und die Fahrt zwischen den unzähligen Klippen höchst gefährlich ist, so landeten wir in Paya (22 Seemeilen), wo ein sechster Sohn Tati's als Chef herrsche.

Die Insel ist von allen Seiten von schönen Gebirgen durchzogen, deren höchster Gipfel, der Oroena, 6200 Fuß Höhe hat. In der Mitte der Insel theilen sich die Berge, und ein ganz wunderbarer Felsstock steigt aus ihrer Mitte hoch empor. Er hat die Form eines mit mehreren Spitzen versehenen Diadems und führt auch deshalb den Namen „Diadem.“ Rund um die Gebirge schlingt sich ein vier- bis sechshundert Schritte breiter Gürtel, der bewohnt ist und in schönen Waldungen die köstlichsten Früchte birgt. Nirgends aß ich die Brotfrucht, Mango, Orange, Guava, so gut als hier. Mit der Cocosnuß geht man so verschwenderisch um, daß man gewöhnlich nur das darin enthaltene süße Wasser trinkt und Kern und Schale wegwirft. Auf den Gebirgen und in den Schluchten gibt es auch eine Menge Pifang's (eine Gattung großer Bananen oder Fehis), die man aber nur gebraten zu genießen pflegt. Die Hütten der Eingebornen liegen nahe am Meeresstrande zerstreut umher; selten sieht man ein Duzend solcher Hütten beisammen.

Die Brotfrucht hat ungefähr die Form einer Was-

fermelone und wiegt vier bis sechs Pfund. Die Schale ist grün, etwas rau und dünn. Die Indianer schaben sie mit scharfen Muscheln ab, spalten sie der Länge nach in zwei Theile und rösten sie zwischen glühenden Steinen. Sie schmeckt köstlicher und feiner als Kartoffeln und dem Brote so ähnlich, daß man letzteres sehr leicht entbehren kann. Die Südsee-Inseln sind das eigentliche Vaterland dieser Frucht, die zwar in andern Tropengegenden auch vorkommt, aber von der hiesigen gänzlich verschieden ist. In Brasilien z. B., wo man sie Affenbrot nennt, ist sie von gelblicher Farbe, wiegt fünf- bis dreißig Pfund und ist im Innern voller Kerne, die, wenn die Frucht gebraten ist, herausgenommen und verzehrt werden. Der Geschmack dieser Kerne gleicht jenem der Kastanien.

Der Mango, eine apfelähnliche Frucht, ist von der Größe einer Männerfaust; Schale und Fleisch sind gelb. Er schmeckt ein wenig nach Terpentin, verliert aber diesen Beigeschmack, je reifer er wird. Diese Frucht gehört zu einer der besten; sie ist fleischig und saftreich, schmeckt sehr süß und hat einen länglich breiten Kern in der Mitte. Die Brot- und Mangobäume wachsen hoch und umfangreich. Die Blätter der ersteren sind an 3 Fuß lang, anderthalb Fuß breit und sehr tief eingezackt, die Blätter der letzteren nicht bedeutend größer als jene unserer Apfelbäume.

Bevor wir Paya erreichten, kamen wir an einigen interessanten Orten vorüber, wie an Foar, einem kleinen französischen Fort, auf einem Hügel gelegen. Bei Taipari muß man zwischen zwei gefährlichen Brandungen durchschiffen, die man des „Teufels Einfahrt“ nennt. Die zischenden Wogen schlugen so mächtig und hoch auf, daß

man sie für Wälle halten könnte. — In der Ebene bei Punavia liegt ein großes Fort, das von mehreren Thürmen, die auf nahe Hügel gebaut sind, unterstützt wird. Bei diesem Punkte ist die Gegend reizend. Die Gebirge öffnen sich und man kann weithin die Krümmungen einer pittoresken Thalschlucht verfolgen, deren Hintergrund der schwarze, hohe Felsberg Olofena bildet.

Nicht minder als die schöne Natur, beschäftigte mich auch der Meeresgrund. Unser Boot glitt über zahllose Untiefen, in welchen das Wasser durchsichtig wie Krystall war, so daß man jedes Steinchen am Grunde sehen konnte. Da gab es Gruppen und Zusammensetzungen von farbigen Korallen und Madreporen, deren Schönheit mit nichts zu vergleichen war. Mit Recht könnte man behaupten, daß man in der Meeresstiefe seenartige Blumen- und Gemüsegärten erblicke. Ich sah riesige Blumen, Blüthen und Blätter, und wieder Schwämme und Gemüse jeder Art wie durchbrochene Arabesken-Zeichnungen und niedliche, farbige Felsgruppen. Wunderbare Muscheln hingen daran, oder lagen daneben auf dem Grunde, und kleine bunte Fische schwärmten dazwischen wie Schmetterlinge und Kolibris. Diese zarten Fische waren kaum vier Zoll lang und von einem Farbenspiele, wie ich noch nie etwas ähnliches gesehen habe. Viele schimmerten vom reinsten Himmelblau, andere lichtgelb, wieder andere beinahe durchsichtig braun, grün u. s. w.

Als wir gegen sechs Uhr Abends zu Paya angekommen waren, ließ der junge Tati zu Ehren seines Vaters ein 18 bis 20 Pfund schweres Schweinchen schlachten und auf tattsische Weise zubereiten. In einer feichten Grube,



in welcher viele Steine lagen, wurde ein tüchtiges Feuer gemacht. Man brachte hierauf eine Menge Brotfrüchte (Majoré), die abgeschabt und mit einem sehr schneidigen, hölzernen Beil in zwei Theile gespalten wurden. Nachdem das Feuer abgebrannt und die Steine gehörig erhitzt waren, gab man das Schwein und die Früchte darauf, legte noch einige der erhitzten Steine darüber und deckte das Ganze mit grünen, belaubten Zweigen, mit dürrem Blätterwerke und mit Erde zu.

Während die Speisen zwischen den Steinen schmorten, machte man die Tafel zu recht. Eine Strohmatte wurde auf den Boden gebreitet und mit großen Blättern belegt. Für jeden Gast stellte man eine Cocoschale hin, die halb mit Mili gefüllt war, einem säuerlichen Getränke, das aus der Cocospalme gewonnen wird.

Nach anderthalb Stunden grub man die Speisen aus. Das Schwein wurde zwar nicht kunstgerecht und auch nicht sehr appetitlich, dafür aber mit Blitzesschnelle zerlegt. Ein Messer und die Hand zerrissen das Thier in so viele Theile, als Gäste damit abzuspeisen waren. Jedem wurde dann sein Antheil nebst einer halben Brotfrucht auf einem großen Blatte gereicht. Außer dem Offizier, seinem Mädchen, dem alten Tati, seiner Frau und mir, saß niemand an unserer ländlichen Tafel, da es gegen die Landesitte ist, daß der Gastgeber mit dem Gaste ißt oder die Kinder mit den Eltern speisen. Außer dieser Ceremonie sah ich keinen weiteren Beweis von Liebe oder Herzlichkeit zwischen dem Vater und dem Sohne. So mußte z. B. der neunzigjährige Greis, der noch dazu an einem heftigen Husten litt, unter einem leichten, lustigen Dache die Nacht zu-

bringen, während der Sohn in der wohlgedeckten Hütte schlief.

Am 5. Mai verließen wir Teipari mit leerem Magen. Der alte Tati wollte uns auf einer seiner Beisungen, die zwei Stunden von hier entfernt lag, bewirthen.

Als wir dort angekommen waren und die Steine für unser Mahl erhitzt wurden, kamen mehrere der Eingebornen aus den nahen Hütten herbei, um von dieser Kochgelegenheit Gebrauch zu machen. Sie brachten Fische, Stücke von Schweinefleisch, Brotfrüchte, Biliang's u. s. w. mit. Fische und Fleisch waren in große Blätter eingeschlagen. Für uns wurde nebst Brotfrucht und Fischen eine Seechildkröte von vielleicht mehr denn zwanzig Pfund bereitet. Wir hielten die Mahlzeit in einer Hütte ab, wohin alsbald die ganze Nachbarschaft kam, sich etwas abseits von uns Hauptpersonen in verschiedenen Gruppen formirte und die mitgebrachten Gerichte verspeiste. Jeder hatte eine Cocosschaale voll Mili vor sich, worein er jeden Bissen warf; derselbe wurde dann mit der Hand wieder herausgefischt und am Ende des Mahles der Rest ausgetrunken. Uns hatte man frisch gepflückte, angebohrte Cocosnüsse vorgesetzt, deren jede gewiß über einen Schoppen reines, süßschmeckendes Wasser enthielt. Man nennt dieses Wasser bei uns fälschlich „Milch“; es wird aber erst dick und milchweiß, wenn die Nuß schon ganz alt ist, in welchem Zustande sie hier nicht mehr genossen wird.

Der Tati sammt Familie blieb hier zurück und wir setzten unsern Weg nach Papara (1 Stunde) zu Fuße fort. Der Weg war allerliebste; er führte meist durch dichte Paine von Fruchtbäumen, nur durfte man nicht wasser-

scheu sein, denn mehr als ein halbes Duzend Mal mußten wir Flüsse und Bäche durchwaten.

Herr . . . . besaß zu Papara einige Ländereien nebst einem hölzernen Häuschen von vier Zimmern. Er war so gefällig, mich in seiner Behausung aufzunehmen.

Wir erfuhren hier den Tod eines der Söhne Tati's (welcher deren 21 gehabt hatte); der Sohn war schon seit 3 Tagen gestorben, und man erwartete nur den Vater, um jenem die letzte Ehre zu erweisen. — Ich hatte zwar einen Ausflug nach dem Binnensee Vaihiria vorgehabt, verschob denselben aber, um den stattzufindenden Begräbnißfeierlichkeiten beizuwohnen. Am folgenden Morgen (6. Mai) besuchte ich die Hütte des Verstorbenen. Herr . . . . gab mir ein neues Sacktuch mit, um es dem Todten als Geschenk zu überbringen — ein Gebrauch, den das taitische Volk aus seinem alten Glauben ins Christenthum mitgenommen hat. Diese Geschenke sollen den Geist des Todten beruhigen. Der Leichnam lag in einem schmalen Sarge auf einer niedern Bahre; beide waren mit einem weißen Laken überdeckt. Vor der Bahre hatte man zwei Strohmatte ausgebreitet, auf deren einer die Kleidungsstücke, das Trinkgefäß, Messer u. s. w. des Verstorbenen lagen, während auf der andern die Geschenke zur Schau gestellt waren. Letztere bildeten einen ganzen Haufen von Hemden, Pareos, Stücken Zeug u. s. w. — alles so neu und hübsch, daß man einen kleinen Kramladen ganz artig damit hätte ausstatten können.

Der alte Tati kam alsbald in die Hütte, hielt sich aber nur einige Augenblicke auf, da der Tod schon ganz abscheulich roch, und kehrte ins Freie zurück. Er setzte

sich unter einen Baum und schwappte mit den Nachbarn belustigt und ruhig, wie wenn nichts vorgefallen wäre. In der Hütte saßen die weiblichen Verwandten und Nachbarinnen, die sich ebenfalls ganz gemüthlich unterhielten und dabei aßen und rauchten. Ich mußte mir die Gattin, die Kinder und Verwandten des Verstorbenen zeigen lassen; — an ihrer Miene hätte ich sie nicht erkannt. Nach einiger Zeit erhoben sich die Stiefmutter und die Gattin, warfen sich über den Sarg und heulten eine halbe Stunde lang; doch merkte man wohl, daß es nicht von Herzen kam. Das Ding ging beständig aus einem und demselben Tone. Beide kehrten hierauf mit freundlicher Miene, mit trockenem Auge wieder an ihren Platz zurück und schienen das Gespräch dort fortzusetzen, wo sie es abgebrochen hatten. — Am Strande wurde des Verstorbenen Piroge verbrannt.

Ich hatte genug gesehen und kehrte heim, um einige kleine Vorkehrungen für die morgige Partie nach dem Binnensee zu treffen. Man rechnet bis dahin 18 englische Meilen, und die Reise ist daher in zwei Tagen bequem hin und zurück zu machen. Ein Wegweiser beehrte nichts desto weniger die unverschämte Summe von zehn Dollars. Durch Vermittlung des alten Tati erhielt ich jedoch einen solchen für drei Dollars.

Die Fußpartien auf Taiti sind höchst beschwerlich, da man auf dieser unendlich wasserreichen Insel häufig durch Sandstrecken und Flüsse waten muß. Ich war dazu sehr zweckmäßig gekleidet; ich trug feste Männerschuhe, keine Strümpfe, Beinkleider und eine Blouse, die ich bis an die Hüften schürzte. So gerüstet trat ich am 7.

Mal meine kleine Reise in Begleitung des Führers an. — Das erste Drittheil des Weges führte uns nahe an der Küste fort, wobei ich an 32 Bäche zählte, die wir durchschreiten mußten. Darauf ging es durch Schluchten in's Innere der Insel; doch sprachen wir zuvor in einer indianischen Hütte ein, um irgend eine Mahlzeit zu erhalten. Man reichte uns freundlich einige Brotfrüchte und kleine Fische, nahm aber sehr bereitwillig eine kleine Gabe entgegen.

Im Innern der Insel hörten die edeln Frucht bäume bald auf und ihre Stelle vertraten Pisang, Tarro und das neun bis zwölf Fuß hohe Gesträuch Oputu (Maranta). Letzteres besonders wucherte in solcher Menge, daß wir oft viele Mühe hatten durchzukommen. — Die Tarro, welche gepflanzt wird, ist zwei bis drei Fuß hoch, hat schöne, große Blätter und Knollenfrüchte, den Kartoffeln ähnlich, die gebraten werden aber nicht sehr gut schmecken. Der Pisang oder die Banane ist ein zierliches Bäumchen von 15 bis 20 Fuß Höhe mit Palmblättern, dessen Stamm oft an acht Zoll im Durchmesser hat, aber nicht Holz, sondern Rohr ist und unendlich leicht bricht. Die Banane gehört eigentlich zum Geschlechte der Graspflanzen und wächst außerordentlich schnell. Im ersten Jahre hat sie ihre Größe erreicht, im zweiten trägt sie Früchte, worauf sie abstirbt. Sie pflanzt sich durch Sproßlinge fort, die gewöhnlich neben dem alten Stamme empor-schießen.

Ein ziemlich breiter Gebirgsstrom, welcher sich der Schlucht entlang über ein sehr steiniges Bett stürzt, an vielen Stellen reißend, und in Folge des kürzlich stattge-

babten Regens, oft auch über drei Fuß tief war, mußte 62 Mal durchwatet werden. Der Indianer faßte mich bei gefährlichen Stellen an der Hand und zog mich, oft halb schwimmend, nach sich. Das Wasser ging mir häufig bis an die Hüften, und an ein Trockenwerden war gar nicht zu denken. Auch der Fußpfad wurde stets mühsamer und gefährlicher. Man hatte über Felsen und Steine zu klettern, die noch dazu mit dem großen Laube des Oputu derart bedeckt waren, daß man nie wußte, wohin man den Fuß mit einiger Sicherheit setzen konnte. Ich riß mir manche tüchtige Wunde an Händen und Füßen und fiel oft zu Boden, wenn ich mich an dem verrätherischen Stamme eines Pisangs festhalten wollte, der unter meinen Händen brach. Es war eine wahrhaft halbschreckliche, noch von wenig Offizieren ausgeführte Partie, die von Frauen wohl nie wird unternommen werden.

An zwei Orten verengte sich die Schlucht dermaßen, daß außer dem Strombette weiter kein Raum war. An diesen Stellen hatten die Indianer während des Krieges mit den Franzosen fünf Fuß hohe Steinwände aufgeführt, um sich gegen den Feind zu vertheidigen, wenn er sie von dieser Seite angegriffen hätte.

Nach acht Stunden hatten wir die achtzehn Meilen zurückgelegt und eine Höhe von 1800 Fuß erstiegen. Den See erblickten wir erst, als wir an seinem Ufer standen, da er in einer kleinen Vertiefung liegt. Er mag höchstens 800 Fuß im Durchmesser haben. Am merkwürdigsten ist seine Umgebung. Ein Kranz hoher, schroffer, grüner Berge umfaßt ihn so enge, daß auch der schmalste Fußpfad nicht Raum hat. Man könnte das Bett des See's

für einen ausgebrannten Krater halten, der sich mit Wasser angefüllt hat — eine Vermuthung, welche durch die großen Basaltmassen, die im Vordergrunde liegen, verstärkt wird. — Der See ist fischreich und soll eine ganz eigene Art Fische besitzen, — ferner sagt man, er habe einen unterirdischen Abzug, der bis jetzt noch nicht entdeckt ist.

Wer über den See sehen will, muß entweder schwimmen oder sich eines höchst schaubervollen Fahrzeuges bedienen, das jeder Indianer in Zeit einiger Minuten fertigsetzt. Die Neugierde, eine solche Expedition zu machen, veranlaßte mich, meinem Führer zu bedeuten, daß ich über den See wolle. Augenblicklich riß er einige Stämme der Fehi (Pisang) nieder, befestigte sie mittelst langer, zäher Grasstängel aneinander, legte Blätter darauf, schob sie ins Wasser und forderte mich auf, Besitz von diesem Fragmente eines Fahrzeuges zu nehmen. Ich fühlte freilich eine kleine Angst; würde mich aber geschämt haben, sie zu äußern. Ich setzte mich auf, und mein Führer, der mir schwimmend folgte, stieß das Fahrzeug vor sich her. Glücklich kam ich hin und zurück; doch war mir während der Fahrt, aufrichtig gestanden, nicht ganz gut zu Muth. Das Fahrzeug war klein, es ging mehr unter als über dem Wasser — man konnte sich nirgends recht anklammern und mußte jeden Augenblick befürchten über Bord zu fallen. Ich möchte keinem Nicht-Schwimmer eine ähnliche Fahrt anrathen.

Nachdem ich See und Umgegend sattfam betrachtet hatte, kehrten wir auf demselben Pfade einige hundert Schritte zurück, bis zu einer Stelle, wo wir ein Laubdach fanden. Hier machte mein Führer sogleich ein munteres

Feuer auf indianische Weise an. Er spitzte ein Stüdchen Holz fein zu und machte in ein zweites eine schmale, seichte Rinne, worin er mit dem zugespitzten Holze so lange rieb, bis die feinen Späne, die sich dabei ablösten, zu rauchen begannen. Zuvor hatte er dörres Gras und Laub bereitet, — in dieses warf er die rauchenden Späne, nahm es dann in die Hand und schwang es mehrmals in der Luft, worauf es alsbald lichterloh brannte. Die ganze Operation währte kaum zwei Minuten.

Für unsere Abendmahlzeit pflückte er einige Fehi und legte sie auf's Feuer. Dieses Element benützte ich noch außerdem zum Trocknen meiner Kleider, indem ich mich nahe daran setzte und von einer Seite zur andern wandte. Halb durchnäßt und ziemlich ermüdet suchte ich nach dem lärglichen Abendmahle gar bald mein Lager auf dürrem Laube.

Es ist ein Glück, daß man in diesen wilden, entlegenen Gegenden weder Menschen noch Thiere zu fürchten hat, — erstere sind höchst ruhig und friebliebend, und von letzteren gibt es, außer einigen Wildschweinen keine gefährlichen. Die Insel ist in dieser Hinsicht so bevorzugt, daß sie weder giftige noch schädliche Reptilien oder Insekten birgt. Es gibt höchstens Ratten und einige Skorpionen, und letztere sind so klein und so unschädlich, daß man sie in die Hand nehmen kann. Nur die Muskitos fand ich hier, wie in allen südlichen Gegenden, sehr lästig.

8. Mai. In der Nacht fing es bedeutend zu regnen an, und gegen Morgen war leider nicht die geringste Aussicht auf besseres Wetter; — im Gegentheile, die Nebelwolken wurden immer undurchdringlicher, stürmten wie



böse Geister von allen Seiten daher und ergossen sich in Strömen über die schuldlose Gegend. Dessen ungeachtet blieb uns nichts anderes übrig, als diesen üblen Launen des Wassergottes kühnen Trotz entgegen zu setzen und den Weg wieder anzutreten. Schon nach der ersten halben Stunde lief mir das Wasser überall durch, worauf ich ruhig fortgehen konnte, da es nun nicht mehr möglich war, noch nasser zu werden.

Als ich nach Papara zurückgekommen war, erfuhr ich, daß Tati's Sohn noch nicht begraben sei. Die Feierlichkeit fand am folgenden Tage statt. — Der Priester hielt am Grabe eine kurze Rede, und als der Sarg eingesenkt war, warf man die Strohmatte, den Strohhut, die Kleider des Verstorbenen, so wie auch einige der Geschenke ihm nach in die Grube. Die Verwandten waren gegenwärtig, aber eben so gleichgültige Zuseher als ich.

Der Friedhof lag ganz nahe an einigen Murai. Es sind dies die ehemaligen Begräbnißorte der Indianer, kleine viereckichte Plätze von 3—4 Fuß hohen Steinwänden eingefast. Man legte hier die Verstorbenen auf hölzerne Gerüste, wo sie so lange blieben, bis das Fleisch von den Knochen gefallen war. Letztere sammelte man dann, und begrub sie an irgend einer einsamen Stelle.

Denselben Abend sah ich auf eine ganz merkwürdige Art Fische fangen. Zwei Jungen gingen in die See, von welchen der eine mit einem Stocke, der andere mit brennenden Spänen bewaffnet war. Der mit dem Stocke jagte die Fische zwischen den Steinen hervor und schlug dann nach ihnen, zu welcher Arbeit ihm der andere leuchtete.

Die Jagd fiel jedoch sehr mager aus. Häufiger und erfolgreicher wird mit Rehen gefangen.

Beinahe jeden Tag erhielt Herr . . . . Besuche von reisenden Offizieren und deren Freundinnen. Daß es da nicht immer am anständigsten zuging, bedarf wohl keiner Erwähnung. Ich wollte durch meine Nähe die Herren nicht in ihren geistreichen Gesprächen und Unterhaltungen stören und zog es daher vor, mit meinem Buche im Zimmer der Dienstreute zu sitzen, die zwar auch scherzten und lachten, bei deren Scherzen man aber doch wenigstens nicht erröthen mußte.

Sehr komisch war es, wenn Hr. . . . die Treue, Anhänglichkeit und Dankbarkeit seiner Indianerin rühmte. Hätte er doch das Benehmen seiner Schönen in den Stunden seiner Abwesenheit gesehen! — Ich konnte nicht umhin, einst gegen einen der Herren meine Meinung zu äußern und mich zu wundern, wie es möglich sei, diese geldgierigen, habgierigen Geschöpfe mit solch unermüdeter Aufmerksamkeit und Hingebung zu behandeln, sie so mit Geschenken zu überhäufen, jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen und ihre größten Fehler zu entschuldigen und zu ertragen. Man antwortete mir: daß diese Damen, wenn man sie nicht so behandle und beschenke, gleich davon liefen, und daß selbst die beste Behandlung sie nur auf kurze Zeit festle.

Aus allem, was ich gesehen habe, kann ich nur wieder auf meine frühere Behauptung zurückkommen, daß das taitische Völkchen durchaus keiner edleren Gefühle fähig ist und rein nur genießen will. Hierin wird es von der Natur auch wunderbar unterstützt — es braucht sich

seinen Unterhalt nicht im Schweiße des Angesichtes zu erwerben. Die Insel ist überreich an köstlichen Früchten, an Knollengewächsen, an zahmen Schweinen u. s. w. Die Leute haben wahrlich nichts anderes zu thun, als die Früchte zu pflücken und die Schweine zu schlachten. Deshalb ist es auch hier sehr schwer, jemanden zum Dienste oder zur Arbeit zu bekommen. Der geringste Tagelöhner verdingt sich nicht unter einem Dollar per Tag; — für zwölf Stücke Wäsche zahlt man als Waschlohn ebenfalls einen Dollar und muß nebstdem noch die Seife dazu kaufen. Ein Indianer, den ich in meine Dienste als Begleiter auf meinen Ausflügen nehmen wollte, forderte für den Tag anderthalb Dollars.

Die Rückreise von Papara nach Papeiti machte ich in Gesellschaft eines Offiziers und seiner Freundin, — wir legten die 36 Meilen in einem Tage zu Fuße zurück. Der Weg führte uns an der Hütte der Mutter des uns begleitenden Mädchens vorüber, woselbst man uns mit einem köstlichen Gerichte bewirthete. Es war aus Brodfrucht, Mango und Bananen zusammengesetzt, wurde zu einem Feige verarbeitet, auf heißen Steinen gar gemacht und warm mit darüber gegossenem Orangensaft verzehrt.

Als wir uns verabschiedeten, gab der Offizier seinem Mädchen einen Dollar, um ihn der Mutter zu geben; das Mädchen nahm das Geld so gleichgültig, als ob es ohne Werth gewesen wäre, — ebenso die Mutter, beide ohne zu danken oder die geringste Freude darüber zu äußern.

Sin und wieder fanden wir kleine Strecken trefflich gebahnten Weges, die von den Sträflingen gemacht worden

waren. Wenn nämlich ein Indianer ein Verbrechen begibt, wird er nicht in Ketten gelegt, sondern verurtheilt, eine bestimmte Strecke am Wege zu bauen oder auszubessern, und dieß wird so genau zugehalten, daß gar keine Aufseher nöthig sind. Diese Art Strafe wurde unter König Pomare dem Ersten eingeführt und ist eine Erfindung der Indianer, — die Europäer setzten dieß System nur fort.

Zu Punavia kehrten wir im Fort ein, stärkten uns nach Soldatenart mit Brot, Wein und Speß, und Abends 7 Uhr kamen wir glücklich nach Hause.

Außer Papara besuchte ich noch die Venusspitze, eine kleine Erdzunge, auf welcher Cook den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtete. Noch steht man den Stein, auf welchem die Instrumente hiezu aufgestellt waren. Unterwegs kam ich an dem Grabe oder Murai des Königs Pomare des Ersten, vorüber. Es besteht aus einem kleinen, von Steinen ummauerten Plaze, über welchem sich ein Palmbach wölbt. Einige halb vermoderte Reste von Stoffen und Kleidungsstücken lagen noch darinnen.

Einer der interessantesten Ausflüge war aber nach Fautaua und dem Diadem. Fautaua ist der Punkt, welchen die Indianer für uneinnehmbar hielten, und auf dem sie in dem letzten Kriege von den Franzosen dennoch vollkommen besiegt wurden. — Herr Gouverneur Bruat war so freundlich, mir zu dieser Partie seine Pferde zu leihen und mir einen Unteroffizier mitzugeben, der jede Stellung der Franzosen und Indianer zu erklären mußte, da er selbst dabei gewesen war.

Länger als zwei Stunden führte uns der Weg zwischen schauerlichen Schluchten, durch dichte Wälder und reißende

Bergströme. Die Schluchten schlossen sich oft zu wahren Engpässen, und die sie umgebenden Berge waren schroff und unersteigbar, so daß hier, wie einst zu Thermopylä, eine kleine Schaar tapferer Krieger ganze Armeen zurückhalten konnte. Der Eingang nach Fautaua wird auch als der eigentliche Schlüssel der Insel betrachtet. Um ihn einzunehmen, gab es kein anderes Mittel, als eine der schroffsten Bergflanken zu erklettern und auf dem schmalen Berggründen vorzudringen, um dem Feinde in den Rücken zu kommen. Der Gouverneur, Herr Bruat ließ zu diesem halbbrecherischen Unternehmen Freiwillige aufrufen, deren sich mehr meldeten als nöthig waren. Man wählte aus ihnen abermals, und zwar nur 62 Mann, die sich bis auf die Schuhe und Unterbeinkleider entkleideten und bloß ihre Gewehre und Patronen mitnahmen.

Nach zwölfstündigem, höchst gefährvollem Klettern gelangten sie mittelst Seile und des Einsezens spitzer Eisen und Bajonnette auf die Höhe eines der Berggründen, wo sie den Indianern so unerwartet erschienen, daß diese, gänzlich entmuthigt, ihre Waffen von sich warfen und sich ergaben. Sie meinten: „Menschen könnten hieher nicht dringen, das müßten Geister sein, und gegen solche wären sie nicht im Stande, sich zu vertheidigen.“

Jetzt ist zu Fautaua ein kleines Fort erbaut, und auf einer der höchsten Spitzen ein Wachtthaus. Zu diesem führt ein Fußsteig über eine schmale Bergflanke, die an beiden Seiten in unermessliche Abgründe abfällt. Leute, die dem Schwindel unterworfen sind, können schwer oder gar nicht dahin gelangen, wodurch sie viel verlieren, indem die Aussicht überaus großartig ist. Man übersteht

Häler, Schluchten und Berge ohne Zahl (von letzteren besonders den romantischen Felskoloß „Diadem“), dichte Wälder von Palmen und andern gigantischen Bäumen, und darüber hinaus das gewaltige Meer, das sich an den Klippen und Riffen tausendfältig bricht und in weiter Entfernung in dem azurblauen Himmel verschwimmt.

In der Nähe des Fort stürzt ein Wasserfall zwischen engen Schluchten über eine senkrechte Wand hinab; leider ist aber der Ausgang des Sturzes von vorspringenden Felsen und Hügeln verdeckt und die Wassermenge etwas geringe, — sonst verdiente dieser Fall der Höhe des Sturzes nach (gewiß über 400 Fuß) zu den ausgezeichneten gezählt zu werden.

Der Weg vom Fort zum Diadem ist höchst beschwerlich und währt volle drei Stunden. Die Aussicht ist hier noch großartiger, da man auf zwei Seiten über die Insel hinaus das Meer erblickt.

Dies war mein letzter Ausflug auf dieser schönen Insel; den folgenden Tag, am 17. Mai, mußte ich an Bord. Die Ladung war gelöscht und der Ballast eingenommen. Die europäischen Bedürfnisse für das französische Militair als: Mehl, gesalzenes Fleisch, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Wein u. s. w. müssen alle eingeführt werden, denn keinen dieser Artikel liefert die Insel \*).

Ich nahm ungern Abschied von diesem reizenden

---

\*) Taiti erzeugt bisher keine Ausfuhrartikel, darum nimmt man hier nur Ballast ein; die Insel ist für die Franzosen als Anhaltspunkt für ihre Schiffe im Weltmeere wichtig.

Eilande, und nur der Gedanke, jetzt unmittelbar nach China, dem sonderbarsten aller Länder zu kommen, machte mir die Abreise weniger schwer.

Wir verließen am Morgen des 17. Mai den Hafen Papeili mit dem günstigsten Winde, kamen schnell und glücklich an all den gefährlichen Korallenriffen vorüber, die das Eiland umgeben und schon nach sieben Stunden hatten wir alles Land aus dem Gesichte verloren. Gegen Abend erblickten wir die Gebirge der Insel Huaheme, an welcher wir während der Nacht vorüber segelten.

Die ersten Tage unserer Reise waren höchst angenehm. Nebst der dauernden günstigen Brise hatten wir die Gesellschaft einer schönen belgischen Brigg (Rubens), die mit uns zu gleicher Zeit ausgelaufen war. Wir kamen wohl selten so nahe, um mündlich verkehren zu können; allein wer mit langen Seereisen und deren unendlicher Eintönigkeit nur einigermaßen bekannt ist, weiß gar wohl zu ermessen, welch Gefühl der Freude und des Vergnügens es gewährt, menschliche Gesellschaft in der Nähe zu wissen.

Bis zu den Philippinen sollte uns dieselbe Straße führen; doch leider war schon am Morgen des dritten Tages unsere Gefährtin verschwunden, ohne daß wir wußten, ob sie uns, oder ob wir sie übersegelt hatten. Wir waren nun wieder allein auf der unermesslichen Wassermüste, allein in der langweiligen Eintönigkeit.

Den 23. Mai kamen wir dem niedrig gelegenen Eilande Penrhyn sehr nahe. Einige Duzend der Einwohner, halb nackte Indianer, wollten uns mit einem Besuche beehren und ruderten in sechs Canots wacker unserm Schiffe

ja. Wir segelten indeß so schnell, daß sie bald weit zurückblieben. Unter unsern Matrosen behaupteten mehrere, daß diese Bilden noch zu den echten Bilden gehörten, und daß wir uns eigentlich Glück wünschen könnten, ihrem Besuche entgangen zu sein. Auch der Kapitain schien diese Meinung zu theilen, und ich blieb die einzige, die es bedauerte, ihre nähere Bekanntschaft nicht gemacht zu haben.

28. Mai. Schon seit einigen Tagen erfreuten uns zeitweise heftige Regengüsse, — eine um diese Zeit außergewöhnliche Erscheinung, da hier die Regenzeit in dem ersten drei Monaten des Jahres eintritt, und in den übrigen der Himmel meist heiter und wolkenlos bleibt. Diese Ausnahme kam uns um so mehr zu statten, als wir gerade unter der Linie waren und gewiß etwas mehr von der Hitze zu leiden gehabt hätten. So wies der Thermometer im Schatten nur 22 in der Sonne 29 Grad.

Heute Mittags auf dem 168. Längengrade überschifften wir die Linie und befanden uns nun wieder auf der nördlichen Hemisphäre. Ein otahitisches Schweinchen wurde zu Ehren des glücklichen Ueberganges geschlachtet und verzehrt, und mit echtem Rheinweine die heimathliche Halbkugel begrüßt.

Am 4. Juni, unter dem 8. Breitengrade, gewahrten wir zum ersten Male wieder den schönen Nordstern.

Am 17. Juni kamen wir Saypan, einer der größten ladronischen Inseln, so nahe, daß wir ihre Gebirge ganz gut ausnehmen konnten. Die Ladronen- und Marianen-Inseln liegen zwischen dem 13. und 21. Breiten-, und dem 145. und 146. Längengrad der östlichen Hemisphäre.

Am 1. Juli sahen wir abermals Land, und zwar die



Küste von Lucovia oder Luzon — der größten der Philippinen, welche Inseln zwischen dem 18. und 19. Breiten-, und dem 125. bis 119. Längengrad liegen. Der Hafen Manilla befindet sich an der Südküste der gleichnamigen Insel.

Noch im Laufe des Tages kamen wir am Eilande Babuan und an noch mehreren einzeln stehenden Felskolossen vorüber, die gleich Thürmen aus dem Meere stiegen. Vier von ihnen standen ziemlich nahe beisammen und bildeten eine malerische Gruppe — später kamen uns noch zwei zu Gesicht.

In der Nacht auf den 2. Juli erreichten wir die westliche Spitze von Luzon und segelten nun in die gefährliche chinesische See. Ich war herzlich erfreut, dem stillen Ocean endlich Lebewohl zu sagen, denn eine Fahrt auf ihm gehört wohl zu den langweiligsten. Höchst selten begegnet man einem Schiffe, und das Wasser ist gewöhnlich so ruhig, daß man meint auf einem Strome zu fahren. Nicht selten sprach ich von meinem Schreibtische auf, — ich wähnte in irgend einem winzigen Kämmerchen auf dem Lande zu sitzen, welche Täuschung um so natürlicher ward, da wir drei Pferde, einen Hund, einige Schweine, Hühner, Gänse und Kanarienvögel an Bord hatten. Das wieherte, bellte, grunzte, galerte und sang wie auf einem Meierhose.

6. Juli. Die ersten Tage glich unsere Fahrt auf der chinesischen See so ziemlich jener im stillen Ocean — wir trieben langsam und ruhig vorwärts. Heute erst wurden wir der Küste China's ansichtig, und gegen Abend waren wir nur noch 28 Meilen von Macao entfernt. Mit

ziemlicher Ungeduld erwartete ich den folgenden Morgen. Ich hoffte sicher den langersehnten chineſiſchen Boden zu betreten, ich ſah ſchon die Mandarine mit ihren hohen Mützen, die Chineſinnen mit ihren kleinen Füßen — da mitten in der Nacht, drehte ſich der Wind, und — wir waren am 7. Juli 100 Meilen weit verſchlagen. Zum Ueberflusse ſiel noch der Barometer ſo außerordentlich, daß wir einen Tai-ſoon befürchteten. Es iſt dies ein höchſt gefährlicher Sturm oder vielmehr Orkan, der im chineſiſchen Meere während der Sommermonate Juli, Auguſt und September häufig losbricht. Eine ſchwarze Wolke, welche an einem Rande dunkelroth, am andern halbweiß iſt, zeigt ſich gewöhnlich als ſchrecklicher Bote am Horizonte, und fürchterliche Regengüſſe, Donner und Blitz ſind die Begleiter der heftigſten Winde, die von allen Richtungen zu gleicher Zeit aufſpringen und das Meer thurmhoch aufwühlen. Alle Vorkehrungen wurden an unſerm Borde zum Empfang des gefährlichen Feindes getroffen; aber dieſesmal umſonſt — der Orkan brach entweder gar nicht, oder in großer Entfernung los; wir verſpürten nur einen kleinen Sturm, der noch überdies von kurzer Dauer war.

Am 8. Juli gelangten wir wieder in die Nähe von Macao, in die Straße der Lema und fuhrten nun fortwährend durch Buchten und Scheeren, die von den wundervollſten Inſelgruppen durchzogen waren und die ſchönſten und mannigfaltigſten Anſichten gewährten.

Am 9. Juli ankerten wir an der Mhebe von Macao. Die Stadt (den Portugieſen gehörig und 20,000 Einwohner zählend) liegt äußerſt reizend am Meeresufer und iſt

von hübschen Hügel- und Bergketten umgeben. Vor allem bemerkt man den Palast des portugiesischen Gouverneurs, das katholische Kloster Guia, die Festungswerke und einige hübsche Gebäude, die auf schönen Hügeln in malerischer Unordnung durcheinander liegen.

Auf der Rhede waren, außer wenigen europäischen Schiffen, auch einige Dschonken (größere chinesische Fahrzeuge) vor Anker, und viele kleine Boote, von Chinesen geführt, umgautelten unser Schiff.

---

Die Insel Taiti hat 72 englische Meilen im Umfange.  
Religion: die anglikanische.

Sprache: die taitische.

Bevölkerung: Eingeborene zwischen 8—9000.

Geld: amerikanische und spanische Dollars, auch Piaster genannt, und französisches Geld. Der Piaster wird zu fünf Franken oder acht Reaux gerechnet.

Die Entfernung von Valparaiso bis Taiti beträgt bei 5000 Seemeilen, von Taiti bis Macao ungefähr eben so viel.

Von Macao bis Hong-Kong 60 Seemeilen.

Von Hong-Kong bis Canton 90 Seemeilen.

---

## Inhalt des ersten Bandes.

---

### Reise nach Brasilien.

Reise von Wien. Aufenthalt in Hamburg. Dampfschiffe und Sege'schiffe. Abfahrt. Kurhaven. Der Kanal la Manche. Die fliegenden Fische. Die Physolide. Sternbilder. Das Ueberschreiten der Linie. Die Vampero's. Die starke Brise und der Sturm. Kap Trio. Einfahrt in den Hafen von Rio de Janeiro. . .

### Ankunft und Aufenthalt in Rio de Janeiro.

Einführung. Ankunft. Beschreibung der Stadt. Die Schwarzen und ihre Verhältnisse zu den Weißen. Künste und Wissenschaften. Klagenfeste. Laufe der kaiserlichen Prinzessin. Feste in den Kasernen. Klima und Vegetation. Sitten und Gebräuche. Einige Worte an die Auswanderer. Statistische Notizen über Brasilien. . . . 29

### Vorzüglihe Parteen um Rio de Janeiro.

Die Wasserfälle bei Teschuka. Boa Vista. Der botanische Garten und dessen Umgebung. . . . . 59  
 Partie auf den Berg Corcovado. . . . . 63  
 Schlösser der kaiserlichen Familie. . . . . 65  
 Ausflug nach der neu angelegten deutschen Colonie Petropolis. Nordversuch eines Marron-Negers. . . . . 67

### Reise in das Innere von Brasilien.

Die Städtchen Morroqueimado (Novo Friburgo) und Aldoa do Pedro. Pflanzungen der Europäer. Waldbrände. Urwälder. Letzte An- siedlung der Weißen. Besuch bei den Indianern, auch Paris, auch Kabocles genannt. Rückkehr nach Rio de Janeiro . . .	76
--	----

### Abreise von Rio de Janeiro.

Santos und St. Paulo. Umschiffung des Cap Horn. Ankunft in Valparaiso. . . . .	110
---	-----

### Ankunft und Aufenthalt in Valparaiso.

Ansicht der Stadt. Öffentliche Gebäude. Einiges über die Sitten und Gebräuche des Volkes. Die Gartüche zu Polanka. Das Engeli- chen (Angelito). Die Eisenbahn. Gold- und Silberminen. . . .	132
Statistische Notiz über Chili . . . . .	146

### Reise von Valparaiso über Taiti nach Canton.

Abreise von Valparaiso. Taiti. Sitten und Gebräuche des Volkes. Fest und Ball zur Namensfeier Louis Philipps. Ausflüge. Ein taitisches Mahl. Der Binnensee Vaihira. Der Engpaß von Fautana und das Diadem. Abreise. Ankunft in China. . . . .	148
--	-----

---

Eine  
**Frauenfahrt um die Welt.**

---

Reise von Wien  
nach  
Brasilien, Chili, Otaheiti, China, Ost-Indien,  
Persien und Asteinasien

von  
**Ida Pfeiffer, geb. Meyer.**

Verfasserin der „Reise einer Wienerin ins heilige Land“ und der „Reise  
nach Island und Scandinavien.“

---

**Zweiter Band.**

---

**Wien, 1850.**

Verlag von Carl Gerold.

**Druck von Carl Gerold und Sohn.**

## Inhalt des zweiten Bandes.

### C h i n a.

- Macao. Hong-kong. Victoria `Fahrt auf einer chinesischen Dschonke.  
Der Si-Kiang, auch „Tigerfluß“ genannt. Wham-poa. Canton  
oder Kuangtscheu-fu. Lebensweise der Europäer. Die Chinesen.  
Sitten und Gebräuche. Verbrecher und Piraten. Ermordung des  
Herrn Bau ch é e. Spaziergänge und Ausflüge . . . 1

### D i e I n d i e n.

#### Singapore.

- Ankunft in Hong-kong. Das englische Dampfboot. Singapore.  
Pflanzungen. Eine Jagdpartie in den Jungles. Eine chinesische  
Leichenfeier. Das Laternenfest. Temperatur und Klima. . . 61

#### Ceylon.

- Abfahrt von Singapore. Die Insel Pinang. Ceylon. Pointe de  
Galle. Ausflug nach dem Innern. Colombo. Randy. Der  
Tempel Dagoba Elephanten-Fang. Rückkehr nach Colombo  
und Pointe de Galle. Abreise. . . . . 87



## B e n g a l e n.

### Madras und Calcutta.

Abfahrt von Ceylon, Madras, Calcutta. Lebensweise der Europäer. Die Hindus. Sehenswürdigkeiten der Stadt. Besuch bei einem Nabao. Religionsfeste der Hindu. Sterbehäuser und Verbrennungsorte. Mohammedanische und europäische Hochzeitsfeier. . . . . 112

### Benares.

Abreise von Calcutta. Einfahrt in den Ganges. Bajmahal. Gur. Junghera. Monghyr Patna. Deinapoor. Gasipoor. Benares. Religion der Hindus. Beschreibung der Stadt. Paläste und Tempel. Die heiligen Stellen. Die heil. Affen. Die Ruinen von Sarnath. Eine Indigo - Pflanzung. Besuch bei dem Raja von Benares. Märtyrer und Fakire. Der indische Bauer. Die Missions - Anstalt. . . . . 146

### Allahabad, Agra und Delhi.

Allahabad. Cawnipoor. Agra. Das Mausoleum des Sultans Akbar. Tadj - Mahal. Die Ruinenstadt Fatipoor - Sikri. Delhi. Die Hauptstraße. Öffentliche Aufzüge. Der Palast des Kaisers. Paläste und Moscheen. Die Fürstin Bigem. Alt - Delhi. Merkwürdige Ruinen. Die englische Militär - Station. . . . 187

---

Eine

# Frauenfahrt um die Welt.

---



## C h i n a.

Macao. Hong-kong. Victoria. Fahrt auf einer chinesischen Dschonke.  
Der Si-Kiang, auch „Tigerfluß“ genannt. Wham-poa. Canton  
oder Kuangtchen-su. Lebensweise der Europäer. Die Chinesen.  
Sitten und Gebräuche. Verbrecher und Piraten. Ermordung des  
Herrn B a n c h é. Spaziergänge und Ausflüge

Noch vor einem Jahre hätte ich kaum gedacht, daß es mir gelingen würde, unter die kleine Zahl der Europäer zu gehören, die dies merkwürdige Land nicht bloß aus Büchern, sondern auch durch eigene Anschauung kennen lernten. Ich hätte nicht gedacht, je in Wirklichkeit die Chinesen zu sehen, mit ihren geschnittenen Häuptern, langen Böpfen und den häßlichen, schmal geschlitzten, kleinen Augen, gerade so, wie sie auf den Bildern gezeichnet sind, die wir in Europa haben.

Wir hatten kaum die Anker ausgeworfen, so kletterten schon mehrere Chinesen auf unser Deck, während andere in ihren Booten eine Menge schöner Arbeiten, Früchte und Backwerke austrugten, in hübscher Ordnung aufstellten und so in einem Augenblicke rund um unser Schiff einen ganzen Markt bildeten. Einige unter ihnen priesen sogar in gebrochener englischer Sprache ihre Schätze

an; doch machten sie insgesamt schlechte Geschäfte, da unsere Mannschaft nur einige Cigarren und Früchte erhandelte.

Kapitän Jurianse mietete ein Boot, und wir setzten sogleich an's Land. Bei der Landung mußte für jeden Kopf ein halber spanischer Thaler an den Mandarin entrichtet werden. Wie ich hörte, wurde bald darauf dieser Mißbrauch abgeschafft. — Wir begaben uns in eines der portugiesischen Handlungshäuser und kamen auf dem Wege dahin durch einen großen Theil der Stadt. Die Europäer, sowohl Männer als Frauen, können hier ungehindert umher gehen, ohne, wie dieß in andern chinesischen Städten häufig der Fall ist, der Gefahr eines Steinregens ausgesetzt zu sein. In jenen Gassen, die ausschließlich nur von Chinesen bewohnt waren, ging es höchst lebhaft zu. Die Männer saßen häufig in Gruppen, Domino spielend in den Gassen, und in den vielen Buden der Schlosser, Tischler, Schuster u. s. w. wurde gearbeitet, geschwätzt, gespielt und zu Mittag gespeist. Frauen sah ich wenige, und nur von niedrigem Stande. Nichts verursachte mir mehr Vergnügen und Staunen als die Art des Essens der Chinesen: sie bedienen sich zweier Stäbchen, mittelst welcher sie die Speisen ganz außerordentlich geschickt und zierlich in den Mund führen; nur mit dem Reis geht es nicht so gut, weil dieser nicht in Stücken zusammenhält. Sie nehmen daher das mit Reis gefüllte Gefäß ganz nahe an den weit geöffneten Mund und schieben große Portionen mittelst der Stäbchen hinein, wobei aber gewöhnlich ein Theil auf sehr unappetitliche Weise wieder in das Gefäß zurückfällt. Bei flüssigen Speisen bedienen sie sich runder Porzellanlöffel.

An der Bauart der Häuser fand ich nichts besonderes — die Fronte geht gewöhnlich in den Hof oder Garten.

Ich besuchte unter anderem die Grotte, in welcher der berühmte Portugiese Camoens seine herrliche *Lusiade* gedichtet haben soll. Er wurde in Folge eines satirischen Gedichtes (*Disperates no India*) im Jahre 1556 nach Macao verwiesen, wo er mehrere Jahre bis zu seiner Zurückberufung lebte. — Die Grotte liegt unfern der Stadt auf einer reizenden Anhöhe.

Da in Handelsgeschäften nichts zu machen war, so beschloß der Kapitän den nächsten Morgen wieder in See zu gehen. Er bot mir freundlichst an, mich nach Hongkong als Gast mitzunehmen; ich hatte nämlich die Ueberfahrt nur bis Macao ausbedungen. Seine Einladung war mir um so angenehmer, als ich für Macao keinen einzigen Empfehlungsbrief hatte, und überdies die Gelegenheiten nach Hongkong nicht sehr häufig sind.

Unser Schiff lag, des leichten Fahrwassers wegen, ziemlich weit vom Lande, im Bereiche der Streifereien der Piraten, die hier äußerst zahlreich und kühn sind. Es wurden daher für diese Nacht alle Vorsichtsmaßregeln angeordnet und eine doppelte Wache ausgestellt.

Noch im Jahre 1842 überfielen die Piraten auf der Rhede von Macao eine Brigg, tödteten die Mannschaft und plünderten das Schiff. Der Kapitän war auf dem Lande geblieben, die Mannschaft hatte sich sorglos dem Schlafe überlassen, und nur einen Mann als Wache ausgestellt. Da, mitten in der Nacht, kam ein Schampan (kleineres Fahrzeug als eine Dschonke) heran gerudert,

dessen Anführer dem wachhabenden Manne ein Billet übergab, mit dem Bedeuten, daß es vom Kapitän komme. Während der Matrose damit an die Laterne trat, um es zu lesen, versetzte ihm der Pirat einen Schlag auf den Kopf, daß er lautlos zu Boden stürzte. Die auf dem Schampan verborgene Mannschaft erkletterte schnell von allen Seiten das Schiff und ward mit Leichtigkeit Meister der schlafenden Matrosen.

Am 10. Juli Morgens, nach ruhig vergangener Nacht, gingen wir in Begleitung eines Lootsen nach Hongkong in See. Die Entfernung beträgt sechzig Seemeilen und die Fahrt ist abwechselnd und unterhaltend, da man fortwährend an Buchten, Scheeren und Inselgruppen vorübersegelt.

Die Engländer erhielten die Insel Hongkong von den Chinesen nach dem Kriege im Jahre 1842 und gründeten darauf die Hafenstadt Victoria, die nun schon viele palastähnliche, von Quadersteinen aufgeführte Gebäude zählt.

Die Europäer, deren Zahl sich nur auf einige Hundert beläuft, sind hier aber nicht sehr zufrieden, da der Handel nicht halb so gut geht, als man anfangs vermuthete. Die Kaufleute bekommen von der englischen Regierung unentgeltlich Bauplätze, mit der Bedingung, Häuser darauf zu bauen. Viele führten, wie bereits bemerkt, großartige Bauten auf, die sie nun um den halben Preis verkaufen würden, ja manche gäben gerne den Grund sammt den Fundamenten zurück, ohne den geringsten Ersatz dafür zu begehren.

Ich gedachte, nur einige Tage in Victoria zu ver-

weisen, weil es mein Wunsch war, sobald als möglich nach Canton zu kommen.

Kapitän Jurianse fügte zu seinen vielen mir bereits erwiesenen Gefälligkeiten auch noch die hinzu, daß ich während der Zeit meines Aufenthaltes auf seinem Schiffe wohnen und speisen konnte, wodurch ich täglich 4 bis 6 Dollars ersparte \*). Eben so stand mir das Boot, welches er zum täglichen Gebrauche gemiethet hatte, jederzeit zu Diensten. — Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß ich noch auf keinem Schiffe so reines, gutes Wasser fand, wie auf dem seinigen. Es ist dies ein Beweis, daß weder die Tropenhitze noch die Zeit das Wasser so leicht verdirbt. Es kommt nur auf Reinlichkeit und Sorgfalt an, die wohl nur bei Holländern in solcher Weise zu finden sein mag. Nähme sich doch jeder Kapitän, wenigstens in diesem Punkte, die Holländer zum Muster! Es ist wahrlich eine zu harte Aufgabe, sich mit übelriechendem und ganz trübem Wasser den Durst stillen zu müssen. Leider erfuhr ich diese Unannehmlichkeit auf allen Segelschiffen, auf welchen die Reise mehrere Monate währte.

Die Lage Victoria's ist nicht sehr reizend, da kahle Gebirge die Umgebung bilden. Die Stadt selbst hat ein europäisches Gepräge, und sähe man nicht chinesische Träger, Arbeiter, Kleinverkäufer u. s. w. auf den Straßen und in den Buden, so würde man kaum glauben, sich auf chinesischem Boden zu befinden. Auffallend war es mir, auf den Straßen keine eingebornen Weiber zu sehen. Man

---

\*) Die Preise in den Hôtels zu Macao, Victoria, Canton, sind per Tag von 4 bis 6 Dollars.



hätte denken sollen, daß es daher auch für eine Europäerin gefährlich gewesen wäre, so allein herum zu streifen; aber nie erfuhr ich die geringste Beleidigung oder Beschimpfung von Chinesen; selbst ihre Neugierde war hier nicht belästigend.

In Victoria ward mir das Vergnügen zu Theil, den rühmlich bekannten Herrn G ü l a f f kennen zu lernen \*). Auch vier andere deutsche Missionäre traf ich da. Sie studiren die chinesische Sprache, fleiden sich chinesisch, lassen sich die Köpfe scheeren gleich den Eingebornen

- \*) Karl Güllaff ist am 8. Juli 1803 zu Pyritz in Pommern geboren. Schon als Knabe zeigte er viel frommen Sinn und ein ungewöhnliches Talent. Die Eltern ließen ihn das Würtlerhandwerk lernen. Er arbeitete fleißig; allein es sagte ihm nicht zu. Im Jahre 1821 hatte er Gelegenheit, dem Könige von Preußen ein Gedicht zu überreichen, in welchem er seine Empfindungen und Wünsche aussprach. Der König erkannte darin das Talent des aufstrebenden Jünglings, und man öffnete ihm eine seinen Neigungen entsprechende Laufbahn. Im Jahre 1827 kam er als Missionär nach Batavia, später reiste er nach Bintang, wo er die chinesische Sprache so fleißig studirte, daß er sie in Zeit von zwei Jahren schon fertig genug sprach, um darin predigen zu können. Im Dezember 1831 ging er nach Macao, legte da Schulen für die chinesische Jugend an und begann eine Uebersetzung der Bibel in das Chinesische. Er begründete mit Morisson eine Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China und gab ein chinesisches monatl. Magazin heraus, in welchem er die Chinesen für Geschichte, Geographie und Literatur zu interessieren suchte. — In den Jahren 1832 und 1833 kam er bis in die Provinz Fo-Kien.

und tragen Böpfe ebenfalls wie jene. Das Lesen und Schreiben ist in keiner Sprache so schwer wie in der Chinesischen, die Schrift besteht aus Charakteren, deren es über 4000 geben soll, die Sprache aus lauter einsilbigen Worten. Man schreibt mit Pinseln, die in Tusch getaucht werden, von der Rechten zur Linken nach der Länge des Papiereß herab.

Schon nach einigen Tagen fand ich eine Gelegenheit nach Canton, und zwar auf einer kleinen Chinesischen Dschonke. Herr B u s t a u, ein hiesiger Kaufmann, der sich meiner sehr freundlich angenommen hatte, rieth mir zwar sehr ab, mich so ganz ohne allen Schutz dem Chinesischen Volke anzuvertrauen und meinte, ich solle entweder ein eigenes Boot oder einen Platz auf dem Dampfschiffe miethen; aber für meine beschränkten Mittel war dies zu theuer, da ein Platz auf dem Dampfschiffe oder ein gemiethetes Boot zwölf Dollars gekostet hätte, während der Fahrpreis in der Dschonke nur 3 Dollars war. Auch muß ich gestehen, daß mir der Anblick und das Betragen der Chinesen durchaus keine Furcht einflößte. Ich setzte

---

Die Reisen Güzlaßs haben zu wichtigen Beobachtungen über die chines. Dialekte geführt, sind auch in anderer wissenschaftlicher Beziehung nicht ohne Ausbeute gewesen und verhalfen besonders zur gesunden Kritik der neuerdings über China erschienenen Werke.

Man muß in jeder Hinsicht sein seltenes Talent anerkennen, die unerschütterliche Festigkeit in der Verfolgung seines Vorhabens preisen und seinen andauernden, wissenschaftlichen Eifer wie seinen festen Glaubensmuth bewundern.

Siehe „Konversations-Lexikon der Gegenwart.“ —

meine Pistolen in Stand und begab mich am Abende des 12. Juli ganz ruhig an Bord.

Hestiger Regen und die einbrechende Dunkelheit zwangen mich bald, den innern Raum des Fahrzeuges aufzusuchen, wo ich zum Zeitvertreibe meine chineesischen Reisegefährten beobachtete.

Die Gesellschaft war zwar keine gewählte, benahm sich aber sehr anständig, so daß ich ohne Scheu unter ihnen verweilen konnte. Einige spielten Domino, während andere einer Art Mandoline, die mit drei Saiten bespannt war, ganz jämmerliche Töne entzogen. Dabei wurde geraucht und geschwätzt und ungezuckerter Thee aus kleinen Schälchen getrunken — auch mir bot man diesen Göttertrank von allen Seiten an! Jeder Chinese, reich oder arm, trinkt weder reines Wasser noch geistige Getränke, sondern immer ungezuckerten, schwachen Thee.

Spät des Abends begab ich mich in meine Kabine, deren Oberdeck nicht ganz wasserdicht geschlossen war und unwillkommene Boten des Regens hindurch ließ. Kaum hatte dies der Schiffskapitän bemerkt, als er mir auch gleich eine andere Stelle anwies. Ich befand mich da in Gesellschaft zweier Chinesinnen, die im vollem Tabakrauchen begriffen waren. Sie dampften aus Pfeifchen, nicht größer als Fingerhüte, konnten aber auch nicht mehr als vier bis fünf Züge machen, ohne wieder zu stopfen.

Meine Nachbarinnen bemerkten bald, daß ich kein Kopfschemelchen bei mir hatte; sie boten mir eines der ihrigen an und ließen mit Bitten nicht nach, bis ich es annahm. Man bedient sich nämlich in China statt der Kopfkissen kleiner Schemel von Bambus oder sehr

hartem Pappendeckel, die bei 8 Zoll hoch, oben gewölbt, nicht gepolstert sind, und eine Länge von ein bis drei Fuß haben. Es liegt sich darauf besser als man glauben sollte.

13. Juli. Als ich am frühen Morgen auf's Deck eilte, um die Einfahrt von der See in die Bocca des Si-kiang oder „Tiger“ zu sehen, befanden wir uns schon so hoch im Strome, daß von der Mündung keine Spur mehr zu entdecken war. Ich sah sie jedoch später auf der Rückreise von Canton nach Hong-kong. Der Si-kiang, einer der größeren Ströme China's, der noch eine kurze Strecke vor seinem Eintritte in's Meer, eine Breite von beinahe acht Seemeilen hat, wird an der Mündung von Bergen und Felsen bergestalt eingeengt, daß er die Hälfte seiner Breite verliert. Die Gegend ist schön, und einige Festungswerke auf den Spitzen der Berge verleihen ihr einen romantischen Anstrich.

Bei „Hoo-mun, auch Whampoa“ genannt, theilt sich der Strom in mehrere Arme, von welchen jener, der nach Canton führt, Perlfuß heißt. — Whampoa, als Ort zwar unbedeutend, verdient doch bemerkt zu werden, da, wegen der vielen Untiefen des Perlfusses, hier alle tiefergehenden Schiffe ankern müssen.

An den Ufern des Perlfusses ziehen sich ungeheure Reisplantagen hin, die mit Bananen und andern Fruchtbäumen eingesäumt sind. Letztere bilden oft niedliche Alleen, werden aber weniger der Zierde als der Nothwendigkeit wegen angelegt. Der Reis bedarf nämlich eines sehr nassen Bodens, und man pflanzt die Bäume dazwischen, damit das Erdreich sich befestigt und

durch die starke Bewässerung nicht weggeschwemmt wird. Artige Landhäuser in ächt chinesischem Style, mit den ausgeschweiften, spitzigen und zackichten Dächern, mit den eingelegten farbigen Ziegeln und Thonplatten, liegen unter schattigen Baumgruppen; verschiedenartig gebaute Pagoden (Tas genannt) von drei bis zu neun Stockwerken erheben sich auf kleinen Erdhügeln in der Nähe von Ortschaften und ziehen schon von weiter Ferne die Aufmerksamkeit auf sich. Viele Festungswerke, die aber mehr großen abgedeckten Häusern gleichen, beschirmen aufwärts den Strom.

Mehrere Meilen vor Canton reihen sich Dörfer an Dörfer, die alle aus höchst erbärmlichen und großen Theils auf hohen Pfählen im Strome selbst sich befindenden Baracken bestehen; unzählige Boote, die ebenfalls bewohnt sind, liegen davor.

Je näher man Canton kommt, desto mehr nimmt die Lebhaftigkeit auf dem Flusse, die Zahl der Schiffe und bewohnten Boote zu. Man sieht Fahrzeuge von den wunderbarsten Formen — Dschonken, deren Hintertheil zwei Stock hoch über das Wasser ragt und gleich einem Hause mit hohen Fenstern und Gallerien versehen und mit einem Dache gedeckt ist. Diese Schiffe sind oft von erstaunlicher Größe und laden bis zu tausend Tonnen. — Ferner sieht man chinesische Kriegsschiffe, flach, breit und lang gebaut, mit 20 auch 30 Kanonen besetzt \*), — Mandarinssboote, die mit ihren bemalten Außen-

---

\*) Alle größeren Fahrzeuge haben am Vordertheile große, eingelegte, gemalte Augensterne, mittelst welcher sie, wie die Chinesen meinen, ihren Weg besser finden.

wänden, Thüren und Fenstern, mit ihren ausgeschnittenen Gallerien und den farbigen seidnen Flaggen den niedlichsten Häusern gleichen, und vor allem die herrlichen Blumenboote, deren obere Gallerien mit Blumen, Guirlanden, Arabesken u. dgl. ausgeschmückt sind. Thüren und Fenster, beinahe in gothischem Style gehalten, führen in das Innere, das aus einem großen Saale und einigen Cabinetten besteht. Spiegel, seidene Tapeten zieren die Wände, Glaslustres und farbige Papierlampen, zwischen welchen niedliche Körbchen mit frischen Blumen schweben, vollenden den zauberhaften Anblick.

Diese Blumenboote bleiben immer vor Anker liegen und dienen den Chinesen bei Tag und Nacht als Unterhaltungsorte. Da werden Comödien aufgeführt, Gaukler- und Tanzkünste produzirt u. s. w. Frauen sind, außer den einer gewissen Classe angehörigen, nicht gegenwärtig. Europäern ist der Zutritt gerade nicht verwehrt; doch sind sie, besonders bei der jetzigen ungünstigen Stimmung, immer mehr oder weniger Beleidigungen, ja sogar Mißhandlungen ausgesetzt.

Zu diesen wunderlichen Fahrzeugen denke man sich nun noch Tausende von kleinen Booten (Schampans), die theils vor Anker liegen, theils überall durchkreuzen und durchdrängen, — Fischer, die von allen Seiten ihre Netze auswerfen, — Kinder und Erwachsene, die sich mit Baden und Schwimmen beschäftigen. Man wendet oft ängstlich den Blick hinweg, wenn man auf den kleinen, schmalen Booten die Jungen sich balgen und spielen sieht, — jeden Augenblick meint man, eines der Kleinen über Bord fallen zu sehen. Vorsichtige Ältern binden den ein- bis

sechsjährigen Kindern ausgehöhlte Kürbisse oder mit Luft gefüllte Ochsenblasen auf den Rücken, damit, wenn sie in das Wasser fallen, sie nicht so bald zu Boden sinken.

Alle diese vielseitigen Beschäftigungen der Menschen, dies unermüdete Leben und Treiben, gewähren Bilder, von deren Eigenthümlichkeiten man sich wohl schwerlich, ohne sie gesehen zu haben, einen richtigen Begriff machen kann!

Seit einigen Jahren erst ist auch uns europäischen Frauen der Eintritt und Aufenthalt in den Faktoreien zu Canton gestattet; ich verließ daher ohne Zagen das Fahrzeug. Nur mußte zuvor noch überlegt werden, wie der Weg nach dem Hause des Herrn Agassiz, an das ich gewiesen war, zu finden sei. Da ich noch kein chinesisches Wort sprechen konnte, so mußte ich meine Zuflucht zu Zeichen nehmen. Ich machte meinem Kapitain begreiflich, daß ich kein Geld bei mir habe, und daß er mich daher in die Faktorei führen solle, wo ich ihn bezahlen würde. Er verstand mich sehr bald, brachte mich dahin, die daselbst anwesenden Europäer wiesen mir das Haus, und so war ich geborgen.

Als mich Herr Agassiz ankommen sah und die Art meiner Reise, die Fußpartie vom Schiffe in sein Haus erfuhr, war er sehr verwundert und wollte kaum glauben, daß ich unbeschädigt und ohne Anstand durchgekommen sei. Nun wurde ich erst inne, wie höchst gewagt es für mich als Frau gewesen war, allein mit einem chinesischen Führer die Straßen Canton's betreten zu haben. Es war dies ein hier noch nie vorgekommener Fall, und Herr Agassiz meinte, daß ich es meinem besondern Glücke zu

anken hätte, von dem Volke nicht gröblichst beleidigt, ja wohl gar gesteinigt worden zu sein. In solch einem Falle würde mein Führer die Flucht ergriffen und mich meinem Schicksale überlassen haben.

Wohl hatte ich auf dem Wege vom Schiffe bis zur Faktorei bemerkt, daß Alt und Jung mir nachschrie und nachsah, mit Fingern nach mir wies, daß die Leute aus den Buden liefen und daß sich sogar nach und nach ein mich begleitender Zug bildete. Was blieb mir wohl übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, — ich schritt furchtlos weiter, und vielleicht gerade weil ich keine Furcht zeigte, geschah mir auch nichts.

Ich war ebenfalls Willens gewesen, nicht lange in Canton zu verweilen, indem seit dem letzten Kriege der Engländer mit den Chinesen die Europäer sich hier weniger als je sehen lassen dürfen. Noch mehr gilt dieser Haß den Frauen, da es in einer der chinesischen Prophezeiungen heißt, daß einst eine Frau das himmlische Reich erobern werde. Ich machte mir daher wenig Hoffnung, hier etwas zu sehen, und gedachte, meine Wanderung nach dem Norden Chinas, nach dem Hafen Tschang-hai fortzusetzen, wo es, wie man mir sagte, leichter sein soll sich unter Volk und Adel Zutritt zu verschaffen.

Glücklicherweise lernte ich einen Deutschen, Herrn v. Carl o v i z kennen, der bereits einige Jahre in Canton zugebracht hatte. Er nahm einiges Interesse an mir und bot sich sogar zu meinem Mentor an, unter der Bedingung, daß ich mich mit Geduld waffnen wolle, bis die europäische Post, die in einigen Tagen erwartet werde \*),

\*) Die europäische Post kommt jeden Monat nur einmal.



angekommen sei. Es sind in dieser Zeit die Gemüther der Kaufleute so aufgeregert und beschäftigt, daß sie keine Muße haben, sich mit irgend etwas anderem als ihrer Correspondenz zu befassen. Ich mußte also warten bis der Dampfer nicht nur angekommen, sondern auch wieder abgegangen war, worüber acht Tage verfloßen. Herrn Agassiz verdanke ich es, daß mir diese Zeit nicht lang wurde; ich war über alle Maßen gut und herzlich aufgenommen und hatte dabei Gelegenheit, die Lebensweise der hier angesiedelten Europäer kennen zu lernen.

Nur wenige Europäer nehmen ihre Familie mit nach China, am allerwenigsten aber nach Canton, wo Frauen und Kinder beinahe wie im Gefängnisse leben und ihr Haus höchstens in einer wohl verschlossenen Sänfte verlassen können. Ueberdies ist alles so theuer, daß man dagegen in London noch billig lebt. Eine Wohnung von sechs Zimmern sammt Küche kostet jährlich bei 7 bis 800 Dollars. Die Diener bekommen 4 bis 8 Dollars per Monat, — ja Dienerinnen sogar 9 bis 10 Dollars, da die Chinesinnen den Europäern nur dienen wollen, wenn sie überzahlt werden. Zu diesem kommt noch die hier herrschende Sitte, zu jeder Art Verrichtung eine eigene Person zu haben, woraus das Bedürfniß einer großen Anzahl von Dienern entspringt.

Eine Familie von nur vier Köpfen benöthigt wenigstens zehn, zwölf und auch mehr Diener. Erst muß jedes Glied der Familie einen Diener ausschließlich für sich haben; dann hat man einen Koch, einige Kinderwärterinnen und mehrere Cooli, die zu den gemeineren Arbeiten, als: Zimmer reinigen, Holz und Wasser tragen u. s. w. ver-

wendet werden. Bei dieser großen Menge von Dienern ist man dazu oft sehr schlecht bedient, denn geht der eine oder der andere aus und man benöthigt seines Dienstes, so muß man warten bis er wieder kommt, da kein Diener die Arbeit des andern verrichten würde.

Den ganzen Haushalt leitet der Comprador, eine Art Haushofmeister. Ihm werden alle Silbergeräthe, Möbel, Wäsche u. s. w. übergeben; er nimmt die Diener auf, beköstigt sie, sorgt sonst für ihre Bedürfnisse und steht für ihre Treue ein; zieht aber auch jedem dafür per Monat zwei Dollars ab. Er besorgt alle Einkäufe, die Küchenrechnungen — kurz alle Ausgaben und gibt am Ende jedes Monats die Hauptsumme an, ohne sich viel in Einzelheiten einzulassen.

Der Comprador hat außer diesen häuslichen Geschäften auch noch die Kasse des Handlungshauses über; durch seine Hände gehen Hunderttausende von Dollars, für deren Richtigkeit er gut stehen muß; zum Auszahlen oder Einkassiren des Geldes hat er eigene Gehülfen, die mit einer beispiellosen Schnelligkeit jedes Stück besehen und untersuchen. Sie nehmen eine ganze Hand voll Münzen, schnellen sie einzeln mit dem Daumen und Mittelfinger in die Luft, vernehmen so den Klang und besehen zugleich die andere Seite der Münze, da sie gewendet auf die leere Hand zurückfällt. In einigen Stunden sind viele Tausende von Stücken gezählt. Diese genaue Untersuchung ist sehr nothwendig wegen der vielen falschen Dollars, welche die Chinesen verfertigen. Auf jedes Stück wird zum Beweise der Richtigkeit der Hausstempel geschlagen, wodurch am Ende die Münzen ganz breit und dünn werden und oft

in mehrere Stücke zerfallen. Die einzelnen Stücke verlieren aber nichts von ihrem Werthe, da die Summe nach dem Gewichte bestimmt wird. — Außer den Dollars ist auch reines, ungeprägtes Silber in kleinen Stangen gebräuchlich; man schneidet, je nach dem Betrag der Summe, kleinere oder größere Stücke davon herab.

Die Kasse befindet sich im Erdgeschoße in dem Zimmer des Compradors, und der Europäer hat mit dem Gelde nichts zu schaffen, trägt auch nie welches bei sich.

Der Comprador erhält keinen Gehalt, sondern hat von jedem Handlungsgeschäfte Prozente, — von den Hausrechnungen weiß er sich deren zu machen. Uebrigens sind diese Leute im allgemeinen verlässlich; sie erlegen an die Mandarine (hohe Beamte, Minister) eine Kaution, worauf diese für sie einstehen.

Die tägliche Lebensweise der hier ansässigen Europäer ist ungefähr folgende: Nachdem man aufgestanden ist und eine Tasse Thee auf seinem Zimmer getrunken hat, nimmt man ein kaltes Bad. Nach neun Uhr ist das Frühstück, welches aus gebratenen Fischen oder Cotelets, kaltem Braten, weichen Eiern, Butter, Brot und Thee besteht. — Nun geht alles an seine Geschäfte bis zur Zeit des Mittagmahles, welches gewöhnlich um vier Uhr eingenommen wird. Da gibt es Schildkrötensuppe, Curri \*) und Reis,

---

\*) Ein sehr scharfes Gericht, das aus Ingwer, rothem Pfeffer, Knoblauch und Zwiebeln besteht. Diese Ingredienzien werden auf einer Steinplatte mittelst einer Steinwalze zu einer feinen Salbe zerrieben; hieraus wird dann eine Sauce gemacht und diese mit Reis gegessen.

Braten, auch Ragouts und Mehlspeisen. Alle Speisen, Curri und Reis ausgenommen, sind auf englische Weise zubereitet und zwar von chinesischen Köchen. Zum Nachtiße nimmt man Käse und Früchte, als: Ananase, Long-yeu, Mango, Lytshi u. s. w. Von letzterer Frucht behaupten die Chinesen, sie sei die beste auf Erden. Sie ist von der Größe einer Nuß, hat eine braunrothe, etwas warzige Schale, zartes und weißes Fleisch und einen schwarzen Kern. Die Long-yeu ist etwas kleiner, hat auch weißes und zartes Fleisch, schmeckt aber etwas wässerig; ich fand beide Früchte nicht sehr gut. Die Ananas schien mir nicht so süß und aromatisch schmackhaft wie die in den europäischen Glashäusern, nur sind die hiesigen bedeutend größer als jene in Europa.

Die Getränke bestehen aus portugiesischem Weine und englischem Biere. Zu jedem Getränke wird Eis geboten, das in kleine Stücke zersplittert und in ein Tuch eingeschlagen ist. — Das Eis ist ein ziemlich kostbarer Artikel, da es von Nordamerika gebracht wird. Abends genießt man Thee.

Während der Mahlzeiten verbreitet eine große Punte Kühlung und Luftzug über die ganze Gesellschaft. — Die Punte ist ein 8 — 10 Fuß langer, 3 Fuß hoher Rahmen, der mit weißem Perkal überzogen ist und an starken Schnüren von der Zimmerdecke herab hängt. Eine Schnur geht gleich einem Glockenzuge durch die Zimmerwand in ein Nebengemach oder in das Erdgeschoß, wo ein Diener sie gleichmäßig anzieht und dadurch den Rahmen in steter langsamer Bewegung erhält, die den angenehmen Luftzug bewirkt.

Das Leben der Europäer kommt, wie man sieht, sehr theuer, — die Kosten einer Haushaltung kann man des Jahres geringe auf 30,000 Franken (6000 Dollars) anschlagen, — eine sehr bedeutende Summe, wenn man bedenkt, wie wenig man dafür genießt: man hält weder Pferde noch Wagen, es gibt keine Unterhaltungs- und Versammlungsorte, nichts von alledem; — das einzige Vergnügen mancher Herren besteht darin, ein Boot zu haben, für dessen Miethe sie den Monat sieben Dollars zahlen, oder des Abends in einem kleinen Garten zu lustwandeln, welchen die in Canton ansässigen Europäer zu ihrem Vergnügen anlegen ließen. Er befindet sich der Faktorei gegenüber und ist von drei Seiten mit Mauern umgeben, die vierte wird vom Perlfusse bespült.

Dagegen lebt das chinesische Volk ungemein billig; ein Mann kann des Tages mit 60 Cash (1200 machen einen Dollar) ganz gut auskommen. Der Arbeitslohn ist daher auch sehr gering; man kann z. B. ein Boot den Tag um einen halben Dollar miethen, von welchem Einkommen oft eine Familie von sechs bis neun Köpfen lebt. Freilich sind die Chinesen in der Auswahl der Lebensmittel nicht besonders lecker, — sie essen Hunde, Katzen, Mäuse und Ratten, das Eingeweide des Geflügels, das Blut jedes Thieres, ja sogar, wie man mir sagte, die Seidenraupen, Regenwürmer und das gefallene Vieh. Ihre Hauptnahrung ist Reis, der nicht nur als Speise, sondern auch statt des Brotes dient. Er ist sehr wohlfeil, — der Pikul (100 Wiener- oder 125 Hamburger Pfund) kostet von  $1\frac{3}{4}$  bis  $2\frac{1}{2}$  Dollars.

Der Anzug beider Geschlechter des gemeinen Volkes be-

steht aus weiten Hosen und langen Ueberkleidern und zeichnet sich durch grenzenlose Unsauberkeit aus. Der Chinese ist ein Feind der Bäder und Waschungen, er trägt kein Hemd, die Hose aber so lange, bis sie am Körper zerreißt. Die Ueberkleider reichen bei den Männern bis über die Kniee, bei den Weibern noch etwas tiefer. Der Stoff ist Ranking oder Seide, die Farbe dunkelblau, braun oder schwarz. Während der kälteren Jahreszeit ziehen sie ein Sommerkleid über das andere und halten die Gewänder durch Leibbinden zusammen; in der großen Hitze aber läßt man lehtere lose um den Körper flattern.

Das Haupt ist bei den Männern geschoren bis auf einen kleinen Theil am Hinterkopfe, wo die Haare sorgfältig gepflegt und zu einem Zopfe geflochten werden. Je stärker und länger der Zopf ist, desto stolzer ist der Besitzer darauf; man flucht daher falsches Haar und schwarzes Band ein, und so reicht ein solcher Zopf oft bis an den Knöchel des Fußes. Während der Arbeit wird er um den Hals geschlagen, beim Eintritte in ein Zimmer aber hinabgelassen, da es gegen den Anstand und die Artigkeit wäre, mit ungewickelten Zopfe zu erscheinen. — Die Frauen behalten ihr volles Haar. Sie kämmen selbes ganz aus der Stirne zurück und flechten und stecken es höchst kunstvoll am Haupte fest, wozu sie zwar viel Zeit verwenden; doch währt so ein Haarpuz auch eine ganze Woche. Männer und Weiber gehen theils ohne Kopfbedeckung, theils tragen sie Hüte von dünnem Bambus, die oft gegen drei Fuß im Durchmesser haben, vor Sonne und Regen schützen und dabei unendlich leicht und unverwundlich sind.

Die Fußbekleidung besteht aus genähten Strümpfen und Schuhen von schwarzen Seiden- oder Wollstoffen; die Sohle an den Schuhen, über einen Zoll hoch, ist von dicker Pappe oder Filz, der mehrfach auf einander gefleht ist. Die ärmeren Leute gehen ohne Fußbekleidung.

Die Häuser des Volkes, armselige Baracken, sind von Ziegeln oder Holz erbaut, die innere Einrichtung ist höchst erbärmlich: ein schlechter Tisch, einige Stühle, ein Paar Bambusmatten, Kopfschemelchen und alte Decken bilden den ganzen Hausrath; doch fehlen nirgends einige Blumentöpfe.

Die billigste Art Wohnung ist der Besitz eines Bootes. Der Mann geht auf das Land in die Arbeit, und das Weib sucht unterdessen durch Spazier- oder Ueberfahrten ebenfalls zur Erhaltung der Familie beizutragen. Die eine Hälfte des Bootes gehört der Familie, die andere dem Miether, und obwohl der Raum außerordentlich beschränkt ist (das ganze Boot mißt kaum 25 Fuß in der Länge), so herrscht doch die größte Reinlichkeit und Ordnung, denn jeden Morgen wird alles gescheuert und gewaschen. Jedes Fleckchen ist äußerst sinnreich benützt, sogar zu einem winzigen Hausaltare findet sich Platz. Unter Tages wird gekocht und gewaschen, wobei es nicht an kleinen Kindern fehlt, und dennoch wird der Miether nicht im geringsten belästigt; kein ecklicher Anblick bietet sich ihm dar, und er vernimmt nur höchst selten die weinerliche Stimme eines der armen Kleinen. Während die Mutter das Ruder führt, trägt sie ihr Jüngstes auf den Rücken gebunden. Die größeren Kinder haben auch zuweilen dergleichen festgebundene Lasten; springen und

klettern aber damit herum, ohne im geringsten darauf Rücksicht zu nehmen. Oft sah ich mit Wehmuth, wie das Köpfchen eines kaum gebornen Kindes bei jedem Sprunge des älteren von einer Seite auf die andere geworfen wurde, oder wie die brennende Sonne so aufs unbedeckte Haupt stach, daß das Kindchen kaum die Augen zu öffnen vermochte. — Von der Armuth und Beschränktheit einer chinesischen Bootfamilie ist es wahrlich schwer sich einen Begriff zu machen.

Man beschuldigt die Chinesen, daß sie viele der neugeborenen oder schwächlichen Kinder tödten. Sie sollen selbe entweder gleich nach der Geburt ersticken und in den Fluß werfen oder in den Straßen aussetzen, welches letzteres das grausamste ist, da es viele Schweine und herrenlose Hunde gibt, die dann mit Heißhunger über die gebotene Beute fallen. Am häufigsten mag dies mit Mädchen geschehen, denn was die Knaben betrifft, so schätzt sich jede Familie glücklich, deren zu haben, da es ihre Pflicht ist, die Eltern in den alten Tagen zu ernähren, — ja der älteste Sohn muß, Falls der Vater stirbt, dessen Stelle vertreten und für seine übrigen Geschwister sorgen, wogegen diese ihm unbedingt zu folgen und in allem die höchste Achtung zu erweisen haben. — Auf Erfüllung dieser Gesetze wird sehr strenge gehalten und jeder dawiderhandelnde mit dem Tode bestraft.

Großvater zu sein betrachten die Chinesen als Ehre, und um diesen Vorzug kenntlich zu machen, trägt jeder so beglückte Mann einen Schnurrbart. Diese grauen, magern Bärte fallen um so mehr in die Augen, da man



an den jungen Männern nicht nur keine Schnurrbärte, sondern überhaupt gar keine Bärte sieht.

Was die Sitten und Gebräuche der Chinesen anbelangt, so bin ich nur im Stande einzelner zu erwähnen, indem es für den Fremden schwer, ja beinahe unmöglich ist, dieselben kennen zu lernen. Ich bemühte mich, so viel als möglich davon zu sehen, begab mich bei allen sich anbietenden Gelegenheiten unter das Volk und schrieb dann getreulich nieder, was ich alles bemerkt hatte.

Als ich eines Morgens ausging, begegneten mir mehr denn fünfzehn Verbrecher, die alle in das hölzerne Joch (Can-gue) gesperrt waren und zur Schau in den Straßen umher geführt wurden. Es besteht dieses Joch aus zwei großen Stücken Holz, die sich ineinander fügen und eine bis drei Oeffnungen haben, durch welche, je nach der Größe des Vergehens, der Kopf und eine oder beide Hände gesteckt werden. Ein solcher Block wiegt 50 bis 100 Pfund und drückt so schwer auf Achseln und Schultern, daß der arme Verbrecher nie die Nahrung selbst zum Munde führen kann, sondern warten muß, bis ihn irgend eine mitleidige Seele füttert. — Solche Strafen währen von einigen Tagen bis zu mehreren Monaten; im letzteren Falle erliegt der Verbrecher fast immer.

Eine andere Strafe ist das Prügeln mit dem Bambusrohre, welches, wenn es auf zarte Theile des Körpers geschieht, das Opfer oft schon nach dem fünfzehnten Streiche seiner irdischen Leiden für immer enthebt. — Weitere Strafen, die jenen der christlichen Inquisition nichts nachgeben, sind: Haut abziehen, Glieder einquetschen, Sehnen aus den Füßen lösen u. s. w. Die Todes-

urtheile erscheinen dagegen milde — sie lauten auf Ermürden und Köpfen; doch sagte man mir, daß in einzelnen, ganz besondern Fällen noch das Zersägen und das Verhungernlassen stattfindet. Bei ersterem wird das arme Opfer zwischen zwei Bretter gepreßt und von oben durchgehägt, bei letzterem entweder bis an den Kopf in die Erde gegraben und so dem Hungertode überlassen, oder es wird ihm das hölzerne Joch umgelegt und von Tag zu Tag weniger Nahrung gegeben, bis es am Ende nur einige Reiskörner bekommt. Ungeachtet der harten, grausamen Strafen und Todesarten soll man indessen doch Leute finden, die gegen Bezahlung sich für andere strafen, ja tödten lassen.

Im Jahre 1846 wurden in Canton 4000 Menschen geköpft. Es waren zwar die Verbrecher von zwei Provinzen, die zusammen neunzehn Mill. Einwohner zählen; dessen ungeachtet ist dies aber doch eine furchtbare Menge. Sollte die Zahl der Verbrecher wirklich so groß sein — oder verhängt man die Todesstrafe so leicht — oder ist vielleicht beides der Fall?!

Ich kam einmal zufällig in die Nähe des Richtplatzes und sah zu meinem Entsetzen eine große Reihe noch blutender Köpfe auf hohen Stangen zur Schau ausgestellt. Die Körper dürfen die Verwandten hinwegnehmen und begraben.

In China gibt es verschiedene Religionen; die ausgebreitetste ist der Buddhismus. Er enthält sehr vielen Aberglauben und Götzendienst und ist gewöhnlich die Religion des niederen Volkes. Die natürlichste ist jene des weisen Con-fut-zee, welche auch die Religion des

Hofes, der Beamten, der Gelehrten und der gebildeten Stände sein soll.

Die Bevölkerung China's besteht aus vielen und sehr verschiedenen Stämmen, deren Charakteristik zu geben ich leider unvermögend bin, da die Zeit meines Aufenthaltes in China viel zu kurz hiezu war. Das Volk, welches ich in Canton, Hong-kong und Macao gesehen habe, ist von mittlerer Größe. Die Farbe der Haut ist, je nach der Beschäftigung, verschieden; der Landmann, der Träger ist ziemlich sonnenverbrannt, der Reiche, die vornehme Frau weiß. Die Gesichtsbildung ist breitgebrückt und häßlich; die Augen sind schmal, etwas schief geschlitzt und stehen weit auseinander, die Nase ist breit und der Mund groß. Die Finger an den Händen fand ich bei vielen ungewöhnlich lang und mager. Die Nägel daran lassen nur die Reichen (beiderlei Geschlechtes) zum Beweise, daß sie nicht, gleich den Geringeren, nöthig haben, durch Händearbeit ihr Brod zu verdienen, übermäßig lang wachsen; gewöhnlich sind dergleichen aristokratische Nägel einen halben Zoll lang — bei einem einzigen Manne sah ich sie von der Länge eines starken Zolles, und auch das nur an der linken Hand. Mit dieser konnte er einen flachen Gegenstand nicht aufheben, ohne die Hand flach darauf zu legen und die Sache zwischen die Finger zu klemmen.

Die Frauen der Vornehmen sind im Durchschnitte zum Fettwerden geneigt — eine Beschaffenheit, die hier nicht nur am weiblichen, sondern auch am männlichen Geschlechte hoch geschätzt wird.

Obwohl ich viel über die kleinen Füße der Chinesen

innen gelesen hatte, überraschte mich doch deren Anblick im höchsten Grade. Durch Vermittlung einer Missionärs-Frau (Mad. Balt) gelang es mir, solch ein Füßchen in natura zu sehen. Die vier Zehen waren unter die Fußsohle gebogen, an dieselbe fest gepreßt und schienen mit ihr wie verwachsen, nur die große Zehe ließ man ungestört auswachsen. Der Vordertheil des Fußes war mit starken, breiten Bändern so zusammengeschürzt, daß er, statt in die Breite und Länge, in die Höhe ging und sich mit dem Rohre des Fußes vereinte; an der Stelle des Knöchels bildete sich daher ein dicker Klumpen, der sich an das Bein angeschlossen. Der Untertheil hatte kaum vier Zoll Länge und anderthalb Zoll Breite. Der Fuß wird stets in weißes Linnen oder in Seide gewickelt, mit starken breiten Seidenbändern umwunden und in niedliche Schuhe mit sehr hohen Absätzen gesteckt.

Zu meiner Verwunderung trippelten diese verstümmelten Geschöpfe trotz uns breitfüßigen Wesen, ziemlich schnell einher, nur mit dem Unterschiede, daß sie dabei gleich Gänsen wackelten; sie stiegen sogar Trepp auf und ab ohne Hilfe eines Stockes.

Von dieser chinesischen Verschönerung sind nur die Mädchen der ärmsten Klasse, das ist jener, die in Booten wohnt, ausgenommen; in den vornehmen Familien trifft alle das Loos, in den geringeren gewöhnlich die erstgeborene Tochter.

Der Werth der Bräute wird nach der Kleinheit der Füße bestimmt.

Man nimmt diese Verstümmelung nicht an dem neugeborenen Kinde vor, sondern wartet damit bis zum voll-

endeten ersten, manchmal auch bis zum dritten Jahre. Auch wird der Fuß nach der Operation nicht, wie manche behaupten, in einen eisernen Schuh gezwengt, sondern nur mit festen Bändern zusammengeschnürt.

Die Chinesen dürfen, ihrer Religion gemäß, viele Frauen halten; doch stehen sie in diesem Punkte den Muhamedanern weit nach. Die Reichsten haben selten mehr als sechs bis zwölf Frauen, die Armen begnügen sich mit einer einzigen.

Ich besuchte in Canton, so viel mir möglich war, die Werkstätten verschiedenartiger Künstler. Mein erster Gang galt den vorzüglichsten Malern, und ich muß gestehen, daß mich die Lebhaftigkeit und der Glanz ihrer Farben wirklich frappirte. Man schreibt ihn hauptsächlich dem Reispapiere zu, worauf sie malen, und welches von ausgezeichnete Feinheit und Milchweiße ist.

Die Arbeiten auf Leinwand oder Elfenbein unterscheiden sich in Betreff der Farben sehr wenig von denen unserer europäischen Künstler, desto mehr aber in Betreff der Composition und der Perspektive, worin die Chinesen noch in der ersten Anfangsperiode stehen. Ganz besonders gilt dies von der Perspektive. Die Figuren oder Gegenstände des Hintergrundes wetteifern an Größe und Lebhaftigkeit der Farben mit jenen des Vordergrundes, und Flüsse oder Seen schweben gar oft in der Höhe an der Stelle der Wolken. Dagegen wissen sie sehr gut zu kopiren \*) und sogar zu porträtiren. Ich sah Porträts,

---

\*) Wenn sie ein Bild kopiren, theilen sie es, wie unsere Künstler, in Quadrate ein.

so richtig getroffen und gezeichnet, so herrlich in Farben ausgeführt, daß sich tüchtige, europäische Künstler der Arbeit nicht zu schämen gebraucht hätten.

Von ausgezeichnete Geschicklichkeit sind die Chinesen in Schnitzereien in Elfenbein, Schildkröte und Holz. Besonders trifft man unter den Arbeiten in schwarzem, feinem Lack mit flachen oder erhabenen Goldzeichnungen oft Gegenstände, die jeder Schatzkammer als große Zierde dienen könnten. Ich sah kleine Damen-Nähstischen bis zum Werthe von 600 Dollars. — Eben so ausgezeichnet schön sind die Körbchen, Tapeten u. d. g., die sie aus Bambus verfertigen.

Weit weniger leisten sie in Gold- und Silberarbeiten, die alle meist plump und geschmacklos sind. Dagegen haben sie in der Fabrikation des Porzellans einen großen Ruf erlangt. Ihre Fabrikate zeichnen sich sowohl durch Größe als Durchsichtigkeit aus. Vasen und andere Gefäße von vier Fuß Höhe waren zwar weder durchsichtig noch leicht; aber Tassen und kleine Gegenstände zeichneten sich durch eine Feinheit und Durchsichtigkeit aus, die nur dem Glase zu vergleichen war. Die Farben der Malereien sind sehr lebhaft, die Zeichnungen aber steif und schlecht.

In Verfertigung von Seidenstoffen und Crepontüchern fand ich sie unübertrefflich; die letzteren besonders sind an Schönheit, Geschmack und Dichte des Stoffes bei weitem den französischen und englischen vorzuziehen.

Die Musik steht hingegen auf einer so niedrigen Stufe, daß die guten Chinesen hierin beinahe den wilden Völkern zu vergleichen sind. Es fehlt ihnen zwar nicht

an Instrumenten, wohl aber an der Kunst, selbe zu behandeln. Sie haben Violinen, Guitarren, Lauten (alle mit Saiten oder Eisendraht bezogen), Hackbrette, Blasinstrumente, Trommeln, Pauken und Becken, kennen aber weder Composition noch Melodie oder Vortrag: sie scharren, kratzen und schlagen auf ihre Instrumente der Art, daß sie den vollkommenen Effect einer Kagenmusik hervorbringen. Ich hatte auf meinen Fahrten auf dem Perlflusse mehrmals Gelegenheit, solch kunstvolle Aufführungen auf Mandarinens- und Blumenbooten zu hören.

Im Betrügen sind sie viel geschickter, und überlisten ganz gewiß jeden Europäer. Auch haben sie dabei gar kein Ehrgefühl; kommt ihr Betrug an den Tag, so sagen sie höchstens: „Der war geschickter oder schlauer als ich.“ — Man erzählte mir, daß, wenn sie lebende Thiere als, Kälber, Schweine u. dgl. verkaufen, sie dieselben, da ihr Werth nach dem Gewichte bestimmt wird, zwingen, Steine oder große Quantitäten Wasser zu verschlucken. Auch das Fleisch des getödteten Geflügels, wissen sie so aufzublasen und herzurichten, daß es vollkommen frisch, voll und fett aussieht.

Aber nicht nur das gemeine Volk ist so schlecht und betrügerisch, — diese schönen Eigenschaften erstrecken sich bis auf die höchsten Beamten. So weiß man, daß es nirgends mehr Piraten gibt als in der chineesischen See, und ganz besonders in der Umgebung Cantons; dennoch geschieht nichts zu ihrer Bestrafung oder Vertreibung, indem es die Mandarinen nicht unter ihrer Würde finden, mit jenen in heimlicher Verbindung zu stehen.

Der Opiumhandel z. B. ist verboten, — trotzdem

wird jährlich so viel eingeschmuggelt, daß der Werth dieser Einfuhr jenen der Ausfuhr des Thee's übersteigen soll \*) Die Kaufleute verstehen sich mit den Beamten und Mandarinen, man bedingt eine Summe für jeden Pikul, und nicht selten bringt der Mandarin selbst ganze Schiffsadungen unter seiner Flagge an's Land.

So soll sich auf einer der Inseln unweit Hong-kong eine ausgebreitete Falschmünzerei befinden, die ganz ungehört arbeitet, da sie an die Beamten und den Mandarin einen Tribut bezahlt. Kürzlich wurden einige Räuberschiffe, die sich gar zu nahe an Canton gewagt hatten, in den Grund geschossen, wobei die Mannschaft verunglückte und der Anführer gefangen genommen wurde. Die Piratengesellschaft ersuchte in einem Schreiben die Regierung um Freiehung des Anführers und drohte im Verweigerungsfalle mit großen Brandlegungen. Jedermann war überzeugt, daß diesem Drohbrieфе noch eine Summe Geldes beigelegt war, denn nach kurzem hieß es, der Verbrecher sei entschlüpft.

Ich erlebte in Canton einen Fall, der mir große Angst verursachte, und der die Ohnmacht oder Willenlosigkeit der chinesischen Regierung genügend beweiset.

Am 8. August fuhr Herr Agassiz mit einem Freunde nach Whampoa, gedachte aber noch des Abends zurückzukehren. Ich blieb mit den chinesischen Dienern allein im Hause. Herr Agassiz kam nicht; — endlich in der Nacht gegen ein Uhr vernahm ich plötzlich laute Stimmen, und man schlug mit Heftigkeit an das Hausthor. Anfangs

---

\*) Der Pikul unpräparirten Opiums kömmt auf 600 Dollars.



dachte ich, es sei Herr Agassiz und wunderte mich sehr über die laute Nachhausekunft; bald aber gewahrte ich, daß der Lärm nicht in unserm, sondern im gegenüberliegenden Hause statt hatte. Es ist ein solcher Irrthum sehr leicht, da die Häuser sich ganz nahe stehen und die Fenster Tag und Nacht offen sind. — Ich hörte rufen: Stehen Sie auf, kleiden Sie sich an! — und dazwischen wieder: Es ist furchterlich! es ist entsetzlich! Gott! wo, wo ist es geschehen? — — Ich sprang aus dem Bette und warf eilig ein Kleid um, mit dem Gedanken, es müsse entweder Feuer oder ein Aufstand ausgebrochen sein \*).

Als ich einen der Herren in der Nähe eines Fensters gewahrte, rief ich hinüber und bat ihn, mir zu sagen, was so schreckliches vorgefallen sei. Er erzählte mir in Eile, man habe so eben die Nachricht gebracht, daß zwei seiner Freunde, die nach Hong-kong fahren wollten (Whampoa lag auf dem Wege) von Piraten überfallen und der eine ermordet, der andere verwundet worden sei. — Er verließ gleich darauf das Fenster, so daß ich ihn nicht um den Namen des Unglücklichen fragen konnte und so während der ganzen Nacht in Angst schwebte, ob man diese Unthat nicht an Hrn. Agassiz verübt habe.

Glücklicherweise war wenigstens dies nicht der Fall,

---

\*) Besonders letzteres war täglich zu erwarten, und das Volk ließ sich verlauten, daß spätestens am 12. oder 13. August eine Revolution ausbrechen werde, in welcher alle Europäer ihr Leben verlieren sollten. — Man denke sich meine Lage, — ich war mir ganz allein überlassen und nur von Chinesen umgeben.

denn Herr Agassiz kam des Morgens um fünf Uhr nach Hause.

Ich erfuhr nun, daß dieses Unglück Herrn Vauchée, einen Schweizer getroffen hatte, der manchen Abend bei uns gewesen war. Noch am Tage seiner Abreise sah ich ihn bei unserm Nachbar, wo es munter und lustig herging und bis nach acht Uhr Abends die schönsten Lieder und Quartette gesungen wurden. Um 9 Uhr begab er sich in das Boot, um 10 Uhr wurde abgefahren und eine Viertelstunde darauf, mitten unter tausenden von Champans und andern Fahrzeugen, fand er sein trauriges Ende.

Herr Vauchée hatte die Absicht gehabt, nach Hongkong zu fahren und sich daselbst auf einem größeren Schiffe nach Tschang-hai \*) einzuschiffen; er führte Schweizer-Uhren im Werthe von 40,000 Franken mit sich und erzählte noch seinen Freunden, wie vorsichtig er selbe eingepackt, ohne daß seine Diener etwas davon gesehen hätten. Dieß scheint aber doch nicht der Fall gewesen zu sein, und da die Piraten in jedem Hause unter der Dienerschaft Spione haben, so waren sie von allem leider nur zu gut unterrichtet.

Während meines Aufenthaltes zu Canton wurde das Haus eines Europäers von dem Volke zerstört, weil es auf einem Grunde stand, der zwar von Europäern bewohnt werden durfte, bisher aber noch nicht bewohnt worden war.

So vergingen selten Tage, ohne daß man von Un-

---

\*) Einer der neueren Hafennorte, der den Engländern im Jahre 1842 eröffnet wurde.

fügen oder Gewaltthätigkeiten hörte, und man lebte in immerwährender Angst, besonders da sich das Gerücht einer nahe bevorstehenden Revolution verbreitet hatte, in welcher alle Europäer getödtet werden sollten. Gar viele Kaufleute waren zu augenblicklicher Flucht bereit, und in den meisten Comptoirs waren Musketen, Pistolen und Säbel in zierlicher Ordnung aufgestellt. — Glücklicherweise ging die für den Ausbruch der Revolution bestimmte Zeit vorüber, ohne daß das Volk seine Drohung erfüllte.

Die Chinesen sind im höchsten Grade feige, — sie sprechen groß, wenn sie sicher sind, selbst kleinen Schaden zu leiden, z. B. wenn es gilt, einzelne zu steinigen, auch wohl zu tödten. Wo sie aber auf Widerstand zu rechnen haben, da greifen sie sicher nicht an. Ich glaube, daß ein Duzend guter europäischer Soldaten wohl hundert chinesische in die Flucht schlage. Mir ist noch kein feigeres, falscheres und dabei grausameres Volk vorgekommen als das chinesische. Ein Beweis dafür ist unter anderen, daß ihr größtes Vergnügen darin besteht, Thiere zu quälen.

Trotz der ungünstigen Stimmung des Volkes wagte ich viele Gänge. Herr von Carlovitz hatte viel Güte und Geduld, mich überall hin zu begleiten, und setzte sich meinethwegen gar manchen Gefahren aus. Er ertrug es mit Gelassenheit, wenn das Volk hinter uns nachstürmte und seinen Zorn über die Kühnheit der europäischen Frau, sich öffentlich zu zeigen, in Worten Luft machte. — Durch seine Verwendung sah ich mehr, als je eine Frau in China gesehen hatte.

Unser erster Ausflug ging nach dem berühmten Tempel *Son an*, welcher zu den schönsten in China gehören soll.

Der Tempel ist mit seinen ausgedehnten Nebengebäuden und großen Gärten von einer hohen Mauer umgeben. Man betritt zuerst einen großen Vorhof, an dessen Ende ein kolossales Portal in die innern Höfe führt. Unter dem Bogen dieses Portals sind zwei Kriegsgötter angebracht, jeder von 18 Fuß Höhe, in drohender Stellung und mit fürchterlich verzerrtem Gesichte. Sie sollen bösen Geistern den Eingang verwehren. Ein zweites ähnliches Portal, unter welchem die vier himmlischen Könige aufgestellt sind, führt in den innersten Hof, in welchem sich der Haupttempel befindet. Das Innere dieses Tempels ist hundert Fuß lang und eben so breit. Die flache Decke, von welcher eine Menge Glaslustres, Lampen, künstlich verfertigte Blumen und farbige Seidenbänder herabhängen, ruht auf einigen Reihen hölzerner Säulen. Viele Statuen, Altäre, Blumen- und Räuchergefäße, Kandelaber, Leuchter und andere Zierathen erinnern unwillkürlich an die Ausschmückung einer katholischen Kirche.

Im Vordergrunde stehen drei Altäre, hinter diesen drei Statuen, welche den Gott Buddha in dreierlei Gestalten, in jener der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft darstellen. Die Figuren sind kolossal und in stehender Stellung.

Zufällig hielt man gerade Gottesdienst, als wir den Tempel besuchten — es war eine Art Todtenmesse, welche ein Mandarin für eine seiner verstorbenen Gattinen halten ließ. — Am rechten und linken Altare befanden sich die Priester, deren Gewänder und sogar Ceremonien ebenfalls jenen

der katholischen Priester gleichen. Am Mittelaltare fand sich der Mandarin, andächtig betend und sich dabei von zwei Dienern mittelst großer Fächer Luft zuwehen lassend \*). Er küßte sehr häufig den Boden, worauf ihm jedesmal drei Rauchkerzchen gereicht wurden, die er erst in die Höhe hob und dann einem Priester gab, der sie vor einer der Buddha-Statuen aufpflanzte, jedoch ohne sie anzuzünden. — Die Musikkapelle war aus drei Männern gebildet, von welchen einer auf einem Saiteninstrumente scharrte, während der zweite auf eine metallenen Kugel schlug und der dritte auf einer Flöte blies.

Außer diesem Haupttempel gibt es noch verschiedene Hallen und Tempelchen, die mit Statuen von Göttern ausgeschmückt sind. Eine besondere Verehrung genießen die 24 Götter der Barmherzigkeit und Kwanfootse, ein Halbgott des Kriegeß. Von ersteren haben manche vier, sechs, ja auch acht Arme. Alle Gottheiten, Buddha nicht ausgenommen, sind von Holz, vergoldet und meist mit schreienden Farben bemalt.

---

\*) Seine Kleidung bestand aus einem weiten Oberkleide, das bis an die Kniee reichte und mit offen flatternden Ärmeln versehen war; darunter sah man ein weißseidenes Unterkleid. Das Oberkleid war von Brokat in lebhaften Farben und bizarren Mustern. Auf der Brust hatte er zwei Vögel als Abzeichen des Ranges, nebst einem Halsbände von schönen Steinen. Die Stiefel, von schwarzem Seidenstoff, gingen vorne in gebogene Spitzen aus. Als Kopfbedeckung trug er einen sammtenen Hut von konischer Form mit einem vergoldeten Knopfe.

In dem Tempel der Barmherzigkeit wäre uns bald ein etwas unangenehmes Abenteuer begegnet. Ein Priester oder Bonze reichte uns kleine Rauchkerzchen, die wir anzünden und seiner Gottheit weihen sollten. Herr von Carlowitz und ich hielten die Kerzchen schon in der Hand und wollten ihm gerne diese Freude machen; allein ein amerikanischer Missionär, der uns begleitete, ließ es nicht zu, sondern riß uns die Kerzchen aus der Hand und gab sie erzürnt dem Priester zurück, indem er diese Handlung für Götzendienst erklärte. Der Priester nahm die Sache sehr ernsthaft, schloß augenblicklich den Ausgang, rief nach seinen Kameraden, die bald von verschiedenen Seiten herbeikamen, ganz jämmerlich schimpften und schrien, und dabei immer näher auf uns einbrangen. Nur mit vieler Mühe gelang es uns, den Ausgang zu erkämpfen und uns so der Gefahr zu entziehen.

Unser Führer geleitete uns nach diesem überstandenen Strauß in die Behausung der geheiligten — — Schweine\*). Eine schöne steinerne Halle ist ihnen zur Wohnung eingeräumt; doch verbreiten diese sonderbaren Heiligen, trotz aller Sorgfalt, die auf sie verwendet wird, einen so abscheulichen Geruch, daß man ihnen nur mit verhaltener Nase nahen kann. Sie werden gepflegt und gefüttert bis ein natürlicher Tod sie in's bessere Leben

---

\*) Man muß wissen, daß den Chinesen dieses Thier besonders heilig ist, aber doch nicht so heilig, daß es nicht mit gutem Appetite verspeißt würde. Die heiligen, wie die unheiligen chinesischen Schweine sind klein, sehr kurzbeinig, von graulicher Farbe und mit einem langen Rüssel versehen.

führt. Gegenwärtig befand sich nur ein so glückliches Märchen hier — selten soll ihre Zahl drei Paare überschreiten.

Besser als dieser heilige Ort gefiel mir die daranstoßende Wohnung eines Bonzen. Sie bestand zwar nur aus einem Wohn- und Schlafstübchen, hatte aber eine bequeme und nette Einrichtung. In dem Wohnzimmer waren die Wände mit Holzschnitzwerk geziert, die Möbel antik und zierlich gearbeitet; an der Hinterwand befand sich ein kleiner Altar, und den Fußboden bedeckten große Steinplatten.

Wir fanden hier einen Opium-Raucher. Er lag auf dem Boden auf einer Matte ausgestreckt, und hatte zur Seite eine gefüllte Theetasse, einige Früchte, ein Lämpchen und mehrere Pfeifen, deren Köpfe kleiner als Fingerhüte waren; aus der einen sog er eben die berauschenden Dämpfe. (Man sagt, daß es in China Opiumraucher gibt, die 20 bis 30 Gran\*) täglich vertragen.) Da er bei unserm Eintritte noch nicht ganz in bewußtlosem Zustande war, raffte er sich mühsam auf, legte die Pfeife zur Seite und schleppte sich zu einem Stuhle. Seine Augen sahen stier, und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht — es war ein höchst trauriger, bedauernswürdiger Anblick.

Zum Schlusse führte man uns noch in den Garten, in welchem die Bonzen nach dem Tode verbrannt werden — eine besondere Auszeichnung, denn die andern Leute werden nur begraben. Ein einfaches Mausoleum, vielleicht von dreißig Fuß im Gevierte und einige kleine Pri-

---

\*) 240 Gran gehen auf ein Loth.

vatmonumente ist alles, was da zu sehen ist. Weber das eine noch die andern sind hübsch; sie bestehen aus ganz einfachen Mauertwerken. Im ersteren werden die Gebeine der Verbrannten bewahrt, unter letzteren sind reiche Chinesen begraben, deren Erben tüchtig bezahlen, um solch einen Platz zu erringen. — Unweit davon steht ein Thürmchen von acht Fuß im Durchmesser und achtzehn in der Höhe, an dessen Boden eine kleine Vertiefung ist, in welcher ein Feuer angemacht wird. Ueber dieser Vertiefung steht der Lehnstuhl, auf dem der verstorbene Bonze in vollem Ornate angebunden ist. Rund umher wird noch Holz und dörres Reis gelegt, dieses angezündet und die Thüre verschlossen. Nach einer Stunde öffnet man sie wieder, zerstreut die Asche um den Thurm, und bewahrt die Gebeine auf bis zur Zeit der Eröffnung des Mausoleums, die alljährlich nur einmal statt hat.

Eine Merkwürdigkeit dieses Gartens ist die schöne Wasserrose oder Lotosblume (*Nymphaea Nelumbo*), deren eigentliches Vaterland China ist. Die Chinesen sind solche Liebhaber dieser Blume, daß sie ihretwegen in jedem Garten Teiche anlegen. Die Blume mag an sechs Zoll im Durchmesser haben und ist gewöhnlich von weißer Farbe, höchst selten blaßröthlich. Die Samensörner gleichen an Größe und Geschmack jenen der Haselnüsse; die Wurzeln sollen gekocht wie Artischocken schmecken.

Im Tempel Honan leben über hundert Bonzen, die sich in ihrem Hausanzuge durch nichts von den gemeinen Chinesen unterscheiden; man erkennt sie allein an ihrem ganz gekornen Haupte. Weber diese Priester noch an-



der Anführer stellte sich uns in gebrochenem Englisch als den Kapitän eines Siamesischen Kriegsschiffes vor. Er erzählte uns, daß er erst kürzlich angekommen sei und den Gouverneur von Bangkok hieher gebracht habe, der sich zu Lande weiter nach Peking begäbe. — Unsere Angst verlor sich nach und nach, und wir nahmen sogar die freundliche Einladung des Kapitäns an, bei der Rückfahrt an seinem Schiffe anzulegen, um es zu besehen. Er setzte sich zu uns in's Boot, fuhr uns selbst an sein Schiff und zeigte uns da alles persönlich; doch war der Anblick nicht besonders reizend. Die Mannschaft sah roh und sehr verwildert aus, und alle waren gleich lumpig und schmutzig gekleidet, so daß man weder Offiziere noch Matrosen auseinander finden konnte. Das Schiff zählte zwölf Kanonen und 68 Köpfe.

Der Kapitän bewirthete uns mit portugiesischem Weine und englischem Biere — erst spät des Abends kamen wir nach Hause.

Der weiteste Ausflug, den man von Canton machen kann, erstreckt sich 20 Meilen den Perfluß aufwärts. Herr Agassiz war so gütig, mir den Genuß dieser Fahrt zu verschaffen. Er miethete ein schönes Boot, versah uns reichlich mit Speise und Trank und bat einen Missionär, der diese Fahrt schon einigemal gemacht hatte, Herrn von Carlowitz und mich zu begleiten. — Die Begleitung eines Missionärs ist auf den Reisen in China noch die sicherste Eskorte. Diese Herren sprechen die Sprache des Landes, sie machen sich nach und nach mit dem Volke bekannt und streifen ziemlich ungehindert in den nahen Gegenden umher.

Ungefähr eine Woche früher als unsere Partie zu Stande kam, hatten einige junge Leute versucht, diese Fahrt zu machen; sie waren aber durch Schüsse aus einer der Festungen, die längs des Flusses liegen, gezwungen, auf halbem Wege umzukehren. Als wir in die Nähe dieser Festung kamen, wollten unsere Fahrleute nicht weiter fahren, bis wir sie beinahe mit Gewalt dazu zwangen. Da wurde denn auch auf uns gefeuert, aber glücklicher Weise als wir bei der Festung schon halb vorüber waren. Wir entgingen der Gefahr und setzten unsere Reise ohne weitere Störung fort, landeten bei manchen Dörfern, betraten die sogenannte „*Herrnpagode*“ und sahen uns überall wacker um. Die Gegend war reizend und bot große Ebenen mit Reis-, Zuckerrohr- und Theepflanzungen, schöne Baumgruppen, artige Hügel und in der Ferne höhere Gebirge. An den Abhängen der Hügel sahen wir viele Grabmäler, die durch einzelne, aufrecht stehende Steine bezeichnet waren.

Die *Herrnpagode* besteht aus drei Stockwerken, ist mit einem spitzauslaufenden Dache gedeckt und zeichnet sich durch ihre äußere Sculptur aus. Sie hat keine Gänge von außen; dagegen windet sich um jedes Stockwerk ein dreifacher Blätterkranz. Im ersten und zweiten Stocke, zu welchen ganz besonders schmale Treppen führen, befinden sich kleine Altäre mit geschnitzten Götzenbildern. In den dritten Stock ließ man uns nicht gehen, unter dem Vorwande, daß da nichts zu sehen sei.

Die Dörfer, welche wir besuchten, glichen mehr oder weniger demjenigen, das wir bei der *Half-way-Pagode* gesehen hatten.

der Anführer stellte sich uns in gebrochenem Englisch als den Kapitän eines Siamesischen Kriegsschiffes vor. Er erzählte uns, daß er erst kürzlich angekommen sei und den Gouverneur von Bangkok hieher gebracht habe, der sich zu Lande weiter nach Peking begäbe. — Unsere Angst verlor sich nach und nach, und wir nahmen sogar die freundliche Einladung des Kapitäns an, bei der Rückfahrt an seinem Schiffe anzulegen, um es zu besuchen. Er setzte sich zu uns in's Boot, fuhr uns selbst an sein Schiff und zeigte uns da alles persönlich; doch war der Anblick nicht besonders reizend. Die Mannschaft sah roh und sehr verwilbert aus, und alle waren gleich lumpig und schmutzig gekleidet, so daß man weder Offiziere noch Matrosen auseinander finden konnte. Das Schiff zählte zwölf Kanonen und 68 Köpfe.

Der Kapitän bewirthete uns mit portugiesischem Weine und englischem Biere — erst spät des Abends kamen wir nach Hause.

Der weiteste Ausflug, den man von Canton machen kann, erstreckt sich 20 Meilen den Perfluß aufwärts. Herr Agassiz war so gütig, mir den Genuß dieser Fahrt zu verschaffen. Er mietete ein schönes Boot, versah uns reichlich mit Speise und Trank und bat einen Missionär, der diese Fahrt schon einigemal gemacht hatte, Herrn von Carlowitz und mich zu begleiten. — Die Begleitung eines Missionärs ist auf den Reisen in China noch die sicherste Eskorte. Diese Herren sprechen die Sprache des Landes, sie machen sich nach und nach mit dem Volke bekannt und streifen ziemlich ungehindert in den nahen Gegenden umher.

Ungefähr eine Woche früher als unsere Partie zu Stande kam, hatten einige junge Leute versucht, diese Fahrt zu machen; sie waren aber durch Schüsse aus einer der Festungen, die längs des Flusses liegen, gezwungen, auf halbem Wege umzukehren. Als wir in die Nähe dieser Festung kamen, wollten unsere Fahrleute nicht weiter fahren, bis wir sie beinahe mit Gewalt dazu zwangen. Da wurde denn auch auf uns gefeuert, aber glücklicher Weise als wir bei der Festung schon halb vorüber waren. Wir entgingen der Gefahr und setzten unsere Reise ohne weitere Störung fort, landeten bei manchen Dörfern, betraten die sogenannte „Herrnpagode“ und sahen uns überall wacker um. Die Gegend war reizend und bot große Ebenen mit Reis-, Zuckerrohr- und Theepflanzungen, schöne Baumgruppen, artige Hügel und in der Ferne höhere Gebirge. An den Abhängen der Hügel sahen wir viele Grabmäler, die durch einzelne, aufrecht stehende Steine bezeichnet waren.

Die Herrnpagode besteht aus drei Stockwerken, ist mit einem spitzauslaufenden Dache gedeckt und zeichnet sich durch ihre äußere Sculptur aus. Sie hat keine Gänge von außen; dagegen windet sich um jedes Stockwerk ein dreifacher Blätterkranz. Im ersten und zweiten Stocke, zu welchen ganz besonders schmale Treppen führen, befinden sich kleine Altäre mit geschnitzten Götzenbildern. In den dritten Stock ließ man uns nicht gehen, unter dem Vorwande, daß da nichts zu sehen sei.

Die Dörfer, welche wir besuchten, glichen mehr oder weniger demjenigen, das wir bei der Half-way-Pagode gesehen hatten.

Auf dieser Partie bekam ich Gelegenheit zu beobachten, auf welche Art sich die Missionäre der religiösen Bücher entledigen. Der Missionär, welcher so gefällig war, uns zu begleiten, benützte diese Fahrt dazu, einigen fruchtbringenden Samen unter das Volk auszustreuen. Er packte 500 kleine Broschüren auf unser Boot, und so oft ein anderes Boot in unsere Nähe kam, was sehr häufig geschah, neigte sich der Mann so weit als möglich vor, hielt ein halb Duzend solcher Bücher in die Höhe und schrie und winkte den Leuten, herbei zu kommen, um dieselben in Empfang zu nehmen. Kamen die Leute nicht zu uns, so ruderten wir auf sie los, der Missionär beglückte sie Dugendweise mit seinen Broschüren und war schon im voraus entzückt über den segensreichen Erfolg, den sie zweifelsohne bewirken würden.

Noch ärger war das Ding, wenn wir in ein Dorf kamen. Da mußte der Diener ganze Päckte nachschleppen. In einem Augenblicke umgaben uns viele Neugierige, und eben so schnell waren die Bücher unter sie vertheilt.

Jeder Chinese nahm, was man ihm bot, — es kostete ja nichts, und wenn er auch nicht lesen konnte (die Bücher waren in chinesischer Sprache geschrieben), so hatte er doch wenigstens einiges Papier. Unser Missionär kehrte seelenvergnügt heim, — er hatte alle 500 Exemplare richtig an den Mann gebracht. Welch herrlichen Bericht gab das nicht für die Missionsgesellschaft, welch glänzenden Artikel für die geistliche Zeitung!

Diesen Ausflug, dem Perlsflusse entlang, machten drei Monate später sechs junge Engländer. Auch sie hielten an einem der Dörfer an und begaben sich unter das

Landvolk. Leider aber fielen sie alle als Opfer des chinesischen Fanatismus, — sie wurden auf die grausamste Weise ermordet.

Von größeren Ausflügen blieb mir nun nur noch ein Gang um die Mauern der eigentlichen Stadt Canton \*) übrig. Auch dieser Wunsch wurde bald erfüllt, denn der gute Missionär trug sich mir und Hrn. v. Carlowitz als Begleiter und Beschützer an, doch unter der Bedingung, daß ich mich verkleide. Bisher hatte noch keine Frau diesen Gang gewagt, und auch ich, meinte er, dürfte es in meiner Kleidung nicht thun. Ich nahm meine Zuflucht zur Männerkleidung, und eines frühen Morgens machten wir uns auf den Weg.

Lange gingen wir durch enge Gäßchen, die mit breiten Steinen gepflastert waren. An jedem Hause sahen wir in irgend einer Nische kleine Altäre von ein bis zwei Fuß Höhe, vor welchen noch, da es zeitlich des Morgens war, die Nachtlämpchen brannten. Eine unendliche Masse Dels wird dieses Religionsgebrauches wegen unnütz verbrannt. — Nach und nach wurden die Kaufläden geöffnet, welche niedlichen Hallen gleichen, da die vordern Wände hinweggenommen sind. Die Waaren werden theils in offenen Fächerkasten aufgestellt, theils auf Tischen, hinter

\*) Die Stadt hat an 9 englische Meilen im Umfange. Sie ist der Sitz eines Vice-Königs, in die Tartaren- und Chinesenstadt abgetheilt und durch Mauern geschieden. Die Bevölkerung der Stadt wird auf 400,000 Seelen geschätzt, die auf den Booten und Schampans auf 60,000, jene der nächsten Umgebung Canton's auf 200,000. Die Zahl der hier ansässigen Europäer ist etwa 200.

welchen die Chinesen sitzen und arbeiten, ausgebreitet. Von einer Ecke der Halle führt eine schmale Treppe in das obere Stockwerk in des Kaufmanns Wohnung.

Auch hier besteht, wie in den türkischen Städten, die Einrichtung, daß jede Profession ihre besondere Straße hat, so daß man in einer Gasse nichts als Glaswaaren, in einer andern Seidenstoffe u. s. w. sieht. In den Gassen, wo die Aerzte wohnen, sind auch alle Apotheken, da die Aerzte zugleich dies Geschäft mit versehen. — Die Lebensmittel, die meist recht zierlich aufgestellt sind, haben ebenfalls ihre eigenen Gassen. Zwischen den Häusern stehen viele kleine Tempel, die sich aber im Style von den übrigen Gebäuden gar nicht unterscheiden; auch wohnen nur im Untergeschoße die Götter, in den obern Stockwerken ganz gewöhnliche Menschen.

Die Lebhaftigkeit in den Gassen war auffallend stark, besonders in jenen, wo die Lebensmittel aufgespeichert lagen. Weiber und Mädchen der geringeren Klassen gingen umher, ihre Einkäufe zu besorgen, so gut wie in Europa. Sie erschienen alle unverschleiert, und viele von ihnen wackelten gleich Gänsen, da, wie ich schon bemerkt habe, in jeder Klasse des Volkes der Gebrauch stattfindet, die Füße zu verkrüppeln. Das Gebränge wird durch die vielen Lastträger ungemein vermehrt, die mit großen Körben voll Lebensmittel, die sie auf den Schultern tragen, durch die Gassen laufen und dabei mit lauter Stimme bald ihre Waaren anpreisen, bald die Leute aus dem Wege gehen heißen. Auch sperren nicht selten die Sänften, in welchen sich die Reichen und Vornehmen zu ihren Geschäftslokalen tragen lassen, die ganze Breite eines Gäß-

dens und hemmen den Strom des geschäftigen Volkes. Das schrecklichste aber sind die zahllosen Träger, die gewisse übelriechende Gegenstände in großen Kübeln davon schleppen und einem auf jedem Schritte und in jeder Straße begegnen.

Man muß wissen, daß vielleicht kein Volk auf Erden an Fleiß und Industrie den Chinesen gleicht, daß keines so sorgfältig wie sie jedes Fleckchen Erde benützt und bepflanzt. Da sie nun wenig Vieh und folglich auch wenig Dünger haben, so suchen sie diesen auf andere Art zu ersetzen, und daher ihre große Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf jedes Excrement lebender Wesen.

All diese kleinen Gäßchen sind an die Stadtmauer angebaut, so daß wir schon lange um sie herum gegangen waren, ehe wir sie bemerkten. Unbedeutende Thore oder Eingangspfortchen, die des Abends geschlossen werden, führen in das Innere der Stadt, deren Betretung jedem Fremden auf das strengste verwehrt wird.

Manchem Matrosen oder sonstigen Fremdlingen soll es schon geschehen sein, daß sie auf ihren Streifzügen durch solch ein Pfortchen in die Stadt geriethen ohne es zu wissen und ihres Irrthums erst gewahr wurden, als man anfing Steine nach ihnen zu werfen.

Nachdem wir wenigstens zwei Meilen gemacht hatten, fortwährend durch enge Gäßchen uns drängend, gelangten wir in's Freie. Hier hatten wir eine vollkommene Ansicht der Stadtmauern, und von einem kleinen Hügel, der nahe an der Mauer lag, selbst einen ziemlich weiten Ueberblick über die Stadt. Die Stadtmauer ist ungefähr sechzig Fuß hoch und an den meisten Stellen mit



Gras, Schlingpflanzen und Gesträuchen der Art überwachsen, daß sie einer herrlichen lebendigen Gartenwand gleicht. Die Stadt erscheint wie ein Chaos kleiner Häuser, zwischen welchen mitunter einzelne Bäume stehen. Weder schöne Straßen und Plätze, noch ausgezeichnete Gebäude, Tempel und Pagoden fesselten unsern Blick. Eine einzige Pagode von fünf Stockwerken erinnerte an China's Bauart.

Der Weg führte uns ferner über fruchtbares Hügel-land, über gut gehaltene Wiesen und Felder. Viele der Hügel dienen zu Grabesstätten und sind mit kleinen Erdhäufen überdeckt, an welchen zwei Fuß hohe Steinplatten, oder auch unbehauene Steine lehnen. Manche darunter waren mit Inschriften bedeckt. Auch Familien-Grüfte lagen dazwischen, die man in die Hügel hineingegraben, und mit niedern Mauern in Hufeisenform umgeben hatte; die Eingänge der Gräber waren ebenfalls vermauert.

Die Chinesen begraben aber nicht alle ihre Todten; sie haben noch eine andere, eigenthümliche Art, sie aufzubewahren, und zwar in kleinen gemauerten Hallen, die aus zwei Wänden und einem Dache bestehen, und deren andere zwei Seiten offen sind. Hier werden höchstens zwei bis vier Särge auf zwei Fuß hohen hölzernen Bänken aufgestellt. Die Särge sind aus massiven ausgehöhlten Baumstämmen.

Die Ortschaften, die wir passirten, waren alle sehr belebt, sahen aber höchst armselig und unrein aus. Bei dem Durchgange mancher Gäßchen und Plätze mußten wir uns die Nase verhalten, und gerne hätten wir oft auch die Augen geschlossen vor dem häufigen Anblicke edelhafter

Kranken, deren Körper mit Hautausschlägen, Geschwüren und Beulen überdeckt waren.

In all den Ortschaften sah ich viel Geflügel und Schweine, aber nicht mehr als drei Pferde und eine Büfselkuh; Pferde und Kuh waren von ganz besonders kleiner Race.

Beinahe am Ende unserer Wanderung begegneten wir einem Leichenzuge. Eine jämmerliche Musik kündete uns etwas Besonderes an; doch blieb uns kaum Zeit aufzuschauen und aus dem Wege zu treten, denn eilig, wie auf der Flucht begriffen, kam ein Zug daher. Voran liefen die edlen Musikanten, dann folgten einige Chinesen, ferner zwei leere Sänften, von Trägern geschleppt, hierauf ein ausgehöhlter Baumstamm, der den Sarg vorstellte, an einer Stange hing und ebenfalls getragen wurde, und zum Schlusse einige Priester und Volk.

Der Hauptpriester hatte eine Art weißer \*) Narrenkappe mit drei Spitzen auf, die nachfolgenden Leute (nur Männer) trugen jeder einen weißen Lappen entweder um den Arm oder um den Kopf gewickelt.

Ich war auch so glücklich, einige der Sommerpaläste und Gärten der Vornehmen zu sehen.

Vor allen zeichnete sich jener des Mandarins Hauqua aus. Das Haus war von ziemlichem Umfange, einstöckig und mit sehr breiten, herrlichen Terrassen versehen. Die Fenster gingen nach Innen, und die Dachung glich der europäischen, nur war sie viel flacher. Die ausge-

---

\*) Weiß ist bei den Chinesen die Farbe der Trauer.

schweiften Dächer mit den vielen Zacken und Spitzen, mit den Glöckchen und den eingelegten bunten Ziegeln und Thonplatten sieht man auch hier nur an Tempeln, Lust- und Gartenhäusern, nicht aber an den großen Wohngebäuden. An die Eingangspforte waren zwei Götter gemalt, die, nach der Meinung der Chinesen, jedem bösen Geiste den Eintritt verwehren.

Der vordere Theil des Hauses bestand aus mehreren Empfangssälen; sie hatten keine Vorderwände \*) — im Erdgeschoße schlossen sich niedliche Blumengärtchen unmittelbar daran, im ersten Stockwerke großartige Terrassen, die ebenfalls mit Blumen geschmückt waren und herrliche Ueberflüchten des belebten Flusses, der reizenden Gegend und der Häusermasse der um Canton's Mauern gelegenen Orte darboten.

Niedliche Kabinetten umgaben die Säle, von welchen sie nur durchsichtige, oft aus den kunstvollsten Gemälden bestehende Wände schieden. Unter diesen zeichnen sich besonders jene von Bambus aus, die fein und zart wie Schleier und mit gemalten Blumen oder zierlich geschriebenen Sittensprüchen reichlich überdeckt sind.

Eine Unzahl von Stühlen und viele Kanapee's standen an den Wänden, woraus man schließen konnte, daß auch die Chinesen an große Gesellschaften gewöhnt sind. Man sah da Armstühle, die aus einem einzigen Stücke Holz kunstvoll geschnitten waren — andere, deren Sitze aus schönen Marmorplatten bestanden, und

---

\*) Im Winter werden die offenen Seiten der Säle durch Bambusmatten verhängt.

wieder andere aus feinem farbigen Thon oder Porzellan. Von europäischem Hausrath fanden wir schöne Spiegel, Stuhlhren, Vasen, Tischplatten von florentiner Mosaik oder buntem Marmor. Auffallend war die Menge von Lampen und Laternen, die von den Decken herabhingen; sie waren von Glas, von durchsichtigem Horn, von farbiger Gaze und Papier, und mit Glasperlen, Fransen und Quasten besetzt. Auch an den Wänden fehlte es an Lampen nicht, und bei voller Beleuchtung mögen diese Gemächer wirklich einen zauberhaften Anblick gewähren.

Da wir so glücklich gewesen waren, dies Haus zu erreichen, ohne gesteinigt worden zu sein, machte uns dies Muth, auch die großen Ziergärten Herrn Hanquan's zu besuchen, die ungefähr dreiviertel Meilen vom Hause entfernt an einem Kanale des Verflusses lagen. Kaum hatten wir aber in jenen Kanal eingelenkt, als unsere Fahrleute auch schon wieder umkehren wollten; sie sahen darin ein Mandarinen-Schiff liegen, an welchem alle Flaggen aufgehißt waren — ein Zeichen, daß sich der Mandarin darin befand. Die Fahrleute wollten es nicht wagen, uns Europäer daran vorüber zu führen; sie fürchteten zur Strafe gezogen oder sammt uns vom Volke gesteinigt zu werden. Wir ließen sie aber nicht umwenden, sondern führen ganz nahe an dem Mandarinschiff vorüber, stiegen dann aus und setzten unsere Wanderung zu Fuß fort. Bald hatten wir einen großen Volkshaufen hinter uns, man fing an, Kinder auf uns zu stoßen, um unsern Zorn zu erregen; allein wir waffneten uns mit Geduld, gingen ruhig weiter und erreichten glücklich den Garten, dessen Thore alsogleich hinter uns geschlossen wurden.

Der Garten war in vollkommen guten Stande, aber durchaus nicht geschmackvoll. Allerorts hatte man Sommerhäuschen, Kioske, Brücken u. s. w. angebracht, und alle Wege und Plätze waren mit großen und kleinen Töpfen eingefaßt, in welchen Blumen und verkrüppelte Frucht-bäume aller Gattungen wuchsen.

Im Verkleinern oder vielmehr Verkrüppeln der Bäume sind die Chinesen vollkommen Meister; manche dieser Gewächse erreichen oft kaum eine Höhe von drei Fuß. Man liebt diese Zwergbäume sehr und zieht sie in den Gärten den schönsten und schattenreichsten Bäumen vor. Geschmackvoll kann man zwar diese liliputanischen Alleen nicht nennen; aber merkwürdig ist es zu sehen, wie voll, und mit welch schönen Früchten die winzigen Zweiglein behangen sind.

Nebst diesen Spielereien fanden wir auch Figuren aller Art, als: Schiffe, Vögel, Fische, Pagoden u. s. w. aus zarten Blättergewächsen gebildet. In den Köpfen der Thiere stakten Eier, die vorne mit schwarzen Sternen bemalt waren und die Augen vorstellen sollten.

Auch an einzelnen Felsstücken und Felsgruppen fehlte es nicht, die noch dazu mit Blumentöpfchen, mit Figürchen und Thierchen reich besetzt waren; letztere konnte man nach Belieben versetzen, und damit verschiedenartige Gruppen bilden, — welches ein besonders beliebter Zeitvertreib der Chinesischen Damen sein soll. — Eine andere, nicht minder beliebte Unterhaltung, sowohl für Frauen als Herren, ist das Steigen lassen der Drachen. Stundenlang vermögen sie zu sitzen und solch einem Papier-Ungeheuer nachzusehen. Jeder Garten eines vornehmen

Chinesen enthält zu diesem Zwecke große, freie Wiesenplätze.

An fließendem Wasser und Teichen war ebenfalls kein Mangel, — Wasserkränze sahen wir aber nicht.

Da uns heute alles geglückt war, schlug mir Herr v. Carlowitz vor, auch noch den Garten des Mandarinen Puntingqua zu besuchen. Mich interessirte der Gang dahin um so mehr, als daselbst auf Befehl des Mandarin ein Dampfboot und zwar von einem Chinesen gebaut wurde. Derselbe hatte sich dreizehn Jahre in Nordamerika aufgehalten und dort seine Studien gemacht.

Der Bau war schon so weit gediehen, daß das Schiff in wenig Wochen vom Stapel laufen sollte. Mit großem Behagen wies uns der Meister sein Werk; er war sichtlich erfreut, sein Lob aus unsern Munde zu vernehmen. Einen besondern Werth legte er auch auf die Kenntniß der englischen Sprache, denn als ihn Herr v. Carlowitz auf Chinesisch ansprach, antwortete er englisch und ersuchte uns, in dieser Sprache fortzufahren. — Das Maschinenwerk schien uns nicht mit chinesischer Nettigkeit gearbeitet zu sein, auch kam uns die Maschine für das kleine Schiff viel zu groß vor. Weder ich noch mein Gefährte hätten Muth gehabt, die Probefahrt mitzumachen.

Der Mandarin, der dieß Schiff bauen ließ, war nach Peking gegangen, um sich als Belohnung einen Knopf \*) zu holen, denn auf sein Gebot läuft das erste Dampfboot im chinesischen Reiche vom Stapel. Der Er-

\*) Ein solcher Knopf, der auf den Hut gesteckt wird, hat bei den Chinesen denselben Werth wie bei uns ein Orden.

bauer selbst wird sich wahrscheinlich mit dem Bewußtsein seiner Geschicklichkeit begnügen müssen.

Von dem Schiffswerfte gingen wir in den Garten, der sehr groß, aber äußerst vernachlässigt war. Da gab es weder Alleen noch Fruchtbäumchen, weder Felsen noch Figürchen; dagegen aber eine lästige Menge von Lusthäusern, Brücken, Gallerien, Tempelchen und Pagoden.

Das Wohnhaus bestand aus einem großen Saale und vielen kleinen Gemächern. In- und Außenwände waren mit Holzschnitzwerk verziert und das Dach reichlich mit Spizen und Zacken versehen.

In dem großen Saale gibt man zeitweise Komödien und andere Spiele zur Belustigung der Frauen, deren Unterhaltungen sich durchgehends auf ihre Häuser und Gärten beschränken \*). Letztere können von Fremden auch nur in Abwesenheit der Damen besucht werden.

In diesen Gärten wurden mehrere Pfauen, Silberfasanen, Mandarin-Enten und Dammhirsche unterhalten. — In einer Ecke befand sich ein Kletner, finstere Bambus-Hain, der einige Familiengräber barg. Unweit dieses Hains war ein kleiner Erdhügel aufgeworfen, mit einer hölzernen Tafel, auf der ein langes Lobgedicht zu Ehren der hier begrabenen Lieblingschlange des Mandarins stand.

---

\*) Die vornehmen chinesischen Frauen leben noch viel eingezogener als die Orientalinnen. Sie dürfen sich sehr selten besuchen, und das nur in wohlverschlossenen Sälen oder Booten. Sie haben weder öffentliche Bäder noch Gärten, in welchen sie Zusammenkünfte veranstalten könnten.

Nachdem wir alles mit Muße besichtigt hatten, machten wir uns auf den Rückweg und gelangten unangefochten nach Hause.

Nicht so gut ging es mir einige Tage später bei dem Besuche einer Theefabrik. Der Eigenthümer selbst führte mich in die Arbeitslokale, die aus großen, hohen Hallen bestanden, worin an 600 Leute, darunter viel alte Weiber und Kinder, beschäftigt waren. Mein Eintritt erregte eine vollkommene Revolte. Alt und Jung stand von der Arbeit auf, die Großen hoben die Kleinen in die Höhe und wiesen mit Fingern nach mir; bald drängte das ganze Volk auf mich ein und erhob ein so fürchterliches Geschrei, daß mir beinahe anfangen hange zu werden. Der Fabriksherr und die Aufseher hatten gewaltig zu thun, den Schwarm von mir abzuhalten, und man bat mich, nur alles in Eile anzusehen und dann das Gebäude gleich zu verlassen.

Ich konnte daher nur oberflächlich beobachten, daß die Theeblätter auf einige Augenblicke in kochendes Wasser gegeben werden, darauf kommen sie in eiserne, schief eingemauerte, flache Pfannen, werden bei geringer Wärme etwas geröstet und dabei stets mit der Hand aufgemischt. Wenn sie anfangen sich ein wenig zu krausen, wirft man sie auf große Bretter und rollt jedes einzelne Blatt zusammen. Diese Arbeit geht so schnell vor sich, daß man sehr genau aufpassen muß, um zu sehen, wie auch wirklich nur ein Blättchen genommen wird. Die ganze Masse kommt hierauf wieder in die Pfanne. Der sogenannte „schwarze Thee“ wird länger geröstet und der „grüne Thee“ häufig mit Berlinerblau gefärbt, indem man



beim zweiten Rösten eine ganz geringe Quantität der Farbe den Blättern beigibt. Zuletzt schüttet man den Thee wieder auf die hölzernen Platten, um ihn genau durchzusehen und rollt die nicht ganz geschlossenen Blätter nochmals zusammen.

Bevor ich das Haus verließ, führte mich der Eigenthümer in seine Wohnung und bewirthete mich mit einer Tasse Thee auf die Art und Weise, wie ihn die reichen und vornehmen Chinesen zu nehmen pflegen. In eine feine Porzellan-Tasse wurde etwas Thee gegeben, kochendes Wasser darauf gegossen und die Tasse dann mit einem Deckel, der genau darauf paßte, zugebedt. Nach wenigen Minuten trinkt man den heißen Thee von den Blättern herab. Die Chinesen geben weder Zucker, Num noch Milch zum Thee; sie sagen, daß durch jeden Zusatz, ja selbst durch das Aufrühren das Aroma des Thee's verloren gehe. In meine Tasse erhielt ich mit den Blättern zugleich etwas Zucker.

Der Strauch der Theepflanze hatte in den Pflanzungen, die ich in der Umgebung Canton's sah, höchstens die Höhe von sechs Fuß; man läßt ihn nicht höher wachsen und beschneidet ihn daher zeitweise. Er wird vom 3. bis zum 8. Jahre benützt, worauf man ihn abhaut, damit er wieder treibe, oder ganz austottet. Man kann des Jahres drei Ernten halten, und zwar die erste im März, die zweite im April und die dritte, die durch zwei Monate währt, im Mai. Die Blätter der ersten Ernte sind so überaus zart und fein, daß man sie leicht für Blüten nehmen könnte, und daher mag wohl auch der Irrthum entstehen, daß man den sogenannten „Blumen- oder Kai-

ferthee“ nicht für die Blätter, sondern für die Blüten des Theestrauches hält \*). Diese erste Ernte ist dem Strauche so nachtheilig, daß sie für gewöhnlich ganz unterbleibt.

Man sagte mir, der Thee aus der Umgebung Canton's sei der schlechteste, und der beste komme aus den etwas nördlicher gelegenen Provinzen. Die Theefabrikanten in Canton sollen auch häufig gebrauchtem Thee oder den durch Regen verdorbenen Theeblättern das Ansehen von gutem Thee zu geben verstehen. Sie trocknen und rösten die Blätter, färben sie mit pulverisirtem Kurkummi gelblich, oder mit Berlinerblau hellgrün und rollen sie dicht zusammen.

Die Preise des Thee's, der nach Europa gesandt wird, sind pr. Pikul (100 Pfund österr. Gewicht) 15 bis 60 Dollars. Die Gattung pr. 60 Dollars findet wenig Abgang und diesen meist nur nach England. Der sogenannte „Blüthenthe“ kommt im Handel gar nicht vor.

Noch muß ich eines Schauspiels erwähnen, das ich zufällig eines Abends auf dem Verflusse sah — es war, wie ich später erfuhr, ein Dankfest, den Göttern dargebracht von den Eigenthümern zweier Dschonken, die eine etwas größere Seereise gemacht hatten, ohne weder von Piraten beraubt, noch von dem gefährlichen Orkan Tai-foon überfallen worden zu sein.

---

\*) Die Blätter dieser Ernte werden mit der größten Behutsamkeit gepflückt, und zwar von Kindern und jungen Leuten, die mit Handschuhen versehen sind und jedes Blättchen einzeln mit größter Sorgfalt abnehmen müssen.

Zwei der größten Blumenboote, herrlich beleuchtet, schwammen langsam den Strom herab, drei Reihen Lampen umgaben die obersten Theile der Schiffe und bildeten wahre Feuergalerien, alle Zimmer hingen voll Kronleuchter und Lampen, und am Vorderdecke brannten große Feuer, aus welchen zeitweise Raketen aufstiegen, zwar tüchtig knallend, aber nur einige Fuß hoch fliegend. Auf dem vorderen Schiffe hatte man eine große Stange aufgepflanzt, die ebenfalls bis an die höchste Spitze mit zahllosen farbigen Papierlampen erleuchtet war und eine schöne Pyramide bildete. — Vor diesen beiden Feuerkörpern zogen zwei reichlich mit Fackeln versehene Boote mit lärmender Musik.

Langsam schwebten die Feuermassen durch die finstere Nacht — man hätte sie für Zauberwerke ansehen können. Zeitweise hielten sie ein, und dann loderten in den kleinen Booten hohe Feuer auf, die von heiligem und wohlriechendem Papiere genährt wurden.

Geräuchertes Papier, welches man von den Priestern kaufen muß, wird bei jeder Gelegenheit, ja sogar häufig vor und nach jedem Gebete verbrannt. Dieser Papierhandel bildet den größten Theil der Einkünfte der Priester.

Einige Mal machte ich in Begleitung des Herrn v. Carlowitz kleine Spaziergänge in den der Faktorei nahe gelegenen Straßen. Es gewährte mir viel Vergnügen, all die schönen chinesischen Waaren anzusehen, um so mehr, als man dies hier mit Muße thun konnte, da die Buden nicht so offen waren wie jene, die ich zu sehen bekam, als

ich um die Stadtmauern Canton's ging. Sie hatten Thüren und Fenster wie die unsrigen; wir konnten hineingehen und waren dadurch vor den Zudringlichkeiten des Volkes geschützt. — Auch die Straßen fand ich hier etwas breiter, gut gepflastert und mit Matten oder Brettern überdeckt, um die brennenden Sonnenstrahlen abzuhalten.

Man kann in der Umgegend der Factorei, namentlich in Fousch-an, dem Ort der meisten Fabriken, viele Wege zu Wasser machen, da Kanäle, wie in Venedig, die Gassen durchschneiden. Uebrigens ist aber diese Seite Canton's nicht die schönste, weil an den Kanälen alle Magazine liegen und die Fabrikarbeiter und Tagelöhner ebenfalls hier ihre Wohnungen aufgeschlagen haben in ärmlichen Baracken, die halb auf der festen Erde, halb auf morschen Pfeilern ruhen und weit in die Kanäle hinausragen.

Ein abscheulicher Anblick ward uns einst zu Theil, als wir aus den Kanälen in den Verfluß einlenkten. Ein Regier mußte auf irgend einem Schiffe gestorben und über Bord geworfen worden sein, denn der nackte Körper trieb auf dem Wasser umher. Jedes Boot stieß ihn so weit als möglich von sich, und auch dem unsrigen kam er nur gar zu nahe.

Ich hatte im ganzen über fünf Wochen in Canton zugebracht, vom 13. Juli bis 20. August. Diese Zeit gehörte zur heißesten im Jahre, und die Hitze war auch wirklich unleidlich. In den Zimmern hatten wir bis zu 27 1/2 Grad, im Freien im Schatten bis zu 30 Grad. Man hat hier gegen diesen lästigen Gast, außer den Bun-

kas in den Zimmern, noch sehr zweckmäßige Vorkehrungen an den Thüren und Fenstern, ja auf den Dächern und für ganze Wände der Häuser. Es sind dies Geflechte von Bambus, die Vorsprünge vor Thüren und Fenstern bilden oder als zweites Dach jene Stellen des wirklichen Daches überschatten, unter welchen sich die Arbeitslokale befinden, oder endlich als ganze Wände, die acht bis zehn Schuh von den eigentlichen Wänden des Hauses abstehen, mit Eingängen, Fensteröffnungen und Dachung versehen sind, und das Haus ordentlich einkleiden.

Ich trat meine Rückreise nach Hong-kong wieder auf einer chinesischen Dschonke an, aber nicht so furchtlos wie das erste Mal — die traurige Begebenheit mit Hrn. Bauchée lag mir noch zu frisch im Gedächtnisse. Ich gebrauchte daher auch die Vor sicht, meine wenigen Kleider und meine Wäsche im Angesichte der Dienerschaft einzupacken, um sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Mühe der Piraten schlecht belohnt würde, wenn sie sich meinerwegen die geringste Ungelegenheit machten.

Am 20 August sieben Uhr Abends sagte ich Canton und meinen Freunden ein herzliches Lebewohl, und um neun Uhr schwamm ich bereits wieder auf dem mächtigen, berühmten und berühmigten Perl- oder Sikiang-Strome.

Ueber die Geographie und Statistik von China sind die Angaben so verschieden und die Schwierigkeiten der genaueren Erforschung so groß, daß man nur ungefähr, sich auf einige Wahrscheinlichkeit gründende Annahmen erwähnen kann. Nach diesen soll die Größe des chinesi-

ſchen Reiches mit ſeinen Schutzländern etwa 180,000 D. M., die Einwohnerzahl gegen 400 Millionen betragen. Die Maſſe der Landes-Produkte iſt der ungeheuern Ausdehnung dieſes Reiches angemessen: Gold, Silber und faſt alle andern Metalle, Edelſteine, Salz, Alaun, Vitriol, Salpeter, Thee, Reis und alle möglichen Produkte der ſüdlichen Zone. — Die Einwohner ſind Chineſen, Mandſchu (die Eroberer des Reiches, aus denen die kaiſerliche Familie ſtammt), Sifanen, Loſoſ, Miaoſe. Die Staatsreligion iſt der Glaube des Confu-tſe; außerdem bekennen ſich noch viele zur Religion des Lao und zum Buddhismus, dem auch der Kaiſer als Mandſchu angehört. — China iſt eine in der Familie der Tai-thing erbliche Monarchie, deren Haupt — der Kaiſer — unumſchränkt regiert und ſich den Beherrſcher des himmliſchen Reiches nennt. Die Hauptſtadt Peking ſoll gegen 2 Millionen Einwohner zählen; außerdem gibt es noch viele Städte mit ſehr zahlreicher Bevölkerung, worunter Hong-tſcheu, Canton, Nanking u. ſ. w. die erſten.

Der Handel in China iſt ſehr bedeutend, ſeine Induſtrie auf einer hohen Stufe.

Eines der wichtigſten Ereignisse in der Geſchichte China's, deren Anfänge natürlich ſehr dunkel ſind, iſt der im Jahre 1840 mit England ausgebrochene Krieg, durch deſſen raſche, ſiegreiche Beendigung es den Engländern gelang, das ſeit Jahrtausenden in China gelübte Abſperungs-System etwas zu lockern und den Europäern mehrere Häfen zu erſchließen. Die Folge dieſer Conceſſion iſt eine größere Handels-Freiheit, ein ſtets lebhafterer Verkehr mit den Chineſen, und es dürfte die Zeit nicht

mehr sehr fern sein, in welcher es der fliegenden Kultur des Abendlandes gelingen wird, sich der Strecken dieses ungeheueren Reiches nach und nach zu bemächtigen.

---

1200 Cash gehen auf einen spanischen Thaler.

Ein Tael hat 1409 Cash.

Ein Maco hat 141 Cash.

zehn Candarini gehen auf eine Maco.

Außer den Cash's existirt keine der genannten Geldsorten; sie sind nur in der Handelsprache gebräuchlich. Die Cash's haben in der Mitte ein Loch und werden zu 100 oder 50 Stücken an Bambusfasern gereiht.

China hat keine geprägten Münzen von Gold oder Silber und auch kein Papiergeld. Die Zahlungen werden in spanischen oder amerikanischen Thalern, oder in ungeprägtem Gold und Silber geleistet.

---

## Ost-Indien.

### Singapore.

Ankunft in Hong kong Das englische Dampfboot. Singapore. Pflanzungen. Eine Jagdpartie in den Jungles. Eine chinesische Leichenfeier. Das Laternenfest. Temperatur und Klima.

Die Fahrt von Canton nach Hong-kong ging, des beständigen Gegenwindes halber, langsam, aber glücklich von statten. In der ersten Nacht weckten uns zwar einige Schüsse aus dem Schlummer; doch mußten diese uns nicht gegolten haben, da wir nicht weiter beunruhigt wurden. Die Chinesen, meine Reisegefährten, betrugen sich auch diesmal höchst gefällig und anständig, und ich hätte gerne, wäre mir ein Blick in die Zukunft möglich gewesen, auf den englischen Dampfer Verzicht geleistet und meine Reise nach Singapore auf einer chinesischen Dschonke fortgesetzt. Leider war dies nicht der Fall, und ich mußte mich entschließen, das englische Dampfboot Peking von 450 Pferdekraft, Kapitän Fronson, zu benützen, welches jeden Monat nach Calcutta fährt.

Da die Preise über alle Maßen hoch sind \*), rieth

---

\*) Erster Platz von Hong-kong nach Singapore 173 Dollars.  
Zweiter " " " " " 117 "  
Entfernung 1100 Seemeilen.



man mir, den dritten Platz zu nehmen und eine Cabine von einem Maschinisten oder Unteroffiziere zu mietten. Ich war ganz beglückt durch diesen Rath und eilte ihn auszuführen. Man denke sich mein Erstaunen, als ich kein Billet für den dritten Platz erhielt. Es wurde mir bemerkt, daß da schlechte Gesellschaft, daß der Mond des Nachts den Passagieren des dritten Platzes, die auf dem Decke schlafen müssen, höchst gefährlich wäre, u. s. w. Vergebens wandte ich ein, zu wissen, was ich thue und wolle. Das half alles nicht; ich war, wenn ich nicht zurückbleiben wollte, gezwungen, den zweiten Platz zu nehmen. Ich konnte nicht umhin, von der englischen Willensfreiheit einen ganz sonderbaren Begriff zu bekommen.

Am 25. August Mittags 1 Uhr begab ich mich an Bord.

Als ich auf dem Schiffe ankam, fand ich auf dem zweiten Plage keinen Diener, und ich mußte einen Matrosen ansprechen, mein Gepäck in die Kajüte zu schaffen. In dieser sah es nicht im geringsten *confortable* aus; die Möbel waren höchst einfach, der Tisch voll Flecken und Schmutz und die Unordnung sehr groß. Ich sah nach der Schlafcabine und fand für Herren und Frauen nur ein Gemach. Doch sagte man mir, ich solle mich an einen der Vorgesetzten wenden, der würde mir gewiß einen andern Platz zum schlafen anweisen. Ich that es und erhielt auch eine niedliche Cabine. Der Steward \*) war so gefällig, mir anzutragen, mit seiner Frau zu speisen. — Dies

---

\*) Der Steward hat den Rang eines Unteroffiziers; er besorgt die Einkäufe der Lebensmittel und Getränke.

nahm ich nicht an; ich wollte für mein theueres Geld nicht alles aus besonderer Gnade haben. Auch war dies das erste englische Dampfschiff, auf welchem ich fuhr, und ich war neugierig zu sehen, wie die Reisenden der zweiten Klasse behandelt werden.

Die Tischgesellschaft bestand nicht nur aus den Reisenden, deren es außer mir nur noch drei gab, sondern auch aus den Köchen und Aufwärtern des ersten Plazes, aus dem Schlächter, kurz aus jedem von dem Dienstpersonale, der gelaunt war, mit unserem Tische vorlieb zu nehmen. Dabei wurde in der Toilette nicht die geringste Etikette beobachtet. Der eine erschien ohne Rock oder Jacke, der Schlächter vergaß gewöhnlich Schuhe und Strümpfe — es gehörte wahrlich ein kräftiger Appetit dazu, um in dieser Gesellschaft essen zu können.

Die Kost war wohl dem englischen Schiffspersonale und ihrem Anzuge entsprechend, nicht aber den Reisenden, von welchen jeder 13 Dollars für den Tag bezahlen mußte.

Das Tischtuch war voll Flecken und statt der Servietten konnte jeder Gast sein Sacktuch benützen. Die Bestecke waren theils in schwarzes, theils in weißes Horn gefaßt, die Messer schartig, die Gabelspitzen abgebrochen. Löffel gab man uns am ersten Tage gar nicht, am zweiten erschien ein einziger, der auch während der ganzen Reise ohne Gesellschaft blieb. Gläser waren zwei von der ordinärsten Sorte vorhanden, die von Mund zu Mund wanderten; mir als Frau gab man zur besondern Auszeichnung statt des Glases eine alte Theetasse mit abgebrochenem Henkel.

Der erste Koch, welcher die Honeurs machte, entschuldigte jede Unordnung mit der Ausrede: „daß diesmal der Diener fehle.“ Diese Ausrede schien mir doch gar zu naiv, denn wenn ich bezahle, bezahle ich für das, was ich wirklich bekomme, und nicht für das, was ich vielleicht ein andermal bekommen könnte.

Die Kost war, wie gesagt, sehr schlecht, — was am ersten Tische übrig blieb, wurde uns Armen gesandt. Zwei, drei Gerichte lagen oft in brüderlicher Eintracht auf einer Schüssel, selbst wenn ihre Charaktere nicht in der geringsten Harmonie standen, — darauf wurde nicht gesehen, eben so wenig, ob die Gerichte kalt oder warm auf den Tisch kamen.

Einst war der Hauptkoch während unsers Theezirkels bei besonders guter Laune und sagte: „Ich gebe mir alle Mühe, Sie gut zu nähren, ich hoffe, daß es an nichts gebricht.“ — Von den Gästen antworteten zwei Engländer: „O yes, that's true,“ der dritte, ein Portugiese, hatte die inhaltschwere Rede nicht verstanden, — ich als Deutsche, die ich keinen englischen Patriotismus besaß, würde anders geantwortet haben, wäre ich nicht Frau gewesen und hätte ich es dadurch besser gemacht.

Die Beleuchtung bestand aus einem Stückchen Unschlittkerze, das oft schon um acht Uhr zu Ende ging. Man war dann gezwungen, entweder im finstern zu sitzen oder zu Bette zu gehen.

Des Morgens diente die Casüte noch überdies zur Barbierstube, des Nachmittags zur Schlafkammer, in der sich die todmüden Köche und Diener auf den Bänken ausstreckten.

Um den Comfort noch vollkommener zu machen, quartierte einer der Schiffsoffiziere zwei junge Hunde, die immerwährend heulten, auch in unsere Kajüte ein; in jene der Matrosen wagte er es nicht zu thun, weil man sie da ohne Umstände hinaus geworfen hätte.

Man wird meine Schilderung vielleicht für übertrieben halten, um so mehr, da man gerade bei den Engländern alles höchst bequem und ordentlich zu finden vermeint; ich kann aber versichern, daß ich vollkommene Wahrheit gesprochen habe, ja ich füge noch hinzu, daß, ob schon ich viele Reisen auf Dampfschiffen gemacht, und zwar immer auf den zweiten Plätzen, mir nirgends ein so hoher Preis und eine so elende, empörende Behandlung vorgekommen ist. Nie in meinem Leben wurde ich noch auf infamere Weise um mein Geld geprellt. Das einzige angenehme auf diesem Schiffe war das Betragen der Offiziere, die alle sehr artig und gefällig waren.

Ich bewunderte nur die merkwürdige Geduld, mit welcher meine Reisegefährten alles ertrugen. Ich möchte wissen, was ein Engländer, der die Worte Comfort und comfortable stets im Munde führt, sagen würde, wenn ihm solch eine Behandlung auf einem einer andern Nation angehörigen Dampfer zu Theil würde?!

Die ersten Tage der Reise hielten wir uns beständig auf hoher See, und erst am 28. August Abends erblickten wir die gebirgige Küste Cochinchina's. Während des 29. August blieben wir der Küste stets ganz nahe. Wir sahen aber außer reich bewaldeten Gebirgsketten weder

Brüßers Reise II. Th.

Wohnungen noch Menschen; nur des Abends verriethen einige Feuer, die man für Lichter von Leuchttürmen hätte halten können, daß die Gegend nicht ganz menschenleer sei.

Im Laufe des folgenden Tages sahen wir nichts als einen einzeln stehenden großen Fels, „der Schuh“ genannt. Mir kam es vor, als glühe er vollkommen dem Kopfe eines Schäferhundes.

Am 2. September näherten wir uns Malacca. Bewaldete, ziemlich hohe Gebirge ziehen sich längs der Küste, in welchen viele Tiger haufen sollen, die das Reisen auf dieser Halbinsel sehr gefährlich machen.

Am 3. September erreichten wir den Hafen von Singapore, aber so spät des Abends, daß wir nicht mehr ausgeschifft werden konnten.

Am folgenden Morgen suchte ich das Handlungshaus „Behn-Mayer“ auf, an welches ich Briefe hatte. Ich fand in Mad. Behn, seit ich Hamburg verlassen hatte, die erste deutsche Frau. Meine Freude darüber vermag ich gar nicht zu schildern; nun konnte ich wieder einmal in meiner Muttersprache so recht nach Herzenslust mich aussprechen. Mad. Behn ließ nicht zu, daß ich in einen Gasthof ging — ich mußte gleich bei dieser lebenswichtigen Familie bleiben.

Mein Plan war eigentlich, nur kurze Zeit in Singapore zu verweilen und meine Reise nach Calcutta auf einem Segelschiffe fortzusetzen, da ich vor den englischen Dampfern zu großen Abscheu hatte. Man sagte mir, daß selten eine Woche verginge, in der sich nicht solche Gelegenheit fände. Ich wartete aber eine Woche um die

andere, und am Ende war ich doch wieder gezwungen, mich eines comfortablen englischen Dampfers zu bedienen\*).

Die Europäer führen auf Singapore so ziemlich dasselbe Leben wie in Canton, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Familien auf dem Lande wohnen und nur die Herren täglich in die Stadt fahren. Jede Familie muß eine große Dienerschaft halten, und die Hausfrau kann nur wenig in die Wirthschaft eingreifen, da diese gewöhnlich ganz dem ersten Diener übergeben ist.

Die Diener sind Chinesen, mit Ausnahme der Seis, (Kutscher oder Pferdewärter), welche Bengalen sind. Jedes Frühjahr kommen ganze Schiffsloadungen chinesischer Knaben im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren, die sich hier verdingen. Gewöhnlich sind sie so arm, daß sie die Ueberfahrt nicht bezahlen können; in diesem Falle nimmt sie der Kapitän für seine Rechnung mit, und empfängt dafür den Lohn des ersten Dienstjahres, der von dem Aufnehmer des Dieners gleich im voraus bezahlt wird. Diese Jungen leben höchst sparsam und kehren, wenn sie sich einiges Geld verdient haben, wieder in ihr Vaterland zurück; manche jedoch etabliren sich als Handwerker und siedeln sich ganz an.

Die Insel Singapore hat eine Bevölkerung von 55,000 Seelen, darunter 40,000 Chinesen, 10,000 Malaien (d. s. Eingeborne) und 150 Europäer. Die Zahl der weiblichen Individuen soll sehr gering sein, da aus China und Indien nur Männer und Knaben einwandern.

\*) Es sind dies englische Packet-Dampfschiffe, die jeden Monat einmal von Canton nach Calcutta fahren und auf dieser Fahrt Singapore berühren.

Der Herr Tempelmeister läßt immer der neuen Um-  
 wechlung der Thüre Einmündigkeit. Die Straßen fand ich  
 sehr gut, aber die Häuser aber nicht schön — sie sind  
 meistens aus der die Dächer hängen über den Fenstern  
 liegen, wenn sie darauf ganz geschickt sind. In den Fen-  
 sterhöhlen sind die Zimmermeister gleichmäßig heißen  
 Zimmermeister, keine Glasfenster, sondern nur Ja-  
 panische Fenster.

Der Herr hat hier nur in Canton, wenn gerade  
 nicht eine Seite in der eine Seite davon. Sehr schön  
 und hat nicht einen Tempel, ist die Halle, in welcher  
 Fächer und Gemälde verkauft wird.

Es ist nur dieser Tempel in vielerlei Nationen gibt,  
 er ist nur aus veredeltem Tempel, von welchen aber  
 außer dem inneren Tempel sehr schön ist. Letzterer  
 hat die Form eines Hauses; das Dach aber ist vollkom-  
 men aus dem inneren Tempel sehr schön, nur etwas zu  
 sehr überladen. Es gibt es Erden und Zäune, Räder  
 und Fächer sehr schön. alle aus feinen Ziegeln, Thon  
 oder Erz, die prächtigste und mit Blumen, Arabes-  
 ken, Traben und andern Ungeheuern reichlich verziert.  
 Über dem Haupteingang sind kleine Basreliefs, in Stein  
 gehauen, angebracht, und an hölzernen, reich vergoldeten  
 Schnitzwerken steht es weder in noch außer dem Tempel.

Auf dem Altare der Göttin der Barmherzigkeit waren  
 einige Erfrischungen aufgestellt, welche aus Früchten und  
 Backwerk aller Art bestanden, nebst einer ganz kleinen  
 Portion gekochten Reises. Diese Gerichte werden jeden  
 Abend erneuert — die Reste, die der Göttin nicht mun-  
 den, kommen den Bogen zu gut. — Auf demselben

Mare lagen zwei kleine, oval geschnitzte, zierliche Hölzchen. Diese werden von den Chinesen in die Höhe geworfen und bedeuten, wenn sie auf die inwendige Seite fallen, Unglück, im entgegengesetzten Falle Glück. Die guten Leute werfen sie aber gewöhnlich so oft, bis sie nach Wunsch fallen.

Eine zweite Art, das Schicksal zu erforschen, besteht darin, mehrere dünne, hölzerne Stäbchen in einen Becher zu stecken, und diesen so lange zu schütteln, bis eines heraus fällt. Jedes dieser Stäbchen ist mit einer Zahl beschriftet, die eine Stelle in den Büchern der Sittensprüche bezeichnet. — Dieser Tempel war vom Volke mehr besucht als jener in Canton; die Hölzchen und Stäbchen scheinen auf die Menschen eine größere Gewalt auszuüben, als der eigentliche Gottesdienst, denn nur um jene sah man die Leute sich drängen.

In der Stadt selbst ist weiter nichts zu sehen; aber entzückend schön ist die Umgebung oder besser gesagt, das ganze Inselchen. Man kann seine Lage zwar nicht großartig oder erhaben nennen, da sie des Hauptschmuckes, schöner Gebirge, entbehrt (der höchste Hügel, auf welchem das Haus des Gouverneurs und der Schiffs-telegraph stehen, mag kaum über 200 Fuß hoch sein); allein das üppig frische Grün, die freundlichen, in schönen Gärten liegenden Bohnhäuser der Europäer, die großen Pflanzungen der kostbarsten Gewürze, die zierlichen Areka- und Feder-Palmen, deren überaus schlankte Stämme bis zur Höhe von hundert Fuß emporerschließen und in eine dichte, federartige, durch frisches Grün sich von allen andern Palmen-Gattungen unterscheidende Blätterkrone auslau-



fen, — endlich die Dschongles (Jangles, Urwälder) im Hintergrunde, bilden die anmuthigste Landschaft, deren Reiz noch mehr gewinnt, wenn man, wie ich, aus dem Kerker „Canton“ oder aus der öden Umgebung der Stadt Victoria kommt.

Die ganze Insel ist mit schönen Fahrwegen durchschnitten; von welchen jene, die sich an der Meeresküste fortzschlängeln, die besuchtesten sind. Man sieht hier hübsche Equipagen, Pferde von Neuhoiland, von Java und sogar von England \*). Außer den schönen europäischen Wagen sind auch viele hier fabrizirte sogenannte *Palafrèdes* im Gebrauche, die ganz gedeckt und von allen Seiten mit Jalouſteen umgeben sind. Gewöhnlich ist nur ein Pferd daran gespannt, und der Kutscher so wie der Diener laufen neben dem Pferde her. Ich konnte mein Mißfallen über diese barbarische Sitte nicht verhehlen. Man sagte mir, man habe sie abschaffen wollen, daß aber die Diener selbst wieder gebeten hätten, lieber neben dem Wagen laufen zu dürfen, als darauf zu sitzen oder zu stehen. Sie hängen sich am Pferde oder am Wagen an und lassen sich mit fortreißen.

Es verging selten ein Tag, an welchem wir nicht spazieren fuhren. Zwei Mal in der Woche hörten wir auf der Esplanade, dicht am Meere, herrliche Militär-Musik \*\*). Dahin fuhr, ritt und ging die ganze elegante Welt. Wagen reihten sich an Wagen, junge Herren zu

\*) Die Pferde pflanzen sich hier nicht fort, sie müssen stets eingeführt werden.

\*\*) Die ostindische Compagnie, der die Insel gehört, hat hier einen Gouverneur und englisches Militär.

Pferd und zu Fuß umschwärmten diese von allen Seiten, — man hätte sich beinahe einbilden können, mitten in Europa zu sein. Mir machte es aber mehr Vergnügen, Pflanzungen oder andere Orte zu besuchen, als das alte europäische Leben hier wieder zu sehen.

Häufig ging ich nach den Muskatnuß- und Gewürznelken-Plantagen und erquidte mich an den balsamischen Düften. Die Bäume der ersten sind von unten bis oben dicht belaubt, von der Größe schöner Aprikosenbäume, und die Äste brechen weit unten am Stamme hervor; das Blatt ist glänzend, wie wenn es mit Lack überstrichen wäre. Die Frucht gleicht vollkommen einer gelb-braun gesprengelten Aprikose. Wenn sie reif ist, platzt sie von selbst, und man sieht einen runden Kern von der Größe einer Nuß, der mit einem nehartigen Gewebe von schöner, dunkelrother Farbe umspinnen ist; dieses Gewebe ist die sogenannte Muskatblüthe. Sie wird von der Nuß sorgfältig geschieden, im Schatten getrocknet und während des Trocknens mit Seewasser mehrmals besprengt, da sich sonst die rothe Farbe statt in die gelbe in eine schwarze verwandeln würde. Außer diesem Gewebe ist die Muskatnuß noch mit einer leichten, zarten Schale umgeben. Die Nuß wird ebenfalls getrocknet, hierauf etwas geräuchert und dann öfter in Seewasser, das mit einer leichten Kalkauflösung gemischt ist, getaucht, um sie gegen das Ranzigwerden zu schützen. Man findet auf Singapore auch wildwachsende Muskat-Bäume.

Ein Pikul gepflanzter Muskatnüsse kostet 60 Dollars.

„ dto. Muskatblüthe . . . . . 200 „

„ dto. wildwachsender Muskatnüsse 6 „

Der Gewürznelkenbaum ist etwas kleiner, nicht so schön belaubt und auch nicht mit so schönen, fetten Blättern versehen wie der Muskatbaum. Die Gewürznelken sind die ungeöffneten Blüthentknochen des Baumes. Sie werden in diesem Zustande abgenommen, zuerst im Ranche getrocknet und dann auf kurze Zeit in die Sonne gelegt.

Ein anderes Gewürz ist die Arefanuß, die unter der Krone der gleichnamigen Palme in Trauben von zehn bis zwanzig Stücken wächst. Die Frucht ist etwas größer als die Muskatnuß; ihre äußere Schale scheint so schön glänzend goldgelb, daß sie den vergoldeten Nüssen gleicht, welche man den Kindern an die Weihnachtsbäumchen hängt. Ihr Kern ist an Farbe dem der Muskatnuß ähnlich, nur ist er mit keinem Netze umspinnen. Sie wird im Schatten getrocknet.

Diese Nuß wird nebst Betelblatt und aus Muscheln gebranntem Kalk von den Chinesen und Eingebornen gekaut. Sie bestreichen ein Betelblatt ganz wenig mit Kalk, geben ein kleines Stückchen der Nuß dazu und machen daraus ein Päckchen, welches sie in den Mund nehmen. Wenn sie noch Tabakblätter hinzufügen, so wird der sich bildende Saft blutroth, und sperrt dann solch ein Rauer den Mund auf, so meint man eine kleine Höhle zu sehen, um so mehr, wenn er, wie dies die Chinesen hier häufig thun, die Zähne abgefeilt und schwarz gefärbt hat. Als mir solch ein Anblick zum ersten Male zu Theil wurde, erschraß ich sehr — ich glaubte, der arme Mann habe sich beschädigt und sein Mund sei voll Blut.

Ein andermal besuchte ich eine Sago-Fabrik. Der unzubereitete Sago kommt von der nahen Insel Boromeo

und besteht aus dem Marke einer kurzen, dickstämmigen Palmenart. Um ihn zu gewinnen, wird der Baum im siebenten Jahre umgehauen, der Stamm der Länge nach gespalten, und das Mark, das in sehr reichlichem Maße darin sitzt, gesammelt, von den Fasern gereinigt, in große Formen gedrückt und an der Sonne oder am Feuer getrocknet. Es sieht in diesem Zustande noch etwas gelblich aus. In den Fabriken macht man es zu Grütze und zwar auf folgende Weise: Das Mehl oder Mark wird durch mehrere Tage abgewässert, bis es schön weiß ist, dann nochmals an der Luft oder am Feuer getrocknet und hierauf mittelst eines Stückes runden Holzes zerdrückt und durch ein Haarsieb gelassen. Dieses feine und weiße Mehl kommt dann in eine leinene Schwinde, die vorher auf eine ganz eigene Art befeuchtet wird. Der Arbeiter nimmt Wasser in den Mund und spritzt es, gleich einem feinen Regen, darüber. In dieser Schwinde wird das Mehl von zwei Arbeitern so lange hin- und hergeschüttelt und zeitweise von solch einem Sprühregen befeuchtet, bis es sich zu kleinen Kügelchen gestaltet, die in großen flachen Kesseln, unter beständigem Aufmischen, langsam über dem Feuer getrocknet werden. Zu Ende schüttet man sie nochmals durch ein etwas weiteres Sieb, in welchem die gröberen Kügelchen zurückbleiben.

Das Gebäude, in welchem diese Arbeit verrichtet wurde, war ein großer Schuppen ohne Wände, dessen Dach auf Baumstämmen ruhte.

Der Güte der Herren Behn-Meyer hatte ich eine sehr interessante Partie nach den Dschongels zu danken. Die Herren, vier an der Zahl, waren mit Kugelflinten

versehen, da sie sich vorgenommen hatten, nach der Fahrt eines Tigers zu suchen; auch mußte man nebenbei auf Bären, Wildschweine oder große Schlangen gefaßt sein. — Wir fuhrten in Wagen bis zu dem Flusse Gallon, wo zwei Boote für uns bereit lagen. Bevor wir sie bestiegen, besaßen wir noch eine Zuckerfabrik, die am Flusse lag.

Das Zuckerrohr stand vor dem Gebäude in Haufen aufgeschichtet; es war aber nur so viel geschnitten worden, als man in einem Tage verarbeiten konnte, da es bei der großen Hitze gleich sauer wird. Das Rohr wird durch Metallwalzen durchgezogen, deren Druck allen Saft herauspreßt. Letzterer läuft in große Kessel, wo er gekocht und abgekühlt wird. Zur gänzlichen Trocknung schüttet man ihn in irdene Gefäße.

Die Gebäude waren jenen der Sagofabrik ähnlich.

Nachdem wir dies gesehen, bestiegen wir die Boote und fuhrten stromaufwärts. Bald befanden wir uns mitten im Urwalde, und die Fahrt wurde mit jedem Ruderschlage beschwerlicher, da viele gefallene Baumstämme in und über dem Wasser lagen. Oft mußten wir aussteigen und die Boote über Baumstämme schieben oder heben, oft wieder uns flach in das Boot legen, um unter den Stämmen durchzukommen, die sich gleich Brücken über den Fluß legten. Gesträuche, mit Dornen und Stacheln versehen, neigten sich von allen Seiten über uns, ja sogar einzelne Riesenblätter versuchten uns den Weg zu versperren. Diese Blätter gehören einer Gattung Grasspalme an, die Mungkuang genannt wird; sie sind nahe dem Stengel an fünf Zoll breit, dagegen aber bei zwölf Fuß

lang, und da der Fluß kaum über neun Fuß breit sein mochte, reichten sie bis an das jenseitige Ufer.

Doch gab es der Naturschönheiten so viele, daß diese zeitweisen Beschwerden leicht zu ertragen waren, ja sogar den Reiz des Ganzen noch hoben. Der Wald war dicht und üppig an Untergehölzen, Schlingpflanzen, Palmen, Laub- und Farrenbäumen; letztere, bis zu sechzehn Fuß hoch, bildeten nicht minder ein Schattendach gegen die glühenden Sonnenstrahlen als die Palmen und andere Bäume.

Gesteigert wurde meine Freude, als ich in den höchsten Spitzen der Bäume einige Affen von Zweig zu Zweig springen sah und mehrere in der Nähe freischweben hörte. Ich erblickte zum ersten Male diese Thiere in ihrem Naturzustande, und innig vergnügte es mich, daß es keinem der Herren gelang, einen der kleinen Schelme zu treffen. Sie schossen dafür einige herrliche Loris (eine Gattung kleiner Papageien vom schönsten Gefieder und Farbenpiel) und Eichhörnchen. Bald aber wurde unsere Aufmerksamkeit auf einen wichtigeren Gegenstand geleitet: wir bemerkten zwischen den Ästen auf einem der Bäume einen dunkeln Körper und erkannten bei näherer Beschauung eine große Schlange. Sie ruhte da mehrfach zusammengerollt und lauerte vermuthlich auf Beute. Wir wagten uns ziemlich in ihre Nähe; sie blieb unbeweglich und stierte mit ihren glänzenden Augen unverwandt nach uns, nicht ahnend, wie nahe ihr der Tod war. — Man schoß nach ihr und traf sie in die Seite. Wüthend und pfeilschnell schoß sie vom Baume, doch so, daß sie mit dem Schwanze am Aste hängen blieb. Sie schnellte sich und

jüngelte stets nach uns, doch in ohnmächtiger Wuth, da wir uns in gehöriger Entfernung hielten. Mehrere nachfolgende Schüsse machten ihrem Leben ein Ende, worauf wir unter den Ast fuhren, an welchem sie hing. Einer unserer Bootführer, ein Malaie, machte eine kleine Schlinge von starkem, zähem Gras, befestigte sie an einem Stode, warf sie der Schlange um den Kopf und zog diese so in das Boot. Er sagte uns auch, daß wir gewiß eine zweite in der Nähe finden würden, da sich diese Schlangen immer paarweise zusammen halten. Die Herren im zweiten Boote hatten sie auch gefunden und geschossen, und zwar ebenfalls auf den Ästen eines großen Baumes.

Die Schlange war dunkelgrün mit schönen gelben Streifen und an zwölf Fuß lang; man sagte mir, daß sie zum Geschlechte der Boa's gehöre.

Nachdem wir acht englische Meilen in vier Stunden zurückgelegt hatten, verließen wir die Boote und verfolgten einen schmalen Fußpfad, der uns bald auf einige ausgerodete Plätze führte, die mit hübschen Pfeffer- und Gambir-Pflanzungen bebaut waren.

Die Pfefferstaube ist ein schlankes, strauchartiges Gewächs, das sich an Stützen fünfzehn bis achtzehn Fuß hoch empor rankt. Die Frucht setzt sich in kleinen traubensförmigen Büschelchen an. Diese sind anfänglich roth, dann grün und endlich schwärzlich. Der Strauch fängt schon im zweiten Jahre zu tragen an.

Der weiße Pfeffer ist kein Naturprodukt, sondern wird durch Kunst geschaffen. Man taucht nämlich den schwarzen Pfeffer mehrmals in Seewasser, wodurch er seine Farbe verliert und weißlich wird. — Vom weißen Pfeffer

kostet der Bitul sechs Dollars, vom schwarzen dagegen nur drei Dollars.

Die Gambirstaude wird höchstens acht Fuß hoch; man benützt von ihr nur die Blätter, die abgestreift und in großen Kesseln ausgekocht werden. Der dicke Saft kömmt in hölzerne, breite Gefäße, wird an der Sonne getrocknet, dann in drei Zoll lange Stückchen geschnitten und verpackt. Der Gambir ist ziemlich wichtig für die Gerber und wird daher auch häufig nach Europa ausgeführt. Gambir- und Pfefferpflanzen stehen immer beisammen, da die letzteren mit den ausgekochten Gambirblättern gedüngt werden.

Obwohl die Pflanzungen, wie überhaupt alle Arbeiten auf Singapore, durch freie Menschen besorgt werden, versicherte man mir doch, daß sie billiger kämen als durch Sklaven. Der Arbeitslohn ist über alle Maßen gering: ein gemeiner Arbeiter erhält monatlich drei Dollars, weder Kost noch Wohnung, und dennoch können die Leute dabei bestehen und sogar eine Familie erhalten. — Die Wohnung, Laubhütten, bauen sie sich selbst, die Nahrung besteht aus kleinen Fischen, Knollengewächsen und etwas Gemüse, und die Kleidung macht ihnen ebenfalls keine starke Auslage, denn entfernter von der Stadt, wo sich all die Plantagen befinden, gehen die Kinder ganz nackt, die Männer tragen außer einem handbreiten Schürzchen, das zwischen die Beine gezogen ist, auch weiter keine Kleidungsstücke, und nur die Weiber sind anständig bedeckt.

Diese Plantagen, bei welchen wir gegen zehn Uhr angekommen waren, wurden von Chinesen bearbeitet. Sie hatten neben ihren Laubhütten ein kleines Tempelchen von



Holz errichtet, das sie uns als Absteigequartier anwiesen. Der Altar wurde sogleich mit einigen Speisen zierlich ausgestattet, die uns die sorgliche Hausfrau, Mad. Behn, mitgegeben hatte; allein, statt wie die Chinesen, sie den Göttern zu opfern, machten wir sündige Menschen und darüber und verspeisten sie mit wahrem Heißhunger.

Als der Appetit gestillt war, wurde der mitgebrachte Schlange die Haut abgezogen und das Thier den Chinesen geschenkt. Diese gaben zu verstehen, daß sie selbe nicht berühren würden, worüber ich mich sehr wunderte, da die Chinesen alles essen. Später überzeugte ich mich aber, daß sie sich nur zum Schein so gestellt hatten, denn als wir nach mehreren Stunden von unserer Jagdpartie zurückkehrten, und ich die Laubhütten der Chinesen besuchte, fand ich sie in einer solchen vereint, vor einer großen Schüssel sitzend, in welcher gebratene Stücke Fleisch lagen, die ganz die runde Form der Schlange hatten. Die Leute wollten sie eilig verbergen; allein ich trat rasch hinzu, gab ihnen einiges Geld und bat sie, mich diese Speise kosten zu lassen. Ich fand das Fleisch außerordentlich zart und fein, sogar zarter als das Fleisch junger Hühner.

Doch ich bin voraus geeilt und habe vergessen, von unserer Jagdpartie zu erzählen. — Wir frugen die Arbeitsleute, ob sie uns nicht die Spur eines Tigers anzugeben wüßten. Sie beschreiben uns eine Gegend im Walde, wo noch vor wenig Tagen solch ein Ungeheuer residirt haben sollte. Wir machten uns sogleich auf den Weg dahin. Das Vordringen im Walde war sehr beschwerlich: wir mußten viel über gefallene Baumstämme klettern, durch Gestrippe kriechen und Sümpfe überschrei-

ten; aber wenigstens ging es vorwärts, während man in Brasiliens Urwäldern an solch ein Unternehmen gar nicht hätte denken können. Wohl waren auch hier Schlingpflanzen und Orchideen, aber bei weitem nicht in solcher Menge, wie in Brasilien, und auch die Bäume standen hier weniger dicht beisammen als dort. Von letzteren sahen wir mitunter wahre Prachteremplare, die zu einer Höhe von mehr denn hundert Fuß emporstiegen. Mich interessirten am meisten die Ebenholz- und Kolim-Bäume. Erstere haben zweierlei Holzgattungen. Eine bräunlich gelbe Schichte umgibt den Kernstamm, der viel härter ist, und eine schwärzliche Farbe hat. Dieser liefert das eigentliche Ebenholz.

Der Kolimbaum verbreitet einen außerordentlich starken Geruch von Knoblauch, durch welchen er sich schon von einiger Entfernung bemerkbar macht. Die Frucht schmeckt ebenfalls ganz nach Knoblauch und wird vom Volke häufig genossen; dem Europäer ist ihr Geruch und Geschmack zu stark. Ich berührte nur ein Stück frischer Baumrinde, und noch am folgenden Morgen roch meine Hand darnach.

Mehrere Stunden trieben wir uns im Walde umher, ohne auf das gehoffte Wild zu stoßen. Einmal wollte man schon das Lager entdeckt haben; aber man sah hernach, daß man sich getäuscht hatte. Eben so behauptete einer der Herren, das Gebrumme eines Bären gehört zu haben; es mußte aber sehr leise gewesen sein, denn außer ihm hörte es niemand, obwohl wir uns immer nahe zusammenhielten.

Wir kehrten nach Hause zurück, zwar ohne wei-

teres Wild, aber vollkommen zufrieden mit dem herrlichen Ausfluge.

Obwohl Singaporo eine kleine Insel ist und man alle möglichen Versuche und Aufmunterungen angewendet hat, die Tiger zu vertilgen, so gelang dies doch nie. Das Gouvernement gibt für jeden erlegten Tiger eine Prämie von fünfzig Dollars, und eine gleiche Summe der Verein der Singaporer Kaufleute. Das schöne Fell gehört überdies noch dem glücklichen Jäger, und selbst das Fleisch schafft Gewinn, da es die Chinesen gerne kaufen und verzehren. Die Tiger kommen aber von dem nahen Malacca, das nur durch eine ganz schmale Wasserstraße von Singaporo getrennt ist, herüber geschwommen, und man wird sie daher nie ganz ausrotten können.

Zahlreich und ausgezeichnet sind auf Singaporo die Früchte. Eine der besten ist die Mangustin, die außer hier und in Java nirgends vorkommen soll. Sie hat die Größe eines mittleren Apfels; die Schale ist über eine Linie dick, außen dunkelbraun, inwendig hochroth und enthält eine weiße Frucht, die sich in vier oder fünf Spalten zertheilt. Sie zerfließt beinahe im Munde und schmeckt außerordentlich fein. Die Ananas ist hier viel saftiger, süßer und bedeutend größer als in Canton; ich sah einige, die an vier Pfund wiegen mochten. Ganze Felder werden damit bepflanzt und zur Zeit der Hauptreise bekommt man drei- bis vierhundert Stücke um einen Dollar. Man ist sie häufig mit Salz. Eine andere Frucht Sauersop, die ebenfalls oft mehrere Pfund wiegt, ist von außen grün und enthält ein weißliches oder sehr blaßgelbes Fleisch, welches sehr stark nach Erdbeeren schmeckt,

und auch wie diese mit Zucker und Wein genossen wird. Die Gumaloh gleicht einer blaßgelben Orange, ist in mehrere Scheiben getheilt, schmeckt aber weniger süß und ist nicht so saftreich. Doch gibt es viele, die sie den Orangen vorziehen; sie ist wenigstens fünfmal so groß als eine Orange. Den Preis aber verdient, wenigstens nach meinem Geschmacke\*), der Custod-apple, der grün und mit kleinem Schuppen überdeckt ist. Das Fleisch, in welchem schwarze Kerne sitzen, ist sehr weiß, weich wie Butter und von unübertrefflichem Geschmacke. Man isst diese Frucht mit kleinen Löffeln.

Einige Tage vor meiner Abreise von Singaporo hatte ich Gelegenheit, der Leichenfeier eines wohlhabenden Chinesen beizuwohnen. Der Zug ging an unserem Hause vorüber, und trotz der Hitze von 36 Grad schloß ich mich an und begleitete ihn bis an das Grab, das eine Stunde weit entfernt war. Am Grabe währte die Felerlichkeit bei zwei Stunden; ich wich aber nicht vom Platze, da mich die Ceremonie zu sehr interessirte.

Den Zug eröffnete ein Priester, welchem zur Seite ein Chinese mit einer zwei Fuß hohen Laterne ging, die mit weißem Kammertuch überzogen war. Hierauf folgten zwei Spielleute, von denen der eine zuweilen auf einer kleinen Trommel wirbelte, der andere auf zwei Messingbecken (Gymbeln) schlug. Nun kam der Sarg, über dessen Obertheil, wo der Kopf des Todten lag, ein Diener einen großen aufgespannten Sonnenschirm hielt. Zur

---

\*) Einmüthig schätzt man die Mangustin als die feinste Frucht der Welt.

Seite ging der älteste Sohn oder der nächste männliche Sproßling mit aufgelösten Haaren und ein weißes Fahnlein tragend. Die Verwandten waren in tiefer Trauer, das heißt, sie waren ganz weiß gekleidet, ja die Männer trugen sogar weiße Mützen auf dem Kopfe, und die Weiber waren mit weißen Tüchern so überdeckt, daß man nicht einmal ihr Gesicht sah. Von den übrigen Begleitern, die in beliebigen Gruppen dem Sarge folgten, hatte jeder einen weißen Streifen Kammertuches entweder um den Kopf, um den Leib oder um den Arm geschlagen. Als man bemerkte, daß ich den Zug begleitete, näherte sich mir ein Mann, der mit vielen solchen Streifen versehen war und reichte mir einen derselben — ich schlang ihn um den Arm.

Der Sarg, ein massiver Baumstamm, war mit einem dunklen Tuche überdeckt; einige Blumengewinde hingen daran, und Reis, in ein Tuch gebunden, lag darauf. Vier und zwanzig Männer trugen diese schwere Last auf ungeheuren Stangen. Bei dem Wechseln der Träger ging es stets sehr lebhaft zu — bald lachten sie und bald zankten sie sich. Auch im übrigen Publikum herrschte weder Trauer noch Andacht. Man unterhielt sich, man rauchte, man aß, und einige Männer trugen in Eimergefäßen kalten Thee nach, um die Durstigen zu laben. Nur der Sohn enthielt sich von allem: der ging, der Sitte gemäß, tief bekümmert neben dem Sarge.

Als der Zug an der Straße ankam, die zu dem Orte der Ruhe führte, warf sich der Sohn zur Erde, verhüllte sich das Gesicht und schluchzte ziemlich hörbar. Nach einiger Zeit stand er wieder auf

und wankte dem Sarge nach; zwei Männer mußten ihn führen; er schien tief ergriffen und höchst leidend. Später erfuhr ich freilich, daß dies Benehmen meist erheuchelt sei, indem die Sitte geheut, daß der Hauptleidtragende aus Schmerz schwach und krank werde, oder doch wenigstens sich so stelle.

Am Grabe angekommen, das an dem Abhange eines Hügelß sieben Fuß tief gemacht war, legten die Leute das Bahrtuch, die Blumen und den Reis zur Seite, streuten eine Menge Gold- und Silberpapier in die Grube und senkten den Sarg, der, wie ich jetzt erst sah, schön ausgearbeitet, lackirt und hermetisch geschlossen war, hinein. Ueber dieser Handlung verging wenigstens eine halbe Stunde. Die Verwandten warfen sich Anfangs zur Erde, verhüllten sich die Gesichter und heulten jämmerlich. Da ihnen aber die Grablegung gar zu lange dauerte, setzten sie sich im Kreise herum, ließen sich ihre Körbchen mit Betel, Kalk und Arefanüssen reichen und singen ganz gemüthlich zu kauen an.

Nachdem der Sarg eingesenkt war, begab sich einer der Chinesen an den obern Theil des Grabes, öffnete das Bündelchen mit Reis und stellte eine Art Compaß darauf. Man reichte ihm eine Schnur, die er über die Mitte des Compaß zog und so lange hin und her schob, bis sie mit der Nadel desselben in gleicher Richtung lag. Eine zweite Schnur, woran ein Senfblei hing, wurde dann an die erste gehalten und in die Grube gesenkt. Nach der Lage dieser Schnur schob man nun den Sarg so lange hin und her, bis seine Mitte mit der

Compaßnadel in gleicher Richtung stand — zu dieser Arbeit benötigten sie wenigstens eine Viertelstunde.

Der Sarg wurde hierauf mit großen Bogen weißen Papiereß mehrfach überdeckt, und der Chinese, der sich mit den Messungen befaßt hatte, hielt eine kurze Rede, während welcher sich die Kinder des Verstorbenen am Grabe zur Erde warfen. Nach geendeter Rede streute der Redner einige Hände voll Reiskörner über den Sarg und bis an die Kinder hin. Diese hielten die Äffen der Oberkleider auf, um von den Körnern so viel als möglich zu erhaschen; da sie aber nur wenige bekamen, gab ihnen der Redner noch ein Paar Fingerhüte voll dazu. Sie banden sie sorgfältig in die Äffen der Oberkleider und nahmen sie mit sich.

Das Grab wurde endlich mit Erde angefüllt, wobei die Verwandten ein fürchterliches Geheul erhoben; so viel ich aber bemerkte, blieb jedes Auge trocken.

Nach dieser Ceremonie setzte man gekochte Hühner, Enten, Schweinefleisch, Früchte, Backwerk und ein Duzend gefüllter Theetassen nebst der Kanne, in zwei Reihen auf das Grab. Man zündete sechs bemalte Wachskerzen an und steckte sie neben den Speisen in die Erde. Darauf brannte man beständig Gold- und Silberpapier an, bis große Haufen solchen Papiereß vom Feuer verzehrt waren.

Der älteste Sohn trat nun wieder an's Grab, warf sich mehrmals davor nieder und berührte jedesmal mit der Stirne die Erde. Man reichte ihm sechs glimmende, wohlriechende Papierkerzen, die er einigemal in die Luft schwang und dann zurückgab — auch sie wurden in die

Erde gepflanzt. Dieselbe Ceremonie ahmten die Verwandten nach.

Während dieser ganzen langen Zeit hatte der Priester, vom Grabe entfernt, ganz theilnahmslos unter dem Schatten eines mächtigen Sonnenschirmes gegessen. Nun aber kam er herbei, hielt ein kurzes Gebet, schellte dazwischen mehrmals mit einer Glocke, und sein Dienst war beendet. — Die Speisen wurden hinweg genommen, der Thee über das Grab gegossen und der Zug kehrte munter und fröhlich, unter Begleitung der Musik, die auch zeitweise am Grabe gespielt hatte, heim. — Die Speisen wurden, wie man mir sagte, an Arme vertheilt.

Am darauf folgenden Tage sah ich das berühmte Laternenfest der Chinesen. An allen Häusern, an den Gassen der Dächer, an hohen Pfählen u. s. w. hingen zahllose Laternen von farbiger Gaze und Papier, die auf das geschmackvollste geschmückt und mit Göttern, Kriegern und Thieren bemalt waren. In den Höfen und Gärten der Häuser, oder in Ermangelung derselben, auf den Straßen vor den Häusern waren auf großen Tischen halb pyramidenförmig Speisen und Früchte zwischen Blumen, Lichter- und Lampen aufgestellt. Das Volk wogte in den Straßen, Höfen und Gärten bis gegen Mitternacht umher, und dann erst wurden die eßbaren Pyramiden von den Eigenthümern und deren Verwandten angegriffen. — Mir gefiel dieses Fest sehr gut, und nichts bewunderte ich so sehr, als das bescheidene und anständige Benehmen des Volkes — es betrachtete all die Vorräthe von Gewaaren mit prüfenden Blicken; allein niemand berührte das geringste davon.



Singapore liegt 58 Minuten (Seemeilen) nördlich der Linie, auf dem 104. östlichen Längengrade. Das Klima ist im Vergleiche zu andern südlicher gelegenen Gegenden sehr angenehm. Während meines Aufenthaltes vom 3. September bis 8. Oktober stieg die Hitze in den Zimmern selten über 23, in der Sonne über 38 Grad, und selbst diese Hitze war ziemlich erträglich, da sich jeden Morgen angenehme Seebrisen erhoben. Die Temperatur wechselt im Laufe des Jahres unbedeutend, eine Folge der nahen Lage an der Linie. Sonnen-Auf- und Untergang ist stets um sechs Uhr, worauf gleich volles Tageslicht oder Finsterniß folgt; die Dämmerung währt kaum zehn Minuten.

Zum Schlusse muß ich noch bemerken, daß Singapore in kurzem der Mittelpiaz Indiens für die Dampfschiffe sein wird. Die Schiffe von Hong-kong, Ceylon, Madras, Calcutta und Europa kommen regelmäßig jeden Monat, eben so ein holländisches Kriegs-Dampfschiff von Batavia, und nächstens werden Dampfschiffe nach Manilla und Sidney gehen und gleichfalls hier anlaufen.

---

## Ost-Indien.

### Ceylon.

Abfahrt von Singapore. Die Insel Pinang. Ceylon. Pointe de Galle.  
Ausflug nach dem Innern. Colombo Hand. Der Tempel Dagoba  
Elephanten-Gang. Rückkehr nach Colombo und Pointe de Galle.  
Abreise.

Wieder fuhr ich mit einem englischen Dampfer, auf dem Braganza von 350 Pferdekraft, Kapitän Boz, der am 7. Oktober von Singapore nach Ceylon abging. Die Entfernung beträgt 1500 Seemeilen.

Die Behandlung auf diesem Schiffe war zwar von der auf dem vorigen ein wenig verschieden, aber beinahe eben so schlecht. Wir Reisende, vier \*) an der Zahl, speisten allein und hatten sogar einen Mulatten zum Aufwärter,

---

\*) Einer davon war vom ersten Platze abgesetzt worden, weil er, wie man behauptete, etwas verwirrt war, und nicht immer wußte, was er that oder sprach. Da nun die Leute des ersten Platzes dies immer genau wissen, so war ihnen der arme ein Stein des Anstoßes, und ein Nachspruch des Kapitäns verwies ihn zu uns; dabei muß ich aber bemerken, daß man die Bezahlung für den ersten Platz bezahlt.

der aber leider mit der Elephantiasis behaftet war, — eine Krankheit deren Anblick gerade nicht dazu diente, den Appetit zu erhöhen.

Wir segelten in der Straße von Malacca, welche Sumatra von der Halbinsel Malacca trennt und verloren während des 7. und 8. Oktober das Land nicht aus dem Gesichte. Der Vorbergrund Malaccas besteht aus Hügel-Land, das sich erst tiefer im Innern zu einer schönen Gebirgskette erhebt. Auf der linken Seite lagen mehrere gebirgige Inseln, die uns den Anblick von Sumatra gänzlich verbargen.

Mehr als außen in der Natur gab es auf unserm Schiffe zu sehen. Die Mannschaft bestand aus 79 Köpfen, unter welchen Chinesen, Malaien, Cingalesen, Bengalen, Hindostaner und Europäer waren. Bei den Mahlzeiten hielten sich gewöhnlich die Landsleute zusammen. Sie hatten alle ungeheure Schüsseln mit Reis und kleine Näpfehen mit Curri vor sich; einige Stückchen getrockneten Fisches dienten statt des Brotes. Den Curri gossen sie über den Reis, machten ihn mit den Händen durcheinander und bildeten kleine Ballen, die sie nebst einem Stückchen Fisch in den Mund schoben. Die Hälfte der Portion fiel meistens wieder in die Schüssel zurück.

Die Trachten dieser Menschen waren höchst einfach. Viele hatten außer kurzen Beinkleidern nichts am Körper. Den Kopf bedeckte gewöhnlich ein schmutziger, ärmlicher Turban, und in Ermangelung dessen ein färbiger Lappen oder eine alte Matrosenkappe. Die Malaien hatten lange Tücher um den Körper gewickelt, von welchen ein Theil über die Achsel geschlagen wurde. Die Chinesen wichen

in nichts von ihrer Landestracht und Lebensweise, und nur die farbigen Diener der Schiffsoffiziere waren mitunter sehr zierlich und geschmackvoll gekleidet. Sie trugen weiße Beinkleider, weite, weiße Ueberkleider mit weißen Binden, bunte, seidene Sätfchen und kleine gestickte, weiße Kappchen oder schöne Turbane.

Die Art und Weise, mit welcher all diese farbigen Menschen behandelt wurden, fand ich durchaus nicht christengemäß; es fehlte nie an rauen Worten, an Stößen, Puffen und Fußtritten, ja der geringste europäische Matrosenbube erlaubte sich die größten Handlungen, die gemeinsten Späße gegen jene. — Arme Geschöpfe! wie ist es möglich, daß sie Liebe und Achtung für die Christen fühlen sollen!

Am 9. Oktober landeten wir auf dem Eiländchen Pinang. Das Städtchen gleichen Namens liegt in einer kleinen Ebene, die zur Hälfte eine Erdzunge bildet. Unfern des Städtchens erheben sich hübsche Gebirge, welche dieser kleinen Insel ein reizendes Aussehen verleihen.

Ich erhielt fünf Stunden Urlaub; die ich dazu benutzte, in einem Palankine kreuz und quer durch das Städtchen, ja sogar ein wenig ins Land hinein zu fahren. Alles was ich sah, konnte ich mit Singapore vergleichen. Das Städtchen selbst ist nicht hübsch, dagegen sind es aber die Landhäuser, die alle in herrlichen Gärten liegen. Viele gebahnte Wege durchschneiden auch dies Inselchen.

Auf einem der nahen Berge soll man einen schönen Ueberblick über Pinang, einen Theil von Malacca und die See haben; auf dem Wege dahin soll auch ein Wasser-

fall sein, — leider reichten die wenigen Stunden nicht aus, alles zu besehen.

Der größte Theil der Bevölkerung dieser Insel besteht aus Chinesen. Handwerke und Kleinhandel liegen fast ausschließlich in ihren Händen.

Am 11. Oktober sahen wir das Inselchen Pulo-Rondo, zu Sumatra gehörig. Nun segelten wir den bengalischen Meerbusen von Osten nach Westen auf der geradesten Linie durch, und bekamen bis Ceylon kein Land mehr zu Gesicht.

Am 17. Oktober Nachmittags näherten wir uns der Küste von Ceylon. Mit neugierigen Blicken wandte ich mich dahin, denn Ceylon wird als ein Eden, als ein Paradies geschildert, — ja man behauptet sogar, daß Adam, unser Stammvater, in diesem Lande seinen Wohnort genommen habe; nachdem er aus dem Paradiese getrieben worden war, was man dadurch beweisen will, daß noch jetzt einige Orte auf der Insel seinen Namen führen, wie der „Adamspic“, die „Adamsbrücke“ u. s. w. — Auch die Luft sog ich begierig ein, — ich hoffte, gleich andern Reisenden, die balsamischen Düste der reichen Gewürzpflanzen einzuathmen.

Wunderbar schön entstieg die Insel den Fluthen, und immer herrlicher entwirrte sich die große Gebirgswelt, die Ceylon so vielfach durchkreuzt. Die höchsten Gipfel der Berge wurden von den Strahlen der sich neigenden Sonne noch magisch erleuchtet, während die dichten Kokoswälder, die Hügel und Ebenen im schwarzen Dunkel lagen. Die aromatischen Düste aber blieben aus, und es

noch auf unserm Schiffe wie zuvor nur nach Theer, Steinkohlen, Dampf und Del.

Gegen neun Uhr Nachts befanden wir uns vor dem Hafen Pointe de Galle. Da die Einfahrt höchst gefährlich ist, blieben wir die Nacht ruhig davor liegen. Am folgenden Morgen kamen zwei Lootsen, die uns glücklich in dem schmalen Raum des tiefen Fahrwassers nach dem Hafen brachten.

Raum an's Land gestiegen, wurden wir von Schaa-ren von Verkäufern umringt, die uns geschliffene Edelsteine, Perlen und Arbeiten von Schildkröte und Elfenbein zum Kaufe anboten. Der Kenner mag hier vielleicht gute Geschäfte machen können; dem Laien aber ist zu rathen, sich nicht von der Größe und dem Glanze der Edelsteine und Perlen blenden zu lassen, da die Eingebornen, wie man mir sagte, den schlauen Europäern die Kunst, bei günstigen Gelegenheiten großen Nutzen zu ziehen, bereits abgelernt haben.

Die Lage von Pointe de Galle ist höchst anmuthig: im Vordergrunde erheben sich schöne Felsgruppen und im Hintergrunde schließen sich stolze Palmenwälder an das durch einige Festungswerke beschützte Städtchen. Die Häuser sind nett, niedrig und häufig von Bäumen beschattet, die in manchen der reinlichen Gassen Alleen bilden.

Pointe de Galle ist der Punkt, auf welchem die Dampfschiffe von China, Bombay, Calcutta und Suez zusammen treffen. Die Reisenden, die von Calcutta, Bombay und Suez kommen, verweilen hier nur 12, höchstens 24 Stunden; dagegen müssen aber jene, die von

China nach Calcutta sich begeben, zehn, auch vierzehn Tage auf den Dampfer warten, der sie weiter befördern soll. Mir war dieser Aufenthalt sehr erwünscht, — ich benützte ihn zu einer Reise nach Kandy.

Von Pointe de Galle nach Colombo gehen zwei Gelegenheiten: die Mail (königl. englische Post) täglich, und eine Privatgelegenheit dreimal in der Woche. Die Entfernung beträgt 73 englische Meilen, welche in zehn Stunden zurückgelegt werden. Der Platz in der Mail kostet zwei und ein halb Pfund Sterling, in der Privatkutsche zwölf Schillinge. Die Kürze der Zeit zwang mich zur ersteren meine Zuflucht zu nehmen. Die Straße ist herrlich, kein Hügel, kein Steinchen hemmt den Lauf der flüchtigen Kasse, die überdies noch alle acht Meilen gewechselt werden.

Der größte Theil des Weges führte unweit des Meeresstrandes durch dichte Cocospalmdungen. Die Straße war so belebt und bewohnt, wie mir selbst in Europa nichts ähnliches vorgekommen ist. Ortschaften stießen an Ortschaften, und der einzelnen Hütten lagen so viele dazwischen, daß man keine Minute fuhr, ohne an einer solchen vorüber zu kommen. Auch kleine Städtchen sahen wir, von welchen mir aber nur Calluri durch einige hübsche, von Europäern bewohnte Häuser auffiel. Nahe dabei auf einem felsigen Hügel an der See lag eine kleine Citabelle.

Längs der Straße standen unter kleinen Palmdächern große irdene Gefäße mit Wasser gefüllt; Cocoschalen lagen daneben, als Trinkgefäße dienend. Eine nicht minder lobenswürdige Einrichtung für die Bequemlichkeit des Wanderers sind kleine gemauerte, auf den Seiten offene

Hallen, mit einem Dache überdeckt und mit Bänken versehen. Manche Reisende bringen darunter die Nächte zu.

Die stets auf- und niederwogende Menge von Menschen und Wagen machte die Reise höchst kurzweilig. Man konnte da alle Racen studiren, aus welchen die Bevölkerung Ceylon's zusammengesetzt ist. Die größte Zahl bilden die eigentlichen Bewohner, die Cingalesen; außerdem gibt es Indier, Mohamedaner, Malaien, Malabaren, Juden, Mohren, ja sogar Hottentotten. Unter den drei erstgenannten Stämmen sah ich viele mit schöner, angenehmer Gesichtsbildung; besonders schön sind die cingalesischen Knaben und Jünglinge. Sie haben zarte, wohlgebildete Gesichtszüge und sind so schlank und fein gebaut, daß man leicht in den Irrthum fallen könnte, sie für Mädchen zu halten, wozu auch viel die Art und Weise beiträgt, wie sie die Haare stecken: sie gehen nämlich ohne Kopfbedeckung, kämmen die Haare alle nach hinten und drehen sie in einen Knoten, der mittelst eines Kammes, dessen Schild flach, breit und vier Zoll hoch ist, am Hinterkopfe befestiget wird. Die Männer kleidet dieser Kopfschmuck gerade nicht am besten. Die Mahomedaner und Juden haben etwas kräftigere Gesichtszüge, — letztere sehen den Arabern ziemlich ähnlich; sie haben, gleich ihnen, edle Physiognomien. Auch erkennt man die Mohamedaner und Juden leicht an ihren geschorenen Häuptionen und den langen Bärten; sie tragen kleine weiße Kappchen oder Turbane. Auch viele Indier schmückten sich mit Turbanen; die meisten aber haben nur einfache Tücher, die sie über den Kopf schlagen. Letzteres ist auch bei den Malabaren und Malaien Sitte. Die Hottentotten lassen ihr pech-



schwarzes Haar in struppichter Unordnung über den Vorderkopf und den halben Nacken hängen. Die Kleidung macht, mit Ausnahme der Mohamedaner und Juden, keiner von diesen Nationen große Sorge. Außer einer kleinen Leibbinde oder einem handbreiten Lappen, der zwischen die Beine gezogen wird, gehen sie nackt. Jene, die gekleidet sind, tragen kurze Hosen und ein Oberkleid.

Vom weiblichen Geschlechte sah ich sehr wenige, und diese nur nahe an ihren Hütten. Es scheint, daß sie hier seltener als irgendwo ihre Wohnungen verlassen. Auch ihre Tracht war sehr einfach. Eine Schürze um die Lenden gebunden, ein kurzes Jäckchen, das den Oberkörper mehr entblößte als bedeckte, und ein Lappen, der über den Kopf hing, bildeten den ganzen Anzug. Viele waren in große Tücher eingeschlagen, die sie ziemlich lose trugen. Die Ranten der Ohren, so wie die Ohrkläppchen hatten sie durchstochen und mit Ohrgehängen geschmückt. An den Füßen, Armen und am Halse trugen sie Ketten und Spangen von Silber oder anderem Metalle, und an einer der Fußzehen einen großen, sehr massiven Ring.

Man sollte meinen, daß das weibliche Geschlecht in einem Lande, wo es sich so wenig zeigen darf, immer streng verhüllt sein müsse; dies war aber hier gerade nicht der Fall. Manche hatten Jäckchen und Kopftuch vergessen, und besonders schien diese Vergessenheit den alten Weibern eigen zu sein, die in dieser Blöße wahrhaft widerlich aussahen. Unter den jüngern gab es manch schönes ausdrucksvolles Gesichtchen; nur mußte man sie ebenfalls nicht ohne Jäckchen sehen, da ihre Brüste bis an die Lenden hinab hingen.

Die Hautfarbe der Bewohner varirt von licht- bis dunkelbraun, röthlichbraun und kupferroth. Die Hottentotten sind schwarz, aber nicht von dem glänzenden Schwarz der Neger.

Merkwürdig ist die Scheu, die all diese halbnackten Leute vor dem Regen und vor nassen Stellen haben. Zufällig fing es an ein wenig zu regnen; augenblicklich sprangen sie wie Seiltänzer über jede kleine Pfütze und eilten den Hütten und Häusern zu, um sich darunter zu bergen. Jene, welche gezwungen waren, ihren Weg fortzusetzen, hielten statt der Regenschirme die Blätter der Schirmpalme (*Corypha umbraculifera*), auch Talibot genannt, über sich. Diese Blätter haben bei vier Fuß im Durchmesser und lassen sich leicht zusammenhalten wie Fächer. Ein solches Riesenblatt ist groß genug zwei Menschen vor dem Regen zu schützen.

Viel weniger als den Regen fürchten sie die glühenden Sonnenstrahlen. Man sagt, daß die Sonne den Eingebornen nicht gefährlich sei, indem diese ihre dicke Hirnschale und das darunter liegende Fett vor dem Sonnenstiche schütze.

Ganz eigener Art fand ich die Fuhrwerke, die ich hier sah: es waren hölzerne zweirädrige Karren mit Palmendächern, die vorne und hinten bei vier Fuß über den Karren hinaus reichten. Diese Vorsprünge dienen dem Fuhrmanne als Schutz gegen Regen und Sonne, sie mögen kommen von welcher Seite sie wollen. Die Ochsen, stets zwei, waren so weit vom Wagen gespannt, daß der Kutscher ganz bequem zwischen ihnen und dem Wagen gehen konnte.

Die Frühstückszeit, eine halbe Stunde, benützte ich, an den Meeresstrand zu gehen, wo ich auf gefährlichen Klippen, mitten in den schauerlichsten Brandungen, viele Menschen eifrig beschäftigt sah. Die einen lösten mittelst langen Stangen Schaalthiere von den Felsen, die andern stürzten sich in den Meeresgrund, sie herauf zu holen. Ich dachte, in den Schalen müßten Perlen enthalten sein, da sich meiner Meinung nach die Menschen bloß der Austern wegen nicht solchen Gefahren aussetzen würden. Dennoch war letzteres der Fall, denn später erfuhr ich, daß der Perlsfang wohl auf dieselbe Art betrieben wird, aber an der Ostküste Ceylon's und nur in den Monaten Februar und März.

Die Boote, deren sich die Leute bedienten, waren von zweierlei Art, die größeren, die an vierzig Mann faßten, sehr breit, von Brettern zusammengefügt und mit Stricken von Cocosfasern verbunden — die kleineren glichen jenen, die ich in Taili gesehen hatte; nur kamen sie mir noch gefährlicher vor. Ein ganz seichter, äußerst schmaler, ausgehöhlter Baumstamm bildete die Grundlage; die Seitenwände waren durch Bretter erhöht und mit Seiten- und Querstangen versehen. Das Fahrzeug ragte kaum andert- halb Fuß hoch aus dem Wasser und die obere Breite betrug keinen ganzen Fuß. Ein Brettchen zum sitzen lag darüber; die Kniee aber mußten aus Mangel an Raum über einander gelegt werden.

Der größte Theil des Weges ging, wie gesagt, durch Cocoswaldungen, in welchen der Boden sehr sandig, von Schlingpflanzen und Untergehölzen ganz frei war; wo aber Laubbäume standen, fand ich das Erdreich fett und

Baumstämme und Boden von üppig wuchernden Schlingpflanzen überdeckt. Von Orchibäen gab es sehr wenige.

Wir setzten über vier Flüsse, den Tindureh, Benlock, Cattura und Pandura. Zwei überfuhren wir in Booten, über die andern gelangten wir auf schönen, hölzernen Brücken. Zehn englische Meilen von Colombo fingen die Zimmtpflanzungen an. Auf dieser Seite Colombo's liegen auch alle Landhäuser der Europäer; sie sind sehr einfach, von Cocospalmen umschattet und mit Mauern umgeben. Nachmittags drei Uhr rollte unser Wagen über zwei Zugbrücken, durch zwei Festungsthore in die Stadt. Die Lage Colombo's ist bei weitem anmuthiger als jene von Pointe de Galle, da man den schönen Gebirgen bereits um vieles näher ist.

Ich hielt mich hier nur über Nacht auf und ging schon am folgenden Morgen mit der Post weiter nach der 72 englische Meilen entfernten Stadt Kandy.

Am 20. Oktober um fünf Uhr wurde abgereist. Colombo ist eine sehr ausgedehnte Stadt. Wir fuhren durch unendlich lange, breite Straßen, zwischen hübschen Häusern, die alle mit Veranden und Säulengängen umgeben waren. Einen schauerlichen Eindruck machten auf mich die vielen Menschen, die unter diesen Veranden oder Vorsprüngen der Häuser ausgestreckt lagen und mit weißen Laken überdeckt waren. Anfangs dachte ich, es seien Todte; dann aber wurde mir die Zahl zu groß, und ich sah wohl, daß es nur Schläfer waren. Auch fing mancher an sich zu bewegen und das Leichentuch von

*Anmerkung.* Die Entfernungen der Landreise rechne ich nach englischen Meilen, deren 4 etwa eine deutsche Meile machen. Pfeiffers Reise, II. Th.

sich zu streifen. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß die Eingebornen es angenehmer finden, vor als in den Häusern zu schlafen.

Eine lange Schiffbrücke führt über den bedeutenden Fluß Calanyganga, und der Weg wendet sich nun immer mehr von dem Meere ab; auch die Landschaft ändert sich bald. Schöne Reisplantagen erstrecken sich über große Ebenen, deren saftiges Grün mich an unsere Weizenstaaten erinnerte, wenn sie im Frühlinge hervortreten. Die Waldpartien bestehen aus Laubholz, und die Palmen werden seltener; nur hie und da strecken sie sich in die fremden Waldungen, aus welchen sie gleich Riesen emporragen und alles überschatten. Nichts war schöner, als wenn die zarten Schlinggewächse sich auch an die Palmen wagten, den langen Stamm umrankten und bis an die hohe Blätterkrone reichten.

Nachdem wir bei sechzehn englische Meilen zurückgelegt hatten, stiegen die Anhöhen und Hügel an, und bald umgaben uns die Gebirge von allen Seiten. Am Fuße jedes Berges standen Vorspannpferde bereit die uns eilig über Berg und Höhe brachten. Auch diese 72 Meilen, obwohl wir bis Kandy bei 2000 Fuß emporstiegen, wurden in eilf Stunden gemacht.

Je näher wir dem Gebiete Kandy's kamen, desto vielfältiger und abwechselnder wurden die Gebirgsscenarien. Bald war man enge von ihnen umschlossen, bald thürmten sich Berge auf Berge, und eine Kuppe suchte die andere an Höhe und Schönheit der Form zu überbieten. Bis zur Höhe von einigen tausend Fuß waren sie üppig bewachsen, dann kämpfte sich aber meistens das Felsengebiet

durch. — Nicht minder interessant als die Gegend waren mir die seltsamen Gespanne, die uns zeitweise begegneten. Ceylon ist, wie man weiß, reich an Elephanten, deren viele gefangen und zu verschiedenen Arbeiten verwendet werden. Hier waren sie zu zwei bis drei vor große Wagen gespannt, um Steine zur Ausbesserung der Straßen herbei zu fahren.

Vier Meilen vor Kandy kamen wir an den Fluß Mahavilaganga, über welchen sich eine meisterhafte Brücke aus einem einzigen Bogen wölbt. Brücke und Sparrenwerk sind aus dem kostbaren Satin Wood (Atlas-Holz). An diese Brücke knüpft sich folgende Sage:

Als die Eingebornen von den Engländern besiegt wurden, gaben sie die Hoffnung, ihre Freiheit wieder zu erringen, nicht auf, weil eines ihrer Orakel prophezeit hatte, so unmöglich es sei, durch einen Weg die beiden Ufer des Mahavilaganga zu verbinden, eben so unmöglich werde es einem Feinde sein, eine dauernde Herrschaft über sie zu erringen. Anfangs lächelten sie, als der Bau der Brücke begonnen wurde, und meinten, er werde nie gelingen. Nun denken sie, wie man mir sagt, an keine Befreiung mehr.

Nähe an der Brücke befindet sich ein botanischer Garten, welchen ich des folgenden Tages besuchte. Mich überraschte die schöne Ordnung, so wie der Reichthum an Blumen, Pflanzen und Bäumen.

Diesem Garten gegenüber liegt eine der größten Zuckerplantagen; in der Umgebung sind mehrere Kaffeepflanzungen.

Die Lage Kandy's ist, nach meinem Geschmacke,

überaus reizend. Viele behaupten zwar, daß die Berge gar zu nahe seien, und daß Kandy eigentlich in einem Kessel liege. Jedenfalls ist aber dieser Kessel reizend, um so mehr, als er in der üppigsten Vegetation erblüht. Das Städtchen ist klein und häßlich: man sieht nichts als einen Haufen kleiner Kramläden, vor welchen sich die Eingebornen umhertreiben. Die wenigen Häuser der Europäer, die Geschäftslokale und Kasernen, liegen außer der Stadt auf kleinen Hügeln. Große, künstlich angelegte Wasserbeden, von herrlichem, durchbrochen gearbeitetem Mauerwerke umgeben und von Alleen der mächtigen Tulpenbäume beschattet, füllen einen Theil des Thales aus. An einem dieser künstlichen Teiche liegt der berühmte Buddha-Tempel Dagoba, der im maurisch-hindostanischen Style aufgeführt und reichlich mit Verzierungen ausgestattet ist.

Als ich die Postkutsche verließ, empfahl mir einer der Reisenden einen guten Gasthof und hatte noch die Güte, einen Eingebornen herbei zu rufen und ihm den Ort zu erklären, wohin er mich zu führen habe. Als ich am Gasthose ankam, bedauerte man sehr, kein leeres Zimmer mehr zu haben. Ich bat die Leute, meinem Führer ein anderes Haus anzuzeigen, was sie auch thaten. Der Bursche führte mich hierauf von dem Städtchen weg, wies nach einem nahen Hügel, und bedeutete mir, daß hinter diesem das Gasthaus liege. Ich glaubte es ihm, da ich sah, daß alle Gebäude weit von einander lagen. Als ich aber auf dem Hügel ankam, sah ich statt des Hauses eine etwas entlegene Gegend und einen Wald. Ich wollte zurück; doch der Kerl merkte nicht auf mich und schritt dem Walde zu. Ich riß ihm mein Felleisen von der Schulter

und wich nicht von der Stelle. Er wollte es mit Gewalt wieder nehmen; da sah ich aber glücklicherweise in einiger Ferne zwei englische Soldaten, denen ich zuschrie und zuwinkte, herbei zu kommen. Als der Bursche dies sah, lief er davon. — Ich erzählte den Soldaten mein Abenteuer; sie wünschten mir Glück zur Rettung meines Gepäcks und führten mich hierauf zur Kaserne, wo einer der Offiziere so gefällig war, mich in einen andern Gasthof führen zu lassen.

Mein erster Besuch galt dem Tempel Dagoha, der eine große Reliquie der Gottheit Buddha: einen ihrer Zähne enthält. Der Tempel sammt den Nebengebäuden ist von Mauern umgeben. Der Umfang des Haupttempels erschien sehr unbedeutend, und das Allerheiligste, welches den Zahn enthält, ist ein kleines Gemach von kaum zwanzig Fuß im Durchmesser. Tiefe Finsterniß herrscht darin, da es keine Fenster hat, und innerhalb der Thüre ein Vorhang hängt, um das einfallende Licht abzuhalten. Die Wände und die Decke sind mit seidenen Teppichen ausgelegt, die aber kein anderes Verdienst als jenes des Alters haben. Sie waren zwar mit Goldfäden durchwirkt, scheinen jedoch nie allzureich gewesen zu sein, und ich konnte mir durchaus nicht vorstellen, daß sie je einen so großen, blendenden Effekt hervorgebracht haben, wie manche Reiseberichte melden. Das halbe Gemach nimmt eine große Tafel (eine Art Altar) ein, die mit Silberplatten ausgefästelt und an den Ranten mit Edelsteinen besetzt ist. Auf dieser Tafel steht ein glockenartiger Sturz, der an dem unteren Ende einen Durchmesser von wenigstens drei Fuß, und eine gleiche Höhe hat. Er ist von stark vergoldetem



Silber und mit vielen kostbaren Edelsteinen ausgeschmückt. Ein Pfau in der Mitte ist bloß aus Edelsteinen zusammengesetzt; doch machen all' diese vielen und großen Edelsteine keinen besondern Effekt, da sie sehr plump und unvortheilhaft gefaßt sind.

Unter dem Riesensturze befinden sich sechs kleinere, die von reinem Golde sein sollen, — der letzte deckt den Zahn der allmächtigen Gottheit. Den äußeren Sturz versperren drei Schlösser, zu welchem zwei der Schlüssel bei dem englischen Gouverneur liegen, während der dritte bei dem Oberpriester des Tempels bleibt. Vor kurzem hat aber das Gouvernement die beiden Schlüssel unter großen Feierlichkeiten den Eingebornen zurückgegeben, und sie befinden sich jetzt bei einem der Radscha's (Prinzen) der Insel.

Die Reliquie selbst wird höchstens einem Prinzen oder sonst einem Mächtigen der Erde gezeigt, andere Leute müssen sich mit den Worten des Priesters begnügen, der gegen eine kleine Belohnung die Gefälligkeit hat, die Größe und Schönheit des Zahnes zu beschreiben. Seine blendend weiße Farbe soll das Elfenbein beschämen, seine Form, alles der Art bisher Gesehene übertreffen, und seine Größe der eines mächtigen Ochsenzahnes entsprechen.

Unzählige Menschen wallfahrten jährlich hieher, um dem göttlichen Zahne ihre Verehrung darzubringen.

Der Glaube macht selig; — gibt es doch unter den christlichen Secten viele Menschen, die Dinge für wahr halten, wozu kein minder fester Glaube gehört. So erinnere ich mich noch aus meiner Jugendzeit einst einem Feste beigewohnt zu haben, das zu Calvaria, einem Wall-

fahrtorte in Galizien, noch jetzt alljährlich gefeiert wird. Eine große Anzahl Pilger kommen dahin, um Splitterchen vom Kreuze des Heilandes zu holen. Die Priester machten ganz kleine Kreuzchen von Wachs, worauf sie, wie sie dem gläubigen Volke versicherten, Splitterchen vom wahren Kreuze Christi klebten. Diese Kreuzchen waren in Papier gewickelt und standen in vollen Körben zur Austheilung, das heißt zum Verkaufe bereit. Jeder Bauer pfl egte wenigstens drei Stücke zu nehmen, von welchen er eines in die Stube, das zweite in den Stall und das dritte in die Scheune legte. Das sonderbarste dabei war, daß dieser Kauf alle Jahre wiederholt werden mußte — die alten Kreuzchen hatten nach Verlauf dieser Zeit ihre heilige Kraft verloren.

Doch kehren wir wieder nach Kandy zurück. In einem zweiten Tempel, der sich an das Heiligthum anschließt, sind zwei riesige Statuen des Gottes Buddha in sitzender Stellung, — beide sollen vom feinsten Golde sein (inwendig hohl). Vor diesen kolossalen Figuren stehen ganze Reihen kleiner Buddha's, die aus Crystall, Glas, Silber, Kupfer oder anderen Materialien verfertigt sind. Auch in der Vorhalle sieht man mehrere aus Stein gehauene Statuen von Göttern, nebst andern Fragmenten, die aber alle ziemlich roh und steif gearbeitet sind. Mitten darunter steht ein kleines Monument von einfachem Mauerwerke, einer umgestürzten Glocke gleichend; es soll das Grab eines Braminen enthalten.

An den Außenwänden des Haupttempels sieht man die ewigen Strafen in jämmerlichen Fresken gemalt. Letztere stellen Menschen dar, die geröstet, oder mit glühenden

Zangen gezwickt, oder theilweise gebraten wurden, oder Feuer verschlucken mußten. Dann sah man solche, die zwischen Felsen eingezwängt waren, andere, welchen Fleisch aus dem Körper geschnitten wurde, u. s. w. Doch scheint bei den Buddhisten auch das Feuer bei den ewigen Strafen die Hauptrolle zu spielen.

Die Pforten des Haupttempels sind von Metall, die Thürstöcke von Elfenbein. Auf ersteren sind in erhabener, auf letzteren in eingeleger Arbeit die herrlichsten Arabesken, Blumen und andere Verzierungen angebracht. Vor dem Eingange der Hauptpforte stehen als Zierde vier der größten Elefantenzähne, die je gefunden wurden.

Im Hofe rings umher sind die Zelte der Priester. Diese letzteren gehen stets mit entblößtem, ganz geschornem Haupte, und ihre Tracht besteht in lichtgelben Oberkleidern, die den Körper so ziemlich bedecken. Einst soll dieser Tempel fünfhundert diensthuernde Priester gehabt haben, — jetzt muß sich die Gottheit mit einigen Duzenden begnügen.

Die Andachtsbezeugungen der Buddhisten bestehen hauptsächlich in Blumen- und Geldspenden. Täglich wird des Morgens und des Abends vor der Pforte des Tempels eine ohrenzerreißende Musik, Tam-lam genannt, mit einigen weithin schallenden Trommeln und Pfeifen ausgeführt. Bald darauf sieht man Leute von allen Seiten herbeikommen, welche die schönsten Blumen in Körben bringen. Die Priester schmücken damit die Altäre aus, und zwar mit solcher Zierlichkeit und solchem Geschmade, daß sie hierin gewiß nicht zu übertreffen sind.

Außer diesem Tempel gibt es noch einige andere in

Kandy, von welchen jedoch nur noch einer merkwürdig ist. Dieser liegt am Fuße eines Felsbügels, in welchen eine sechsunddreißig Fuß hohe Buddha-Statue ausgehauen ist. Ein kleiner, niedlicher Tempel wölbt sich darüber. Der Gott ist mit den buntesten Farben bemalt. Die Wände des Tempels, mit schönem, röthlichem Cement überkleidet, sind in kleine Felder getheilt, in welchen überall der Gott Buddha *al fresco* erscheint. Einige Bildnisse Vischnu's, einer andern Gottheit, findet man jedoch darunter. Besonders schön und frisch haben sich die Farben an der südlich gelegenen Wand des Tempels erhalten.

Ein Grabesmonument, gleich jenem im Tempel Dagoba, steht ebenfalls hier, aber nicht eingeschlossen im Tempel, sondern unter Gottes freiem Himmel, beschattet von ehrwürdigen Bäumen.

Neben den Tempeln gibt es häufig Schulen, in welchen die Priester das Lehramt versehen. Bei diesem Tempel fanden wir ein Duzend Jungen (Mädchen dürfen keine Schule besuchen), die sich gerade mit Schreiben beschäftigten. Die Vorschriften waren mittelst eines Griffels auf schmale Palmblätter sehr schön geschrieben. Die Knaben schrieben auf demselben Materiale.

Höchst lohnend ist ein Spaziergang nach dem großen Thale, das von dem Mahavilaganga durchschnitten wird. Es ist von zahllosen, wellenförmigen Hügeln durchzogen, deren viele in regelmäßige Terrassen getheilt und mit Reis oder Kaffee bepflanzt sind. Die Natur ist hier jung und kräftig und belohnt reich den Fleiß des Pflanzers. Die Schlagschatten dieses Bildes bilden dunkle Haine von

Palmen oder Laubbäumen, den Hintergrund theils hohe Gebirge in sammtgrünem Festkleide, theils wildromantische Fels-Kolosse in düster-grauer Nacktheit.

Ich sah viele der höchsten Berge Ceylon's, Riesen von 8000 Fuß Höhe, leider aber nicht den berühmtesten, den *Adam's pic*. Dieser Berg, 6500 Fuß hoch, soll auf der letzten Spitze so steil sein, daß man, um das Erstiegen möglich zu machen, kleine Stufen in den Fels gehauen und eine eiserne Kette gezogen hat. Die Mühe des kühnen Kletterers wird aber reichlich belohnt. Oben auf der Platte ist die zarte Spur eines fünf Fuß langen Fußes abgebrüht. Die Muhamedaner legen dies übernatürliche Zeichen unserm kräftigen Stammvater Adam bei, die Buddhisten ihrem großzahnigen Gotte Buddha. Von beiden Völkern wallen jährlich viele Tausende hin, ihre Andacht darzubringen.

Zu Kandy ist noch der Palast des ehemaligen Königs oder Kaisers von Ceylon zu sehen — ein schönes gemauertes Gebäude, das aber wenig eigenthümliches hat; ich würde es für ein von Europäern aufgeführtes Werk gehalten haben. Es besteht aus einem etwas erhöhten Erdgeschoße mit großen Fenstern und schönen Vorhallen, die auf Säulen ruhen. Das einzige merkwürdige ist im Innern ein großer Saal, dessen Wände mit einigen grob und steif ausgearbeiteten Reliefs, Thiere darstellend, ausgeschmückt sind. Seit der eingeborne Monarch von Ceylon durch die nimmersatten Engländer in Ruhestand versetzt wurde, bewohnt der englische Resident oder Gouverneur diesen Palast.

Wäre ich vierzehn Tage früher nach Kandy gekom-

men, so hätte ich einer Elephanten-Jagd oder, besser gesagt, einem Elephanten-Fange beiwohnen können. Man sucht zu diesem Zwecke an den Ufern eines Flusses den Ort auf, wohin diese Thiere gewöhnlich zur Tränke gehen. Da wird dann ein großer Raum mit Pfählen umgeben, zu welchem, verzweigte enge Wege, ebenfalls von starken Pfählen umzäunt, führen. Ein abgerichteter Elephant, in der Mitte dieses Raumes angebunden, lockt durch sein Geschrei die durstigen Thiere an sich, die sorglos in die Irrwege gehen, aus welchen sie nicht mehr hinaus können, da die Jäger und Treiber hinter ihnen her sind, durch Lärmen sie in Schrecken setzen und dem großen Raume zu treiben. Die ausgezeichnet großen Thiere werden lebend gefangen, indem man sie etwas Hunger leiden läßt, wodurch sie so folgsam werden, daß sie sich ruhig eine Schlinge umwerfen lassen und ohne Widerstand dem gezähmten Elephanten folgen. Die übrigen werden entweder getödtet oder frei gelassen, je nachdem sie schöne Hauer (Zähne) haben oder nicht.

Die Vorbereitungen zu solch einem Fange währen oft mehrere Wochen, da außer der Einzäunung des Platzes auch viele Treiber die Elephanten weit und breit auffuchen und nach und nach dem Wasserplatze zutreiben müssen.

Manchmal geht man auch, nur mit Gewehren versehen, auf die Elephanten-Jagd; doch ist dies gefährlich. Der Elephant hat nämlich, wie bekannt, nur eine leicht verwundbare Stelle: die Mitte der Hirnschale. Trifft man diese, so erlegt man das Ungeheuer auf den ersten Schuß; fehlt man sie aber, dann wehe dem Jäger — er wird von den Füßen des wüthenden Thieres zermalmt. —

Sonst ist der Elefant sehr friedliebend und greift nicht leicht den Menschen an.

Die Europäer richten die Elefanten zum ziehen und Lasttragen ab, (ein Elefant trägt bis vierzig Centner) die Eingebornen halten sie mehr zur Fierde und zum reiten.

Nach drei Tagen verließ ich Kandy und ging wieder nach Colombo zurück. Hier mußte ich mich einen Tag aufhalten, weil gerade Sonntag war, während dessen keine Mail geht.

Ich benutzte diese Zeit, die Stadt, die von einem starken Fort beschützt wird, zu besuchen. Sie ist sehr ausgedehnt, hat hübsche breite Straßen und nette, einstöckige Häuser, die mit Veranden und Säulengängen umgeben sind. Die Bevölkerung wird auf 80,000 Seelen gerechnet, darunter (ohne Militär) ungefähr 100 Europäer und 200 Abkömmlinge von Portugiesen, welche letztere schon vor Jahrhunderten hier eine Ansiedlung gegründet hatten. Ihre Gesichtsfarbe ist so braun wie jene der Eingebornen.

Des Morgens besuchte ich den katholischen Gottesdienst. Die Kirche war voll von irländischem Militär und Portugiesen. Die Portugiesinnen erschienen sehr reich gekleidet: sie trugen gefaltete Röcke und kurze Jacken von Seidenstoffen, Ohrgehänge von Perlen und Edelsteinen und um den Hals, um die Arme, ja sogar um die Füße Gold- und Silberketten.

Nachmittags ging ich nach einigen Zimmtpflanzungen, deren viele um Colombo liegen. Der Zimmt-Baum oder Strauch ist in Reihen gepflanzt, höchstens neun Fuß

hoch, und trägt weiße, geruchlose Blüthen. Aus der Frucht, die kleiner als eine Eichel ist, wird Del gewonnen, welches, wenn man die Frucht zerquetscht und kocht, obenauf schwimmt. Man mengt es mit Cocosöl und verbraucht es bei der Beleuchtung.

Die Zimmlernternte hat zweimal im Jahre statt: die erste (große) von April bis Juli, die zweite (kleine) von November bis Januar. Die Rinde wird mittelst eines Messers von den dünnen Ästen geschält und an der Sonne getrocknet, wodurch sie eine gelbliche oder bräunliche Farbe bekommt. Der feinste Zimmt ist lichtgelb und höchstens von der Dicke eines Kartenpapiers.

Das feine Zimmtöl, das man als Arznei gebraucht, wird aus dem Zimmt selbst gezogen. Man schüttet ihn in ein hölzernes, mit Wasser angefülltes Gefäß und läßt ihn acht bis zehn Tage darin liegen. Die ganze Masse wird hierauf in einen Destillirkolben gegeben und über einem kleinen Feuer destillirt. Auf dem daraus gewonnenen Wasser sammelt sich nach kurzer Zeit Del, welches man mit der größten Sorgfalt abschöpft.

Unter den Thieren Ceylon's fielen mir außer den Elephanten noch besonders die Raben auf, und zwar durch ihre Menge und ihre Zähmheit. In jedem Städtchen und Dörfchen sieht man eine Unzahl dieser Vögel, die an die Thüren und Fenster kommen und alles aufspicken. Sie sind dem Lande das, was die Hunde der Türkei — sie zehren allen Unrath auf. Das Hornvieh ist etwas klein und hat zwischen den Schulterblättern Höcker, die aus Fleisch bestehen und für Lederbissen gehalten werden.

In Colombo und Pointe de Galle sieht man auch



viele große weiße Büffel, die dem englischen Gouvernement gehören und von Bengalen hierher gebracht werden. Man gebraucht sie zum schweren Zuge.

Unter den Früchten war die Ananas von vorzüglicher Größe und Güte.

Die Temperatur fand ich ziemlich gemäßigt, besonders in dem hochgelegenen Kandy, wo es bei vielem Regen beinahe kalt wurde. Des Abends und Morgens fiel der Thermometer bis auf 13 Grad, des Mittags in der Sonne stieg er höchstens auf 21 Grad. In Colombo und Pointe de Galle war die Witterung schön und die Temperatur um 7 Grad wärmer.

Am 26. Oktober kam ich wieder nach Pointe de Galle, und am folgenden Tage schwamm ich, und zwar abermals auf einem englischen Dampfer, Indien zu.

Die Größe der Insel Ceylon: 1800 Quad.-Meilen.  
Einwohner-Zahl: 980,000.

Hauptstadt: Colombo mit 80,000 Einwohnern.

Religion der Eingeborenen: der Buddhismus.

Geldsorten: englische.

## **B e n g a l e n .**

### **Madras und Calcutta.**

Abfahrt von Ceylon. Madras. Calcutta. Lebensweise der Europäer  
Die Hindus. Sehenswürdigkeiten der Stadt. Besuch bei einem Naboo.  
Religionsfeste der Hindu. Sterbehäuser und Verbrennungsorte.  
Mahamedanische und europäische Hochzeitsfeier.

**A**m 27. Oktober Mittags begab ich mich an Bord  
des Dampfers Ventink von 500 Pferdekraft. Die Anker  
wurden erst gegen Abend gelichtet.

Unter den Reisenden befand sich ein indischer Prinz,  
Namens Shadathan, der von den Engländern gefangen  
genommen worden war, weil er den mit ihnen geschlossenen  
Frieden gebrochen hatte. Er wurde seinem Stande  
gemäß behandelt, und man hatte ihm seine beiden Gesell-  
schafter, seinen Mundshi (Sekretär) so wie sechs seiner  
Diener gelassen. Alle waren orientalisches gekleidet; nur  
statt der Turbane hatten sie hohe, runde Hüte von ge-  
fleister Pappe, mit Gold oder Silberstoff überzogen.  
Sie trugen reiche schwarze Röcke und Wäste.

Die Gesellschafter speisten mit den Dienern gemein-  
schaftlich. Ein Teppich wurde auf dem Decke ausgebreitet  
und zwei große Schüsseln darauf gestellt, deren eine ge-

kochte Hühner, die andere Willav enthielt; — die Leute aßen mit den Händen.

28. Oktober. Stets hatten wir die schöne Linie der dunkeln Gebirgskette Ceylons im Auge. Auch fehlte es nicht an einzelnen Felskolossen, die aus dem Meere emportauchten.

Am 29. Oktober sahen wir kein Land. — Einige Wallfische verriethen ihr Dasein durch sprühenden Thau-  
regen, und mächtige Schwärme fliegender Fische wurden durch das Getöse unseres Dampfers aufgeschreckt.

Am 30. Oktober Morgens überraschte uns der Anblick des Festlandes von Indien. Bald kamen wir den Ufern so nahe, um unterscheiden zu können, daß sie eben nicht zu den reizendsten gehörten: sie waren flach und theilweise mit gelbem Sande bedeckt; niedrige Hügelketten zeigten sich im Hintergrunde.

Um ein Uhr Nachmittags ließen wir in ziemlicher Entfernung von der Stadt Madras (5 Seemeilen) die Anker fallen. Kein Ankerplatz bietet so viele Gefahren wie der vor Madras. Die Brandung ist so stark, daß man der Stadt zu keiner Zeit mit einem größeren Schiffe nahen kann, — oft vergehen Wochen, während der nicht einmal Boote zukommen. Die Schiffe legen daher auch nur auf ganz kurze Zeit an, und man sieht selten mehr als ein halbes Duzend vor Anker liegen. Große Boote, mit zehn, auch zwölf Ruderern bemannt, kommen an die Schiffe, um in Eile die Reisenden, die Post und die Waaren abzuholen.

Das Dampfschiff hält hier acht Stunden an, und man kann diese Zeit benützen, die Stadt zu besehen,

jedoch läuft man, da die Winde hier oft plötzlich umspringen, Gefahr, auf das Schiff nicht mehr zurückzukommen. Ich verließ mich auf das gute Glück, das mich stets auf meinen Reisen begleitet, und machte die Expedition der Ausschiffung mit. — Aber schon auf halben Wege dahin wurde meine Neugierde bestraft. Ein abscheulich schwerer Regen fiel nieder und durchnäßte uns gänzlich, noch ehe wir das Land erreicht hatten. Wir flüchteten in das erste Kaffeehaus, das am Strande lag. Der Regen verwandelte sich in einen tropischen, und es ward uns zur Unmöglichkeit das Asyl zu verlassen. Als das Unwetter nachgelassen hatte, hieß es: schnell wieder zurückkehren, da man nicht wissen konnte, was noch nachkäme.

Ein spekulativer Zuckerbäcker von Madras war mit dem ersten Boote an unsern Dampfer gekommen und führte Eis und Backwerk mit, die er mit großem Gewinne absetzte.

Der erzürnte Himmel hatte Mitleid mit uns, klärte sich noch vor Sonnenuntergang auf, und wir sahen längs des Strandes in schöner Beleuchtung die palastartigen Wohnungen der Europäer. Sie sind halb in griechischem halb in italienischem Style ausgeführt, und liegen theils in der Stadt, theils nahe an dem Meeresufer in prachtvollen Gärten.

Bevor wir noch abfuhrn, wagten sich mehrere Eingeborne in kleinen Booten herbei, um uns Früchte, Fische und andere Kleinigkeiten zum Verkaufe anzubieten. Ihre Fahrzeuge bestanden aus vier kleinen Baumstämmen, die mit dünnen Stricken aus Kokosfasern leicht zusammen ge-

bunden waren. Ein langes Stück Holz diente als Ruder. Die Wogen schlugen so hoch darüber, daß man jeden Augenblick dachte, Boot und Menschen seien verloren.

Die guten Leute gingen beinahe im Naturzustande, nur für ihre Köpfe trugen sie Sorge: die waren mit den verschiedenartigsten Gegenständen, mit Lappen, Turbanen, Tuch- oder Strohkäppchen, oder sehr hohen, ganz spitzen Strohminen bedeckt. Die Wohlhabenderen (die Bootführer, welche die Post und die Reisenden brachten) waren mitunter recht geschmackvoll gekleidet: sie hatten niedliche Jäckchen an und lange, große Tücher um den Körper geschlagen; Jäckchen und Tücher waren von weißem Zeuge und mit blauen Streifen eingefast. Auf dem Kopfe trugen sie fest anschließende weiße Hauben, von welchen ein Lappen bis an die Schulter reichte. Auch die Haube war mit blauen Streifen besetzt.

Die Farbe der Eingebornen war sehr dunkel bronce oder kaffeebraun.

Spät Abends kam noch eine Eingeborne mit zwei Kindern an Bord; sie hatte für den zweiten Platz bezahlt, und man wies ihr eine kleine, finstere Cabine unweit des ersten Platzes an. Ihr jüngeres Kind war unglücklicherweise mit einem starken Husten belästigt, wodurch eine reiche, vornehme Engländerin, die ebenfalls einen Jungen bei sich hatte, im Schläfe gestört wurde. Die Dame mochte bei der übertriebenen Zärtlichkeit, die sie für ihr Söhnchen hegte, noch überdies meinen, daß der Husten ansteckend sein könnte. Ihr erstes Geschäft am folgenden Morgen war daher, den Kommandanten zu bitten, die Mutter sammt den Kindern auf's Deck zu weisen, was der hoch-

herzige, menschenfreundliche Mann auch sogleich that. — Weber die Dame noch der Kommandant bekümmerten sich darum, ob die arme Mutter auch eine warme Decke für das kranke Kind bei sich habe, um es vor den kalten Nächten und vor dem häufigen und starken Regen zu schützen.

Wäre doch der Engländerin Kind krank geworden, und sie selbst hinaus gestoßen worden in Nacht und Nebel, damit auch sie erprobt hätte, wie solch eine Behandlung thut! — Sollte man sich nicht beinahe schämen, einer Menschenklasse anzugehören, die an Humanität und Herzengüte von den sogenannten Wilden und Heiden weit übertroffen wird? Kein Wilder hätte je eine Mutter mit einem kranken Kinde verjagt; er würde im Gegentheil noch Sorge für beide getragen haben. Nur die christlich gebildeten Europäer nehmen sich das Recht heraus, mit den farbigen Menschen nach Willkür und Laune zu verfahren.

Am 1. und 2. November sahen wir von Zeit zu Zeit das Festland oder kleine Inselchen, — alles flach und sandig, ohne die geringste Naturschönheit. Zehn bis zwölf Schiffe, darunter die größten Ostindien-Fahrer, segelten gleich uns dem reichen Calcutta zu.

Am 3. November Morgens hatte die See schon ihre schöne Farbe verloren und jene des schmutzig gelblichen Ganges angenommen. — Gegen Abend näherten wir uns den Mündungen dieses Riesenstromes. Einige Meilen vor der Einfahrt schmeckte das Wasser schon süß. Ich füllte ein Glas aus des heiligen Ganges Fluthen und

leerte es auf das Wohl all meiner Lieben im Vaterlande.

Um 5 Uhr Abends warfen wir zu Kadscheri (an der Einfahrt des Ganges) Anker. Es war zu spät um bis Calcutta (60 Seemeilen) zu segeln. Der Strom war hier viele Meilen breit, so daß man nur auf einer Seite den dunklen Saum des Ufers sah.

4. November. Des Morgens segelten wir in den Hugly — so heißt eine der sieben Mündungen des Ganges. Endlose, unübersehbare Ebenen erstreckten sich an beiden Ufern dieses Stromes. Reisfelder wechselten mit Zuckerpflanzungen, Palmen-, Bambus- und Laubbäume standen dazwischen, die üppigste Vegetation zog sich bis an des Ufers Gestade; nur Dörfer und Menschen fehlten. Erst als wir nur mehr fünf und zwanzig Meilen von Calcutta entfernt waren, tauchten hin und wieder ärmliche Dörfer auf, und man sah halb nackte Menschen sich bewegen. Die Hütten waren aus Lehm, Bambus oder Palmzweigen errichtet und mit Ziegeln, Reisstroh oder Palmblättern gedeckt. Merkwürdig und ganz verschieden von jenen, die ich bei Madras sah, fand ich die größeren Fahrzeuge der Eingebornen. Das Vordertheil des Bootes endigte beinahe flach, so daß es kaum einen halben Fuß über das Wasser ragte, während das Hintertheil bei sieben Fuß hoch war.

Das erste palastähnliche Gebäude, eine Kottonspinnerei, zeigte sich fünfzehn Meilen vor Calcutta, und ein freundliches Bohnhaus schloß sich daran. Von da an sah man an beiden Seiten des Hugly viele Paläste, die alle in griechisch-italienischem Style gebaut und reichlich

mit Säulen, Hallen, Terrassen u. s. w. versehen waren. Wir flogen leider zu schnell vorbei, um mehr als einen Ueberblick erhaschen zu können.

Große und viele Schiffe zogen an uns vorüber oder segelten uns zur Seite, mehrere Dampfer glitten auf und nieder und führten Schiffe im Schlepptau, das Lebensgewühl, das Fremdartige nahm immer mehr zu, und es war leicht zu errathen, daß wir uns einer asiatischen Weltstadt näherten.

Bei Gardenrich, vier Meilen vor Calcutta, legten wir uns vor Anker.

Nichts fiel mir so schwer als eine Unterkunft in einem Hafenorte zu finden, da es durch Zeichen und Deuten nicht immer möglich war, den Eingebornen begreiflich zu machen, wohin sie mich bringen sollten. Hier nahm sich einer der Maschinisten unseres Schiffes meiner in so ferne an, daß er mich an's Land brachte, daselbst für mich einen Palankin miethte und den Leuten den Ort bezeichnete, wohin sie mich zu bringen hatten.

Eine höchst unangenehme Empfindung bemächtigte sich meiner, als ich das erste Mal Gebrauch von einem Trag-Palankin machte. Es kam mir für die Menschen gar zu entwürdigend vor, sie statt der Thiere zu benützen.

Die Palankine sind fünf Fuß lang, drei Fuß hoch, haben Schubthüren und Faluhen und sind mit Matrazen und Kissen versehen, so daß man darin wie in einem Bette liegt. Vier Träger genügen für die Stadt, acht für weitere Ausflüge. Sie wechseln beständig mit einander ab, und laufen so schnell, daß sie vier englische Meilen in einer Stunde, ja sogar in drei Viertelstunden zurücklegen. —



Da diese Balantine alle von außen schwarz angestrichen sind, so kam es mir vor, als sähe ich lauter Sterbende in das Hospital, oder Todte auf den Friedhof tragen.

Auf dem Wege nach der Stadt fielen mir vor allem am Ufer des Hugly die herrlichen Säulenhallen (Gauths) auf, von welchen breite Treppen bis an den Fluß führen. An diesen Gauths liegen viele Boote, theils zum Ueberfahren, theils zu Lustpartien.

Die herrlichsten Paläste lagen in großen Gärten, und bald lenkten auch meine Träger in einen niedlichen Garten und setzten mich unter einem schönen Portale ab. — Hier wohnte die Familie Heilgers, an die ich Empfehlungsbriefe hatte. Die lebenswürdige junge Frau begrüßte mich als Sprachverwandte (sie war aus Nord-, ich aus Süd-Deutschland), und nahm mich auf das Herzlichste auf. Ich ward hier mit indischem Luxus einquartiert, hatte einen Empfangsalon, ein Schlafgemach, ein Badezimmer und eine Garderobe.

Meine Ankunft zu Calcutta fiel in eine der ungünstigsten Epochen, die je über diese Stadt gekommen waren. Drei unfruchtbare Jahre in beinahe ganz Europa hatten eine Handelskrißis zur Folge, die Calcutta zu Grunde zu richten drohte. Jede Nachricht aus Europa brachte Nachrichten bedeutender Fallimente, die hier den Ruin der reichsten Häuser nach sich zogen. Kein Kaufmann wagte mehr zu sagen: „Ich besitze etwas,“ — die nächste Post konnte ihn zum Bettler machen. Ein banges Gefühl, ein zitterndes Erwarten hatte jede Familie ergriffen. Auf dreißig Millionen Pfund Sterling berechnete man bereits

die Verluste in England und hier, und noch immer fand das Unglück keine Grenzen.

Solche Unglücksfälle treffen viel schwerer gerade die Menschen, welche, so wie hier, an übermäßige Bequemlichkeit, an den höchsten Luxus gewöhnt sind. Bei uns macht man sich keinen Begriff von dem Haushalte eines Europäers in Indien. Jede Familie bewohnt für sich allein einen Palast, wofür den Monat zweihundert Rupien \*) und auch noch mehr gezahlt wird. Außerdem beschäftigt sie 25 bis 30 Diensteute, und zwar: zwei Köche, einen Schlüsselwascher, zwei Wasserträger, vier Tischbediente, vier Zimmeraufräumer, einen Lampenputzer, ein halb Duzend Sois (Stallknechte). Man hält wenigstens sechs Pferde (jedes Pferd muß einen eigenen Wärter haben), ein paar Kutscher, zwei Gärtner, für jedes Kind eine Wärterin nebst einem Diener, eine Magd für die Frau, eine gemeine Magd, um die Wärterinnen zu bedienen, zwei Hauschneider, zwei Punkszieher und einen Thorwächter. Der Lohn steigt von 4 bis 11 Rupien den Monat. Die Leute erhalten keine Kost, und nur wenige schlafen im Hause. Kost und Wohnung ist im Lohne mit gerechnet; die meisten sind verheirathet und gehen zum Essen und Schlafen täglich nach Hause. — An Kleidung gibt man ihnen höchstens die Turbane und Leibgürtel, — das übrige müssen sie sich selbst anschaffen und auch selbst die Wäsche waschen lassen. Die Wäsche der Herrenleute wird trotz der großen Dienerschaft nicht im Hause gewaschen; man zahlt dafür, und zwar für 100 Stücke drei

---

\*) Eine Rupie gleich 58 fr. C.M.

Nupien. Der Wäschewechsel ist außerordentlich: alles trägt sich weiß, und man wechselt gewöhnlich zweimal des Tages die ganzen Anzüge.

Die Lebensmittel sind nicht theuer, wohl aber die Anschaffung von Pferden, Wagen, Möbeln und Kleidungsstücken. Die drei letzten Artikel kommen aus Europa, die Pferde entweder auch aus Europa oder aus Neuholland oder aus Java.

Ich habe europäische Häuser besucht, in welchen man 60, auch 70 Diener und 15 bis 20 Pferde hielt.

Nach meiner Meinung sind an diesem kostspieligen Aufwande mit Dienern die Europäer wohl selbst Schuld. Sie sahen die Rajas und Reichen des Landes von großen Schwärmen müßiger Leute umgeben und wollten als Europäer darin nicht zurück bleiben. Nach und nach ward dies zur Sitte, und jetzt würde es sehr schwer sein, eine andere Einrichtung zu treffen.

Man sagte mir zwar auch, daß diese Einrichtung nicht anders sein könne, so lange die Hindus in Kasten getheilt seien. Der Hindu, welcher die Zimmer rein macht, würde um keinen Preis bei Tische bedienen, die Kinderwärterin dünkt sich viel zu vornehm, das Waschbecken des Kleinen mit eigenen Händen zu säubern. Es mag wohl allerdings viel wahres daran sein; aber jede Familie kann ja doch nicht 20, 30 und noch mehr Diener halten?! — Schon in China und Singapore fielen mir die vielen Diener auf, — hier kann man aber die doppelte und dreifache Zahl annehmen.

Die Hindus sind, wie bekannt, in vier Kasten eingetheilt: Braminen, Kattris, Whises oder Banians und

Soudras. — Sie entspringen alle aus dem Körper des Gottes Brama, und zwar die erste Kaste aus seinem Munde, die zweite aus den Schultern, die dritte aus dem Leibe und den Schenkeln, die vierte aus den Füßen. Aus der ersten Kaste werden die höchsten Beamten, die Priester und die Lehrer des Volkes gewählt. Sie allein dürfen die heiligen Bücher lesen und genießen die höchste Achtung, ja, wenn sie ein Verbrechen begehen, werden sie viel geringer bestraft als jene aus andern Kasten. Die zweite Kaste liefert die niedern Beamten und die Krieger, die dritte die Handelsleute, Handwerker und Bauern, die vierte endlich die Diener für die drei ersten Klassen. Jedoch dienen die Hindus aus allen Kasten, wenn sie Armuth dazu zwingt; nur scheiden sie sich im Dienste genau von einander, da den höheren Kasten nur die reinlicheren Dienstleistungen erlaubt sind.

Von einer Kaste in eine andere aufgenommen zu werden oder hinein zu heirathen, ist unmöglich. Wenn sich ein Hindu vom Vaterlande entfernt oder von einem Paria eine Nahrung annimmt, so wird er aus seiner Kaste gestossen und so lange als unwürdig betrachtet, bis er sich mit großen Kosten wieder einkauft.

Außer diesen Kasten gibt es noch eine Volksabtheilung: die Parias. Diese sind die unglücklichsten Menschen, da sie von allen Kasten so tief verabscheut werden, daß kein Mensch mit ihnen die geringste Gemeinschaft macht. Wenn zufällig ein Hindu an einen Paria streift, so hält er sich für verunreinigt und muß sich alsogleich baden.

Die Parias dürfen keine Tempel besuchen, haben

ihre eigenen Wohnplätze u. s. w. Sie sind über alle Begriffe arm, wohnen in den erbärmlichsten Hütten, nähren sich von allem Unrath, ja sogar von gefallenem Vieh; auch gehen sie beinahe nackt oder höchstens mit einigen Lumpen bedeckt. Sie sind es auch, welche die schmutzigsten und härtesten Arbeiten verrichten.

Die vier Kasten zerfallen wieder in eine Menge Abtheilungen, von welchen 70 Fleisch genießen dürfen, 18 aber sich dessen gänzlich enthalten müssen. Eigentlich verbietet die Religion den Hindus das Blutvergießen und daher auch den Genuß des Fleisches; doch machen jene 70 Secten eine Ausnahme davon, auch werden bei einigen Religionsfesten Thiere geopfert. Eine Kuh aber darf durchaus nicht geschlachtet werden. — Die Hauptnahrung der Hindus besteht in Reis, Früchten, Fischen und Vegetabilien. Sie leben äußerst mäßig und halten täglich nur zwei einfache Mahlzeiten, die eine des Morgens, die andere des Abends. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser oder Milch und zeitweise Cocoswein.

Die Hindus sind von mittlerer Größe, schlank und zart gebaut. Ihre Gesichtsbildung fand ich höchst angenehm und gutmüthig. Das Gesicht ist oval, die Nase erhaben und fein gezeichnet, die Lippe nicht wulstig, das Auge schön und sanft, das Haar glatt und schwarz. Die Hautfarbe ist verschieden, je nach der Gegend, — sie geht vom Dunkelbraun bis in das helle Lichtbraun, ja in den höhern Ständen findet man selbst ziemlich weiße Menschen, besonders unter dem weiblichen Geschlechte.

In Indien sind sehr viele Mohamedaner, in deren Händen, da sie sehr geschickt und thätig sind, ein großer

Theil des Handels und der Gewerbe sich befindet. Auch verbinden sie sich bei den Europäern gerne als Dienstleute.

Die Männer verrichten hier auch jene Arbeiten, die wir gewöhnt sind vom weiblichen Geschlechte gethan zu sehen. Sie sticken in weißer Wolle, in farbiger Seide und Gold, sie machen Damenkopfsputz, waschen und glätten, bessern die Wäsche aus und lassen sich sogar statt der Wärterinnen bei kleinen Kindern gebrauchen. — Auch einige Chinesen leben hier, die meistens das Schusterhandwerk betreiben.

Calcutta, die Hauptstadt von Bengalen, liegt am Hugly, der hier so breit und tief ist, daß die größten Kriegsschiffe und Ostindiensfahrer längs der Stadt vor Anker liegen können. Die Bevölkerung beträgt bei 600,000 Seelen, worunter, ohne das englische Militär, nur wenig mehr als 2000 Europäer und Amerikaner. Die Stadt ist in mehrere Theile getheilt: in die Geschäftsstadt, in die sogenannte schwarze Stadt und in das europäische Quartier. Die Geschäftsstadt und die „schwarze Stadt“ sind häßlich, die Straßen enge und krumm und mit schlechten Häusern und erbärmlichen Hütten überfüllt, zwischen welchen Magazine, Geschäftslocale und mitunter auch einzelne Paläste liegen. Schmale, gemauerte Kanäle durchziehen alle Straßen, da die Hindus sehr viel Wasser gebrauchen, um ihre täglichen häufigen Waschungen vorzunehmen. — In der Geschäftsstadt und in der schwarzen Stadt ist alles von Menschen der Art überfüllt, daß, wenn eine Equipage durchfährt, die Diener

vom Wagen steigen, vor demselben herlaufen und die Menschenmassen anrufen oder auseinander jagen müssen.

Schön ist dagegen das europäische Quartier oder Viertel, welches auch sehr häufig die „Stadt der Paläste“ genannt wird, ein Name, der ihm zum Theile gebührt. Nur heißt hier, wie in Venedig, jedes ein wenig größere Haus: Palast. Die meisten dieser Paläste stehen in Gärten, die mit hohen Mauern umgeben sind, — selten reihen sie sich an einander; daher gibt es wenig imposante Plätze und Straßen.

An ausgezeichnete Bauart, an Kunst und Reichthum kann, außer dem Palaste des Gouverneurs, wohl keiner mit den großen Palästen von Rom, Florenz und Venedig in die Schranken treten. Die meisten unterscheiden sich blos durch einen hübschen Porticus, der auf gemauerten Säulen ruht, und durch terrassenförmige Dächer von gewöhnlichen Häusern.

Im Innern sind die Zimmer sehr groß und hoch, die Treppen von graulichem Marmor oder wohl auch von Holz, das Stiegenhaus ist einfach. Von schönen Statuen oder Sculpturen in oder außer den Palästen ist nichts zu sehen.

Der Palast des Gouverneurs erscheint, wie gesagt, von außen als ein herrliches Gebäude, das der größten Weltstadt zur Zierde reichen würde. Er ist in Form eines Hufeisens gebaut, in dessen Mitte sich eine schöne Kuppel erhebt; — der Porticus, wie auch die beiden Seitenflügel ruhen auf vielen Säulen. Die innere Einrichtung ist so ungeschickt als möglich. So muß man z. B. von dem Tanz- in den Speisesaal eine Treppe höher

steigen. In diesen beiden Sälen stehen auf den Seiten zwei Reihen von Säulen. Der Fußboden des letzteren ist mit Agra-Marmor getäfelt. Die Säulen und die Bände sind mit feinem, weißem Cement überkleidet, welcher an Glanz dem Marmor gleicht. Die Wohnzimmer lohnen nicht die Mühe, sie zu besuchen; höchstens bieten sie Gelegenheit, den Eintheilungsinn des Baumeisters zu bewundern, der in dem großen Raume so wenig als möglich geschaffen hat.

Weitere sehenswerthe Bauten sind: die Townhall, das Hospital, das Museum, Ochterlony's Monument, das Münzgebäude, die englische Cathedrale u. s. w.

Die Townhall ist groß und schön; die Halle geht durch ein Stockwerk. Es stehen hier einige Monumente von weißem Marmor, die dem Andenken ausgezeichneten Männer neuerer Zeit gewidmet sind. In dieser Halle haben Zusammenkünfte aller Art statt, hier werden alle großen Geschäfte und Unternehmungen besprochen, Konzerte, Bälle und Festmahle abgehalten.

Das Hospital besteht aus mehreren kleinen von Wiesenplätzen eingeschlossenen Häusern. Das Ganze ist mit einer Mauer umgeben. Die Kranken sind der Art abgetheilt, daß die Männer in einem, die Weiber und Kinder in einem zweiten, und die Narren in einem dritten Häuschen wohnen. Die Säle fand ich groß, lustig und sehr rein gehalten. In dies Spital kommen nur Christen.

Das Hospital für die Eingebornen ist in derselben Art, nur bedeutend kleiner. Die Kranken werden unentgeltlich aufgenommen, und vielen werden auch außerhalb der Anstalt Arzneien gespendet.



Das Museum, erst im Jahre 1836 gegründet, ist für diese kurze Zeit ziemlich reichhaltig, besonders an vierfüßigen Thieren und Skeletten; nur der Insekten gibt es wenige, und von diesen sind die meisten beschädigt. In einem der Säle steht ein aus Elfenbein fleißig und schön gearbeitetes Modell des berühmten T a t s c h in Agra; mehrere Skulpturen und Reliefs liegen umher. Die Figuren daran schienen mir sehr plump, die Architektur ist ungleich besser. — Das Museum ist täglich offen. — Ich ging mehrmals hin und fand zu meinem Erstaunen jederzeit mehrere Eingeborne, die alles recht emsig und genau betrachteten.

D ö t t e r l o n y ' s Monument ist eine einfache, gemauerte Säule von 165 Fuß Höhe, die, wie ein Ausrufungszeichen, mitten auf einem leeren, großen Wiesenplage steht. Sie ist dem Andenken des Generals D ö t t e r l o n y errichtet, der sich als Staatsmann und Krieger gleich rühmlich ausgezeichnet hat. Wer die Mühe des Ersteigens von 222 Stufen nicht scheut, wird durch eine weite Uebersicht über Stadt, Fluß und Umgebung erfreut; letztere ist jedoch sehr einförmig, da sie aus einer endlosen Ebene besteht, die nur vom Horizonte begrenzt wird.

Unweit der Säule steht eine gar niedliche Moschee, deren zahllose Thürmchen und Kuppeln mit metallenen, vergoldeten Kugeln geziert sind, die in der Sonne glänzen und flimmern wie die Sterne am Firmamente. — Ein netter Vorhof umgibt die Moschee. Wer sie betreten will, muß sich schon am Eingange des Hofes der Schuße entledigen. Ich unterzog mich diesem Geseze, fand aber

meine Unterwürfigkeit nicht belohnt, denn ich sah nichts als einen kleinen, leeren Saal, dessen Decke auf einigen gemauerten Säulen ruhte. An der Decke und an den Wänden hingen Glaslampen, und der Boden war mit grauem Agra-Marmor getäfelt. Dieser Marmor ist in Calcutta sehr gewöhnlich, da er von Agra auf dem Ganges dahin gebracht wird.

Das Münzgebäude präsentirt sich sehr schön. Es ist im reinen griechischen Style gebaut, doch mit der Ausnahme, daß es nicht von allen vier Seiten von Säulen umgeben ist. — Die innere Einrichtung an Maschinerien soll ganz vorzüglich sein und selbst Europa der Art nichts ähnliches aufzuweisen haben. Ich kann darüber nicht urtheilen und bemerke nur, daß alles, was ich sah, mir höchst sinreich und vollkommen vorkam. Das Metall wird durch Hitze erweicht, durch Walzen in Platten verwandelt, die Platten werden in Streifen geschnitten und geprägt. Die Säle, in welchen dies alles vor sich geht, sind groß, hoch und lustig. Der Betrieb geschieht meistens mit Dampfmaschinen.

Unter den christlichen Kirchen zeichnet sich vor allen die englische Kathedrale aus. Ihre Bauart ist gothisch, und der schöne Hauptthurm überragt ein halbes Duzend kleinerer Thürmchen. — Außer dieser Kirche gibt es noch einige andere, ebenfalls mit gothischen Thürmen versehene. Im Innern sind die Kirchen alle sehr einfach, mit Ausnahme der armenischen, in welcher die Wand des Altars mit goldberahmten Bildern überfüllt ist.

Das berühmte „schwarze Loch“, in welches der Raja Suraja Dowla im Jahre 1756, als er Calcutta

erheben, 150 der vornehmsten Gefangenen werfen und da verhungern ließ, ist jetzt in ein Magazin verwandelt. Im Gange steht ein 50 Fuß hoher Obelisk, auf welchem die Namen der Unglücklichen verzeichnet sind.

Der botanische Garten liegt fünf englische Meilen von der Stadt entfernt. Er wurde im Jahre 1743 unter Lord Arc's Leitung angelegt; gleicht aber mehr einem natürlichen Parke, da er nur wenig Blumen und Pflanzen, aber sehr viele Bäume und Strauchgewächse enthält, die in geordneter Umräumung auf großen Wiesenplätzen vertheilt stehen. Ein niedliches Monument mit der marmornen Figur des Gründers, verehrt dessen Andenken. Das schönste Merkmal in diesem Garten sind zwei Bananen-Bäume. Sie gehören zum Geschlechte der Feigenbäume, und erreichen in kurzer Zeit eine Höhe von 40 Fuß. Die Früchte sind ganz klein, rund und von dunkelrother Farbe: sie werden gekaut und liefern Del. Wenn der Baum ungefähr eine Höhe von fünfzehn Fuß erreicht hat, brechen sich viele seiner Äste in horizontaler Richtung nach allen Seiten aus, und an ihren untern Theilen sprossen kienähnliche Büschel oder Geslechte hervor, die sich senkrecht zur Erde neigen und bald fest in dem Boden wurzeln. Wenn sie stark geworden sind treiben sie wie der Hauptstamm dieselben Zweige. Und so geht es immer fort: es ist daher leicht zu begreifen, daß ein einziger Baum am Ende einen ganzen Hain bildet, in welchem Tausende von Menschen kühlenden Schatten finden. Dem Hindus ist dieser Baum heilig. Sie setzen dem Gotte Rama Märe darunter, und der Bramine ver-  
 - Schüler zum Unterrichte.

Der älteste dieser beiden Bäume beschreibt bereits mit seiner Familie einen Umkreis von mehr denn 600 Fuß; der Hauptstamm mißt bei 50 Fuß im Umfange.

An den botanischen Garten schließt sich das Bishop's-Collegium an, in welchem die Eingebornen zu Missionären gebildet werden. Nach dem Palaste des Gouverneurs ist dies das schönste Gebäude in Calcutta. Es besteht aus zwei Mittel- und drei Flügel-Gebäuden in gothischer Bauart. Eine überaus niedliche Kapelle nimmt eines der Mittelgebäude ein. Die Bibliothek, in einem imposanten Saale aufgestellt, ist sehr reich an den besten Autoren; sie steht der wißbegierigen Jugend zu Gebote, deren Fleiß aber der großartigen Einrichtung nicht zu entsprechen scheint, denn als ich einen Folianten aus einem der Büchergestelle nahm, ließ ich ihn augenblicklich aus den Händen fallen und floh an das andere Ende des Saales — ein Schwarm von Bienen stürzte aus dem Büchergestelle auf mich ein.

Speisefäle, Wohnzimmer u. s. w. sind so reich und bequem eingerichtet, daß man meinen sollte, diese Anstalt sei für die Söhne der reichsten englischen Familien bestimmt, die, an Comfort von zartester Jugend gewöhnt, denselben in alle Welttheile zu verpflanzen hätten, — aber nicht für „Arbeiter im Weingarten des Herrn.“

Ich betrachtete diese kostbare Anstalt mit betrübtem Herzen, um so mehr, da sie für Eingeborne errichtet war. Diese müssen hier erst ihre einfache Lebensweise abstreifen und sich in Ueberfluß und Bequemlichkeit hineinstudiren. Dann sollen sie hinaus in Wildnisse und Wälder, um unter Heiden und Barbaren ihr Lehramt zu beginnen.

Zu den Sehenswürdigkeiten Calcutta's gehört auch der Garten des Oberrichters, Herrn Lorenz Beel. Er ist für den Botaniker und den Laien gleich interessant und an seltenen Blumen, Pflanzen und Bäumen weit reicher als der botanische Garten. Der großartig und mit wissenschaftlichem Sinne angelegte Park, die üppigen Rasenplätze, von Blumen und Pflanzen durchweht und umsäumt, die krysklaren Teiche, die dunklen Laubgänge mit Bosketten und gigantischen Bäumen bilden ein wahrhaftes Paradies, in dessen Mitte der schöne Palast des beneidenswerthen Eigenthümers steht.

Diesem Parke gegenüber in dem großen Dorfe Ali-poughur liegt ein gar bescheidenes Häuschen, aus welchem viel des Guten hervorgeht. Es wird von einem Eingebornen bewohnt, der die Arzneikunst studirt hat, und enthält eine kleine Apotheke. Arzt und Apotheke stehen den Dorfbewohnern unentgeltlich zu Gebote. Diese schöne Stiftung rührt von Lady Julia Cameron, Gattin des gesetzgebenden Mitgliedes des Rathes von Indien, Charles Henry Cameron, her.

Ich hatte das Vergnügen, diese Dame kennen zu lernen und fand in ihr in jeder Hinsicht eine der ausgezeichnetsten ihres Geschlechtes. Wo es sich um gute Werke handelt, steht sie gewiß an der Spitze. In den Jahren 1846 und 1847 veranstaltete sie Sammlungen für die von der großen Hungersnoth hart heimgesuchten Irländer. Sie schrieb zu diesem Zwecke in die fernsten Provinzen Indiens, forberte jeden Engländer auf, sein Schärlein beizutragen und brachte die bedeutende Summe von 80,000 Rupien zusammen.

Auch im Felde der Wissenschaften leistet Lady Cameron Schönes. Unseres Bürger „Leonore“ fand an ihr eine würdige Uebersetzerin.

Außerdem ist sie die zärtlichste Gattin und Mutter, lebt nur ihrer Familie, kümmert sich wenig um die Außenwelt und wird deshalb von der großen Menge ein Original genannt. Gäbe es doch nur viele solche Originale! —

Ich hatte keinen Brief an diese lebenswürdige Dame; sie hörte aber zufällig von meinen Reisen und suchte mich auf. Ueberhaupt fand ich hier wahre Gastfreundschaft — ich wurde in den besten Circeln mit Zuvorkommenheit und Herzlichkeit empfangen, und jedermann bemühte sich, mir gefällig zu sein. Unwillkürlich gedachte ich des österreichischen Ministers in Rio de Janeiro, Grafen Rehberg, der schon meinte, mich sehr auszuzeichnen, daß er mich zu einem einfachen Male in seine Villa lud. Diese Ehre mußte ich entweder mit einem stundenlangen Gange in der glühenden Sonnenhitze oder mit sechs Milreis (sechs Gulden 42 Kr. C. M.) für den Wagen erkaufen. In Calcutta ließ man mich stets im Wagen abholen. Noch viel könnte ich von diesem Herrn Grafen erzählen, dessen Benehmen mir fühlen ließ, wie ungeschickt es von mir sei, daß ich nicht einer reichen, aristokratischen Familie entstammte. Anders war der Minister, Herr Cameron, anders der Justizminister, Herr Peel, — diese ehrten mich meiner selbst willen, ohne sich um meine Ahen zu kümmern.

Bei Herrn Peel war während meiner Anwesenheit zu Calcutta ein großes Fest zur Feler seines Geburts-

tages. Auch ich erhielt eine Einladung, die ich des Puges wegen nicht annehmen wollte. Man ließ diese Entschuldigung aber nicht gelten, und so kam ich mit Lady Cameron im schlichten, farbigen Musselinkleide in eine Gesellschaft, in der alle Damen in Atlas und Sammt gekleidet, mit Spitzen und Schmuck überladen waren. Doch schämte sich niemand meiner; im Gegentheile, alle sprachen mit mir und erniesen mir jede mögliche Ehre.

Eine höchst interessante Spazierfahrt für den Fremden ist die am „Strand“, auch „Maytown“ genannt. Diese Straße wird auf einer Seite von den Ufern des Hugly, auf der andern von schönen Wiesenplätzen begrenzt, an deren entgegengesetztem Ende die großartige Straße Chaudrini liegt. In dieser reihen sich Paläste an Paläste; sie wird als der schönste Theil Calcuttas betrachtet. Außerdem hat man die Ansicht des Palastes des Gouverneurs, der Cathedrale, des Dichterlony Monumentes, der schönen Wasserbehälter auf den Wiesenplätzen, des Fort William, das ein prachtvolles Fünfeck bildet und bedeutende Außenwerke hat, u. s. w.

Alle Abende vor Sonnenuntergang strömt die schöne Welt Calcutta's hieher. Der gelbstolze Europäer, der aufgeblasene Baboo (Nabob), der entthronte Raja fahren in schönen europäischen Wagen \*), gefolgt von vielen Dienern in orientalischer Tracht, die theils hinter dem Wagen stehen, theils neben demselben laufen. Die Raja's und Baboo's sind in Gold gestickte Seidenkleider gehüllt,

---

\*) Der Zubrang war oft so stark, daß fünf Reihen von Wagen neben einander auf und abfuhr.

über welche sie die kostbarsten indischen Shawls werfen. Auf den Wiesen galoppiren Damen und Herren auf englischen Rennern, und daneben ziehen Schaaren von Eingebornen, die unter Lachen und Scherzen von der Arbeit heimkehren. Auch auf dem Hugly herrscht reges Leben; die größten Ostindienfahrer liegen vor Anker, werden ausgeladen oder klar gemacht, und viele Boote fahren fortwährend hin und her.

Man hatte mir gesagt, daß das Volk hier sehr an der Elephantiasis leide, und daß man vielen solchen Unglücklichen mit schrecklich angeschwollenen Füßen begegne. Dem ist aber nicht so. Ich sah hier in fünf Wochen nicht so viele als an einem Tage in Rio de Janeiro.

Einst besuchte ich einen reichen Baboo. Man schätzte das Vermögen der Familie, die aus drei Brüdern bestand, auf 150,000 Pf. Sterl. Der Hausherr empfing mich an dem Thore und geleitete mich in das Empfangszimmer. Er war in ein großes Stück weißen Musselins gehüllt, worüber er einen prächtigen indischen Shawl geworfen hatte, der dem durchsichtigen Musselin zu Hülfe kam und den Körper von den Hüften bis an die Füße anständig bedeckte. Einen Theil des Shawls hatte er recht malerisch über eine der Schultern drapirt.

Der Empfangsaal war nach europäischer Weise eingerichtet. Eine große Spielorgel stand in einer der Ecken, in einer andern ein großer Bücherschrank mit den Werken der vorzüglichsten englischen Dichter und Philosophen. Es schien mir jedoch, daß all diese Bücher mehr zur Schau als zum Gebrauche dienten, denn bei Byron's Werken war ein Theil nach oben, der andere nach unten



gekehrt, und Young's Nachgebanten stachen dazwischen. Einige Kupferstiche und Gemälde, die nach des guten Baboo Meinung, die Wände zieren sollten, waren weniger werth als die sie umgebenden Rahmen.

Der reiche Mann ließ seine beiden Söhne kommen — hübsche Jungen von sieben und vier Jahren, die er mir vorstellte. Ich frug, obwohl der Sitte ganz entgegen, nach seiner Frau und seinen Töchtern. Unser armes Geschlecht steht in der Meinung der Hindus so tief, daß eine Frage nach ihm schon einer halben Beleidigung gleicht. Er nahm es jedoch mit mir Europäerin nicht so streng und ließ sogleich seine Mädchen kommen. Das jüngste, ein allerliebsteß Kindchen von sechs Monaten, war ziemlich weiß und hatte große, schöne Augen, deren Feuer durch die schwarzblauen, feinen Ränder, die um jene gemalt waren, sehr gesteigert wurde. Die älteste Tochter (9 Jahre alt) hatte ein etwas gemeines, plummes Gesicht. Der Vater \*) stellte sie mir als Braut vor und lud mich zur Hochzeit ein, die in sechs Wochen statt haben sollte. Ich war über diese zeitliche Heirath so sehr erstaunt, daß ich sagte, er werde wohl Verlobung und nicht Hochzeit meinen; er versicherte mir aber, daß das Mädchen dem Manne vermählt und ihm übergeben werde.

Als ich frug, ob das Mädchen den Bräutigam auch liebe, erfuhr ich, daß beide sich zum ersten Male bei der Hochzeit zu sehen bekämen. Der Baboo erzählte mir weiter, daß sich bei seinem Volke jeder Vater so zeitlich

---

\*) Der Mann sprach ziemlich verständlich die englische Sprache.

als möglich um einen Schwiegersohn umsehe, da jedes Mädchen heirathen müsse, und zwar je jünger desto ehrenvoller, — eine unverheirathete Tochter wäre des Vaters Schande, und man würde ihn für lieblos halten. Hat er einen Schwiegersohn gefunden, so beschreibt er seiner Frau dessen geistige und körperliche Beschaffenheit, die Vermögensumstände u. s. w. Sie muß sich mit dieser Beschreibung begnügen, denn sie bekömmert ihren Schwiegersohn weder als Bräutigam noch als Gemahl ihrer Tochter zu sehen. Er wird nie als zur Familie der Braut gehörend betrachtet, sondern die junge Frau geht in jene des Mannes über. Die männlichen Verwandten ihres Gemahls zu sehen und mit ihnen zu sprechen, ist ihr nicht verwehrt, eben so darf sie vor der männlichen Dienerschaft im Hause unverschleiert erscheinen; will sie aber ihre Mutter besuchen, so muß sie sich in einem fest verschlossenen Palantine dahin tragen lassen.

Ich sah auch des Baboo Frau und eine seiner Schwägerinnen. Erstere war 25 Jahre alt und sehr wohl beleibt, letztere zählte 15 Jahre und hatte eine schlanke, liebliche Gestalt. Die Ursache hievon ward mir alsbald erklärt. Die Mädchen, obwohl so jung verheirathet, werden selten vor dem 14ten Jahre Mütter und bis dahin behalten sie gewöhnlich ihre schlanke Gestalt. Nach der ersten Geburt bringen sie sechs oder acht Wochen in ihrem Zimmer wie eingeschlossen zu, machen keine Bewegung und essen reichlich von den leckersten Speisen und Naschwerken. Diese Nüftung schlägt gewöhnlich gut an. Man muß wissen, daß die Hindus wie die Mohamedaner

nur Geschmack an corpulenten Damen finden. — Unter dem gemeinen Volke sah ich keine derartige Schönheit.

Die beiden Frauen waren eben nicht sehr decent gekleidet. Große Stücke Musselin von blauer und weißer Farbe, mit Gold gestickt und mit handbreiten Goldstreifen besetzt, hüllten den Körper sammt dem Kopfe ein. Allein dies zarte Gewebe \*) war zu ätherisch und man konnte alle Umrisse des Körpers darunter sehen. Auch fiel der Musselin, wenn sie einen Arm bewegten, so weit auseinander, daß nicht nur der Arm, sondern auch ein Theil der Brust und des Körpers entblößt wurde. Mehr Sorge trugen sie für die Bedeckung des Haares; ihr erstes Bestreben war, stets den Musselin wieder über den Kopf zu ziehen. So lange sie Mädchen sind, dürfen sie ohne Kopfbedeckung gehen.

Sie waren mit Gold, Perlen und Edelsteinen so reich überladen, daß sie wahrlich wie Lastthiere zu tragen hatten. Große Perlen, gemischt mit durchbohrten Edelsteinen, deckten Hals und Brust, dazwischen hingen schwere Goldketten und eingefasste Goldmünzen. Die Ohren, ganz durchstochen, (ich zählte an einer Ohrkante und dem Ohrfläppchen 12 Löcher) waren von ähnlichem Schmucke so sehr bedeckt, daß man sie selbst gar nicht herausfinden konnte, — man sah nur Gold, Perlen und Edelsteine. An jedem Arme waren acht bis zehn kostbare, schwere Armbänder angebracht, darunter das Hauptkür vier Zoll breit, von massivem Golde mit 6 Reihen kleiner

---

\*) Der feinste und kostbarste Musselin wird in der Provinz Dacca erzeugt; die Elle kostet 2 auch 2½, Rupien.

Brillanten. Man gab es mir in die Hand — es wog gewiß ein halbes Pfund. Um die Lenden hatten sie schwere Goldketten dreimal geschlungen. Auch die Knöchel der Füße waren mit Goldspangen und Ketten umfaßt, die Füße selbst mit Henna rothbraun gefärbt.

Die Frauen brachten ihre Schmuckkästchen herbei und zeigten mir noch viel andere Kostbarkeiten. Der Hindu muß in Schmuck, in Gold- und Silbergesticktem Daccaer Musselin viel verschwenden, da jede reiche Frau die andere darin überbieten will.

Die beiden Frauen waren im höchsten Staate; sie hatten meinen Besuch erwartet und wollten sich mir in voller indischer Pracht zeigen.

Der Baboo führte mich auch in die innern Gemächer, deren Fenster nach dem Hofe zu lagen. Einige Zimmer waren nur mit Teppichen und Polstern belegt, da der Hindu im allgemeinen Stühle und Betten nicht liebt; in andern standen einige europäische Möbel, als: Tische, Stühle, Schränke, sogar Bettstellen. Mit besonderer Freude wurde mir ein Gläserkasten gezeigt, der Puppen, Wagen, Pferdchen und anderes Spielwerk enthielt, an welchem sich die Kinder und Frauen gar sehr erlustigten; letztere jedoch spielen noch leidenschaftlicher mit Karten.

In die Zimmer, deren Fenster nach der Straße gehen, darf keine Frau treten, denn sie könnte aus den gegenüberliegenden Fenstern von einem Manne erblickt werden. Die jugendliche Braut benützte noch ihre Freiheit: sie hüpfte schnell vor uns hinein ans offene Fenster, um einen Blick auf die belebten Straßen zu werfen.

Die Weiber der reichen Hindus oder der höhern

Kasten sind eben so sehr an ihre Wohnungen gefesselt wie die Chinesinnen. Das einzige Vergnügen, das der strenge Gemahl seiner Gattin von Zeit zu Zeit erlaubt, ist, daß sie sich in einem dicht verschlossenen Palankin zu einer Freundin oder Verwandten begeben darf. Nur während der kurzen Mädchenzeit haben sie ein wenig mehr Freiheit.

Ein Hindu kann mehrere Frauen nehmen; doch sollen davon nur wenige Beispiele vorkommen.

Die Verwandten des Mannes wohnen wo möglich in demselben Hause; jede Familie führt jedoch ihren eigenen Haushalt. Die größeren Anaben dürfen mit den Vätern speisen; den Weibern, Töchtern und kleineren Kindern ist es verboten, bei der Mahlzeit der Männer gegenwärtig zu sein.

Beide Geschlechter lieben das Tabakrauchen sehr. Das Gefäß, woraus sie rauchen, ist eine Wasserpfeife und heißt Huka.

Zu Ende des Besuches wartete man mir mit vielen Süßigkeiten, Früchten, Rosinen u. dgl. auf. Die Süßigkeiten bestanden meist aus Zucker, Mandeln und Fett, schmeckten aber nicht sehr gut, da das Fett zu sehr die Oberhand hatte.

Bevor ich das Haus verließ, besah ich noch im untern Geschosse den Saal, in welchem jährlich einmal der häusliche Gottesdienst, Natsch genannt, abgehalten wird. Dieses Fest, das größte der Hindus, fällt zu Anfang des Monats Oktober und währt 14 Tage. Während dieser Zeit verrichtet der reichste wie der ärmste kein Geschäft, keine Arbeit. Der Herr schließt seine Buden und Magazine, der Diener schafft Stellvertreter, die er gewöhnlich

unter den Mohamedanern findet, und Herr und Diener bringen ihre Zeit, wenn auch nicht immer mit Fasten und Beten, so doch gewiß mit Nichtsthun dahin.

Der Baboo erzählte mir, daß zu diesem Feste sein Saal reich ausgeschmückt und die zehnamige Göttin Durga darin aufgestellt werde. Sie ist aus Thon oder Holz geformt, mit den grellsten Farben bemalt, mit Gold oder Silberfitter, mit Blumen und Bändern, ja oft gar mit ächtem Schmucke überladen. Im Saale, im Hofe, an der Außenseite des Hauses flimmern zwischen Vasen und Blumenguirlanden Hunderte von Lichtern und Lampen. Viele Thiere werden als Opfer dargebracht, jedoch nicht im Angesichte der Göttin, sondern in irgend einem Winkel des Hauses getödtet. Priester warten der Göttin auf, und Tänzerinnen entfalten vor ihr unter schallender Musik (Tam-tam) ihre Kunst. Priester und Tänzerinnen werden sehr hoch bezahlt. Der letzteren gibt es, wie in Europa Elsler's und Taglioni's, die gleich diesen große Summen verdienen. Zur Zeit meiner Anwesenheit befand sich hier eine persische Tänzerin, die keinen Abend für weniger als 500 Rupien austrat. — Schwärme von Besuchern, worunter auch viele Europäer, wandern von Tempel zu Tempel. Die vornehmeren Gäste werden mit Süßigkeiten und Früchten bedient.

Am letzten Tage des Festes wird die Göttin unter Musik im größtem Pompe nach dem Hugly getragen, auf ein Boot gesetzt, in die Mitte des Stromes gefahren und unter Jubel und Geschrei des am Ufer stehenden entzückten Volkes in den Fluß gestürzt. In früheren Zeiten wurde der ächte Schmuck mit der Göttin den Fluthen

übergeben, jedoch Nachts von den Priestern wieder sorgfältig herausgesucht; jetzt ersetzt man am letzten Tage des Festes den echten Schmutz durch einen falschen, oder der Festgeber bringt ihn während der Ueberfahrt bei Seite. Er muß dies aber mit vieler Vorsicht thun, um von dem Volke nicht bemerkt zu werden.

Ein solcher Natsch kommt oft auf viele tausend Rupien zu stehen und ist eine der bedeutendsten Ausgaben der Reichen und Vornehmen.

Die Hochzeiten sollen ebenfalls große Summen kosten. Die Braminen (Priester) machen Beobachtungen in den Sternen, nach welchen sie den glücklichsten Tag, ja sogar die Stunde berechnen, in welcher die Feyer abgehalten werden soll. Gewöhnlich wird die Hochzeit noch im letzten Augenblicke um einige Stunden verschoben, da der Priester abermals gerechnet und eine noch glücklichere Stunde herausgefunden hat. Natürlich muß eine solche Entdeckung neuerdings mit Gold aufgewogen werden.

Feste zu Ehren der vierarmigen Göttin Kally finden mehrmals im Jahre statt, und zwar besonders in dem Dorfe Kallighat, nahe bei Calcutta.

Während meiner Anwesenheit gab es zwei solcher Feste. Da sah man beinahe vor jeder Hütte eine Menge kleiner Götzenbilder, die aus Thon geformt, bunt bemalt waren und die schrecklichsten Gestalten vorstellten. Sie waren zum Verkaufe bestimmt. — Die Göttin Kally, in Lebensgröße, streckte die Zunge so weit als möglich aus dem weit geöffneten Rachen; sie stand entweder vor oder in den Hütten und war mit Blumenkränzen reich behangen.

Der Kallstempel ist ein erbärmliches Gebäude oder besser gesagt: ein finsternes Loch, auf dessen kuppelartigem Dächlein einige Thürmchen angebracht sind. Die hier befindliche Statue zeichnete sich besonders durch einen ungeheuren Kopf und eine fürchterlich lange Zunge aus. Ihr Gesicht war hochroth, gelb und himmelblau angestrichen. — Ich durfte dies Götterloch nicht betreten, weil ich zum Frauengeschlechte gehörte, welches nicht für würdig geachtet wird, ein so großes Heiligthum wie Kall's Tempel zu besuchen. Ich sah mit den Weibern der Hindus bei der Thüre hinein, womit ich mich vollkommen begnügte.

Schauerliche und ergreifende Bilder gewähren die Sterbehäuser und Verbrennungsorte der Hindus. Jene, welche ich sah, liegen an dem Ufer des Hugly, nahe der Stadt, — ihnen gegenüber ist der Holzmarkt. Das Sterbehaus war klein und enthielt bloß ein Gemach mit vier nackten Bettstellen. Die Sterbenden werden von ihren Verwandten hieher gebracht und entweder auf eine der Bettstellen, oder wenn diese besetzt sind, auf den Boden, ja im Nothfalle selbst vor das Häuschen in die glühende Sonnenhitze gelegt. Ich fand fünf Sterbende in dem Häuschen und zwei außer demselben. Letztere waren ganz in Stroh- und Wolldecken gehüllt und ich dachte sie seien schon todt; als ich mich aber darnach erkundigte, schlug man die Decken auf, und ich sah die Armen sich noch bewegen. Ich glaube, daß sie unter den Decken halb ersticken müssen. Im Häuschen lag ein steinaltes Mütterchen auf dem Boden, das schwer der letzten Stunde entgegen röchelte. Die vier Bettstellen waren



ebenfalls besetzt. — Ich bemerkte nicht, daß Mund und Nase der Sterbenden mit Gangeschlamm angestopft waren; dies mag vielleicht in andern Gegenden Sitte sein. Die Verwandten saßen um die Sterbenden herum und erwarteten still und ruhig deren letzte Athenzüge. Auf meine Frage, ob ihnen nichts gereicht werde, antwortete man mir, daß man ihnen, wenn sie nicht gleich sterben, von Zeit zu Zeit einen Schluck Gangeswasser gebe, aber immer weniger und in größeren Zwischenräumen, da sie, einmal hieher gebracht, schlechterdings sterben müßten.

Nach dem Tode, oft wenn sie kaum erkaltet sind, trägt man sie nach dem Verbrennungsorte, der von der Fahrstraße durch eine Mauer geschieden ist.

Dort sah ich einen Todten und einen Sterbenden liegen, und auf sechs Scheiterhaufen sechs Leichen, die von hochauflodernden Flammen verzehrt wurden. Vögel, größer als Truthühner, hier Philosophen \*) genannt, kleine Geier und Raben saßen in großer Menge um die Scheiterhaufen herum, auf nahen Dächern und Bäumen und harrten begierig der halbverbrannten Leichen. Mich schauerte, — ich eilte fort und konnte lange nicht den Eindruck dieses Bildes aus meinem Gedächtnisse bringen.

Bei Leichen kosten diese Verbrennungen oft über 1000 Rupien, da die theuersten Holzgattungen als Sandel-, Rosenholz u. a. dazu verwendet werden. Außerdem hat man zu den Ceremonien einen Braminen, Klageweiber und Musik nöthig.

Die Gebeine werden nach der Verbrennung gesam-

---

\*) Hurgila, eine Art Storch, frißt Leichen und ist an Indiens Flüssen häufig zu sehen.

melt, in eine Wase gelegt und entweder vergraben oder in den Ganges oder sonst einem heiligen Fluß gesenkt. — Der nächste Verwandte muß den Scheiterhaufen anzünden.

Bei armen Leuten fällt natürlich dies alles weg. Sie verbrennen ihre Todten ganz einfach auf Holz oder Kuhdung, und sind sie so arm, daß sie kein Brennmaterial kaufen können, so befestigen sie an der Leiche einen Stein und werfen sie in den Fluß.

Ich will hier eine kleine Anekdote beifügen, die ich aus dem Munde eines sehr glaubwürdigen Mannes vernahm. Sie mag als Beweis dienen, zu welchen Grausamkeiten oft irrige Religionsbegriffe führen.

Herr N. befand sich einst auf einer Reise unfern des Ganges und hatte nebst einigen Dienern einen Hund bei sich. Plötzlich war dieser verschwunden und kein Rufen konnte ihn herbei locken. Man fand ihn endlich am Ufer des Ganges an der Seite eines menschlichen Körpers, den er beständig leckte. Herr N. ging hinzu und fand einen zum Sterben ausgesetzten Mann, in welchem noch einige Lebensspur glomm. Er rief seine Leute herbei, ließ dem Armen den Schlamm und Schmutz vom Gesichte waschen, ihn in eine wollene Decke schlagen und pflegen. Nach wenig Tagen war er vollkommen hergestellt. Als ihn nun aber Herr N. entlassen wollte, bat der Mann flehentlich, dies nicht zu thun, da er seine Kasse verloren habe, von keinem seiner Verwandten mehr anerkannt würde, mit einem Worte, aus dem Leben gestrichen sei. — Herr N. behielt ihn in seinen Diensten und der Mann befindet sich noch in bester Gesundheit, obwohl sich diese Geschichte schon vor mehreren Jahren zugetragen hat.

Die Hindus selbst bekennen, daß durch die Art und

Weise, wie sie mit den Sterbenden verfahren, mancher Mord stattfindet; allein ihre Religion sagt, wenn der Arzt erklärt habe, daß keine Hülfe mehr sei, so müsse der Kranke sterben.

Von den Sitten und Gebräuchen der Hindus lernte ich in Calcutta, außer den bereits beschriebenen, keine weiteren kennen; wohl aber sah ich einiges von den mahomedanischen Hochzeiten. Am Tage der Hochzeit wird das schön geschmückte Brautbett unter Sang und Klang nach der Wohnung des Bräutigams geschafft. Spät des Abends kommt die Braut in einem festverschlossenen Palantine unter Musik und Fackelschein und großer Begleitung ebenfalls dahin. Viele der Verwandten tragen ganze Pyramiden von Lichtern, und auch das wunderschöne, hellblaue Feuer, bei uns unter dem Namen des „Bengalischen“ bekannt, darf dabei nicht fehlen.

Bei der Ankunft am Hause des Bräutigams wird nur dem Brautpaar der Eintritt gestattet; die Begleitung bleibt vor dem Hause und mußgirt, schreit und singt oft bis zum hellen Morgen.

Häufig hörte ich die Europäer sagen, daß sie den Zug mit dem Brautbette höchst unanständig fänden. Aber wie das Sprichwort sagt: „Der Mensch sieht den Splinter im Auge des Nächsten, während er den Balken im eigenen nicht gewahrt,“ — so fand ich gerade, daß die Ehen unter den hier lebenden Europäern auf weit unanständigere Weise geschlossen werden. Bei den Engländern darf am Tage der Vermählung, die gegen Abend statt hat, der Bräutigam die Braut erst am Altare sehen, — ein Verstoß dagegen wäre fürchterlich. — Im

Falle daß sich das Brautpaar noch etwas zu sagen hätte, muß es zur Feder seine Zuflucht nehmen. Kaum aber ist der priesterliche Segen ausgesprochen, so werden die Neuvermählten in einen Wagen gepackt und auf acht Tage in irgend einen Gasthof in der Nähe der Stadt geschickt. Hierzu sind gewöhnlich entweder der Gasthof zu Barrakpore oder einige Häuser zu Gardenrich ausersehen. Im Falle daß alle Plätze vergeben wären, was sich nicht selten ereignet, da beinahe alle Hochzeiten in den Monaten November und December geschlossen werden, miethet man Boote mit einem oder zwei Cabinchen, und die jungen Eheleute sind verurtheilt, die ersten acht Tage ganz abgesperrt von den Ihrigen zu verbringen. Selbst den Mästern ist der Zutritt zu ihren Kindern untersagt.

Ich glaube, daß das Bartgefühl eines Mädchens unter diesen groben Sitten unendlich leiden muß. Wie mag das arme Geschöpf erröthen, wenn es die Orte betritt, die zu diesen Einsperzungen bestimmt sind, und wie mag jeder Blick, jede lächelnde Miene der Wirthsleute, Aufwärter oder Bootsführer es verwunden.

Die guten Deutschen, die leider alles schön finden, was nicht von ihnen ausgeht, ahmen diese Sitte höchst gewissenhaft nach.

## Benares.

Abreise von Calcutta. Einfahrt in den Ganges. Rajmahal. Gur. Junghera. Monghyr. Patna. Deunapoor. Gasipoor. Benares. Religion der Hindus. Beschreibung der Stadt. Paläste und Tempel. Die heiligen Stellen. Die heil. Affen. Die Ruinen von Sarnath. Eine Indigo-Pflanzung. Besuch bei dem Raja von Benares. Märtyrer und Fakir. Der indische Bauer. Die Missions-Anstalt.

**A**m 10. December, nach einem Aufenthalte von mehr denn fünf Wochen, verließ ich Calcutta, um nach Benares zu gehen. Die Reise dahin kann man entweder zu Land, oder zu Wasser auf dem Ganges machen. Zu Land beträgt die Entfernung 470 engl. Meilen, zu Wasser in der Regenzeit 685, in der trockenen Jahreszeit aber 400 Meilen mehr, da man ungeheure Umwege machen muß, um vom Hugly durch die Sunderbunds in den Hauptstrom zu gelangen.

Die Reise zu Land macht man in Postpalankinen, von Menschen getragen, die gleich den Pferden alle vier bis sechs Meilen abgelöst werden. Man reist Tag und Nacht, und auf jeder Station sind die Menschen schon

bereit, da ein Lauf- oder Melbzettel den Reisenden ein bis zwei Tage in vorhinein ankündigt. Bei Nacht gesellt sich noch ein Fackelträger zum Zuge, um durch die Helle der Flamme die wilden Thiere zu verschrecken. Die Reisepfesen betragen für eine Person ungefähr 200 Rupien. Für das Gepäck wird besonders bezahlt.

Die Reise zu Wasser kann man in Dampfbooten machen, deren beinahe jede Woche eines bis Allahabad (115 Meilen über Benares) geht. Die Fahrt währt vierzehn bis zwanzig Tage; man kann nämlich, der vielen Sandbänke halber, nur bei Tage weiter kommen, und hat dessen ohngeachtet häufig das Unglück aufzufahren, besonders bei niederem Wasserstande. Die Preise bis Benares betragen für den ersten Platz 257 Rup., für den zweiten 216 Rup. Die Kost ohne Getränke wird mit drei Rup. täglich vergütet.

Da ich von des Ganges schönen Ufern, von den bedeutenden Städten an demselben so viel gehört hatte, wählte ich die Wasserfahrt.

Am 8. Dec. sollte, der Ankündigung gemäß, das Dampfboot „General Macleod,“ 140 Pferdekraft, unter Capitän Kellar abgehen. An Bord angelangt erhielt ich die erfreuliche Nachricht einer vierundzwanzigstündigen Verzögerung, die dann noch um vierundzwanzig Stunden verlängert wurde, so daß wir erst am 10ten um elf Uhr Morgens fort kamen. Die Reise ging den Strom abwärts in die See bis Katschorie. Am folgenden Tage lenkten wir bei Mudpointe in die Sunderbunds ein, in welchen Gewässern wir uns bis Culna umhertrieben. Von da

benutzten wir den Gurie, einen bedeutenden Nebenfluß des Ganges, der unterhalb Rumpurbolea in den Hauptstrom mündet. Die ersten Tage der Reise waren höchst eintönig: man sah weder Städte noch Dörfer, die Ufer blieben ewig flach, und die Gegend war weit und breit mit hohem, dichtem Gebüsch überdeckt, das die Engländer Jungles (Dschungels) das ist: „Urwald“ nennen. Ich konnte da keinen Urwald sehen, denn ich verstehe unter dieser Benennung einen Wald von mächtigen Bäumen. Des Nachts hörten wir mitunter einige Tiger brüllen, die in diesen Gegenden ziemlich heimisch sind und sich manchmal sogar über einzelne Eingeborne wagen, wenn sich selbe Abends mit Holzauflesen verspäten. Man wies uns an einem Gesträuche den aufgesteckten Lappen eines Kleides, der zur Erinnerung dienen soll, daß an dieser Stelle ein Eingeborner von einem solchen Thiere zerrissen wurde. Aber nicht nur diese Thiere allein sind des Menschen Feinde, auch der Ganges enthält deren höchst gefährliche — die gefräßigen Crocodile. Zu sechs bis acht sieht man sie häufig sich sonnen am sandigen, schlammigen Ufer oder auf Sandbänken. Sie haben eine Länge von sechs bis fünfzehn Fuß. Bei Annäherung unseres lärmenden Dampfers glitten sie eilig in die schmutzig gelben Fluthen des Stromes.

Die Canäle in den Sunderbunds und im Gurie sind oft so schmal, daß man kaum einem Schiffe auszuweichen vermag, und oft breiten sie sich wieder zu meilenweiten Betten aus. Trotzdem, daß wegen der Sandbänke und Untiefen nur bei Tage gefahren wird, sind größere oder

geringere Unglücksfälle nicht selten. Auch wir blieben nicht ganz verschont. In einem der engen Canäle mußte unser Schiff angehalten werden, um ein anderes vorübersegeln zu lassen. Bei dieser Gelegenheit stieß eines der beiden Schiffe, die wir im Schlepptau führten, so gewaltig an unsern Dampfer, daß die Wand einer Cabine eingebrückt wurde, — glücklicherweise ward Niemand dabei beschädiget.

In einem andern Canale lagen zwei Schiffe von Eingebornen vor Anker. Die Leute gewahrten uns etwas spät und waren mit der Hebung des Ankers noch nicht zu Stande gekommen, als wir schon daher brausten. Der Capitän ließ nicht anhalten, da er noch vorbei zu kommen gedachte, lenkte aber zu sehr ab und fuhr dermaßen in das Gesträuch, daß einige der hölzernen Jalousien der Cabinenfenster als Trophäen daran hängen blieben. Ueber diesen Unfall entrüstet, sandte er in Eile ein Boot zurück und ließ den Armen die Anker kappen \*). Diese That war doch wieder eines Europäers würdig! —

Bei Culna (308 Meilen von der See) fuhren wir in den bedeutenden Nebenfluß des Ganges: Gurie, der unterhalb Rumpurbolea in den Ganges mündet. Hier treten die Jungles zurück, und schöne Reis-, Raps- und andere Pflanzungen nehmen ihre Stelle ein. An Dörfern war kein Mangel; nur waren die Hütten, die meist aus Stroh- oder Palmblättern bestanden, elend und klein.

---

\*) Das heißt die Laxe abhauen, an welchen die Anker befestiget sind; natürlich sind dann die Anker verloren.



Unser Dampfer lockte die Bewohner herbei; sie verließen Hütte und Feld und lautes Jubelgeschrei tönte uns überall nach.

15. Dec. Diesen Abend saßen wir zum erstenmal auf einer Sandbank auf, und es kostete uns einige Mühe wieder flott zu werden.

16. Dec. Schon gestern hatten wir in den Ganges gelenkt. Heute hielten wir spät des Abends bei dem Dörfchen Commercolly. Die Einwohner brachten Lebensmittel aller Art herbei, und wir hatten Gelegenheit ihre Preise zu erfahren. Ein schöner Schöps kostete vier Rupien, achtzehn junge Hühner eine Rup., ein Fisch von mehreren Pfunden eine Anna (vier Kreuzer); acht Eier eine Anna; zwanzig Apfelsinen, zwei Anna; ein Pfund weißes Brod drei Weiss (drei Kreuzer). — Und bei diesen Spottpreisen nahm der Kapitän den Reisenden täglich drei Rup. für die Kost ab. Aber wäre sie nur noch gut gewesen! — Einige der Reisenden kauften sich hier Eier, frisches Brod und Apfelsinen, und der Kapitän schämte sich nicht, dergleichen selbstgekaufte Artikel bei seiner theuren Tafel erscheinen zu lassen.

18. Dec. Bealeah, ein bedeutender Ort mit vielen Gefängnissen. Hier ist ein Depositem von Verbrechern\*), welche von nah und ferne hieher gebracht werden. Diese Leute müssen nicht so gerne entfliehen wie unsere Europäer, denn ich sah sie ganz leicht gefesselt, einzeln oder zu mehreren im Orte und in der Umgebung umher gehen, ohne daß sie Aufseher begleiteten. Sie werden gehörig

---

\*) Gegenwärtig belief sich die Zahl auf 782.

verpflegt und zu leichten Arbeiten verwendet. Eine Papier-Fabrik wird meist von ihnen beschickt.

In diesem Orte scheinen die Bewohner zu den sehr fanatischen zu gehören. Ich ging in Gesellschaft eines Reisenden, Herrn Lau, im Städtchen spazieren, und wir wollten in ein Gäßchen einbiegen, in welchem ein kleiner Hindu-Tempel stand. Als die Leute unsere Absicht gewahrten, fingen sie ein jämmerliches Geschrei an und drängten sich an uns, so daß wir es für gerathen hielten, unsere Neugierde zu bezähmen und umzukehren.

19. Dec. Heute zeigten sich niedrige Gebirgsketten, Rajmahal-Hills, die ersten seit Madras. Abends saßen wir ganz fest auf einer Sandbank auf. Wir brachten die Nacht ziemlich ruhig zu; am Morgen wurde aber alles angewandt, uns flott zu machen. Die Schleppschiffe wurden losgehängt, die Maschinen bis auf den höchsten Grad geheizt, die Matrosen arbeiteten unermüdet, und gegen Mittag — saßen wir noch so fest wie Abends zuvor. Da kam ein Dampfer, von Allahabad nach Calcutta segelnd, heran. Unser Kapitän zog keine Nothflagge auf, — er war in übelster Laune, von einem Cameraden in dieser Lage gesehen zu werden. Der Kapitän des andern Schiffes bot ihm dessen ohngeachtet seine Hülfe an; wurde aber mit kurzen, trockenen Worten abgefertigt. — Erst nach vielen Stunden unsäglichlicher Mühe gelang es uns, von dem Sande ab in freies Fahrwasser zu kommen.

Im Laufe des Tages berührten wir Radschmahal (Rajmahal)\*), ein ausgebreitetes Dorf, das der dichten

\*) Radschmahal war um das 17. Jahrhundert die Hauptstadt Bengalens.

Waldungen, der vielen Sümpfe und Moräste wegen, die es umgeben, als höchst ungesund geschildert wird.

Einſt ſtand hier „Gur“, eine der größten Städte Indiens, die zwanzig Quadratmeilen und bei zwei Millionen Einwohner gezählt haben ſoll. Noch ſind, wie neuere Reiſende verſichern, zahlreiche und ausgezeichnet ſchöne Ruinen zu finden, darunter die vorzüglichſte, die ſogenannte „goldene Moſchee,“ ein Prachtgebäude mit Marmor beſetzt, — die Thore berühmt wegen ihrer großen Bogen und der Feſtigkeit ihrer Seitenmauern.

Da glücklicherweise hier eine Kohlenſtation war, geſtattete man uns einige Stunden zur freien Verfügung. Die jungen Leute benützten ſelbe zu einer Jagdpartie, wozu die herrlichen Waldungen, die ſchönſten die ich biſher in Indien ſah, ſehr einluden. Man ſagte freilich, ſie ſeyen reich belebt von Tigern; das hielt jedoch Niemanden zurück.

Ich meinerſeits ging auch auf die Jagd, aber auf eine andere: ich durchſtrich weit und breit die Waldungen und Sümpfe, um die Ruinen zu ſuchen. Ich fand ſie auch; aber wie wenige! und die wenigen wie erbärmlich! Die anſehnlichſten waren zwei einfache Stadthore, von Sandſteinen aufgeführt und mit einigen hübschen Sculpturen verziert, jedoch ohne hohe Wölbungen und ohne Kuppeln. An einem unbedeutenden Tempel mit vier Giebelthürmchen ſah ich hin und wieder Stellen mit ſeinem Mörtel bekleidet. Außerdem lagen noch einige Ruinen oder einzelne Bruchſtücke von Gebäuden, Säulen u. ſ. w. umher; — alle Ruinen zuſammen nehmen aber nicht den Flächeninhalt zweier englischen Quadrat - Meilen ein.

An dem Saume des Waldes oder einige hundert Schritte weiter darinnen lagen viele Hütten der Eingebornen, zu welchen die lieblichsten Wege unter dunklen Schattengängen führten.

In Bealeah waren die Leute sehr fanatisch, hier die Männer sehr eifersüchtig. Zu Ende meiner Excursion hatte sich einer der Reisenden zu mir gesellt, und wir strichen nahe den Wohnungen der Leute umher. Sobald die Männer meinen Begleiter gewahrten, schrien sie allogleich ihren Weibern zu, in die Hütten zu fliehen. Diese liefen auch rechts und links nach denselben; blieben aber ganz ruhig unter der Thüre stehen, um uns vorüber gehen zu sehen, und vergaßen ganz, ihre Gesichter zu bedecken.

In diesen Gegenden gibt es ganze Waldungen von Cocospalmen. Indien ist das eigentliche Vaterland dieses Baumes, der hier eine Höhe von achtzig Fuß erreicht und schon im sechsten Jahre Früchte trägt. In andern Ländern wird er kaum fünfzig Fuß hoch und trägt erst nach zwölf bis fünfzehn Jahren Früchte. Dieser Baum ist vielleicht der nützlichste der Welt: er liefert eine große, nahrhafte Frucht, eine köstliche Milch, große Blätter zur Deckung und Einfassung der Hütten, die stärksten Laue, das reinste Brennöl, Matten, gewobene Zeuge, Farbstoff und sogar ein Getränk, das Surr, Lobbj oder Palmbrantwein genannt und durch Einschnitte in die Krone des Baumes gewonnen wird. Während eines ganzen Monats steigen die Hindus Morgens und Abends bis unter die Krone des Baumes, machen einige Einschnitte in den Stamm und hängen Töpfe darunter, um

den tröpfelnden Saft aufzufangen. Das Hinaufklettern wird dadurch erleichtert, daß die Rinde sehr wulstig ist. Der Hindu ergreift mit einer starken Schlinge den Stamm und die Mitte seines eigenen Körpers, mit einer zweiten die Füße, die er gegen den Baum stemmt; er schwingt sich dann in die Höhe und zieht die obere Schlinge mit der Hand, die untere mit den Fußspitzen nach sich. Ich sah die Leute auf diese Art die höchsten Bäume mit Leichtigkeit in höchstens zwei Minuten ersteigen. Um den Leib haben sie einen Riemen geschnallt, an welchem ein Messer und ein oder zwei Töpfe hängen.

Der frisch gewonnene Saft sieht ganz klar aus und schmeckt angenehm süßlich; fängt aber schon nach sechs bis acht Stunden zu gähren an und bekommt dann eine weißliche Farbe und einen scharfen, etwas unangenehmen Geschmack. Man kann daraus mit Zusatz von Reis starken Arac machen. Ein guter Baum liefert in vierundzwanzig Stunden über zwei Maß solchen Saftes; er trägt jedoch in dem Jahre, in welchem der Lohdy gewonnen wird, keine Früchte.

21. Dec. Ungefähr 70 Meilen unterhalb Radschmahal kommt man an drei ziemlich steilen Felsen vorüber, die dem Ganges entsteigen. Der größte mag an 60 Fuß Höhe haben; der mittlere, mit einigem Gebüsch bewachsen, ist der Aufenthalts-Ort eines Fakirs, den gläubige Menschen mit Lebensmitteln versehen. Wir sahen diesen heiligen Mann nicht, da es schon dunkelte, als wir vorüberfuhren. Mehr bedauerten wir, daß wir den botanischen Garten zu Bogulpore, welcher der schönste in Indien sein soll, nicht besuchen konnten; da aber zu

Bogulpore keine Kohlenstation war, so wurde auch nicht angehalten.

Der 22. Dec. führte uns an der wunderbaren Felspartie Junghora vorüber, die gleich einer Feeninsel dem majestätischen Ganges entsteigt. Diese Stelle ward in früheren Zeiten als die heiligste im Ganges verehrt. Tausende von Booten und Schiffen durchfurchten stets den schönen Strom, kein Hindu dachte ruhig sterben zu können, ohne hier gewesen zu sein. Viele Fakire trieben da ihr Wesen, stärkten die armen Pilger mit salbungsvollen Reden und nahmen ihnen dafür fromme Gaben ab. Jetzt hat die Gegend ihren Heiligenschein verloren, und die eingehenden milden Gaben genügen kaum, zwei bis drei Fakiren das Leben zu fristen.

Abends hielten wir bei Monghyr\*), einer ziemlich großen Stadt mit alten Festungswerken. Ein Friedhof mit Monumenten überfüllt, fällt vor allem in die Augen. Die Monumente sind so eigenthümlich, daß, wenn ich deren nicht schon auf den Friedhöfen zu Calcutta gesehen hätte, ich sie nimmermehr einer christlichen Glaubenssecte zugemuthet haben würde. Es gab da Tempel, Pyramiden, mächtige Katafalken, Kioske u. s. w., alle von Ziegeln massiv aufgeführt. Die Größe dieses Friedhofes steht mit der geringen Anzahl der in Monghyr wohnenden Europäer in gar keinem Verhältnisse; allein dieser Ort soll der ungesundeste in ganz Indien sein, so daß ein Europäer,

---

\*) Monghyr wird das indische Birmingham genannt, wegen der vielen Stahl- und Waffenfabriken und Messerschmieden. Bevölkerung bei 30,000 Seelen.

wenn er für mehrere Jahre dahin beordert wird, gewöhnlich für immer Abschied von den Seinigen nimmt.

Fünf Meilen von da gibt es heiße Quellen, die von den Eingebornen für heilig gehalten werden.

Die Ansicht der Radschmahal Hills hatten wir schon bei Bogulpore verloren, — eine ununterbrochene Ebene breitete sich wieder auf beiden Seiten des Stromes aus.

24. Dec. Patna\*), eine der größten und ältesten Städte Bengalens, mit einer Bevölkerung von ungefähr 300,000 \*\*) Seelen, besteht aus einer acht engl. Meilen langen, sehr breiten Straße, in welche viele kurze Gäßchen einmünden. Die Häuser fand ich meist von Lehm, über alle Maßen klein und erbärmlich. Unter den Vordächern derselben sind Waaren und Lebensmittel der einfachsten Gattung ausgekrant. Der Theil der Straße, in welchem sich die meisten dieser ärmlichen Lager befinden, wird mit dem stolzen Namen „Bazar“ belegt. Die wenigen bessern Häuser hätte man ohne große Mühe zählen können; sie waren von Ziegeln gebaut und mit zierlichen, in Holz geschnitzten Gallerien und Säulen umgeben. In

---

\*) Patna ist die Hauptstadt der Provinz »Bochar,« und war einst seiner vielen Buddha-Tempel wegen sehr berühmt. In der Nähe von Patna lag die berühmteste Stadt des indischen Alterthumes, »Parlibothra.« Patna hat viele Baumwollen-Manufacturen und einige Opium-Fabriken.

\*\*) In allen indischen, mahomedanischen, man kann sagen, in allen nicht christlichen Ländern ist es höchst schwierig, die Einwohnerzahl einer Stadt genau anzugeben, da das Volk nichts mehr verabscheuet als ähnliche Zählungen.

diesen Häusern mußte man auch die hübschen und kostbaren Waarenlager suchen.

Die Tempel der Hindus, die Gauths (Treppen, Hallen, Thorwege) nach dem Ganges versprechen, wie die Moscheen der Mohamedaner, immer von der Ferne unendlich mehr, als sie bei näherer Beschichtigung gewähren. Das einzige sehenswerthe, was ich hier fand, waren einige Mausoleen in Klotzenform, wie jene auf Ceylon, zwar nicht kunstvoller, doch bei weitem größer: ihr Umfang mochte wohl zweihundert, ihre Höhe achtzig Fuß überschreiten. Ganz schmale Eingänge mit einfachen Thüren führten ins Innere. Von außen leiteten an zwei Seiten schmale Treppen, einen Halbkreis bildend, bis an die Spitze. Man schloß die Thüre nicht auf, und wir mußten uns mit der Versicherung begnügen, daß außer einem einfachen Sarkophag nichts darinnen enthalten sey.

Patna ist ein höchst wichtiger Platz für den Opiumhandel, dessen Betrieb viele der Eingebornen bereichert. Ihren Reichtum zeigen sie für gewöhnlich weder in Kleidern noch in sonstigem öffentlichen Luxus. Es gibt nur zwei Trachten, die des Bemittelten, der orientalischen ähnlich, und die des ganz Armen, aus einem Luche bestehend, das um die Lenden geschlagen wird.

Die Hauptstraße der Stadt ist höchst belebt, sowohl von Fahrenden als von Fußgängern. Der Hindu ist, wie der Jude, ein so abgesagter Feind des Gehens, daß er den schlechtesten Platz auf dem erbärmlichsten Karren nicht verachtet.

Das gebräuchlichste Fuhrwerk besteht in einem



schmalen, hölzernen Karren auf zwei Rädern, der mit vier Pfählen und Duerstangen umgeben ist. Diese sind mit farbigem Wollstoff umhangen, und oben schützt eine Art Baldachin gegen die Sonne. Platz ist hier eigentlich nur für zwei Personen; doch sah ich drei bis vier darauf zusammengedrängt. Ich gedachte dabei der Italiener, deren oft so viele in einem Wagen sitzen und stehen, daß nicht einmal die Fußtritte leer bleiben. Diese Karren heißen *Bailis*; sie werden dicht verhängt, wenn Frauen darin fahren.

Ich erwartete hier die Straßen von Kamehlen und Elephanten belebt zu sehen, da ich in einigen Beschreibungen so viel davon gelesen hatte; ich sah aber nur von Ochsen gezogene *Bailis* und einzelne Reiter, jedoch weder Kamehle noch Elephanten.

Gegen Abend fuhren wir nach Deinafore, das acht engl. Meilen von Patna entfernt ist \*). Eine herrliche Poststraße, mit schönen Bäumen besetzt, führt zwischen üppigen Feldern dahin.

Deinafore ist eine der größten englischen Militärstationen und besitzt ausgedehnte Casernen, die beinahe für sich eine Stadt bilden. Die Stadt Deinafore liegt von den Casernen nicht weit entfernt. Unter den Einwohnern gibt es viele Mohamedaner, die sich durch Fleiß und Betriebsamkeit vor den Hindus auszeichnen.

Ich sah hier in einem außerhalb der Stadt gelegenen

---

\*) Ich ließ mich mit zwei Reisenden zu Patna an's Land setzen und fuhr gegen Abend zu Wagen nach Deinafore, wo unser Dampfer für die Nacht vor Anker ging.

Serai \*) zum ersten Male auf dem Festlande Indiens Elephanten; es waren acht große, herrliche Thiere.

Als wir des Abends auf unser Schiff zurückkehrten, fanden wir da ein Leben wie in einem Lager: alle möglichen Artikel waren herbei gebracht und ausgeframt worden; besonders aber thaten sich die Schuster hervor, deren Arbeiten schön und dauerhaft ausfielen und dabei merkwürdig billig waren. Ein Paar Männerstiefel z. B. kosteten anderthalb bis zwei Rup., wurden aber freilich immer um das doppelte angeboten. Ich sah bei dieser Gelegenheit, wie die europäischen Seeleute den Handel mit den Eingebornen betrieben. Einer der Maschinisten wollte ein Paar Schuhe erhandeln und bot den vierten Theil des geforderten Betrags. Der Verkäufer damit nicht einverstanden, nahm die Waare zurück; allein der Maschinist riß ihm selbe aus der Hand, warf ihm einige Beis über die gebotene Summe zu und eilte in seine Cabine. Der Schuster lief ihm nach und forderte die Schuhe; statt deren ertheilte man ihm aber einige tüchtige Prüffe mit der Drohung, daß er augenblicklich vom Schiff müsse, wenn er sich nicht ruhig verhalte. Halb weinend ging der arme Teufel zu seinem Waarenpacke zurück.

Ein anderer Fall ereignete sich an demselben Abend: ein Hinduknabe brachte eine Schachtel für einen der Reisenden und bat um eine kleine Gabe für seine Mühe, — man hörte nicht darauf. Der Junge blieb stehen und

---

\*) Serai sind große, schöne Höfe, mit kleinen Hallen und Kämmerchen umgeben, die den Reisenden aller Nationen zur Verköstigung offen stehen.

erneuerte zeitweise seine Bitte. Da sagte man ihn fort, und als er nicht gleich gehen wollte, gab man ihm Schläge. Zufällig kam der Kapitän herbei und frug, was es gäbe. Der Knabe erzählte schluchzend sein Anliegen und seine Abfertigung, — der Kapitän zuckte die Achseln, und der Knabe wurde aus dem Schiffe gebracht.

Wie viel ähnliche und noch ärgere Begebenheiten habe ich nicht gesehen! Wenn uns die sogenannten „barbarischen und heidnischen Völker“ verabscheuen und hassen, haben sie vollkommen Recht. Wo der Europäer hinkommt, will er nicht belohnen, sondern nur herrschen und gebieten, und gewöhnlich ist seine Herrschaft viel drückender als jene der Eingebornen.

26. Dec. Die Aussetzungen der Sterbenden an den Ufern des Ganges scheinen doch nicht so häufig zu sein, wie viele Reisende erzählen. Wir fuhren nun schon vierzehn Tage auf dem Strome, waren an vielen reichbevölkerten Städten und Ortschaften vorüber gekommen, und erst heute kam mir ein solches Schauspiel zu Gesichte: der Sterbende lag knapp am Wasser, um ihn herum saßen mehrere Menschen, wahrscheinlich seine Verwandten, und harrten seiner Sterbestunde entgegen. Einer schöpfe mit der Hand Wasser oder Schlamm aus dem Flusse und berührte damit des Sterbenden Nase und Mund. Der Hindu glaubt, daß, wenn er mit dem Mund voll heiligen Wassers am Flusse selbst stirbt, er ganz gewiß in den Himmel kommt. Die Verwandten oder Freunde bleiben nur bis Sonnenuntergang bei dem Verscheidenden; dann gehen sie heim und überlassen ihn seinem Schicksale. Gewöhnlich wird er die Beute eines Crocodiles.

Schwimmende Leichen bekam ich auch nur sehr selten zu Gesicht; auf der ganzen Reise sah ich nicht mehr als zwei. Die meisten Leichen werden verbrannt.

27. Dec. Ghazipur ist ein bedeutender Ort, der sich schon von ferne durch schöne Gauths bemerkbar macht. Hier steht ein artiges Monument, dem Andenken des Grafen von Cornwallis errichtet, der im Jahre 1790 Tipu-Saib besiegte. — In der Nähe ist ein großes Pferdegestüt, welches ausgezeichnet schöne Pferde liefern soll. Am merkwürdigsten aber ist Ghazipur durch seine ungeheuren Rosenfelder und durch das hier bereitete Rosenwasser und Rosenöl. Letzteres wird auf folgende Art gewonnen:

Auf vierzig Pfund mit dem Kelche versehene Rosen werden sechzig Pfund Wasser gegossen und über langsamem Feuer destillirt. Man bekommt davon dreißig Pfund Rosenwasser. Mit diesem werden abermals vierzig Pfund frische Rosen überschüttet und davon höchstens zwanzig Pfund Wasser destillirt. Dieses wird sodann in Schüsseln eine Nacht hindurch der kühlen Luft ausgesetzt, worauf man am Morgen das Del auf der Oberfläche des Wassers geronnen findet und abnimmt. Von achtzig Pfund Rosen (200,000 Stück) soll man höchstens andert-halb Loth Del erhalten. Ein Loth ächtes Rosenöl kostet zu Ghazipur selbst vierzig Rupien.

Am 28. Dec. zehn Uhr Morgens erreichten wir endlich die heilige Stadt Benares. Wir gingen bei Radschaght vor Anker, wo schon Gulli (Träger) und Ramehle bereit standen um uns in Empfang zu nehmen.

Ehe ich von dem Ganges scheide, muß ich bemerken,  
Pissiers Reise, II. Th.

daß ich auf der ganzen Reise von ungefähr tausend Meilen nicht eine einzige Stelle gefunden habe, die sich durch besondere Naturschönheit ausgezeichnet oder eine pittoreske Ansicht gewährt hätte. Die Ufer sind flach oder mit zehn bis zwanzig Fuß hohen Erdschichten umsäumt, und mehr landeinwärts wechseln Sandflächen mit Pflanzungen oder ausgetrockneten Wiesenplätzen oder erbärmlichen Dschungeln. Städte und Ortschaften sieht man zwar in großer Anzahl; aber einzelne schöne Gebäude und die Gauths ausgenommen, bieten sie nichts als Hütten und Baraken. Der Strom selbst ist oft in mehrere Arme getheilt, oft wieder so ausgebreitet, daß er mehr einem See als einem Flusse gleicht, und daß das Auge kaum die fernen Ufer erblickt.

Benares ist die heiligste Stadt Indiens. Sie ist dem Hindu was Mecca dem Mohamedaner, Rom dem Katholiken. Der Glaube des Hindu an ihre Heiligkeit ist so groß, daß nach seiner Meinung jeder Mensch ohne Unterschied der Religion der Seligkeit theilhaftig wird, wenn er vierundzwanzig Stunden in dieser Stadt verweilt hat. Einer der schönsten Züge in der Religion und dem Charakter dieses Volkes ist jene edle Toleranz, die den einseitigen Glauben gar mancher Christen- Secten tief beschämt.

Die Zahl der Pilger steigt alljährlich auf 3 bis 400,000, durch deren Verkehr, Opfer und Gaben die Stadt die reichste im Lande wurde.

Es mag hier nicht am unrichtigen Orte sein, einige

Bemerkungen über die Religion dieses interessanten Volkes einzuschalten, die ich aus Zimmermanns „Taschenbuch der Reisen“ entlehne:

„Die Grundlage des hindostanischen Glaubens ist: „ein über alles erhabenes Urwesen, eine Unsterblichkeit, „eine Belohnung der Tugend. Die Haupt-Idee von „Gott ist so groß und schön, ihre Moral so rein und „erhaben, wie man sie bei keinem andern Volke gefunden hat.“

„Ihre Glaubenslehre ist: das höchste Wesen anbeten, seine Schutzgötter anrufen, freundlich gegen seine „Mitmenschen sein, sich der Unglücklichen erbarmen, und „sie unterstützen, geduldig die Beschwerlichkeiten des Lebens ertragen, nicht lügen, nicht ehebrechen, die göttliche Geschichte lesen und lesend anhören, wenig reden, „fasten, beten, zur bestimmten Zeit sich baden. — Diese „sind die allgemeinen Pflichten, zu welchem die heiligen „Bücher alle Indier ohne Ausnahme irgend eines Stammes „oder einer Kunst insgesammt verbinden.“

„Ihr wahrer, einziger Gott heißt „Brahma,“ „wohl zu unterscheiden von dem durch ihn geschaffenen „Brahma.“ Er ist das wahre, ewige, selige, unwandelbare Licht aller Zeiten und Räume. — Das Böse wird bestraft, das Gute belohnt.“

„Aus des Unsterblichen Wesen ging die Göttin „Bhavani (d. i. die Natur) und ein Heer von 1180 „Millionen Geister hervor. Unter diesen gibt es drei „Halbgötter oder Obergeister: Brahma, Wischnu „und Schiwa, die Dreieinigkeit der Hindus, bei ihnen „Trimurti genannt.“

„Unter den Geistern herrschte lange Zeit Eintracht  
 „und Glückseligkeit; aber darauf brach eine Empörung  
 „aus, viele versagten den Gehorsam. Die Rebellen wurden  
 „von der großen Höhe in den Abgrund der Finsterniß  
 „gestürzt. Hierauf erfolgte die Seelenwanderung, jedes  
 „Thier, jede Pflanze war von einem gefallenem Engel be-  
 „seelt; von diesem Glauben schreibt sich die unendliche  
 „Gutmüthigkeit der Hindus gegen die Thiere her. Sie  
 „betrachten sie als ihre Mitbrüder und wollen keines  
 „töbten.“

„In der lautersten, religiösesten Absicht verehrt  
 „der Hindu den großen Zweck der Natur, die Er-  
 „zeugung organisirter Körper. Ihm sind alle dazu  
 „wirkenden Theile verehrungswerth und heilig, und in  
 „dieser Absicht allein beweist er dem Lingam göttliche  
 „Verehrung.“

„Man dürfte behaupten, daß nur nach und nach  
 „das Abenteuerliche dieser Religion durch Verfälschung  
 „und Unverständlichkeit im Munde des Volkes ein fast  
 „wahn sinniges Gaukelspiel geworden ist.“

„Es wird hinreichen, die Bilder nur einiger der  
 „vornehmsten Gottheiten anzugeben, um hieraus auf den  
 „jetzigen Zustand ihrer Religion schließen zu können.“

„Brahma als Erschaffer der Welt wird mit  
 „vier Menschenköpfen und acht Händen abgebildet, in der  
 „einen Hand hält er das Gesetzbuch, in den übrigen  
 „andere Sinnbilder. Er wird in keinem Tempel  
 „(Pagode) verehrt, er verlor dieses Vorrecht seines  
 „Stolzes wegen, er wollte das allerhöchste Wesen er-  
 „forschen. Jedoch nach Vereuung seiner Thorheit ward

„es ihm zugestanden, daß die Brahminen ihm zu Ehren  
 „eigene feierliche Feste, Poutsché genannt, anstellen  
 „durften.“

„Viſchnu als Erhalter der Welt wird in einund-  
 „zwanzig verschiedenen Gestalten dargestellt. Halb Fiſch  
 „halb Mensch, als Schildkröte, halb Löwe halb Mensch,  
 „Buddha, Zwerg u. s. w. Die Gemahlin des Viſchnu  
 „wird als die Göttin der Fruchtbarkeit, des Reichthums,  
 „der Schönheit u. s. w. verehrt. Ihr zu Ehren wird die  
 „Kuh heilig gehalten.“

„Schīwa ist der Zerstörer, Rächer, Umwandler,  
 „der Sieger des Todes, er hat daher einen doppelten  
 „Charakter, wohlthuend oder furchtbar, er belohnt und  
 „bestraft. Gewöhnlich wird er gräßlich dargestellt, ganz  
 „von Blitzen umgeben, mit drei Augen, wovon das  
 „größte auf der Stirne ist; nebst dem hat er acht Arme,  
 „in deren jedem er etwas hält.“

„Obwohl diese drei Gottheiten gleich hoch stehen,  
 „so theilt sich die Religion der Hindus doch eigentlich  
 „nur in zwei Secten, nämlich in die der Viſchnu- und  
 „Schīwa-Verehrer. Brahma hat keine eigene Secte,  
 „weil ihm Tempel und Pagoden versagt sind; man  
 „könnte jedoch die ganze Priester-Kaste, die Brahminen,  
 „für seine Verehrer betrachten, da sie behaupten, aus  
 „seinem Kopfe entsprungen zu sein.“

„Die Viſchnu-Verehrer haben auf der Stirn oder  
 „Brust ein röthlich oder gelblich gemaktes Zeichen der  
 „Jani. Die Schīwa-Verehrer tragen an der Stirn das  
 „Zeichen des Lingam, oder eines Obelisken, Dreieckes,  
 „oder der Sonne.“



„Unter = Gottheiten werden 333 Millionen angenommen; sie sind die Götter der Elemente, Natur = Erscheinungen, Leidenschaften, Künste, Krankheiten u. s. w.  
 „Sie werden in verschiedenen Gestalten und mit allerlei  
 „Attributen dargestellt.“

„Ferner gibt es Genien, gute und böse Dämonen.  
 „Die Zahl der guten übersteigt die schlechten um drei  
 „Millionen.“

„Auch andere Dinge sind dem Hindu heilig, als:  
 „Flüsse, darunter vorzüglich der Ganges; er soll aus  
 „dem Schweiße des Schiwa entstanden sein. Das Ganges=  
 „Wasser wird so hoch gehalten, daß man viele Meilen  
 „landeinwärts Handel damit treibt.“

„Von Thieren verehren sie besonders die Kuh, den  
 „Ochsen, Elephanten, Affen, Adler, Schwan, Pfau  
 „und die Schlange.“

„Von Pflanzen: den Lotos, den Bananien = und  
 „den Mango = Baum.“

„Eine ganz besondere Verehrung bezeigen die Brah= minen einem Stein, nach Sonnerat ein Ammonshorn  
 „in Schiefer versteinert.“

„Höchst merkwürdig ist es, daß in ganz Hindostan  
 „keine Abbildung des höchsten Wesen's zu finden ist.  
 „Es scheint ihnen zu groß, sie halten die gesammte Erde  
 „für seinen Tempel und beten es unter allen Ge=  
 „stalten an.“

„Die Anhänger des Schiwa beerdigen ihre Todten,  
 „die andern verbrennen oder werfen sie in den Fluß.

---

Wer nur nach Calcutta und nicht weiter kam, kann sich kaum einen richtigen Begriff von Indien machen. Calcutta ist beinahe europäisch geworden. Die Paläste, die Equipagen sind europäisch, es gibt da Gesellschaften, Bälle, Concerte, Promenaden, beinahe wie in Paris und London, und sähe man nicht den gelbbraunen Eingebornen auf der Straße, den Hindu als Diener im Hause, so könnte man wahrlich oft leicht vergessen, daß man sich in einem fremden Welttheile befindet.

Anders ist es in Benares. Da steht der Europäer vereinzelt; fremdartige Sitten und Gebräuche umgeben ihn überall und erinnern ihn bei jedem Schritte, daß er der geduldete Eindringling ist. Benares zählt bei 300,000 Einwohner, worunter kaum 150 Europäer.

Die Stadt ist schön, besonders von der Wasserseite aus gesehen, wo man ihre Mängel nicht bemerkt. Prachtvolle Treppenreihen, aus kolossalen Steinen gebaut, führen das Ufer hinan zu den Häusern und Palästen, zu den kunstvoll gebauten Stadthoren. In dem schönen Stadttheile reihen sie sich ununterbrochen aneinander und bilden eine zwei engl. Meilen lange Kette. Diese Treppen kosteten unermessliche Summen, und aus den dazu verwendeten Steinen hätte man eine große Stadt erbauen können.

Der schöne Stadttheil enthält sehr viele alterthümliche Paläste im maurischen, gothischen oder hindostanischen Style, deren manche eine Höhe bis zu sechs Stockwerken haben. Die Portale sind großartig, die Fronten der Paläste und Häuser mit meisterhaft gearbeiteten Arabesken, Basreliefs und Bildhauerarbeiten bedeckt, die Stockwerke

reich mit schönen Säulengängen, vorspringenden Pfeilern, Veranden, Balkonen und Friesen ausgeschmückt. Nur die Fenster gefielen mir nicht: sie sind niedrig, schmal und selten regelmäßig angebracht. Alle Paläste und Häuser haben sehr breite, geneigte Dächer oder auch nur Terrassen.

Unzählige Tempel geben einen Beweis von dem Reichthum und der Religiosität der Einwohner dieser Stadt. Jeder wohlhabende Hindu hat an seinem Hause einen Tempel, d. h. ein Thürmchen erbaut, das oft kaum die Höhe von zwanzig Fuß erreicht.

Der Hindu-Tempel besteht eigentlich aus einem dreißig bis sechzig Fuß hohen Thurme ohne Fenster mit einem kleinen Eingange. Er nimmt sich, besonders von der Ferne gesehen, sehr schön und originell aus, da er entweder höchst kunst- und geschmackvoll ausgehauen, oder mit hervorragenden Verzierungen als: Spizen, kleinen Säulen, Pyramidchen, Blättern, Nischen u. s. w. reichlich bedeckt ist.

Leider gibt es unter diesen schönen Bauten auch viele Ruinen. Der Ganges unterwühlt hin und wieder das Erdreich, und Paläste und Tempel sinken in dem lockern Boden ein, oder stürzen wohl ganz und gar zusammen. Kleine, ärmliche Häuser sind theilweise darauf gebaut, die das schöne Bild der Stadt noch mehr verunzieren als die Ruinen, die selbst als solche noch schön sind.

Wenn man mit Sonnenaufgang an den Fluß kommt, sieht man ein Schauspiel, das mit keinem andern in der Welt verglichen werden kann. Der religiöse Hindu kommt hieher um seine Andacht zu verrichten; er steigt in den

Fluß, wendet sich gegen die Sonne, begießt sich dreimal den Kopf mit Wasser, das er mit der Hand geschöpft hat, und murmelt dabei seine Gebete. Bei der großen Bevölkerung, die Benares auch ohne Pilger besitzt, wird man es nicht übertrieben finden, wenn man die tägliche Anzahl der Betenden durchschnittlich auf 50,000 angibt. Viele Brahminen sitzen in kleinen Kiosken oder auf Steinblöcken auf den Treppen knapp am Wasser, um die Spenden der Wohlhabenden und Pilger in Empfang zu nehmen und ihnen dagegen die Absolution ihrer Sünden zu erteilen.

Jeder Hindu soll sich des Tages wenigstens einmal, und zwar des Morgens baden; gehört er zu den sehr andächtigen, und erlaubt es ihm die Zeit, so verrichtet er dieselbe Ceremonie auch des Abends. — Das weibliche Geschlecht übergießt sich zu Hause mit Wasser.

In den Zeiten der Feste, Mela genannt, wo der Zu-  
drang der Pilger nach Benares unberechenbar ist, sollen die Treppen kaum die Menschenmenge fassen können, und der Strom soll von den Köpfen der Badenden wie mit schwarzen Punkten übersät sein.

Die innere Stadt ist bei weitem nicht so schön als jener Theil, der sich längs des Ganges ausbreitet. Es gibt zwar da auch noch viele Paläste; doch fehlen ihnen die schönen Portale, Säulen, Veranden u. d. m. Viele der Gebäude sind mit feinem Cement überkleidet und andere mit erbärmlichen Fresken bemalt.

Die Straßen sind größtentheils schmutzig, häßlich, und manche darunter so enge, daß man mit einem Palankine gar nicht durchkommen kann. In allen Ecken,

beinahe vor jedem Hause steht das Sinnbild des Gottes Schiwa.

Von den Tempeln in der Stadt ist der schönste der „Visvishas“: er hat zwei durch Säulengänge verbundene Thürme, deren Spitzen mit Goldplatten belegt sind. Eine Mauer umgibt den Tempel. Wir durften den Vorhof betreten und bis an die Eingangsthüren gehen. Darinnen sahen wir einige Sinnbilder des Vishnu und Schiwa, die mit Blumen bekränzt und mit Fruchtkörnern von Reis, Waizen u. dgl. überstreut waren. In den Vorhallen standen kleine Stiere von Metall oder Stein, und lebende weiße Stiere (ich zählte deren acht) gingen frei umher. Diese Letzteren werden für heilig geachtet und dürfen sich ungehindert überall hinbegeben, ja es ist ihnen sogar nicht verwehrt, ihren Hunger mit den geopfertenen Blumen und Fruchtkörnern zu stillen.

Vergleichen heilige Thiere verweilen nicht nur in den Tempeln, sie gehen auch in den Straßen umher. Die Leute weichen ihnen ehrerbietig aus und werfen ihnen mitunter auch Futter zu; doch lassen sie selbst nicht, wie einst, von dem zum Kaufe ausgestellten Getreide naschen. — Wenn einer der heiligen Stiere stirbt, so wird er in den Fluß geworfen oder verbrannt; er genießt hierinnen gleiche Ehre mit den Hindus.

In dem Tempel befanden sich Männer und Weiber, die Blumen gebracht hatten, mit welchen sie die Sinnbilder schmückten und bekränzten. Manche legten auch ein Stück Geld unter die Blumen. Sie spritzten Gangeswasser über

Sinnbilder und Blumen und streuten Reis- und andere Getreide-Körner darüber aus.

Nähe am Tempel Wiswischas befinden sich die heiligsten Stellen der Stadt, der sogenannte „heilige Brunnen,“ und die „Mankarnika,“ ein großes Wasserbecken. Von ersterem erzählt man folgendes:

Als die Engländer Benares erobert hatten, pflanzten sie vor dem Eingange eines Tempels eine Kanone auf, um den Gott Mahadeo zu zerstören. Die Brahminen, darüber ganz entrüstet, suchten das Volk aufzuwiegeln, das auch wirklich in zahlreichen Haufen zu dem Tempel eilte. Die Engländer, um jeden Streit zu verhüten, sagten zu dem Volke: „Wenn euer Gott stärker ist als der Christen Gott, so wird ihm die Kugel nichts anhaben; im andern Falle aber wird er zerschmettert niedersinken.“ — Natürlich hatte letzteres statt. Die Brahminen gaben aber ihre Sache nicht verloren und erklärten, daß sie gesehen hätten, wie vor dem Schusse der Geist ihres Gottes das Steinbild verlassen und sich in den nahen Brunnen gestürzt habe. — Von dieser Zeit an wird der Brunnen als heilig betrachtet.

Die Mankarnika ist ein tiefes, mit Steinen ausgelegtes Wasserbecken von vielleicht sechzig Fuß Breite und Länge; breite Treppen führen von den vier Seiten zum Wasser. Man erzählt hier eine ähnliche Geschichte von dem Gotte Schiwa. Beide Götter, der eine hier wie der andere in dem Brunnen, halten sich noch heutzutage da auf. Jeder Pilger, der Benares besucht, muß sich bei seiner Ankunft in diesem heiligen Teiche baden und dafür eine kleine Gabe entrichten. Zum Empfange

der Gaben sind stets einige Brahminen anwesend. Sie unterscheiden sich in ihrer Kleidertracht durchaus nicht von den etwas Wohlhabenderen unter dem Volke; nur ihre Hautfarbe ist heller und mehrere unter ihnen hatten sehr edle Gesichtszüge.

Fünzig Schritte von diesem Teiche, am Ufer des Ganges, steht ein ausgezeichnet schöner Hindu-Tempel mit drei Thürmen. Leider gab vor wenigen Jahren das Erdreich nach, und die Thürme wurden aus ihrer Stellung gebracht; der eine neigt sich links, der andere rechts und der dritte ist beinahe in dem Ganges versunken.

Unter den übrigen tausend und tausend Tempeln und Tempelchen gibt es zwar hin und wieder einige, die der Mühe lohnen, im Vorübergehen gesehen zu werden; doch würde ich Niemanden rathen, ihrethalben große Umwege zu machen.

Der Verbrennungsplatz für die Todten ist ebenfalls ganz nahe am heiligen Teiche. Als wir dahin kamen, röstete man gerade einige Verstorbene, — anders kann man die Art und Weise der Verbrennung nicht nennen: die Feuer waren so klein, daß die Körper von allen Seiten darüber hinaus ragten.

Unter den übrigen Bauten verdient vor allem die Moschee „Aurang-Zeb“ die Aufmerksamkeit des Reisenden. Sie ist ihrer beiden Minarete wegen berühmt, die, an 150 Fuß hoch, die schlanksten in der Welt sein sollen. Sie gleichen zweien Nadeln und verdienen diesen Namen gewiß eher als jene der Cleopatra zu Alexandria in Egypten. — Schmale Wendeltreppen im Innern führen bis an die Spitze, auf welcher eine kleine Plattform

mit einem fußhohen Geländer angebracht ist. Glücklicher wer dem Schwindel nicht unterworfen ist! Er kann da hinaustreten und das unendliche Häusermeer mit den zahllosen Hindu-Tempeln in Vogelperspective überschauen. Auch der Ganges mit seinem meilenlangen Treppenuais liegt aufgedeckt zu den Füßen. An recht heiteren, klaren Tagen soll man sogar einer fernen Hügelkette anständig werden, — der Tag war schön und heiter; aber die Hügelkette konnte ich nicht erblicken.

Ein höchst merkwürdiger und kunstvoller Bau ist das Observatorium, welches Dschefing unter dem geistvollen Kaiser Akbar vor mehr denn zweihundert Jahren baute. Man findet da keine gewöhnlichen Fernröhre und Teleskope, sondern alle Instrumente sind aus massiven Quadersteinen kunstvoll zusammengefügt. Auf einer erhöhten Terasse, zu welcher steinerne Treppen führen, stehen zirkelrunde Tafeln, halb- und viertelzirkelförmige Bogen u. s. w., die voll Zeichen, Schriften und Linien sind. Mit diesen Instrumenten machten und machen noch heut zu Tage die Brahminen ihre Beobachtungen und Berechnungen in den Geirnen. — Auch jetzt trafen wir mehrere Brahminen eifrig mit Berechnungen und schriftlichen Aufsätzen beschäftigt.

Benares ist überhaupt auch der Hauptsitz der indischen Gelehrsamkeit. Unter den Brahminen, sechstausend an der Zahl, soll es viele geben, die Unterricht in der Astronomie, in der Sanskrit-Sprache und in andern wissenschaftlichen Gegenständen erteilen.

Eine andere Merkwürdigkeit von Benares sind die heiligen Affen, die ihren Hauptsitz auf einigen ungeheuren Mango-Bäumen in der Vorstadt Durgakund haben. Als



wir unter den Bäumen anlangten, mochten die Thiere wohl ahnen, daß wir uns ihretwegen da eingefunden hatten, denn sie kamen ganz unbesorgt in unsere Nähe; aber als der Diener, den wir um Futter für sie geschickt hatten, zurückkehrte, ihnen zurief und sie höflichst zum Fraße einlud, da mußte man erst sehen, wie das lustige Völklein von Dächern und Bäumen, aus Häusern und Gassen gerannt und gesprungen kam. In einem Augenblicke waren wir in engem Kreise von einigen Hunderten umschlossen, die sich auf die möglichste Weise um die ihnen vorgeworfenen Früchte und Körner balgten. Der größte oder älteste unter ihnen spielte den Commandanten; wo Streit und Hader war, sprang er hin, theilte Klaps aus, drohte mit den Zähnen und gab murrende Laute von sich, worauf die Zänker auch jedesmal gleich auseinander sprangen — es war die größte und möglichste Affengesellschaft, die ich je gesehen. — Die Affen waren über zwei Fuß hoch und von schmutziggelblicher Farbe.

Eines Tages führte mich mein gütiger Wirth, Herr Ruitpold \*) nach Sarnath (fünf engl. Meilen vor Benares), wo man einige interessante Ruinen, drei ungeheure massive Thürme findet. Sie sind nicht von sehr bedeutender Höhe und liegen auf drei künstlich aufgemauerten Hügeln, deren jeder eine Meile von dem andern entfernt ist. Hügel und Thürme sind von großen Ziegeln aufgeführt. Der größte dieser Thürme ist noch jetzt an vielen

---

\*) Herr L., ein Deutscher, nahm mich hier sehr gastfreundlich auf. Er und seine liebenswürdige Gemahlin erwiesen mir alle nur möglichen Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten, wofür ich ihnen stets dankbar verbleibe.

Stellen mit Steinplatten überkleidet, an welchen man hin und wieder Spuren schöner Arabesken entdeckt. Viele Steinplatten liegen als Ruinen am Boden umher. An den beiden andern Thürmen findet man keine Spur einer derlei Ueberkleidung. In jedem Thurm ist eine kleine Thüre und ein einziges Gemach \*).

Das englische Gouvernement ließ in jedem Hügel einen Eingang bis unter den Thurm durchbrechen, in der Hoffnung, Entdeckungen zu machen, die einige Aufklärung über diese Bauten geben sollten; man fand aber nichts als ein leeres unterirdisches Gewölbe.

An einem dieser Thürme breitet sich ein See aus, der durch Ausgrabung des Erdrreiches künstlich geschaffen ist und durch einen Canal von dem Ganges mit Wasser versehen wird.

Von diesen Thürmen und von dem See gibt die Sage eine sehr wahrscheinliche Geschichte an: „In den Zeiten des grauen Alterthumes regierten hier drei Brüder, drei Riesen, welche diese Bauten auführen und den See ausgraben ließen, und zwar geschah dies alles an einem Tage. Man muß jedoch wissen, daß ein Tag jener Zeit nach unserer gegenwärtigen Rechnung zwei Jahre betrug. Die Riesen waren so groß (was die kleinen Thürme und Gemächer sehr wahrscheinlich machen), daß sie mit einem Schritte von einem Thurm zum andern gelangen konnten, und sie bauten selbe so nahe, weil sie sich ungemein liebten und jeden Augenblick zu sehen wünschten.“

\*) Manche halten diese Thürme für Buddhisten-Tempel; — die Höhe beträgt bei 70 — der Umfang bei 150 Fuß.

Nicht minder interessant als diese Thürme und ihre merkwürdige Geschichte waren mir einige in der Nähe angelegte Indigopflanzungen, die ersten die ich zu sehen bekam.

Die Indigopflanze ist ein strauchartiges Gewächs von ein bis drei Fuß Höhe, mit blaugrünen zarten Blättern. Die Ernte fällt gewöhnlich in den Monat August; die Pflanze wird ziemlich tief am Hauptstamme abgeschnitten, in Bündel zusammen gebunden und in große hölzerne Tonnen gegeben. Man legt Breter darauf, die man mit großen Steinen beschwert und schüttet Wasser darüber; nach sechzehn Stunden, oft auch erst in einigen Tagen, je nach Beschaffenheit des Wassers, fängt das Ding an zu gähren. In diesem Gährungsprozeß besteht die Hauptschwierigkeit, und alles kommt darauf an, ihn nicht zu kurz oder zu lange währen zu lassen. Wenn das Wasser eine dunkelgrüne Farbe hat, wird es in andere hölzerne Kübel abgeleitet, mit Kalk versetzt und mit hölzernen Schaufeln so lange gemischt, bis sich ein blauer Saß vom Wasser scheidet. Hierauf läßt man die Masse sich setzen und das Wasser davon ablaufen; die zurückbleibende Substanz, d. i. der Indigo, wird in lange leinene Beutel gegeben, durch welche die Feuchtigkeit gänzlich durchsickert. Sobald der Indigo trocken und erhärtet ist, wird er in Stücke gebrochen und verpackt.

Kurz vor meiner Abreise hatte ich durch die Vermittlung meines Reisegefährten, Herrn Lau, das Vergnügen, dem Rajah (Prinz) von Benares vorgestellt zu werden. Er wohnt in der Citadelle Ramnaghur, die am linken Ufer des Ganges oberhalb der Stadt liegt.

An dem Ufer des Ganges erwartete uns ein herrlich geschmücktes Boot, am jenseitigen Ufer ein Palantin. Bald befanden wir uns am Eingange des Palastes, dessen Thorumweg hoch und majestätisch ist. Ich hoffte im Innern durch den Anblick großer Höfe, schöner Bauten überrascht zu werden, sah aber nur unregelmäßige Höfe und kleine unsymmetrische Gebäude ohne allen Geschmack und Luxus. In einem der Höfe befand sich zu ebener Erde eine einfache Säulenhalle, welche als Empfangssaal diente. Diese Halle war mit europäischen Möbeln, mit Glaskrügen und Lampen ganz überfüllt, an den Wänden hingen erbärmliche Bildchen in Glas und Rahmen. Im Hofe wimmelte es von Dienerschaft, die uns mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Nun erschien der Prinz in Begleitung seines Bruders, einiger Gesellschafter und Diener; letztere waren von den Gesellschaftern kaum zu unterscheiden.

Die beiden Prinzen waren sehr reich gekleidet: sie hatten weite Hosen, lange Unter- und kurze Oberkleider, alles von golddurchwirktem Atlas. Der Ältere (35 Jahre alt) trug ein golddurchwirktes Seidenkännchen, dessen Rand mit Diamanten besetzt war, an den Fingern hatte er einige große Brillant-Ringe, seine seidenen Schuhe waren mit schönen Goldstickereien überbedt. Sein Bruder ein Jüngling von neunzehn Jahren, den er an Kindesstatt angenommen hatte\*), trug einen weißen Turban mit,

\*) Wenn einem Hindu kein Knabe geboren wird, nimmt er einen aus der Verwandtschaft an Kindesstatt an, damit dieser bei dem Leichenbegängnisse des Adoptiv-Vaters die Pflichten eines Sohnes erfüllt.

einer kostbaren Agraße von Diamanten und Perlen, an den Ohren hatte er große Perlen hängen und um die Handgelenke reiche, schwere Armbänder. Der ältere Prinz war ein schöner Mann mit überaus gutmüthigen und auch geistvollen Gesichtszügen; der jüngere gefiel mir bei weitem weniger.

Raum hatten wir Platz genommen, als man große, silberne Becken mit zierlich gearbeiteten Nargilehs brachte und uns zu rauchen einlud. Wir dankten für diesen Hochgenuß und der Prinz rauchte allein; er machte aus ein und demselben Nargileh immer nur einige Züge, hierauf ersetzte ein anderes, schöneres, das so eben gebrauchte.

Das Benehmen des Prinzen war voll Anstand und Lebhaftigkeit, — schade, daß wir nur mittelst eines Dolmetschers mit ihm verkehren konnten. Er ließ mich fragen, ob ich schon einen Natsch (Festtag) gesehen habe. Auf meine verneinende Antwort ertheilte er sogleich den Befehl, einen solchen aufzuführen.

Nach einer halben Stunde erschienen zwei Tänzerinnen (Devedassi) und drei Musikanten. Die Tänzerinnen waren in bunten, goldgestickten Musselin gekleidet, hatten seidene, golddurchwirkte, weite Beinkleider an, die bis an den Boden reichten und die unbeschuhten Füße ganz überdeckten. Von den Musikanten wirbelte der eine auf zwei kleinen Trommeln, die beiden andern strichen viersaitige, unsern Violinen ähnliche Instrumente. Sie standen knapp hinter den Tänzerinnen und spielten ohne Melodie und Harmonie; die Tänzerinnen machten dabei sehr lebhaft Bewegungen mit den Armen, Händen und

Fingern, weniger mit den Füßen — an letztern trugen sie silberne Schellen, die sie zeitweise ertönen ließen. Mit den Oberkleidern machten sie schöne, graziose Drapirungen und Figuren. Diese Aufführung währte ungefähr eine Viertelstunde, worauf sie den Tanz mit Gesang begleiteten. Die beiden Sylphiden kreischten so erbärmlich, daß mir für mein Gehör und Nervensystem bange wurde.

Während der Aufführung wurden uns Süßigkeiten, Früchte und Sherbet (ein kühlendes, süßsauerliches Getränk) geboten.

Nach Beendigung des Tanzes ließ mich der Prinz fragen, ob ich seinen Garten zu besuchen wünschte, der eine Meile vom Palaste entfernt läge. Ich war so indiscret, auch diesen Antrag anzunehmen.

In Begleitung des jungen Prinzen begaben wir uns auf den Vorplatz des Palastes, wo schön geschmückte Elephanten bereit standen. Des älteren Prinzen Leib-Elephant, ein Thier von seltener Größe und Schönheit, war für mich und Herrn Lau bestimmt. Eine scharlachrothe Decke mit Quasten, Fransen und golddurchwirkten Worten überdeckte beinahe das ganze Thier. Auf dem breiten Rücken war ein bequemer Sitz angebracht, den ich mit einem Phaeton ohne Räder vergleichen möchte. Der Elephant mußte sich zur Erde legen, eine bequeme Stufenleiter wurde angelehnt und Herr Lau und ich nahmen auf dem Unthiere Platz. Hinter uns saß ein Diener, der einen ungeheuer großen Sonnenschirm über unsere Häupter hielt. Der Treiber saß auf dem Halse des Thieres, und

Nach dieses mit einem spitzen Eisenstabe zeitweise zwischen die Ohren.

Der junge Prinz, seine Gesellschafter und Diener vertheilten sich auf die andern Elephanten. Einige Officiere zu Pferde ritten uns zur Seite, zwei Soldaten mit gezogenem Säbel liefen dem Zuge voran, um Platz zu schaffen, und mehr denn ein Duzend Soldaten zu Fuß, ebenfalls mit gezogenem Säbel, umgaben uns; einige reitende Soldaten schlossen den Zug.

Obwohl die Bewegung des Elephanten eben so erschütternd und unangenehm ist wie jene des Kamehles, so machte mir diese acht indische Partie dennoch eine ungemaine Freude.

An Ort und Stelle angekommen, schien der junge Prinz stolzer Blick uns zu fragen, ob wir über die Pracht des Gartens nicht höchst entzückt wären. Unser Entzücken war leider nur ein erheucheltes, denn der Garten war gar zu einfach um viel Lob zu verdienen. — Im Hintergrunde des Gartens stand ein etwas ruinöser königlicher Sommerpalast.

Als wir den Garten verlassen wollten, brachten uns die Gärtner schön gebundene Blumensträuße und köstliche Früchte, — eine in ganz Indien übliche Sitte.

Außerhalb des Gartens liegt ein sehr großes Wasserbecken, mit schönen Quadersteinen ausgelegt, breite Treppen führen zu dem Wasser, und an den Ecken stehen herrliche Kioske mit ziemlich gut gearbeiteten Reliefs.

Der Rajah von Benares erhält von der englischen Regierung eine jährliche Pension von ein Lak, das ist 100,000 Rup. Eben so viel soll er von seinen Ländereien

beziehen und dessen ohngeachtet ganz verschuldet sein. Die Ursachen davon sind: der große Luxus in Kleidern und Schmuck, die vielen Frauen, die zahllose Dienerschaft, die Menge von Pferden, Kamehlen und Elephanten u. s. w. Man erzählte mir, daß dieser Prinz vierzig Frauen, bei tausend Diener und Soldaten, hundert Pferde, fünfzig Kamehle und zwanzig Elephanten besitze. —

Am folgenden Morgen ließ sich der Rajah erkundigen, wie mir der Ausflug bekommen sei, und sandte mir bei dieser Gelegenheit Backwerk, Süßigkeiten und die ausserlesensten Früchte, darunter Weintrauben und Granatäpfel, die in dieser Jahreszeit unter die Seltenheiten gehören, — sie kommen von Kabul, das bei siebenhundert engl. Meilen von hier entfernt ist.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß in dem Palaste, welchen der Rajah bewohnt, schon seit vielen Jahren kein Mensch gestorben ist. Die Ursache hiervon soll folgende sein: „Einer der Beherrscher dieses Palastes frug einst einen Brahminen, was aus der Seele desjenigen würde, der im Palaste stürbe. Der Brahmine antwortete, sie käme in's Himmelreich. Neunundneunzigmal wiederholte der Rajah dieselbe Frage und erhielt immer dieselbe Antwort. Als er aber zum hundertsten Male frug, da verlor der Brahmine die Geduld und antwortete, sie würde in einen Esel fahren.“ — Seit jener Zeit flieht Jedermann, vom Prinzen bis zum geringsten Diener, den Palast, sobald er sich unwohl fühlt. Keiner will nach dem Tode die Rolle fortspielen,



die er in diesem Leben vielleicht oft schon so meisterhaft begonnen hat.

Ich hatte in Benares zweimal Gelegenheit, sogenannte Märtyrer unter den Fakiren (eine Priestersecte der Hindus) zu sehen. Diese Märtyrer legen sich die mannigfaltigsten Qualen auf: sie lassen sich z. B. einen eisernen Haken durch das Fleisch stecken und bis zu einer Höhe von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß aufziehen; sie stehen mehrere Stunden des Tages auf einem Beine und strecken die Arme dabei in die Lüfte oder sie halten in verschiedenen Stellungen schwere Lasten oder drehen sich stundenlang im Kreise, zerfleischen ihren Körper u. s. w. Oft quälen sie sich dermaßen, daß sie dem Tod bald erliegen. Diese Märtyrer werden vom Volke noch so ziemlich verehrt; jedoch gibt es heut zu Tage nur wenige mehr. Einer von den beiden, die ich sah, hielt eine schwere Last über den Kopf und hatte dabei die gebückte Stellung eines Arbeiters angenommen, der Holz spaltet. Ich beobachtete ihn über eine Viertelfunde, er verharrte in der gleichen Stellung so fest und ruhig, wie wenn er in Stein verwandelt gewesen wäre, — er mochte wohl schon jahrelang diese nützliche Beschäftigung geübt haben. — Der andere hielt die Fußspitze an die Nase.

Eine andere Secte dieser Fakire legt sich die Buße auf, wenig und nur die ekelhafteste Nahrung zu genießen: Fleisch von gefallenem Vieh, halbverfaulte Vegetabilien, Unrath jeder Art, ja sogar Schlamm und Erde; sie sagen, es sei ganz gleich, mit was man den Magen stopfe.

Die Fakire gehen alle so viel wie ganz entblößt,

bestreichen ihren Körper mit Kuhdung, das Gesicht nicht ausgenommen, und überstreuen sich dann mit Asche; Brust und Stirne bemalen sie mit den Sinnbildern des Schiwa und Wischnu, die struppigen Haare färben sie dunkelroth braun. Man kann nicht leicht etwas häßlicheres und widerlicheres sehen als diese Priester. Sie gehen in allen Straßen umher und predigen überall und was ihnen einfällt; sie stehen aber bei weitem nicht in der Achtung wie die Märtyrer.

Einer der Herren, die ich in Benares kennen lernte, war so gütig, mir einige Bemerkungen über die Verhältnisse des Bauers zu der Regierung mitzutheilen. Der Bauer hat keinen Grundbesitz, er ist nur Pächter. Alles Land gehört entweder der englischen Regierung, der ostindischen Compagnie oder den eingebornen Fürsten. Die Länder werden im Großen verpachtet, die Hauptpächter zerstückeln sie in kleine Partien und überlassen diese dem Bauer. Das Schicksal des letzteren hängt gänzlich von der Güte oder Härte des Oberpächters ab. Dieser macht die Preise des Pachtshillings; er fordert die Summe oft zu einer Zeit, wo die Frucht noch nicht geerntet ist und der Bauer nicht zahlen kann; der Arme ist dann gezwungen, um den halben Preis die ungeriefte Saat auf dem Felde zu verkaufen, die der Pächter gewöhnlich unter dem Namen eines andern an sich zu bringen weiß. Dem unglücklichen Bauer bleibt oft kaum so viel, um sich und den Seinigen das Leben zu fristen.

Gesetze und Richter gibt es freilich im Lande, und

wie ich überall sagen hörte, sollen die Gesetze gut, die Richter gerecht sein; aber eine andere Frage ist, ob der Arme auch immer bis zu dem Richter gelangt. Die Distrikte sind groß, der Bauer kann nicht eine Reise von flehzig bis achtzig oder noch mehr Meilen unternehmen. Und selbst wenn er in der Nähe wohnt, dringt er nicht immer bis zu des Richters Stuhl. Der Geschäfte sind so viele, daß der Richter selbst sich nicht mit allen Einzelheiten befassen kann; und gewöhnlich ist er der einzige Europäer im Amte, — das übrige Personale besteht aus Hindus und Mohamedanern, deren Charakter — eine traurige Wahrheit — immer schlechter wird, je mehr sie mit Europäern verkehren oder in Verbindung stehen. Wenn daher der Bauer der Gerichtshalle naht, ohne eine Gabe zu bringen, wird er gewöhnlich abgewiesen, seine Schrift oder Klage wird nicht angenommen, nicht angehört; — und wo soll der von dem Pächter Ausgesogene die Gabe hernehmen? Der Bauer weiß und kennt dies, er geht daher selten klagen.

Ein Engländer (leider entfiel mir sein Name), der Indien wissenschaftlich bereist hat, bewies, daß die Bauern jetzt mehr zu leisten haben als früher unter ihren eingebornen Fürsten.

Auch hier in Indien unter der sogenannten „freisinnigen englischen Regierung“ kam ich zur traurigen Ueberzeugung, daß die Lage des Sklaven in Brasilien besser ist als die des freien Bauers hier. Der Sklave dort hat für keine Bedürfnisse zu sorgen, auch wird ihm nie zu viel Arbeit aufgebürdet, da der Nutzen des Herrn darunter am meisten leiden würde, denn ein Sklave kostet

neben bis achthundert Gulden und der Vortheil des Eigenthümers erfordert es daher, ihn gut zu behandeln, um ihn lange zu erhalten. Daß es Fälle gibt, in welchen der Sklave tyrannisch behandelt wird, ist nicht zu leugnen; doch ereignet sich dies äußerst selten.

In der Umgebung von Benares wohnen mehrere deutsche und englische Missionäre, die fleißig nach der Stadt gehen, um da zu predigen. Bei einer dieser Missionsanstalten ist sogar ein christliches Dörfchen, welches einige zwanzig Hindusfamilien zählt. Dessen ohngeachtet macht das Christenthum beinahe gar keine Fortschritte\*). Bei jedem der Missionäre erkundigte ich mich angelegentlich nach der Anzahl der Hindus oder Mohamedaner, die er im Laufe seiner Missionszeit getauft habe, — gewöhnlich hieß es „Keinen“ — höchst selten „Einen.“ Die oben erwähnten einige zwanzig getauften Familien rühren von 1831 her, als beinahe in ganz Indien die Cholera, das Nervenfieber, die Hungersnoth wüthete, — die Leute starben dahin, und viele Kinder blieben elternlos und irrten umher ohne Dach und Fach zu finden. Dieser nahmen sich die Missionäre an und erzogen sie in der christlichen Religion. Sie wurden in allen Handwerken unterrichtet, bekamen ihre eigenen Wohnsitze, man verheirathete sie

---

\*) Der Abscheu der Indier gegen die Europäer rührt größtentheils daher, weil letztere keine Ehrfurcht vor den Röhren haben, Rindfleisch essen, Branntwein trinken, daß sie in den Häusern, ja sogar in den Tempeln ausspucken, den Mund mit den Fingern waschen u. s. w.; sie nennen die Europäer „Parangi.“ Diese Verachtung soll dem Hindu auch die christliche Religion verhaßt machen.

und sorgt noch jetzt für ihren Unterhalt. Die Abkömmlinge dieser Familien werden von den Missionären fortwährend unterrichtet und streng beaufsichtigt; neu Hinzukommende finden sich aber leider nicht.

Ich wohnte einigen Prüfungen bei; Knaben und Mädchen waren im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Religion, Geographie u. s. w. ganz gut unterrichtet. Die Mädchen machten künstliche Stickerien, sie strickten sehr gut und nähten Weißzeug aller Art, — die Knaben und Männer verfertigten Teppiche, Tischler-, Buchbinder-, Buchdrucker-Arbeiten u. a. m. Der Director und Professor dieser schönen Anstalt ist der Missionär Herr Luitpold; seine Frau hat die Oberaufsicht über die Mädchen. Alles ist höchst sinnig und verständig eingerichtet und geleitet, — Herr und Frau L. nehmen sich mit wahrer Christenliebe ihrer Zöglinge an. Was sind aber einige Tröpfchen im unermesslichen Meere! —

---

## **Allahabad, Agra und Delhi.**

Allahabad. Caunipoor, Agra. Das Mausoleum des Sultans Akbar, Tajh-Mahal. Die Ruinenstadt Fatipoor-Sikri. Delhi. Die Hauptstraße. Öffentliche Aufzüge. Der Palast des Kaisers. Paläste und Moscheen. Die Fürstin Bigem. Alt-Delhi. Merkwürdige Ruinen. Die englische Militär-Station.

Von Benares fuhren wir, Herr Lau und ich, in einem Postdack \*) nach Allahabad; die Entfernung beträgt 76 engl. Meilen, die man in zwölf bis dreizehn Stunden bequem zurücklegt. Am 7. Jänner 1848 Abends sechs Uhr verließen wir die heilige Stadt und am frühen Morgen befanden wir uns schon in der Nähe von Allahabad an einer langen Schiffbrücke, die hier über den Ganges führt.

Wir verließen den Postdack und ließen uns in Tragpalankinen nach dem noch eine Meile entfernten Hôtel bringen. Dasselbst angekommen fanden wir es von den Offizieren eines auf dem Marsche befindlichen Regiments

---

\*) „Dock“ ist ein bequemer Palankin für zwei Personen, der auf Räder gesetzt und von zwei Pferden gezogen wird.

so befehlt, daß man meinen Reisegefährten nur unter der Bedingung annahm, sich mit einem Plätzchen im Speisezimmer zu begnügen. Unter diesen Umständen blieb mir nichts anderes übrig, als von einem Empfehlungsbrief an Dr. Angus Gebrauch zu machen.

Meine Ankunft setzte den guten alten Herrn nicht wenig in Verlegenheit, auch sein Haus war bereits mit Reisenden überfüllt; seine Schwester, Madame Spencer, bot mir aber allsogleich mit großer Freundlichkeit die Hälfte ihres eigenen Schlafgemaches an.

Allahabad, mit 25,000 Einwohnern, liegt theils am Jumna (Dschumna), theils an dem Ganges. Die Stadt gehört nicht zu den großen und schönen, obwohl sie auch zu den heiligen Städten gezählt und von vielen Pilgern besucht wird. Die Europäer wohnen außerhalb der Stadt in schönen Gartenhäusern.

Unter den Merkwürdigkeiten zeichnet sich vor allem das Fort mit dem Palaste aus, das unter Sultan Akbar erbaut wurde. Es liegt an der Mündung des Jumna in den Ganges.

Das Fort wurde von den Engländern durch neue Werke sehr verstärkt, — es dient jetzt zum Hauptwaffenplatz des britischen Indiens.

Der Palast ist ein ziemlich gewöhnliches Gebäude, nur einige der Säle sind merkwürdig durch ihre innere Einteilung. So gibt es solche, die von drei Säulengängen durchschnitten sind und drei in einander greifende Arkadengänge bilden. In andern führen einige Stufen in kleine Gemächer, die sich in dem Saale selbst befinden und großen Theaterlogen gleichen.

Jetzt ist der Palast zur Rüstkammer verwendet, — 40,000 Mann können da vollkommen gerüstet werden, und an schwerem Geschütze fehlt es auch nicht.

In einem der Höfe steht eine sechsunddreißig Fuß hohe metallene Säule, Feroze-Schachs-Laht genannt, die sehr gut erhalten, mit Schriftzeichen ganz bedeckt ist, und auf deren Spitze ein Löwe steht.

Eine zweite Merkwürdigkeit in dem Fort ist ein ganz kleines, unbedeutendes Tempelchen, — jetzt ziemlich verlassen, — das von den Hindus für sehr heilig gehalten wird; zu ihrem größten Leidwesen dürfen sie es nicht besuchen, da das Fort für sie verschlossen ist. Einer der Officiere erzählte mir, daß vor kurzem ein sehr reicher Hindu hierher gepilgert kam und dem Festungs-Commandanten 20,000 Rup. anbieten ließ, wenn er ihm erlaubte in diesem Tempelchen seine Andacht zu verrichten. Der Commandant konnte es nicht gestatten.

Auch dieses Fort hat seine Sage: „Als Sultan Akbar den Bau anfang, stürzte sogleich jede Wand wieder ein. Ein Orakelspruch sagte, daß man mit dem Baue nicht eher zu Stande kommen werde, als bis sich ein Mann freiwillig dem Tode opfere. Ein solcher stellte sich und machte die einzige Bedingniß, daß die Festung und Stadt seinen Namen führen sollte. Der Mann hieß Brog, und von den Hindus wird noch heut zu Tage die Stadt häufiger „Brog“ als Allahabad genannt.“

Dem Andenken des heldenmüthigen Mannes ward ein Tempel nahe der Festung unter der Erde geweiht, wo er auch begraben liegt. Viele Pilger kommen jährlich dahin. Der Tempel ist stockfinster, man muß mit Lichtern



oder Fackeln hinein gehen. Im Ganzen gleicht er einem großen, schönen Keller, dessen Decke auf vielen einfachen Steinpfeilern ruht. Die Wände sind voll Nischen, die alle von Göttern oder deren Sinnbildern bewohnt sind. Als größte Merkwürdigkeit wird ein blattloser Baum gezeigt, der in dem Tempel wuchs und sich einen Durchgang durch die Steindecke schuf.

Noch besah ich einen großen, schönen Garten, in welchem vier mohamedanische Mausoleen stehen. Das größte enthält einen Sarcophag von weißem Marmor, welcher mit hölzernen Gallerien, höchst reich und zierlich mit Perlmutter ausgelegt, umgeben ist. Hier ruht Sultan Koshru, Sohn des Jehanpura. In zwei kleineren Sarcophagen ruhen Kinder des Sultans. Die Wände sind mit steifen Blumen und erbärmlichen Bäumen bemalt, zwischen welchen es auch Inschriften gibt.

Eine Stelle an einer der Wände ist von einem kleinen Vorhange überdeckt; der Führer schob ihn mit tiefer Andacht zur Seite und zeigte mir den Abdruck einer kolossalen flachen Hand. Er erzählte mir, daß einst ein Ur-Ur-Enkel Mohameds hierher gekommen sei, seine Andacht zu verrichten. Er war mächtig groß und schwerfällig; als er aufstand, stützte er sich an der Wand und der Abdruck der heiligen Hand blieb zurück.

Diese vier Monumente sollen über 250 Jahre zählen; sie sind von großen Quadersteinen aufgeführt und mit Arabesken, Friesen, Reliefs u. s. w. reichlich versehen. Das Grabmahl Koshru's und der Abdruck der Hand werden von den Mohamedanern sehr verehrt.

Mir gefiel der Garten besser als die Monumente,

und zwar der ungeheuern Lamarin den - Bäume halber. Ich dachte, in Brasilien die größten gesehen zu haben; allein hier scheint das Erdreich oder vielleicht das Klima dieser Baumgattung noch günstiger zu sein. Nicht nur der Garten ist voll solcher Pracht-Exemplare, auch um die Stadt ziehen sich herrliche Alleen. Die Lamarin den Allahabad's werden selbst in geographischen Werken angeführt.

An einer Seite der hohen Mauer, die den Garten umgibt, sind zwei Serai's angebaut, die sich durch hohe, schöne Portale, Größe und zweckmäßige Einrichtung auszeichnen. Es war hier außerordentlich belebt: man sah Menschen in allen Trachten, Pferde, Ochsen, Kamehle und Elephanten, und eine große Menge Waaren in Kisten, Ballen und Säcken.

10. Jänner. Um drei Uhr Nachmittags verließen wir Allahabad und setzten unsere Reise im Postbock, kleine Unterbrechungen abgerechnet, bis Agra fort. Die Entfernung beträgt an dreihundert engl. Meilen.

In zweiundzwanzig Stunden hatten wir Caunipoor (150 Meil.) am Ganges erreicht, ein Städtchen, das sich durch europäische Niederlassungen auszeichnet.

Die Reise bis hierher bot wenig Abwechslung: eine ununterbrochene, reich bepflanzte Ebene und eine wenig belebte Straße. Außer einigen Militärzügen begegneten wir keinem Reisenden.

Ein Militärzug in Indien sieht einer kleinen Völkerwanderung ähnlich, und leicht kann man sich, hat man einen solchen gesehen, einen Begriff von den ungeheuren Zügen der persischen oder anderer asiatischen Armeen

machen. Der größte Theil der eingebornen Soldaten ist verheirathet, eben so die Officiere (Europäer); wenn sich daher ein Regiment in Bewegung setzt, so gibt es beinahe der Weiber und Kinder so viele als der Soldaten. Weiber und Kinder reiten zu zweien bis dreien auf Pferden oder Ochsen, oder sitzen auf Karren, oder wandern zu Fuß neben her mit Bündeln auf dem Rücken. Sie haben all ihr Hab und Gut auf Karren gepackt und treiben ihre Ziegen und Kühe vor sich her. Die Officiere folgen mit ihren Familien in kleinen Zwischenräumen in europäischen Wagen, in Tragpalankin's oder zu Pferde. Ihre Zelte, Hauseinrichtung u. s. w. sind auf Kamehle und Elephanten gepackt, die gewöhnlich den Zug schließen. Die Lager werden an beiden Seiten des Weges aufgeschlagen, auf der einen Seite sind die Leute, auf der andern die Thiere.

Cannipoor ist eine starke Militär-Station mit vielen schönen Casernen; auch ist hier eine bedeutende Missionsgesellschaft. Die Stadt besitzt einige schöne Schul- und Privat-Gebäude und eine christliche Kirche in rein gothischem Style. •

12. Jänner. Gegen Mittag erreichten wir das kleine Dörfchen Beura. Wir fanden hier einen Bongolo, d. i. ein Häuschen mit zwei bis vier Zimmern, die kaum mit den nöthigsten, einfachsten Möbeln versehen sind. Diese Bongolo's liegen an den Poststraßen und dienen statt der Gasthäuser. Sie sind vom Gouvernement errichtet. Eine einzelne Person zahlt für ein Zimmerchen per Tag eine Rup., eine Familie zwei Rupien. Die Bezahlung ist, ob man vierundzwanzig Stunden oder eine halbe Stunde verweilt, in den meisten Bongolo's dieselbe, nur in

wenigen begnügt man sich bei kurzen Aufenthalten mit dem halben Preis. Bei jedem Bongolo ist ein Eingeborner als Aufseher aufgestellt, welcher die Reisenden bedient, für sie kocht u. s. w. Die Controle wird mittelst eines Buches, in welches sich jeder Reisende einschreiben muß, genau geführt. — Wenn es keine Reisenden gibt, kann man bleiben so lange es einem gefällt, im entgegengesetzten Falle aber muß man nach vierundzwanzig Stunden den Platz räumen.

Die Ortschaften, die an dem Wege liegen, sind klein und sehen sehr armselig und dürftig aus. Sie sind von hohen Lehmwänden umgeben, was ihnen den Anstrich einer Befestigung gibt.

Am 13. Jänner, nachdem wir im Ganzen drei Nächte und zwei und einen halben Tag gefahren waren, erreichten wir Agra, die einstige Residenz der Großmogule Indiens.

Die Vorstädte Agra's gleichen an Armseligkeit den elenden Dörfern: hohe Erdwälle oder Lehmwände, dazwischen kleine haufällige Hütten und Baraken; anders gestaltete es sich aber, als wir durch ein stattliches Thor fuhren — wir befanden uns plötzlich auf einem großen, offenen Plage, der mit Mauern umgeben war und von welchem vier hohe Thore nach der Stadt, der Festung und den Vorstädten führten.

Agra besitzt, wie die meisten Städte Indiens, keinen Gasthof. Ein deutscher Missionär nahm mich liebevoll auf und fügte seiner Gastfreundschaft die für mich noch werthvollere Gefälligkeit hinzu, mir persönlich die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgebung zu zeigen.

Unser erster Besuch galt dem herrlichen Mausoleum des Sultans „Akbar“ zu Secundra (vier engl. Meilen von Agra).

Schon die Eingangspforte, durch welche man in den Garten gelangt, ist ein Meisterwerk. Lange blieb ich bewundernd davor stehen. Das mächtige Gebäude liegt auf einer Steinterrasse, auf welche breite Treppen führen, die Pforte ist hoch und ein imposanter Dom wölbt sich darüber. An den vier Ecken stehen Minarete von weißem Marmor, drei Stockwerke hoch; leider sind ihre obersten Theile schon etwas eingesunken. An der vordern Seite der Pforte sieht man noch Reste einer Steinwand, die durchbrochen gearbeitet ist.

Das Mausoleum steht mitten im Garten; es bildet ein Viereck von vier Stockwerken, die pyramidenartig nach oben schmaler werden. Der erste Anblick dieses Monumentes ist nicht sehr überraschend, denn man hat die Schönheit der Eingangspforte noch zu sehr im Gedächtnisse; doch steigt die Bewunderung, je mehr man in die Einzelheiten eingeht.

Das untere Stockwerk ist mit schönen Arkaden umgeben, die Gemächer sind einfach, die Wände mit weißem, glänzenden Cement überkleidet, der den Marmor ersetzen soll; einige Sarcophage stehen darin.

Das zweite Stockwerk besteht aus einer großen Terrasse, die das ganze untere Gebäude überdeckt, auf ihrer Mitte erhebt sich ein offenes, lustiges Gemach, das von Säulen getragen und mit einem leichten Dache überwölbt ist. Viele kleine Nische in den Ecken und Seiten der Terrasse geben dem Ganzen ein etwas bizarres, aber geschmackvolles

Ansehen. Die niedlichen Kuppeln der Kioske mußten einst sehr reich und glänzend gewesen sein, denn noch jetzt sieht man an vielen schöne Reste von bunten Thonglasuren und eingelegten weißen Marmorstreifen.

Das dritte Stockwerk gleicht dem zweiten.

Das vierte und oberste ist das schönste; es ist ganz von weißem Marmor, während die drei unteren nur von rothem Sandsteine sind. Breite, gedeckte Arkadengänge, deren äußere Marmorgitter unnachahmlich schön gearbeitet sind, bilden ein offenes Viereck, über das sich die schönste Decke — der blaue Himmel — wölbt. Hier steht der Sarcophag, der die Gebeine des Sultans enthält. Ueber den Bogen der Arkadengänge sind Sprüche aus dem Koran in Schriftzügen von schwarzem Marmor eingelegt.

Ich glaube, daß dieses das einzige mohamedanische Monument ist, in welchem der Sarcophag auf der Höhe des Gebäudes in einem unüberdeckten Raume steht.

Der Palast der mongolischen Sultane befindet sich in der Citadelle; er soll zu den vorzüglichsten Bauten mongolischer Architectur gehören \*).

Die Festungswerke haben einen Umfang von beinahe zwei engl. Meilen und bestehen aus zwei- und dreifachen Mauern, von welchen die äußere eine Höhe von fünfund-  
siebenzig Fuß haben soll.

---

\*) Viele der indischen Städte neuerer Zeit stammen von den Mongolen her, oder sind von ihnen so verändert worden, daß sie ihren ursprünglichen Charakter ganz verloren haben. Indien wurde schon im zehnten Jahrhundert von den Mongolen erobert.

Das Innere ist in drei Haupthöfe getheilt. In dem ersten wohnten die Garden, in dem zweiten die Officiere und hohen Beamten, in dem dritten, der die Seite gegen den Jumna einnimmt, liegen die Paläste, die Bäder, Harems und einige Gärten. In diesem Hofe ist alles von weißem Marmor. Die Wände der Zimmer in den Palästen sind mit Halbedelsteinen als: Achaten, Onixen, Jaspissen, Karniolen, Lapis-Lasolien u. s. w. mosaikartig eingelegt; sie stellen Blumengefäße, Vögel, Arabesken und andere Figuren dar. Zwei Gemächer ohne Fenster sind ausschließlich auf den Effect der Beleuchtung berechnet. Die Wände, die gewölbten Decken sind mit Glimmerschiefer in schmalen verülberten Rähmchen ausgelegt; Wasserfälle stürzen über Glaswände, hinter welchen Lichter angebracht werden können, und Wasserstrahlen steigen in Mitte der Gemächer auf. Schon ohne Beleuchtung flimmerte und schimmerte es gar wunderbar; wie mochte es erst sein, als unzählige Lämpchen und Lichter ihren Glanz tausendfältig zurückstrahlten. — Wenn man ähnliches sieht, begreift man leicht die bilderreichen Schilberungen der Orientalen, die Erzählungen von „Tausend und Einer Nacht.“ — Solche Paläste, solche Gemächer könnte man wahrlich für Zauberwerke halten.

Neben dem Palaste steht eine kleine Moschee, die ebenfalls ganz von weißem Marmor aufgeführt und reich und kunstvoll mit Arabesken, Reliefs u. s. w. ausgestattet ist.

Bevor wir die Festung verließen, führte man uns in einen tiefen Unterraum, den ehemaligen Schauplatz

der heimlichen Hinrichtungen. — Wie viel unschuldiges Blut mag da vergossen worden sein! —

Die *Jumna-Moschee*, von welcher Sachverständige behaupten, daß sie die herrliche *Solimans-Moschee* in Constantinopel übertreffen soll, liegt außerhalb der Festung, nahe am *Jumna*, auf einer hohen Steinterrasse. Sie ist aus rothem Sandstein, besitzt drei wundervolle Kuppeln und wurde von Sultan *Akbar* erbaut. In den Wölbungen sieht man Reste kostbarer Malereien in licht- und dunkelblauer Farbe, mit Goldstreifen durchzogen. Schade, daß diese Moschee in einem etwas zerstörten Zustande ist; hoffentlich aber wird dem bald abgeholfen sein, da die englische Regierung bereits Ausbesserungen vornehmen ließ.

Von der Moschee begaben wir uns zurück nach der Stadt, die größtentheils von Schutt umgeben ist. Die Hauptstraße „*Sander*“ ist breit und reinlich, in der Mitte mit Quadersteinen, an den Seiten mit Ziegeln gepflastert. An die beiden Ausgänge dieser Straße schließen sich massenhafte Stadthore. Die Häuser der Stadt (ein bis vier Stockwerke hoch) sind fast durchgehends von rothem Sandstein, die meisten klein, aber viele darunter mit Säulen, Pfeilern und Gallerien umgeben. Mehrere zeichnen sich durch schöne Portale aus. Die Nebengassen alle sind eng, trumm und häßlich, die Bazare unbedeutend, — in Indien wie im Oriente muß man die kostbaren Waaren im Innern der Häuser suchen. — Einst soll die Bevölkerung dieser Stadt 800,000 Seelen betragen haben, jetzt rechnet man sie kaum auf 60,000.

Die ganze Umgebung ist voll Ruinen. Dem, der



etwas zu bauen hat, kosten die Materialien nur die kleine Mühe sie vom Boden aufzulesen. Manche Europäer bewohnen halbverfallene Ruinen, die sie mit wenig Mühe und Kosten in liebliche Paläste verwandeln.

Agra ist der Hauptsitz zweier Missions-Gesellschaften, einer katholischen und einer protestantischen. Sie unterrichten hier wie in Benares die Abkömmlinge der im Jahre 1831 aufgefundenen Kinder. Man wies mir ein kleines Mädchen, das erst kürzlich einer armen Mutter um zwei Rup. abgekauft wurde.

An der Spitze der katholischen Mission steht ein Bischof; der jetzige, Herr Borgia, ist der Schöpfer einer geschmackvoll gebauten Kirche und eines schönen Wohnhauses. In keiner ähnlichen Anstalt sah ich so viel Ordnung und die Eingebornen so gut gehalten wie hier. Des Sonntags nach den Vespunden unterhalten sie sich mit anständigen, munteren Spielen, während die in den protestantischen Anstalten, nachdem sie die ganze Woche gearbeitet haben, des Sonntags den ganzen Tag beten müssen und zu ihrem Vergnügen höchstens einige Stunden mit ruhiger, ernster Miene vor den Hausthüren sitzen dürfen. Wenn man in diesem Lande unter ächten Protestanten einen Sonntag zubringt, so sollte man wahrlich glauben, Gott der Allgütige habe den Menschen auch die unschuldigste Unterhaltung versagt.

Diese beiden gottgeweihten Gesellschaften stehen sich leider etwas schroff entgegen und bekritleln und verfolgen jede geringe Abweichung, wodurch sie den um sie lebenden Eingebornen gerade kein sehr gutes Beispiel geben.

Mein letzter Besuch galt dem bewunderten **Kleinode** Agra's, ja ganz Indiens, dem weltberühmten **Taj-Mahal** (Tatsch = Mahal).

Ich hatte in einem Buche gelesen, daß man dieses Monument zuletzt besuchen solle, da man, wenn man es gesehen habe, die andern nicht mehr bewundern könne. — Kapitän Elliot sagt: „Es ist schwer eine Beschreibung dieses Monumentes zu geben; der Bau ist voll Kraft und Eleganz.“

Taj-Mahal wurde von dem Sultan J e h o e (Dschehoe) dem Andenken seiner Favoritin M u n t ā z a - B e m a n i errichtet. Der Bau soll 750,000 Pf. Sterling gekostet haben. Eigentlich ist des Sultans Andenken durch diesen Bau mehr verewigt worden, als jenes der Favoritin, denn Jeder, der dieses Werk sieht, wird unwillkürlich nach dem Namen des Herrschers fragen, unter dessen Nachspruche es hervorging. Die Namen der Architekten und Baumeister gingen leider verloren. Manche wollen es italienischen Meistern zuschreiben; wenn man aber so viel andere vollkommene Werke mohamedanischer Baukunst sieht, müßte man ihr entweder alle absprechen, oder auch dieses zuerkennen.

Das Monument steht mitten in einem Garten, auf einer zwölf Fuß hohen, freistehenden Terrasse von rothen Sandsteinen. Es stellt eine Moschee vor, bildet ein Achteck mit hochgewölbten Bogengängen und ist sammt den vier Minareten, die an den Ecken der Terrassen stehen, ganz aus weißem Marmor erbaut. Die Hauptkuppel erhebt sich zur Höhe von zweihundert sechzig Fuß und ist von vier kleineren Kuppeln umgeben. Ringsherum an den

Außenseiten der Moschee sind Sprüche aus dem Koran in Schriftzügen von schwarzem Marmor eingelegt.

In dem Hauptgemache stehen zwei Sarcophage, wovon der eine die Reste der Favoritin, der andere die des Sultans enthält. Die untern Theile der Wände dieses Gemaches, so wie die beiden Sarcophage sind mit kostbarer Mosaik in den schönsten Halbedelsteinen ausgelegt. Ein großes Kunstwerk ist ein Marmorgitter von sechs Fuß Höhe, das die beiden Sarcophage umgibt: es besteht aus acht Theilen oder Wänden, die alle so zart, fein und durchbrochen gearbeitet sind, daß man glaubt, sie seien aus Elfenbein gedrechselt. Die niedlichen Säulen, die schmalen Gesimse sind ebenfalls oben und unten mit Halbedelsteinen ausgelegt; man wies uns darunter den sogenannten „Goldstein“, der eine vollkommen goldgelbe Farbe hat, und sehr kostbar sein soll, ja kostbarer als Lapis - Lazuli.

Zwei Eingangspforten und zwei Moscheen stehen in geringer Entfernung des Taj - Mahal; sie sind von rothem Sandstein und weißem Marmor. — Stünden sie allein, so würde man jedes als Meisterwerk betrachten; so aber verlieren sie durch die Nähe des Taj - Mahal, von welchem ein Reisender mit vollem Rechte sagt: „Er ist zu rein, zu heilig, zu vollkommen um von Menschenhänden geschaffen zu sein, — Engel müssen ihn vom Himmel gebracht haben, und einen Glassturz sollte man darüber decken, um es gegen jeden Hauch, gegen jeden Luftzug zu schützen.“ —

Dieses Mausoleum, obwohl es schon über 250 Jahre

steht, ist so vollkommen erhalten, als ob es erst beendet worden wäre. —

Manche Reisende behaupten, daß der Taj-Mahal bei Mondbeleuchtung einen zauberhaften Effect hervorbringe. Ich sah ihn bei vollem Mondschelne, war aber so wenig entzückt davon, daß ich es sehr bereute durch diesen Anblick den ersten Eindruck etwas geschwächt zu haben. Bei alten Ruinen oder gothischen Gebäuden macht die Mondbeleuchtung einen magischen Effect; nicht so bei einem Monumente, das ganz aus weißem, glänzendem Marmor besteht. Letzteres verschwimmt bei Mondbeleuchtung in unsichere Massen und erscheint theilweise wie mit zartem Schnee überdeckt. Jener, der dies zuerst von dem Taj-Mahal behauptete, hat ihn vielleicht in einer Gesellschaft besucht, die ihn so sehr entzückte, daß er alles um sich herum himmlisch und überirdisch fand; und andere mögen es bequemer gefunden haben, statt selbst zu prüfen, das zu wiederholen was ihre Vorgänger behauptet haben.

---

Einer der interessantesten Ausflüge meiner ganzen Reise war der nach der Ruinen-Stadt „Fattipoor-Sikri,“ die achtzehn engl. Meilen von Agra entfernt liegt und einen Umfang von sechs engl. Meilen hat.

Wir fuhren dahin und hatten unterlegte Pferde bestellt, um die Partie in einem Tage machen zu können.

Der Weg führt zeitweise durch ausgedehnte Saiden; in einer derselben sahen wir eine kleine Heerde Antilopen. — Die Antilopen, eine Art Rehe, sind etwas

kleiner als diese, äußerst zart und niedlich gehaut und längs des Rückens mit schmalen, dunkelbraunen Streifen gezeichnet. Sie setzten ohne große Scheu vor uns über die Straße, über Gräben und Gebüsche, machten Sprünge von mehr denn zwanzig Fuß und dabei waren ihre Bewegungen so anmuthig, daß es schien als ob sie durch die Luft tanzten. Nicht minder erfreute mich der Anblick eines wilden Pfauenpaares. Es gewährt ein ganz eigenthümliches Vergnügen, Thiere im freien Zustande zu sehen, die wir Europäer gewohnt sind als Seltenheiten gleich den exotischen Gewächsen in Käfigen und andern engen Räumen zu bewahren.

Der Pfau ist hier im Naturzustande etwas größer als ich ihn in Europa sah; auch kam mir das Farbenspiel, der Glanz des Gefieders schöner und lebhafter vor.

Dieser Vogel wird von dem Indier beinahe so heilig gehalten wie die Kuh. Die Thiere scheinen diese Humanität ordentlich zu verstehen, denn man sieht sie wie das Hausgeflügel in den Dörfern herum spazieren oder auf den Dächern gemächlich der Ruhe pflegen. In manchen Gegenden sind die Indier für diese Thiere so eingenommen, daß es kein Europäer wagen dürfte, nach ihnen zu schießen, ohne sich den größten Beleidigungen auszusetzen. Erst vor vier Monaten fielen zwei englische Soldaten als Opfer dieser Nichtachtung der hindostanischen Gebräuche. Sie tödteten einige Pfauen, das Volk fiel wuthentbrannt über die Mörder und mißhandelte sie dermaßen, daß sie kurze Zeit darnach starben.

Fattipoor-Sikri liegt auf einem Hügel, man sieht daher die Festungsmauern, die Moscheen und andere

Gebäude schon von ferne. Die Ruinen beginnen schon eine kleine Strecke außerhalb des Walles; an beiden Seiten des Weges liegen Reste von Häusern oder einzelnen Gemächern, Fragmente schöner Säulen u. s. w. Mit großem Bedauern sah ich die Eingebornen viele derselben behauen und zu Baumaterialien für ihre Häuser bearbeiten.

Ueber Gerölle und Trümmer ging es durch drei schöne Thore in die Festung und Stadt. Der Anblick den man hier hat, ist viel ergreifender als jener zu Pompeji bei Neapel. Dort ist zwar auch alles zerstört, aber es ist eine andere, eine geordnete Zerstörung, — Gassen und Plätze sehen so reinlich aus, als wären sie gestern erst verlassen worden. Häuser, Paläste und Tempel sind vom Schutte gesäubert, — ja die Geleise der Wagen sind sogar unverfehrt geblieben. Auch liegt Pompeji in einer Ebene, man übersieht es nicht mit einem Blicke und seine Ausdehnung ist kaum halb so groß, wie die Sikri's; die Häuser sind kleiner, die Paläste nicht so zahlreich und bescheidener in Pracht und Größe. Hier aber liegt ein großer, weiter Raum aufgedeckt, übersüllt mit Prachtgebäuden, mit Moscheen und Kiosken, mit Palästen, Säulenhallen und Arkaden, mit Allem was die Kunst zu schaffen vermochte, und kein einziges Stück entging unverfehrt der nagenben Zeit, Alles zerfiel in Trümmer und Schutt. Man kann sich des Gedankens eines fürchterlichen Erdbehens kaum erwehren, und doch ist es kaum mehr als zweihundert Jahre, daß die Stadt noch in Pracht und Reichthum erglänzte. Freilich war sie nicht von schützender Asche überdeckt wie Pompeji, sondern

lag frei und offen allen Stürmen und Gewittern ausgesetzt. Behmuth und Erstaunen wuchs bei jedem Schritte, den ich vorwärts that — Behmuth über den schrecklichen Verfall, Erstaunen über die noch sichtbare Pracht, über die Anhäufung von großartigen Gebäuden, über die herrlichen Sculpturen und die reiche Ausschmückung. Ich sah Gebäude, deren Innen- und Außenseiten mit Sculpturen so überdeckt waren, daß auch nicht der kleinste Raum leer blieb. Die Hauptmoschee übertrifft an Größe und kunstvollem Bau noch die Jumna-Moschee in Agra. Die Eingangspforte in den Vorhof soll die höchste der Welt sein; die innere Wölbung des Thores mißt zweiundsiebenzig Fuß, die Höhe des Ganzen beträgt hundert und vierzig Fuß. Der Vorhof der Moschee gehört ebenfalls zu den größten, seine Länge beträgt vierhundert sechsunddreißig, die Breite vierhundert acht Fuß; er ist mit schönen Arkadengängen und kleinen Zellen umgeben. Dieser Vorhof wurde beinahe für so heilig gehalten wie die Moschee selbst, und zwar weil an einer Stelle desselben Sultan Akbar „der Gerechte“ seine Andacht zu verrichten pflegte \*). Nach seinem Tode wurde diese Stelle durch eine Art Altar bezeichnet, der in weißem Marmor wundervoll ausgearbeitet ist.

Die Moschee selbst, im Style der Jumna-Moschee

---

\*) Akbar, der vortrefflichste Fürst seiner Zeit nicht nur in Indien, sondern in ganz Asien, wurde im Jahre 1542 geboren und bestieg schon im vierzehnten Jahre den Thron. Seiner ausgezeichneten Güte und Gerechtigkeit, so wie seines großen Verstandes wegen wurde er fast abgöttisch verehrt und geliebt.

erbaut, hat wie jene drei mächtige Dome. Das Innere ist voll von Sarcophagen, in welchen entweder Verwandte oder bevorzugte Minister des Sultans Akbar liegen. Auch in einem Nebenhofe fehlt es nicht an ähnlichen Grabmälern.

In der Halle der Gerechtigkeit, Dewanaum, brachte Sultan Akbar täglich mehrere Stunden zu, ertheilte darin dem geringsten wie dem vornehmsten seiner Unterthanen Audienz. Eine in der Mitte der Halle freistehende, oben abgeplattete Säule bildete den Divan des Kaisers. Die Säule, deren Kapitäl wundervoll ausgehauen ist, wird nach oben zu breiter und ist von einer fußhohen schön gearbeiteten Steingallerie umgeben. Von dem Divan führten vier breite Steingänge oder Brücken in die anstoßenden Gemächer des Palastes.

Des Sultans Paläste zeichnen sich weniger durch besondere Größe als durch Sculpturen, Säulen u. dgl. aus. Alle sind reich, ja man könnte sagen, überreich damit versehen.

Weniger fand ich an dem berühmten Elephantenthore zu bewundern. Das Thor ist zwar hochgewölbt, doch nicht so hoch als die Eingangspforte in den Vorhof der Moschee; die beiden Elephanten davor, die vollkommen kunstgerecht in Stein ausgehauen waren, sind so sehr verfallen, daß man kaum mehr erkennt, was sie vorstellen.

Besser erhalten ist der sogenannte Elephantenthurm, von welchem einige Beschreibungen erzählen, daß er nur allein aus Elephantenzähnen zusammen gesetzt sei, und noch dazu bloß aus den Zähnen jener



Elephanten, die unter Akbar dem Feinde entrunken oder vom Sultan auf Jagden erlegt worden seien. Dies ist aber nicht der Fall; der Thurm, bei sechzig Fuß hoch, ist von Steinen aufgemauert und die Zähne sind von oben bis unten daran befestigt, so daß sie gleich Stacheln davon abstecken.

Akbar soll häufig auf der Spitze dieses Thurmes gegessen und nach Vögeln geschossen haben.

Alle Gebäude, selbst der mächtig große und lange Wall, sind von rothem Sandstein, aber nicht, wie ebenfalls Viele behaupten, von rothem Marmor, erbaut.

In den Spalten und Löchern der Gebäude haben viele hunderte kleiner, grüner Papageien ihre Nester aufgeschlagen.

---

Am 19. Jänner verließ ich, und zwar abermals in Gesellschaft Herrn Lau's, die berühmte Stadt Agra, um die noch berühmtere Stadt Delhi zu besuchen, die 122 engl. Meilen von Agra entfernt ist. Auch bis Delhi führt eine herrliche Poststraße.

Die Gegend zwischen Agra und Delhi bleibt ziemlich unverändert; weit und breit ist kein Hügelchen zu erspähen; angebautes Land wechselt mit Haide- und Sandstrecken und die erbärmlichen Dörferchen oder Städtchen, die am Wege liegen, erregten durchaus keinen Wunsch in uns, die Fahrt auch nur auf Augenblicke zu unterbrechen.

In der Nähe des Städtchens Gassinager führt eine lange, schöne Kettenbrücke über den Jumna.

Am 20. Jänner Nachmittags vier Uhr trafen wir in Delhi ein. Ich fand hier an Dr. Sprenger einen gar

lieben und freundlichen Landsmann. Hr. Dr. Sprenger, ein geborner Tyroler, hat sich durch seine ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntnisse nicht nur unter den Engländern, sondern in der ganzen gelehrten Welt einen bedeutenden Ruf erworben. Er ist als Direktor des hiesigen Studien-Collegiums angestellt und erhielt vor Kurzem von der englischen Regierung die Aufforderung, nach Luknau zu gehen, um die bortige Bibliothek des indischen Königs von Luknau zu untersuchen, die werthvollen Werke bekannt zu machen und das Ganze zu ordnen. Der Sanskrit-, der alt- und neupersischen, der türkischen, arabischen und hindostanischen Sprache vollkommen mächtig, liefert er die schwierigsten Uebersetzungen von diesen in die englische und deutsche Sprache. Er beschenkte die Literatur bereits mit werthvollen und geistreichen Aufsätzen und wird noch viel des Interessanten liefern, da er äußerst thätig und ein Mann von kaum vierunddreißig Jahren ist.

Obwohl die Abreise Herrn Sprenger's nach Luknau ganz nahe war, so hatte er nichts desto weniger die für mich unschätzbare Güte, meinen Mentor zu machen.

Wir fingen mit der großen Kaiserstadt Delhi an, mit jener Stadt, auf welche einst alle Blicke nicht nur Indiens, sondern fast ganz Asiens gerichtet waren. Sie war ihrer Zeit für Indien was Athen für Griechenland, Rom für Europa. Auch jetzt theilt sie deren Geschick, — sie hat von all ihrer Größe nur den Namen behalten.

Das jetzige Delhi wird Neu-Delhi genannt, obwohl es schon seit zwei Jahrhunderten steht; es ist eine Fortsetzung der alten Städte, deren es sieben gegeben haben

soll und von welchen jede Delhi hieß. So oft nämlich die Paläste, Festungsmauern, Moscheen u. s. w. baufällig wurden, ließ man sie in Ruinen zerfallen und führte neue Bauten neben den alten auf. Auf diese Art häuften sich hier Ruinen über Ruinen, welche über sechs engl. Meilen in der Breite und achtzehn in der Länge einnehmen sollen. Wenn nicht schon ein großer Theil davon mit einer dünnen Erdschichte überdeckt wäre, würden diese Ruinen gewiß die ausgebreitetsten der Welt sein.

Neu-Delhi liegt am Sumna; es hat nach Brückners Erdschreibung eine Bevölkerung von 500,000 Seelen\*); soll aber in Wirklichkeit nur wenig über 100,000 zählen, darunter hundert Europäer. Die Straßen sind so breit und schön, wie ich deren noch in keiner indischen Stadt gesehen habe. Die Hauptstraße, Tschandni-Tschauk, würde jeder europäischen Stadt Ehre machen: sie ist bei drei Viertel engl. Meilen lang und an hundert Fuß breit; ein schmaler, wasserarmer, halb verschütteter Kanal durchschneidet sie der Länge nach. Die Häuser in der Hauptstraße zeichnen sich weder durch Größe noch Pracht aus, sie sind höchstens stockhoch und unten mit erbärmlichen Vordächern oder Arkaden versehen, unter welchen wertlose Waaren ausgestellt sind. Von den kostbaren Waarenlagern, von den vielen Edelsteinen, die des Abends bei Lampen und Lichtern, wie viele Reisende erzählen, so unvergleichlich schimmern sollen, sah ich nichts. Die hübschen Häuser und die reichen Waarenlager muß man in den am Bazar gelegenen Seitengassen suchen. Die

---

\*) Zur Zeit der höchsten Blüthe hatte es zwei Millionen.

Kunstprodukte, welche ich da sah, bestanden in Gold- und Silberarbeiten, in Goldstoffen und Shawlen. Die Gold- und Silberwaaren verfertigen die Eingebornen so geschmack- und kunstvoll, daß man sie in Paris nicht schöner finden kann. Die goldgewobenen Stoffe, die Gold- und Seidenstickereien auf Stoffen und Kaschmir-Shawlen sind höchst vollkommen. Die feinsten Kaschmir-Shawle kosten hier an Ort und Stelle bis vier tausend Rupien. Noch viel mehr ist die Geschicklichkeit der Handwerker zu bewundern, wenn man sieht, mit welchen einfachen Mitteln und Werkzeugen sie all die Kunstwerke hervor zu bringen verstehen.

Außerst interessant ist es, sich des Abends in den Hauptstraßen Delhi's umher zu treiben. Da sieht man so recht das Leben und Treiben der indischen Großen und Reichen. In keiner Stadt gibt es so viele Prinzen und Vornehme wie hier. Außer dem pensionirten Kaiser sammt seinen Verwandten, deren Zahl sich auf mehrere Tausend belaufen soll, leben noch andere abgesetzte pensionirte Regenten und Minister hier. Diese bringen viel Leben in die Stadt; sie zeigen sich gerne öffentlich, veranstalten häufig größere und kleinere Partien, reiten (stets auf Elephanten) entweder in nahe Gärten oder des Abends in den Straßen auf und nieder. Bei Tagespartien sind die Elephanten auf das kostbarste mit Teppichen und schönen Stoffen, mit Goldtreppen und Troddeln geschmückt, die Sitze, Hauda genannt, sind sogar mit Kaschmir-Shawls ausgelegt, reichverbrämte Baldachine schützen gegen die Sonne, oder Diener halten ungeheure Schirme aufgespannt. Die Prinzen und Vornehmen sitzen

zu zwei bis vier in solch einer Hauda und sind sehr reich orientalisches gekleidet. Diese Züge gewähren den schönsten Anblick: und sind noch größer und reicher als jener des Raja von Benares, den ich beschrieb. Ein Zug besteht oft aus einem Duzend oder mehr Elephanten, und fünfzig bis sechzig Soldaten zu Fuß und zu Pferde, aus eben so viel Dienern u. dgl. Des Abends dagegen machen diese Herren ihre Partien mit wenig Pomp, — ein Elephant nebst einigen Dienern genügt ihnen; sie reiten in den Sassen auf und nieder und coquettiren mit Mädchen einer gewissen Klasse, die in großem Buge mit unverschleierte Gesichtern an offenen Fenstern oder Gallerien sitzen. Andere tummeln edle arabische Rasse, deren stolzes Ansehen durch goldgestickte Decken, durch das mit Silber eingelegte Baumwerk, noch mehr gesteigert wird. Dazwischen schreiten bedächtig hochbeladene Kamehle, von weit entfernten Gegenden kommend, und auch an Bailli's fehlt es nicht, die mit prachtvollen weißen Büdelochsen (Bison) bespannt sind, deren sich die minder Reichen oder die obgenannten Mädchen bedienen. Die Bailli's, so wie die Ochsen, sind mit scharlachrothen Decken überhangen; die Thiere haben die Hörner und die untere Hälfte der Füße mit brauner Farbe bemalt und um den Hals ein schönes Band, an welchem Schellen oder Glocken befestigt sind. Die niedrigsten Mädchen gucken höchst bescheiden aus den halbgeöffneten Bailli's. Wüßte man nicht, zu welcher Klasse in Indien unverschleierte Mädchen gehören, so würde man, ihrem Benehmen nach, gewiß nicht ihren Stand erkennen. Leider soll es dieser Geschöpfe in Indien mehr als in irgend einem Lande geben; die Hauptursache hiervon

ist ein widernatürliches Gesetz, ein empörender Gebrauch. Die Mädchen jeder Familie werden gewöhnlich als Kinder von einigen Monaten verlobt; wenn nun der Bräutigam zufällig gleich nach der Verlobung oder auch später stirbt, wird das Kind oder Mädchen als Wittve betrachtet und darf als solche nicht mehr heirathen. Sie werden dann gewöhnlich Tänzerinnen. — Der Witwenstand wird für ein großes Unglück angesehen, weil man glaubt, daß nur jene Weiber in diesen Zustand versetzt werden, die es in einem vorhergehenden Leben verdient hätten. Der Indier darf nur ein Mädchen aus seinem Stamme heirathen.

Zu all den beschriebenen Sehenswürdigkeiten auf den Straßen gehören noch die Gaukler, Taschenspieler und Schlangenbändiger, die sich überall herumtreiben und stets von Haufen Neugieriger umgeben sind.

Von Gauklern sah ich einige Stücke, die mir wirklich unbegreiflich schienen. Sie spien Feuer aus dem Munde, wobei auch Rauch hervorging; sie mengten weißes, rothes, gelbes und blaues Pulver durcheinander, verschluckten es, und spien gleich darauf jedes trocken, in abgesonderter Farbe aus; sie schlugen die Augen nieder und als sie selbe wieder erhoben, erschien der Augenstern wie von Gold, dann neigten sie den Kopf vor und als sie ihn erhoben, hatte der Augenstern seine natürliche Farbe, dagegen waren die Zähne von Gold. Andere machten sich eine kleine Oeffnung in die Haut am Körper und zogen daraus viele, viele Ellen Zwirn, Seidefaden und schmale Bändchen heraus. Die Schlangenbezähmer hielten die Thiere am Schwanz und ließen sich selbe um Arme, Hals und Körper winden, — sie saßten große

Scorpionen an und ließen sie über die Hand kriechen. Auch einige Kämpfe sah ich zwischen großen Schlangen und Ichnemons. Dieses Thierchen, wenig größer als ein Biesel, lebt bekanntlich von Schlangen und von den Eiern der Crocodile, — erstere weiß es so geschickt am Nacken zu fassen, daß sie stets unterliegen; die Eier der Crocodile saugt es aus.

Am Ende der Hauptstraße liegt der kaiserliche Palast, der zu einem der schönsten Gebäude Afiens gerechnet wird. Er nimmt mit seinen Nebengebäuden über zwei engl. Meilen ein und ist mit einem vierzig Fuß hohen Malle umgeben.

Einen schönen Anblick gewährt am Haupteingange die Perspective durch mehrere aufeinander folgende Thore, die weit im Hintergrunde durch eine niedliche Halle geschlossen wird. Diese Halle ist klein, von weißem Marmor und mit Halbedelsteinen eingelegt, die Decke ist mit Marienglas überwölbt, auf welches kleine Sternchen gemalt sind. Leider wird sie bald um all ihren schimmernden Glanz kommen, denn der größte Theil des Glases ist bereits herausgefallen und der andere wird bald nachfolgen. Im Hintergrunde der Halle befindet sich eine Thüre von vergoldetem Metall, die mit eingezätnen Zeichnungen herrlich verziert ist. In dieser Halle pflegt sich der Ermonarch dem Volke zu zeigen, das noch manchmal aus angewohnter Achtung oder aus Neugierde den Palast besucht, — auch die Besuche von Europäern empfängt er hier.

Die schönsten Theile des kaiserlichen Palastes sind der von jedermann bewunderte, prächtige Audienzsaal

(Divan) und die Moschee. Ersterer steht in der Mitte eines freien Hofraumes, bildet ein längliches Viereck, dessen Decke von dreißig Säulen getragen wird und ist von allen Seiten offen; einige Stufen führen zu ihm hinauf und eine zwei Fuß hohe, niedlich gearbeitete Marmorgallerie umgibt ihn.

Der jetzige Großmogul hat so wenig Sinn für Schönheit, daß er diesen Divan durch eine ganz erbärmliche Breterwand in zwei Theile theilen ließ. Eine ähnliche Wand schließt sich — zu welchem Zwecke konnte ich nicht errathen — vorne an beiden Seiten des Saales an und somit kann man von ihm sagen, daß er ganz in Breter eingerahmt ist. Ein großer Schatz befindet sich in diesem Divan: der größte Krystall der Welt. Es ist dieß ein Block von ungefähr vier Fuß Länge, zwei ein halb Fuß Breite und ein Fuß Dicke \*); er ist sehr durchsichtig. Dieses Cabinetstück diente den Kaisern als Thron oder Sitz im Divan. Jetzt ist es hinter der graziösen Breterwand verborgen und wenn ich nicht aus Büchern seine Existenz gewußt und es zu sehen begehrt hätte, würde man es mir gar nicht gezeigt haben.

Die Moschee ist zwar klein, aber gleich dem Gerichtssaal von weißem Marmor mit schönen Säulen und Sculpturen.

Unmittelbar an die Moschee schließt sich der Garten „Schalinar“ an, der einst zu den schönsten in Indien gehört haben soll, jetzt aber ganz im Verfall ist.

---

\*) Einige Schriftsteller geben diesen Krystall-Koloss gar auf fünfundzwanzig Fuß Länge an.



In den Höfen lag viel Schmutz und Unrath, die Gebäude glichen halben Ruinen und erbärmliche Baracken stützten sich an schadhafte Mauern. Der kaiserlichen Residenz wegen wäre es sehr nöthig, bald wieder ein neues Delhi zu erbauen; dagegen fehlt es nicht an Beweglichkeit.

Schon bei meinem Eintritte in den Palast hatte ich in einem der Höfe einen Kreis von Menschen versammelt gesehen. Eine Stunde später, als wir von der Besichtigung des Palastes zurückkamen, saßen sie noch beisammen. Wir traten näher um zu sehen was ihre Aufmerksamkeit so sehr fesselte: es waren einige Dugend gezähmter Vögelchen, die auf Stangen saßen und den Wärtern das Futter aus den Händen nahmen oder sich darum streiten mußten. Die Zuseher waren, wie man uns sagte, fast durchgehends Prinzen. Mehrere saßen auf Stühlen, andere standen in Gemeinschaft mit ihrem Gefolge daneben. In ihrem Hausanzuge unterscheiden sich die Prinzen von ihrer Dienerschaft sehr wenig, auch an Bildung und Kenntnissen sollen sie wenig vor ihnen voraus haben.

Eine nicht viel bessere Spielerei belustigt den Kaiser; es ist dies sein Militär, das aus Knaben von acht bis vierzehn Jahren besteht. Sie tragen erbärmliche Uniformen, die an Schnitt und Farbe den englischen gleichen; ihre Exercitien werden theils von alten Officieren, theils von Knaben geleitet. Ich bedauerte die junge Kriegerschaar von Herzen und begriff kaum, wie es ihnen möglich war die schweren Gewehre und Fahnen zu handhaben. Für gewöhnlich sitzt der Monarch täglich einige Stunden in der kleinen Empfangshalle und unterhält sich an den

Manoeuvres seiner jungen Krieger. Bei dieser Gelegenheit ist es auch am leichtesten Sr. Majestät vorgestellt zu werden. Der fünfundachtzigjährige Greis war aber gerade unwohl und so wurde mir das Glück nicht zu Theil, ihn zu sehen.

Der Kaiser bezieht von der englischen Regierung eine jährliche Pension von 14 Luf (1,400,000 Rupien). Die Einkünfte seiner Grundbesitzungen betragen die Hälfte; jedoch mit alledem kommt er so wenig aus wie der Raja von Benares. — Er hat eine zu große Menge Menschen zu erhalten — allein über dreihundert Abkömmlinge der kaiserl. Linie, über hundert Frauen und mehr denn zweitausend Dienstleute. Rechnet man dazu die vielen Elephanten, Kamehle, Pferde u. s. w., so wird man leicht begreifen, daß seine Kasse immer leer ist.

Jeden ersten des Monats erhält der Monarch seine Pension, die unter dem Schutze des englischen Militärs an die Kasse gebracht werden muß, da sie sonst von den Gläubigern gestürmt würde.

Der Kaiser soll sehr darauf bedacht sein, seine Einkünfte auf verschiedene Weise zu steigern. So erteilt er z. B. Ehrenstellen und Aemter, für welche er sich bedeutende Summen Geldes geben läßt. Und — sollte man es glauben! — stets finden sich Narren genug, die für dergleichen Albernheiten Geld ausgeben. Eltern kaufen sogar Officiersstellen für ihre Knaben. Der jetzige Commandant der kaiserl. Truppen zählt kaum zehn Jahre. Das Merkwürdigste aber ist, daß der Bezier (Minister), der des Kaisers Einnahmen und Ausgaben besorgt, nicht nur keinen Gehalt bezieht, sondern dem Kaiser für diese Stelle

noch jährlich 10,000 Rup. gibt. — Was mögen da für Summen unterschlagen werden! —

Der Kaiser gibt in seinem Palaste eine eigene Zeitung heraus, die im höchsten Grade lächerlich und komisch ist. Da wird nichts von Politik oder auswärtigen Begebenheiten verhandelt, sondern ausschließlich von den häuslichen Vorfällen, Gesprächen und Verhältnissen. So meldet das Blatt z. B. „daß des Sultans Gemahlin A. der „Waschfrau B. drei Rup. schulde und die Waschfrau heute „oder gestern gekommen sei, die Schuld einzufordern; die „hohe Frau habe zum kaiserlichen Gemahl gesandt, sich „diese Summe zu erbitten. Der Kaiser habe sie an den „Schatzmeister gewiesen, dieser habe aber versichert, daß, „da der Monat zu Ende gehe, er über keinen Heller mehr „befehlen könne; die Waschfrau sei daher auf den nächsten „Monat zu verweisen.“ — Oder: „Der Prinz C. besuchte „zu dieser und jener Stunde den Prinzen D. oder E., er „wurde in diesem oder jenem Zimmer empfangen, ver- „weilte so und so lange, — das Gespräch handelte von „diesem oder jenem Gegenstande“ u. s. w.

Unter den übrigen Palästen der Stadt ist jener, in welchem sich das Collegium befindet, einer der schönsten. Er ist in italienischem Style erbaut, wahrhaft majestätisch, die Säulen sind von seltner Höhe, der Treppenaufgang (halbes Erdgeschos), die Säle und Zimmer sehr groß und hoch. Ein schöner Garten umgibt die hintere Seite des Palastes, ein großer Hof die Vorderseite und eine hohe Festungsmauer das Ganze. — Dr. Sprenger, als Director des Collegiums, hat darin eine wahrhaft fürstliche Wohnung zu seiner Benützung.

Der Palaſt der Fürſtin Bigem, halb im italieniſchen, halb im mongoliſchen Style, iſt ziemlich groß und zeichnet ſich durch ſeine vorzüglich ſchönen Säle aus. Ein hübfcher, biſher noch gut unterhaltener Garten umgibt ihn von allen Seiten.

Die Fürſtin Bigem machte zur Zeit als Delhi noch nicht unter engliſche Herrſchaft gehörte, durch ihren Verſtand, ihren Unternehmungsgeiſt und ihre Tapferkeit viel Aufſehen. Sie war von Geburt eine Hindu, lernte in ihrer Jugend einen Deutſchen, Herrn Somb ar, kennen, in welchen ſie ſich verliebte und ging zur Chriſtlichen Religion über, um ihn zu heirathen. Herr Somb ar bildete aus Eingebornen einige Regimenter, die er, als ſie gut eingeübt waren, dem Kaiſer zuführte. In der Folge mußte er ſich ſo ſehr in die Gunſt des Kaiſers zu ſetzen, daß dieſer ihn mit großen Gütern beſchenkte und zum Fürſten erhob. Seine Frau ſoll ihm in Allem kräftig zur Seite geſtanden haben. Nach ſeinem Tode wurde ſie zur Befehlshaberin der Regimenter ernannt, welche Stelle ſie mehrere Jahre höchſt ehrenvoll bekleidete. — Sie ſtarb erſt kürzlich in einem Alter von achtzig Jahren.

Von den zahlreichen Moſcheen Neu-Delhi's beſah ich nur zwei, die Moſchee Roſhun-ud-dawla und die Jumna-Moſchee. Erſtere liegt in der Hauptſtraße; ihre Spitzen und Kuppeln ſind acht vergoldet. Sie wurde durch die Grausamkeit Schach Nadi'r's berühmt. Dieſer ausgezeichnete, aber fürchterlich grausame Monarch ließ, als er Delhi im Jahre 1739 eroberte, 100,000 der Einwohner niederhauen, bei welchem Schauspiele er auf einem der Thürme dieſer Moſchee als Zuſchauer geſeſſen

haben soll. Die Stadt wurde hierauf angezündet und geplündert.

Die Jumna-Moschee, von Schach Djihan erbaut, wird ebenfalls für ein Meisterwerk mohamedanischer Baukunst betrachtet; sie erhebt sich auf einer ungeheuren Plattform, zu welcher vierzig Stufen hinaufführen und ragt wahrhaft majestätisch aus der sie umgebenden Häusermasse. Ihre Symmetrie ist überraschend. Die drei Dome und die kleinen Kuppeln an den Minaretten sind von weißem Marmor, alles übrige, selbst die großen Platten, mit welchen der schöne Vorhof ausgelegt ist, von rothem Sandstein. Die eingelegten Zierrathen und Streifen an der Moschee sind ebenfalls von weißem Marmor.

Seral's gibt es viele mit oft wunderschönen Portalen. Die Wäder sind unbedeutend.

Den entfernteren Denkmälern Alt-Delhi's widmeten wir einen Ausflug von zwei Tagen. Der erste Halt wurde an der noch sehr gut erhaltenen „Purana-Kale“ gemacht. Alle großartigen, schönen Moscheen gleichen einander sehr. Diese zeichnet sich durch Zierlichkeit, durch Reichthum und Correctheit an Sculpturen, durch geschmackvolle Einlegungen und durch ihre Größe aus. Drei leichtgewölbte hohe Kuppeln decken das Hauptgebäude, kleine Thürmchen zieren die Ecken, zwei hohe Minarette stehen an den Seiten. Die Innseiten der Dome und der Eingangspforte sind mit Thonglasur eingelegt und auch bemalt, die Farben zeichnen sich durch ihre Frische und ihren Glanz aus. Im Innern ist jede Moschee leer;

eine kleine Tribune für den Redner oder Vorbeter und einige Glasluster und Lampen bilden die ganze Ausschmückung.

Das Mausoleum des Kaisers Humaine, ganz in dem Style einer Moschee, wurde von diesem Monarchen selbst zu bauen angefangen. Da er aber früher starb als es beendet war, ließ es sein Sohn Akbar vollenden. Der hochgewölbte Tempel, in dessen Mitte der Sarcophag steht, ist mit einigen Mosaiкарbeiten in Halbedelsteinen eingelegt. Statt der Fensterscheiben sind die Oeffnungen mit kunstvoll ausgehauenen Steingittern versehen. In Nebenhallen ruhen unter einfachen Sarcophagen mehrere Weiber und Kinder des Kaisers Humaine.

Unweit dieses Monumentes ist das Grabmal Nizam-ul-din's, eines sehr verehrten und heiligen Mohamedaners. Es steht in einem kleinen Hofe, dessen Boden mit weißem Marmor ausgetäfelt ist. Ein viereckiger Marmorschirm, mit vier niedlichen kleinen Thüren, umgibt den schönen Sarcophag. Dieser Schirm ist noch zarter und feiner ausgearbeitet als jener im Taj-Mahal; man begreift kaum, wie es möglich war, in Stein solch ein Kunstwerk zu schaffen. Die Thüren, die Zwischenpfeiler, die eleganten Verbindungsbogen, sind überdeckt mit den reinsten Reliefs, wie ich deren in den kunstinnigsten Städten Italiens keine vollendeteren gesehen habe. Der Marmor hierzu ist von ausgezeichnete Weiße und Reinheit, des großen Kunstwerkes würdig.

Mehrere hübsche Monumente, alle aus weißem Marmor, reihen sich an dieses. Man geht ziemlich achlos

an ihnen vorüber, wenn man das vollendetste zuerst beschaunt hat.

Viel Ruhmens macht man auch von einem großen, gemauerten Wasserbecken. Es ist auf drei Seiten von Zellen umgeben, die bereits sehr verfallen sind; die vierte Seite ist frei und von dieser führt eine herrliche, vierzig Fuß breite Steintreppe in das Wasserbecken, das fünfundfünfzig Fuß tief ist. Jeder Pilger würde seine Wallfahrt für ungültig halten, wenn er nicht gleich bei seiner Ankunft da hinein stiege.

Von den Terrassen der Zellen stürzen sich Taucher in die Tiefe des Wasserbeckens und holen das kleinste Geldstück heraus, das man hinein wirft. Manche sollen so behende sein, das Stück zu erhaschen, noch ehe es den Grund berührt. Wir warfen manches Stück Geld hinein, das sie auch jedesmal glücklich ans Tageslicht förderten, ob sie es aber eher erhaschten als es den Grund berührte, möchte ich kaum glauben. Sie blieben jederzeit lange genug unter Wasser, um es nicht nur vom Grunde aufzuheben, sondern auch aufzusuchen. Die Sache war allerdings bewundernswürdig, doch nicht, wie Reisende behaupten, so außerordentlich, um ähnliches nicht auch an andern Orten sehen zu können.

Unser letzter Besuch für diesen Tag galt dem herrlichen Monumente des Bezier Safdar-Dschang, das ebenfalls eine Moschee vorstellt. An diesem Monumente fielen mir ganz vorzüglich die eingelegten Arbeiten von weißem Marmor in rothem Sandstein an den vier Minareten auf, sie waren so mannigfaltig und zart, so rein ausgeführt, daß der geübteste Zeichner sie nicht zarter

und richtiger auf dem Papier wiedergeben könnte. Dasselbe läßt sich von dem Sarcophage im Haupttempel sagen, der aus einem Blocke schönen, weißen Marmors gehauen ist.

Ein ziemlich gut erhaltener Garten, ganz nach europäischer Art angelegt, umgibt das Monument.

Am Ende des Gartens, dem Mausoleum gegenüber, steht ein kleiner, niedlicher Palast, meist dem König von Luknau gehörig. Jetzt wird er von den wenigen in Neu-Delhi ansässigen Europäern stets in gutem Zustande erhalten. Er ist mit einigen Möbeln versehen und dient zur Aufnahme der Besucher dieser Ruinen.

Wir blieben hier über Nacht und fanden, Dank der herzlichen und lieben Hausfrau Madame Sprenger, alle Bequemlichkeiten vom größten bis zum kleinsten. Das erste und erfreulichste nach der langen Wanderung war eine wohlbestellte Tafel. Doppelt dankenswerth sind solche Aufmerksamkeiten, wenn man bedenkt, welch große Mühe sie verursachen. Bei ähnlichen Partien bedarf man nicht nur der Lebensmittel und des Koches, es muß auch für Küchengeschirr, für Tafelservice, für Bettzeug, für Dienerschaft, kurz für einen kleinen Haushalt gesorgt werden. Ein solcher Zug, der immer vorausgeschickt wird, gleicht einer kleinen Umfiedlung.

Am folgenden Morgen ging die Reise nach Kotab-Minar, einem der ältesten und prachtvollsten Baue der Patanen (von diesem Völkerstamme leiten die Afghanen ihren Ursprung her). Das merkwürdigste Stück an diesem Denkmale ist die sogenannte „Riesensäule,“ ein Biesel von siebenundzwanzig Seiten oder halbrunden



Kanten, mit fünf Stockwerken oder Gallerien, dessen Durchmesser am Fundamente vierundfünfzig Fuß und dessen Höhe zweihundert sechsundzwanzig Fuß beträgt. Eine Wendeltreppe von 386 Stufen führt hinauf. Dieser Bau soll aus dem dreizehnten Jahrhundert von Rotasudun stammen. Die Säule ist aus rothem Sandstein und nur die oberste Abtheilung ist mit weißem Marmor ausgelegt; Verzierungen und wundervolle Sculpturen winden sich in breiten Streifen rund um die Säule; sie sind so fein und nett gemeißelt, daß sie einem geschmackvollen Spitzenmuster gleichen. Jede Beschreibung von der Zartheit und dem Effecte dieser Arbeit wird weit durch die Wirklichkeit übertroffen. Die Säule ist glücklicherweise so gut erhalten, als wenn sie kaum hundert Jahre stünde. Die oberste Abtheilung neigt sich etwas vor (ob künstlich wie am Thurme zu Vologna ist nicht ermittelt), sie endigt flach, gleich einer Terrasse, was dem Baue nicht recht anpaßt. Man weiß nicht ob früher etwas darauf stand. Als die Engländer Delhi eroberten, war die Säule im jetzigen Zustande.

Wir stiegen bis auf die höchste Spitze, — eine überraschende Ansicht der ganzen Trümmervelt Neu-Delhi's, des Jumna, der unbegrenzten Fläche that sich vor uns auf. Hier in den stufenweise aufeinander gehäuften Ruinen der Kaiserstädte könnte man die Geschichte der Völker studiren, die einst Hindostan beherrschten, — es war ein großer, ein ergreifender Anblick!! —

Viele Stellen, auf welchen einst prächtige Paläste und Monumente standen, sind jetzt mit Saaten überdeckt;

überall wo die Erde gelockert wird, stößt man auf Schutt und Gerölle.

Dem Thurme oder der Säule Rotab-Minar gegenüber steht ein ähnlicher unvollendeter Bau, dessen untere Basis bedeutend umfangreicher ist als jene des vollendeten. Man vermuthet, daß beide Thürme zu einer prachtvollen Moschee gehörten \*), von welcher noch einige Höfe, Thore, Säulen, Wände u. s. w. vorhanden sind.

Diese wenigen Reste der Moschee zeichnen sich durch höchst vollendete Sculpturen aus, mit welchen Wände, Thore u. s. w. von außen und innen überdeckt sind. Die Eingangspforten haben eine bedeutende Höhe. Die Säulen in den Höfen sind buddhistischen Ursprunges; man sieht an ihnen die Glocke mit der langen Kette in Relief ausgehauen.

In dem Vorhofe der Moschee steht eine metallene Säule, ähnlich jener zu Allahabad; nur hat sie auf der Spitze keinen Löwen, auch beträgt ihre Höhe nicht über sechsunddreißig Fuß. Man nennt sie „Ferozo-Schachslath.“ Man sieht an ihr einige Eindrücke und leichte Verletzungen, welche von den Mongolen herrühren sollen, die, als sie Delhi eroberten, in ihrer Zerstörungswuth auch diese Säule vernichten wollten. Sie versuchten sie umzustürzen, die Säule stand aber zu fest und mit allen Bemühungen gelang es ihnen nicht einmal, die daran befindliche Inschrift zu zerstören.

---

\*) Wenn diese beiden Thürme zu einer Moschee gehören sollten, warum waren sie im Umfange des Baues so ungleich? —

Die noch übrigen Patan- oder afghanischen Tempel und Monumente, die zerstreut unter andern Ruinen liegen, gleichen sich unter einander eben so sehr, als sie von den hindostanischen und mohamedanischen Bauten abweichen. Derlei Monumente bestehen gewöhnlich aus einem kleinen runden Tempel mit einer nicht sehr hohen Kuppel, welchen offene Arkaden, auf Säulen gestützt, umgeben.

Auch hier, nahe bei Kotab-Minar, findet der Reisende eine freundliche Wohnung. Die Ruine eines Gebäudes wurde zu einem Wohnhause von drei Zimmern umgeschaffen und mit einigen Möbeln versehen.

Auf dem Heimwege besuchten wir das Observatorium des berühmten Astronomen Jey-Singh. Wenn man jenes von Benares gesehen hat, so kann man dieses füglich unbesucht lassen. Beide wurden von demselben Meister, in demselben Style erbaut, — jenes in Benares ist aber noch vollkommen gut erhalten, während dieses hier schon zu sehr zur Ruine wurde. Manche Reisende betrachten dies Denkmal als eines der größten Wunderwerke.

Nähe dem Observatorium liegt die alte Madrisa (Schulhaus), ein großes Gebäude mit vielen Zimmern für Lehrer und Schüler, und mit offenen Gallerien und Hallen, in welchen die Lehrer im Kreise der Jünger saßen und Unterricht erteilten. Das Gebäude ist ziemlich vernachlässigt, wird aber theilweise noch von Privatpersonen bewohnt.

Der Madrisa angereiht sind eine niedliche Moschee und ein sehr schönes Monument, beide von weißem Marmor. Letzteres ließ Aurang-Zeb seinem Bezier

Chaspy-al-dyn = Chan, dem Stifter der Madrisa, setzen. Es ist eben so vollkommen gearbeitet wie jenes des Heiligen Nizam-ul-din und scheint von demselben Künstler geschaffen zu sein.

Der Palast des Feroze-Schach stößt an Neu-Delhi, er liegt zwar ziemlich in Ruinen; allein die Spuren des Baues sind doch noch stellenweise zu erkennen und auch an den Resten der Gebäude ist noch manches heraus zu finden. Der Vorhof der Moschee wurde vor Kurzem durch den unermüdenden Eifer des hiesigen geschätzten Redacteurs der englischen „Delhi-Zeitung,“ Herrn Rob, aus Tageslicht befördert. Er war von Schutt und Steinmassen ganz bedeckt, so daß es unendlich viel Mühe kostete, ihn davon zu befreien, — er ist sehr gut erhalten. In diesem Palaste steht die dritte metallene Säule, Feroze-Schachs-Kath; aus ihrer Inschrift ersieht man, daß sie schon hundert Jahre vor Chr. Geb. existirte und so als eines der ältesten Monumente Indiens betrachtet werden kann. Sie wurde zur Zeit, als man diesen Palast baute, von Lahore hierher gebracht.

Die Purana-Killa oder das alte Fort, der Palast der Bahar ist sehr verfallen. Man sieht Bruchstücke von Thormegen und Mauern, aus deren Höhe und Bauart man auf die Größe des Palastes schließen kann.

Die Ruinen von Toglukabad sind ebenfalls sehr in der Auflösung begriffen, es lohnt nicht der Mühe eine Fahrt von sieben Meilen dahin zu machen.

Die noch übrigen, unzähligen Ruinen sind theils ganz verfallen oder Wiederholungen der bereits beschriebenen, mit welchen sie sich jedoch an Größe, Pracht und

Schönheit nicht vergleichen lassen. Für Sachverständige, Alterthumsforscher und Geschichtsschreiber mögen auch sie von hohem Interesse sein, — für mich, ich gestehe es aufrichtig, hatten sie keinen so großen Werth.

Noch muß ich der englischen Militär-Station erwähnen, die nahe bei Neu-Delhi auf niederen Hügeln liegt; die eigenthümliche Gestaltung des Bodens macht eine Fahrt dahin äußerst interessant. Man befindet sich plötzlich in einem Gebiete mächtiger Felsblöcke rothen Sandsteines, zwischen welchen sich schöne Bäume hervorarbeiten. An Ruinen fehlt es, wie in ganz Delhi, natürlich auch hier nicht.

Eine

# Frauenfahrt um die Welt.

---

Reise von Wien  
nach  
Brasilien, Chili, Otaheiti, China, Ost-Indien,  
Persien und Sinaasien  
von

**Ida Pfeiffer, geb. Meyer,**

Versasserin der „Reise einer Wienerin ins heilige Land“ und der „Reise  
nach Island und Scandinavien.“

---

Dritter Band.

---

**Wien, 1850.**

Verlag von Carl Gerold.

**Druck von Carl Gerold und Sohn.**

## Inhalt des dritten Bandes.

---

### Reise von Delhi nach Bombay.

Die Tugge oder Bürger. Abreise. Der Viehmarkt. Baratpoore Biana. Brunnen und Leiche. Gutmüthigkeit der Indier. Wohnpflanzungen. Die Cuttis. Notara. Kottah. Beschreibung der Stadt. Das königliche Lustschloß Armornevas. Unterhaltungen und Länze. Trachten. Das heilige Städtchen Reshoree - Patun . . . . .	1
--	---

### Fortsetzung der Reise.

Die Reisen auf indischen Kameelen. Zusammenkunft mit der Familie Burbon. Die weibliche Volksklasse in Indien. Udjein. Indor. Kapitän Hamilton. Vorstellung bei Hofe. Eisfabrikation. Die Felsstempel von Adjunta. Eine Tigerjagd. Die Felsstempel von Elora. Die Festung Dowlatabad . . . . .	32
---	----

### Fortsetzung der Reise und Aufenthalt in Bombay.

Auranjabad. Puna. Ostindische Hochzeiten. Der närrische Fuhrmann. Bombay. Die Parfi oder Feueranbeter. Indische Lobesfeier. Die Insel Elephanta. Die Insel Salsette . . . . .	64
---	----

### Von Bombay nach Bagdad.

Abreise von Bombay. Ausbruch der natürlichen Pocken. Mascat Bandr-Abas. Die Perser. Die Meerstraße Kishm. Buschir. Einfahrt in den Schat-el-Arab. Bassora. Einfahrt in den Tigris. Beduinen-Stämme. Ktesiphon und Seleucia. Ankunft in Bagdad . . . . .	94
---	----

### Mesopotamien, Bagdad und Babylon.

Bagdad. Vorzügliche Gebäude. Klima. Fest bei dem englischen Residenten. Der Harem des Paschas von Bagdad. Ausflug nach den Ruinen von Ktesiphon. Der persische Prinz Schah-Nia-Guly-Mirza. Ausflug nach den Ruinen von Babylon. Abreise von Bagdad . . . . .	116
--	-----



## Mossul und Ninive.

**Karavanan-Reise durch die Wüste. Ankunft in Mossul. Sehenswürdigkeiten. Ausflug nach den Ruinen Ninive's und dem Dorfe Nebijunis. Zweiter Ausflug nach den Ruinen Ninive's. Tel-Nimrod. Die arabischen Pferde. Abreise von Mossul. . 147**

## P e r s i e n.

**Karavanan-Reise nach Ravandus, Ankunft und Aufenthalt in Ravandus. Eine kurdische Familie. Fortsetzung der Reise, Sauh-Bulak, Oromia. Die amerikanischen Missionäre. Kutschié, Drei großmüthige Räuber. Die persischen Chane und die englischen Bongolos. Ankunft in Tebris. . . . . 174**

## Aufenthalt in Tebris.

**Beschreibung der Stadt. Der Bazar. Die Fastenzeit. Behmen-Mirza. Anerbieten über die persische Regierung. Vorstellung bei dem Vizekönige und dessen Gemahlin. Die Frauen Behmen-Mirza's Besuch bei einer persischen Dame. Das Volk. Christen- und Juden-Verfolgung. Abreise . . . . . 219**

## A si a t i s c h e s R u ß l a n d.

### Armenien, Georgien und Mingrelien.

**Sophia. Marand. Die russische Gränze. Natschivan. Karavanan-Reise. Eine Nacht in der Gefangenschaft. Fortsetzung der Reise. Erivan. Die russische Post. Die Tartaren. Ankunft in Tiflis. Aufenthalt daselbst. Fortsetzung der Reise. Kutais. Marand. Fahrt auf dem Ribon. Reduthalo . . . . . 239**

## E u r o p ä i s c h e s R u ß l a n d.

### Kertsch und Odessa.

**Abreise von Reduthalo. Ein Cholera-Anfall. Anapka. Das verdächtige Schiff. Kertsch. Das Museum. Tumuli. Fortsetzung der Reise. Theodosia (Cassa). Jalta. Das Schloß des Fürsten Woronzoff. Die Festung Sewastopol. Odessa . . . . . 280**

## Constantinopel und Athen.

### (Schluß der Reise).

**Constantinopel. Veränderungen. Zwei Feuersbrünste. Reise nach Griechenland. Die Quarantaine in Aegina Ein Tag in Athen, Calamachi. Der Isthmus. Patras, Corfu . . . . . 303**

## Reise von Delhi nach Bombay.

Die Luggs oder Bürger. Abreise. Der Viehmarkt. Baratpoore. Biana Brunnen und Teiche. Gutmüthigkeit der Indier. Wohnpflanzungen. Die Guttis. Notara. Hottah. Beschreibung der Stadt. Das königliche Lustschloß Armornawas. Unterhaltungen und Tänze. Trachten. Das heilige Städtchen Kesho - Rao - Patuu.

**I**ch hatte, um nach Bombay zu gelangen, zwei Wege vor mir; der eine führte über Simla nach den Vorgebirgen des Himalaya, der andere nach den berühmten Felsentempeln von Adjunta und Elora. Ich hätte gerne den ersteren gewählt und wäre bis an die Hauptkette des Himalaya, bis Lahore und den Indus vorgebrungen, aber meine Freunde rietßen mir davon ab, aus dem einfachen Grunde, daß jetzt all diese Gebirge von tiefem Schnee bedeckt seien und ich daher meine Reise wenigstens drei Monate aufschieben mußte. So lange Zeit konnte ich nicht warten — und so entschied ich mich für den zweiten.

In Calcutta hatte man mir überhaupt abgerathen, meine Reise von Delhi weiter fortzusetzen, — die Länder ständen nicht unter englischer Oberherrschaft und die Völker seien bei weitem weniger gesittet. Ganz besonders

indem man mit der Fuge entzogen durch gräßliche Ermordung nur der Fuge oder Bürgern.

Diese Fuge hatten eine eigene Gesellschaft, sie gehen mit Blut und Mord aus und ein, gleich den Banditen. Sie sind gegen Belohnung zu jeder Uebelthat bereit. Das Mord ist kein Blut vergießen und ihre Opfer nur durch Entlohnung aus der Welt schaffen. Die That wird aber nicht als sehr schrecklich angesehen und der Mörder zahlt nur durch eine kleine Gabe, die er seinem Priester gibt — Fugge er aber auch nur einen Tropfen Blut, so verliert er der neuen Strafung, wird aus seiner Gabe gestrichen und wird von seinen Gefährten verlassen.

Manche Merkmale behaupten, daß die Fuge zu einer Art von Gesellschaft gehören und daß sie nicht morden um zu rauben oder um zu tödten, sondern um, nach ihren Begierden, eine gute Handlung zu vollbringen. Ich er-  
 kenne mich wohl darauf, höre aber überall, daß kein Gesetz der Fugge, wohl aber daß, Rache oder Gerechtigkeit dort zu solchen Thaten verleite. Diese Bürger haben in ihrem häuslichen Handwerke eine außerordentliche Geschicklichkeit, nebst dem an Geduld und Ausdauer unermüdlich sein: sie verfolgen ihr außerordentliches Werk mit Aufmerksamkeit und erschöpfen es entweder im Schlaf oder wenn ihm gehend von rückwärts ein gedrehtes Rad oder einen Strich um den Hals, den sie so schnell und kräftig zuwenden, daß der Tod augenblicklich erfolgt.

In Delhi gab man mir tröstlichere Nachrichten, man versicherte mir, daß all diese Gefahren übertrieben geschildert seien, daß in Indien überhaupt höchst selten

Reisende angefallen werden, und daß die Zahl der Tugger ungemein abgenommen habe. An Europäer wagen sie sich überdies nicht, da die englische Regierung die strengsten Nachforschungen nach den Thätern anstellen läßt.

Ueber die Gefahren war ich also ziemlich beruhigt, doch mußte ich auf zahllose Entbehrungen und Mühseligkeiten gefaßt sein.

Die Reise ging erstlich nach Kottah (290 engl. Meilen). Man hat die Wahl dreier Gelegenheiten: Palankine, Kameele oder Ochsenbaili's. Mit keiner geht es schnell; es gibt keine Poststraßen und keine eingerichteten Reisegelegenheiten, man muß dieselben Menschen oder Thiere bis an das Ende der Reise behalten und macht des Tages höchstens zwanzig bis zweiundzwanzig engl. Meilen. Für den Palankin muß man acht Träger mietzen, außerdem noch einige für das Gepäc; obwohl jeder nicht mehr als acht Rupien per Monat bekommt, wobei er sich selbst verköstiget, so kommen die Kosten doch hoch, weil man ihrer viele braucht und ihnen auch die Rückreise zahlen muß. Die Reise auf Kameelen kommt ebenfalls hoch und ist die unbequemste. Ich hielt mich daher bescheidenlich an das weniger kostspielige Ochsenfuhrwerk.

Da ich die Reise allein\*) machte, war Dr. Sprenger so gefällig, Alles für mich zu besorgen; er schloß mit dem Tschaudrie (Fuhrmann) einen schriftlichen Contract in hindostanischer Sprache ab, dem zu folge ich ihm die Hälfte des Fuhrlohnes, fünfzehn Rupien, gleich bezahlte, die andere Hälfte sollte er in Kottah bekommen, wohin

---

\*) Herr Lau ging von hier nach Calcutta zurück.

er mich in vierzehn Tagen bringen mußte, — für jeden Tag Verlängerung hatte ich das Recht ihm drei Rupien abzuziehen. Dr. Sprenger gab mir außerdem noch einen seiner verlässlichsten Tschepraße\*) mit, seine gute, liebe Frau aber versorgte mich mit einem guten, warmen Kohen und Lebensmitteln aller Art, so daß meine Baill kaum Alles fassen konnte.

Mit wehmüthigem Herzen trennte ich mich von meinen guten Landknechten. Gott gebe, daß ich noch einmal in meinem Leben sie wiedersehe!! —

Am 30. Jänner 1848 des Morgens verließ ich Delhi. Den ersten Tag ging die Reise nicht weit, nur neun Coos (18 engl. Meilen), bis Faridabad, — die schwerfälligen Thiere mußten erst eingewöhnt werden. Die ersten sechs Coos gewährten mir einige Zerstreuung, da an beiden Seiten der Straße unzählige Ruinen lagen, deren ich viele erst einige Tage zuvor mit meinen Freunden besucht hatte.

Diese, wie alle folgenden Nächte brachte ich in Serai's zu, — ich hatte kein Zelt, keinen Palankin, und Bongoos gab es auf diesem Wege nicht. Die Serai's in den kleinen Ortschaften sind leider mit jenen in den größeren Städten nicht zu vergleichen, die Zellen aus Lehm zusammengeklebt, haben kaum sieben Fuß in der Länge

---

\*) Die Tschepraße sind Diener der englischen Regierung, sie tragen rothe Luchsfärben und auf der Achsel eine Messingplatte, in welcher der Name der Stadt, zu der sie gehören, eingravirt ist. Jedem höher gestellten englischen Beamten sind ein oder mehrere dieser Leute zugewiesen. Das Volk achtet sie viel höher als gewöhnliche Diener.

und Breite und der schmale, vier Fuß hohe Eingang ist ohne Thüre; das Innere ist leer. Zu meiner Verwunderung fand ich sie aber stets sehr rein gefegt, auch brachte man mir überall ein niedriges, hölzernes Gestell, mit Stricken übersflochten, auf das ich meinen Kogen warf und das mir zu einem herrlichen Lager diente. Der Tschepresse legte sich, gleich Napoleons Mameluken, vor den Eingang meiner Zelle, er hatte jedoch einen viel gesunderen Schlaf als dieser, denn schon in der ersten Nacht hörte er nicht das geringste von einem sehr lebhaften Gefechte, das ich mit einem sehr großen Hunde bestand, den mein wohlgefüllter Vorrathskorb angelockt hatte.

31. Jänner. Gegen Mittag kamen wir durch das Städtchen Balamgalam, in welchem sich eine kleine englische Militärstation, eine Moschee und ein ganz neu erbauter Hindustempel befinden. Die Nacht brachten wir in dem Städtchen Palwal zu.

In dieser Gegend sind die Pfauen sehr heimisch, ich sah jeden Morgen Duzende dieser schönen Thiere auf den Bäumen, in den Feldern und selbst in die Dörfer kommen sie, um sich von den gutmüthigen Eingebornen Futter zu holen.

1. Februar. Unsere heutige Nachtstation war das Städtchen Cossi. Schon während der letzten Coose überholten uns viele Eingebornen, die eilig und geschäftig dem Städtchen zueilten, in und außer welchem ein bedeutender Viehmarkt abgehalten wurde. Dieser Markt gewährte ein Bild der größten Verwirrung, die Thiere standen auf allen Seiten zwischen einer Unzahl von Strohh- und Heuschobern, die Verkäufer schrien und priesen ohne

Unterlaß ihre Waare an, sie zogen, halb überredend, halb gewaltthätig die Käufer hin und her, diese schrien und lärmten nicht minder und so war das ein wahrhaft betäubendes Gewühl. Am meisten fielen mir die unzähligen Schuster auf, die zwischen den aufgethürmten Heu- und Stroh-Bündeln ihre einfache Werkstätte, ein kleines Tischchen mit Draht, Zwirn und Leder aufgerichtet hatten und emsig mit Heilung der Fußbekleidung ihrer Kunden beschäftigt waren. Bei dieser, wie bei vielen andern Gelegenheiten bemerkte ich, daß der Eingeborne bei weitem nicht so träge ist, als man ihn schild, daß er vielmehr jeden günstigen Augenblick benützt, sich ein Stückchen Geld zu verdienen.

Alle Serai's am Eingange der Stadt waren überfüllt und so blieb uns nichts anderes übrig, als durch den ganzen Ort auf die jenseitige Seite zu ziehen. Das Stadthor war vielversprechend, stolz und hochgewölbt erhob es sich in die Lüfte, ich hoffte entsprechende Gebäude zu sehen und sah — — — elende Lehmhütten und enge Gassen, so enge, daß die Fußgeher unter die Eingänge der Hütten treten mußten, um unser Gespann vorüber zu lassen.

2. Februar. Einige Goose vor Matara lenkten wir von der gebahnten Straße ab, die von Delhi nach Mutra führt, einer Stadt, die noch unter englischer Botmäßigkeit steht.

Matara ist ein nettes Städtchen mit einer sehr niedlichen Moschee, mit breiten Gassen und gemauerten Häuserchen, deren manche sogar mit Gallerien, Pfeilern oder Sculpturen von rothem Sandstein verziert sind.

Die Gegend bleibt immer dieselbe — unübersehbare Ebenen, auf welchen Fruchtselder mit Haiden abwechseln, letztere sahen, der trockenen Jahreszeit zufolge ganz ausgebrannt aus. Das Getreide stand bereits fußhoch, war aber derart mit gelben Blumen vermischt, daß man wahrhaftig nicht wußte ob Getreide oder Unkraut gesät sei. Sehr bedeutend ist hier der Baumwollen-Bau. Die indische Staude erreicht zwar nicht die Höhe und den Umfang der ägyptischen, doch soll die Güte der Baumwolle nicht von der Größe der Staude abhängen und gerade die hiesige Baumwolle die feinste und schönste sein.

Auf diesen Ebenen sah ich hin und wieder kleine Häuschen auf künstlich errichteten senkrecht aufsteigenden Lehmhäusern von sechs bis acht Fuß Höhe, zu deren Plateau's keine Stufen, sondern Leitern führten; die man des Nachts aufziehen konnte. So viel ich aus den Äußerungen meines Dieners entnahm, den ich aber nur zur Hälfte verstand, dienen sie einzeln wohnenden Familien zur Sicherung gegen die Tiger, deren es hier überall geben soll.

### 3. Februar. Baratpoore.

Wir passirten eine Gegend, die in weiten Zwischenräumen mit Stauden und verkrüppelten Bäumchen bewachsen war, eine seltene Erscheinung in dieser holzarmen Gegend, — mein Führer beehrte dies Krüppelholz auch mit dem hochtrabenden Namen Jungles (Urwald), — ich hätte sie viel eher mit den schütterstehenden, verzweigten Gebüsch und Gestrüppen Islands verglichen. Am Ende dieser Waldregion bekam die Gegend ein ganz



merkwürdiges Ansehen, der Boden war an vielen Stellen zerrissen und aufgeworfen, wie in Folge eines Erdbebens.

In dem Serai zu Baralpoore hätte ich bald Furcht bekommen. Es gab da viele Eingeborne, viele Soldaten und besonders einige recht wild aussehende Männer, die abgerichtete Falken bei sich führten; dabei war ich schon nicht mehr auf englischem Grund und Boden und befand mich ohne Schutz unter all diesen Leuten. Sie betrugen sich aber höchst ruhig und gefittet und boten mir Abends und Morgens einen recht herzlichen Salam (Gruß, wobei sie die Hand von der Stirne zur Brust führen). Ich glaube kaum, daß in unsern Ländern eine Gesellschaft ähnlicher Menschen mir dieselbe Achtung bezeugt hätten.

4. Februar. Biana, an dem Fuße einer niedern Gebirgskette liegend. Freudig begrüßte ich Letztere! Wie lange mußte ich eines solchen Anblickes entbehren und wie ganz anders nimmt sich eine Landschaft aus, in welche Berge und Thäler eine ergögende Abwechslung bringen. Vor dem Städtchen kamen wir durch ausgedehnte mohamedanische Friedhöfe mit vielen Tempelchen, die aber zur Hälfte in Ruinen lagen, und in welchen die Sarcophage meist ganz fehlten. Das Städtchen selbst soll einst blühend und schön gewesen sein, jetzt sieht es sehr erbärmlich aus. Vor dem Stadthore überfielen uns viele Weiber, deren jede uns durch laute, ohrenzerreißende Lobpreisungen für ihren Serai zu gewinnen suchte.

5. Februar. An der andern Seite des Städtchens vor dem Thore sah ich zwei schöne Monumente, runde

Tempel mit hohen Kuppeln und mit künstlich gemeißelten steinernen Gitterwerken in den Fensteröffnungen.

Die Felder und Wiesen waren reich mit indischen Feigenbäumen besetzt, eine Einfassung, die mir außer in Syrien und Sicilien beinahe nirgends vorgekommen ist; rechts der Straße lag ein niedriger Bergstoß, dessen äußerste Spitze eine Festung zierte. Die Wohngebäude des Commandanten, statt von den Mauern beschützt zu sein, ragten hoch über selbe empor, sie waren von artigen Veranden umgeben und die Terrasse des Hauptgebäudes trug einen schönen Pavillon, auf Säulen ruhend. Die Schutzmauern der Festung zogen sich bis in das Thal hinab. Vor uns dehnte sich eine große Ebene aus, die aber ringsum von Hügelketten umschlossen war. Wir mochten ungefähr sieben Coos zurückgelegt haben, da stießen wir auf Monumente, die eine ganz eigenthümliche Einfassung hatten. Auf einem kleinen von schönen Bäumen beschatteten Plage bildeten viele Steinplatten von sieben Fuß Höhe und vier Fuß Breite eine runde Wand, in deren Mitte drei Monumente in runder Form (Glockenstürze bildend) von großen Quadersteinen standen. Ihr unterer Durchmesser mochte zwölf, die Höhe sechs Fuß betragen. Sie hatten keinen Eingang.

Auch eine neue Gattung Vögel bekam ich heute zu Gesicht, sie waren an Größe und Bau dem Flamingo sehr ähnlich, sie hatten schöne Schwungfedern; ihr Gefieder war wie angehaucht von dem zartesten Weißgrau, den Kopf zierten purpurrothe Federn.

Die ziemlich große Stadt Hindon beherbergte uns diese Nacht. Ein Palast mit so kleinen Fenstern, daß sie

für Puppen, aber nicht für Menschen berechnet schienen, war das einzige was mir hier auffiel.

6 Februar. Als ich des Morgens das Serai verlassen wollte, pflanzten sich drei bewaffnete Männer vor meiner Baili auf und hielten mich, trotz des Schreiens meiner Leute, an. Ich verstand endlich so viel, daß es sich um einige Bais\*) handle, die sie für eine vor meinem Schlafgemache durchwachte Nacht in Anspruch nahmen und die ihnen meine Leute nicht zugestehen wollten. Dem Ischepraso war es nämlich in dem Serai nicht ganz geheuer vorgekommen und er hatte des Abends von dem Serdar (Richter) eine Sicherheitswache verlangt. Die Leute mögen in irgend einem Winkel des Vorhofes ganz wacker geschlafen und vielleicht vom Wachen geträumt haben, denn obwohl ich während dieser gefährlichen Nacht manchmal in den Hof hinaus geblickt hatte, war mir nicht einer von ihnen zu Gesicht gekommen, — was will man aber auch für einige Bais verlangen? Ich beglückte sie mit der kleinen Gabe, worauf sie eine echt militärische Schwenkung zur Seite machten und mich unter vielen Salams weiter ziehen ließen. — Wäre ich zur Furcht geneigt gewesen, so hätte ich schon seit einigen Tagen in beständiger Angst sein müssen, denn das Aussehen der Eingebornen war nichts weniger als Zutrauen einflößend. Alle führten Waffen mit sich, Säbel, Bogen und Pfeile, Gewehre mit brennenden Lunten, tüchtige mit Eisen beschlagene Knüttel, ja selbst kleine Schilder von Eisenblech; diese Bewaffnung erstreckte sich bis auf die Viehhirten im

---

\*) Ein Bais = ein Kreuzer.

Felbe. Nichts vermochte mich aber aus meiner Seelenruhe aufzuschrecken, der Sprache unkundig und nur den alten Tschepraso zur Seite, war's mir immer, als wüßte ich mit Bestimmtheit, daß meine letzte Lebensstunde noch nicht geschlagen habe.

Bei alldem war es mir aber doch nicht unlieb, daß wir die schauerlichen Schluchten und tiefen Erbspalten, durch welche unsere heutige Straße einige Coose führte, bei hellem Tageslichte passirten.

Von diesen Schluchten traten wir in ein großes Thal, an dessen Eingange auf einem einzeln stehenden Berge eine Festung lag; zwei Coose weiter stießen wir auf eine kleine Baumgruppe, in deren Mitte sich eine fünf Fuß hohe Steinterrasse erhob, auf welcher die lebensgroße Statue eines in Stein gemeißelten Pferdes stand. Darneben war ein Brunnen ausgegraben, eine Art Cisterne mit großen Blöcken rothen Sandsteines ausgemauert, zu deren Wasser drei Treppen führten.

Ähnliche und noch viel größere Brunnen und Cisternen von den herrlichsten Mango- und Tamarinden-Bäumen umschattet, findet man in Indien häufig, besonders in Gegenden wo es, wie hier, an guten Quellen mangelt. Hindus und Mohamedaner haben den schönen Glauben, durch Errichtung von Werken für das öffentliche Wohl die künftige Seligkeit leichter zu gewinnen. Sind dergleichen Wasserbehälter und Baumgruppen von Hindus angelegt, so sieht man gewöhnlich noch einige in Stein ausgehauene Sinnbilder ihrer Gottheiten, oder rothbemalte Steine dabei prangen. Bei manchen Brunnen und

Cisternen ist auch ein Mann angestellt, der dem müden Wanderer das Wasser aus der Tiefe holen oder schöpfen muß.

So schön die Einrichtung dieser Wasserbehälter einerseits ist, so elckicht ist es andererseits, daß die Leute überall hineinsteigen, sich waschen und übergießen und daß man aus denselben Brunnen und Cisternen das Wasser zum Trinken schöpfen muß. Was vermag aber nicht der Durst?! Ich füllte meinen Krug so gut wie die Andern.

7. Februar. Dungenkamaluma, ein kleines Dörchen an dem Fuße eines niedlichen Berges. Eine kurze Strecke von der Station lag noch eine ächt arabische Sandwüste, die aber zum Glück nicht von langer Dauer war. Die Sandflächen Indiens sind übrigens kulturfähig, da man nur einige Fuß tief graben darf, um überall Wasser zu finden, um die Felder damit zu überfluthen. Auch in dieser kleinen Wüste lagen einige Waizenfelder, die recht üppig blühten.

Diesen Nachmittag dachte ich schon von meiner Pistole Gebrauch machen zu müssen um einen Streit zu schlichten. Mein Fuhrmann forderte stets, daß ihm Alles ausweichen solle, geschah dies nicht, so zankte er. Heute stießen wir auf ein halb Duzend bewaffneter Fuhrleute, die auf das Geschrei meines Kutschers nicht achteten, worauf dieser, wuthentbrannt, seine Peitsche aufhob und sie zu schlagen drohte. Wäre es zu einem Gefechte gekommen, so hätten wir, ohnerachtet meiner Hülfe, gewiß das Kürzere gezogen, allein es blieb bei gegenseitigen Schimpfworten und Drohungen und die Kerls wichen aus.

Ich habe überhaupt bemerkt, daß der Indier viel schreit und droht, aber nie zu Thätlichkeiten übergeht. Ich habe viel unter dem Volke gelebt und es beobachtet und oft Zank und Streit, nie aber eine Schlägerei gesehen. Ja, wenn ihr Zank lange fortwährt, setzen sie sich dabei sogar nieder. Nicht einmal die Jüngens ringen oder raufen, weder im Scherze noch im Ernste. Ein einziges Mal sah ich zwei Knaben in einen ernstlichen Streit verwickelt, wobei sich der eine so weit vergaß, dem andern eine Ohrfeige zu geben; er that dies aber so behutsam, als ob der Schlag ihm selbst gälte. Der Geschlagene fuhr sich mit dem Armel über die Wange und der Streit war geendet. Andere Jüngens hatten von der Ferne zugeesehen, keiner aber Theil genommen.

Diese Gutmüthigkeit mag zum Theil daher rühren, daß das Volk so wenig Fleisch genießt und ihrer Religion gemäß gegen alle Thiere höchst barmherzig ist, doch glaube ich auch, daß einige Feigheit dabei im Spiele ist. So sagte man mir, daß ein Hindu kaum zu bewegen sei ein finsternes Zimmer ohne Licht zu betreten, — macht ein Pferd oder ein Ochse den kleinsten Sprung, so stäubt Groß und Klein ängstlich und schreiend auseinander. Andererseits hörte ich wieder von den englischen Officieren, daß die Sepoi's (so werden die Eingebornen genannt, die den Engländern als Soldaten dienen), ganz brave Soldaten seien. — Kommt diese Tapferkeit mit dem Nocke oder durch das Beispiel der Engländer??

In den letzten Tagen sah ich viele Mohnpflanzungen; sie gewähren einen wundervollen Anblick, die Blätter sind fett und glänzend, die Blumen groß und vielfarbig. Die

Gewinnung des Opiums geschieht auf eine sehr einfache, dabei aber doch höchst mühsame Weise. Man macht in die Mohnköpfe, bevor sie die vollkommene Reife erlangt haben, des Abends mehrere Einschnitte. Aus diesen Wunden quillt das reinste Opium, ein weißer, zäher Saft, der sich an der Luft alsbald verdickt und in kleinen Kügelchen hängen bleibt. Die Kügelchen werden des Morgens mit einem Messer abgeschabt und in Gefäße gegeben, die die Form kleiner Kuchen haben. Eine zweite geringere Gattung gewinnt man durch das Auspressen und Auskochen der Mohnköpfe und Stengel.

In manchen Büchern, darunter auch in „Zimmermanns Taschenbuch der Reisen,“ las ich, daß die Mohnpflanze in Indien und Persien eine Höhe von vierzig Fuß erreiche, und daß die Kapsel die Größe eines Kinderkopfes habe und gegen eine Maß Saamen enthalte. Dem ist nicht so. Ich sah die schönsten Pflanzungen in Indien und späterhin auch in Persien, fand die Pflanzen aber nie höher als drei, höchstens vier Fuß und den Umfang der Kapsel einem kleinen Hühnerei zu vergleichen.

8. Februar. Madopoor, ein elendes Dorf an dem Fuße niedriger Gebirge. Auch heute kamen wir wieder durch fürchterliche Schluchten und Erbspalten, die sich, gleich den gestrigen, nicht in der Nähe des Gebirges, sondern mitten in der Ebene befanden. Erfreulich war dagegen der Anblick einiger Palmen, der ersten seit ich Benares verlassen, sie trugen jedoch keine Früchte. Noch mehr aber überraschte mich in diesen baum- und strauchlosen Gegenden vereinzelt angepflanzte Tamarinden-, Bannian- oder Mango-Bäume, die mit großer Sorgfalt

gepflanzt, in unvergleichlicher Pracht und Fülle gebiehet. Doppelt steigt ihr Werth, da man gewiß ist, einen Brunnen oder eine Cisterne darunter zu finden.

9. Februar. Indergur, ein kleines, unbedeutendes Städtchen. Wir rückten heute dem niedern Gebirge, das wir schon gestern gesehen hatten, bedeutend näher, bald befanden wir uns in engen Thälern, deren Ausgang hohe Felswände zu versperren schienen. Auf einigen der höchsten Felsgipfel standen kleine Kioske, dem Andenken der Sutti's geweiht. Sutti heißen jene Frauen, die sich mit der Leiche ihres Mannes verbrennen lassen. Sie werden nach der Behauptung der Hindus dazu nicht gezwungen. Die Verwandten verspotten und verachten sie aber, wenn sie es nicht thun und sie sind aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen; gewöhnlich geben daher die Armen ihre freiwillige Zustimmung. Sie werden herrlich gekleidet und geschmückt und durch Opium oft bis zum Wahnsinn betäubt, unter Jubel und Gesang an den Ort geführt, wo die Leiche ihres Mannes, in weißen Musselin gewickelt auf dem Scheiterhaufen liegt. In dem Augenblick als sich das Opfer über die Leiche wirft, wird der Holzstoß von allen Seiten angezündet. Zu gleicher Zeit ertönt eine lärmende Musik und Alles fängt zu schreien und zu singen an, um das Geheul des armen Weibes zu übertönen. Die Gebeine werden nach der Verbrennung gesammelt, in eine Urne gegeben und auf irgend einer Anhöhe unter einem kleinen Denkmale vergraben. Nur die Gemahlinnen (darunter nur die erste oder die Lieblings-Gemahlin) der Reichen oder Vornehmen haben das Glück verbrannt zu werden. Seit der Eroberung Hindostans



durch die Engländer dürfen diese Gräuelszenen nicht mehr stattfinden.

Die Gebirgsscenen wechselten mit Ebenen und gegen Abend kamen wir an noch schönere Gebirge. Einen interessanten Anblick gewährte eine kleine Festung, die auf dem Abhange eines Berges ganz aufgedeckt lag, man konnte die Moscheen, Kasernen, kleinen Gärtchen u. s. w. vollkommen gut übersehen. Am Fuße dieser Festung lag unser Nachtquartier.

10. Februar. Nolarä. Lange fuhren wir durch enge Thäler auf so steinigcn Wegen, daß das Fahren kaum auszuhalten war und ich dachte, die Balli müßte jeden Augenblick in hundert Stücke brechen. So lange die Sonne nicht brennend auf meinen Scheitel fiel, ging ich zu Fuß daneben, bald aber war ich gezwungen, den Schatten des mit Linnen bedeckten Wagens aufzusuchen; ich schnürte mir die Stirne fest, klammerte mich an die beiden Seiten des Karrens und ergab mich in mein Schicksal. Der Jungle, der uns umgab, glück an Schönheit und Ueppigkeit dem bei Baratspoor, gewährte mir aber mehr Unterhaltung, da er von wilden Affen belebt war. Sie waren ziemlich groß, hatten gelblichbraune Haare, schwarze Gesichter und sehr lange, wenig behaarte Bickelschwänze. Sehr niedlich war es anzusehen, wie die Mutter um ihre Kleinen besorgt war, wenn ich sie aufschreckte, sie lud eines auf den Rücken, das andere klammerte sich vorne an die Brust, und mit dieser doppelten Last sprang sie nicht nur von Zweig zu Zweig, sondern selbst von Baum zu Baum.

Wäre ich nur mit etwas mehr Einbildungskraft begabt gewesen, so hätte ich diesen Wald wohl für einen Zauberhain gehalten, denn außer den fröhlichen Affen sah ich noch mehr der wunderbaren Dinge. Die Felswände und Felstrümmer zur Linken des Weges hatten nämlich die sonderbarsten und mannigfaltigsten Formen, einige glichen Häuser- oder Tempelruinen, andere Bäumen, — ja die Gestalt eines Weibes mit einem Kinde auf dem Arme, war so natürlich, daß man sich kaum des Mitleids erwehren konnte, sie in diese traurige Leblosigkeit verwandelt zu sehen. Weiterhin lag ein Thor, dessen edler, kunstvoller Bau mich so täuschte, daß ich lange nach den Ruinen der Stadt suchte, zu der es zu führen schien.

Unweit des Jungles, an einer mächtigen Felswand und noch außerdem durch Festungswerke beschützt, liegt das Städtchen Lakari. Ein herrlicher Teich, ein großer Brunnen mit einem kunstvollen Porticus, Terrassen mit Hindu-Gottheiten und mohamedanische Grabmäler liegen in reizender Unordnung durcheinander.

Vor Notara fand ich einige Altäre mit dem heiligen Stier in Rothstein ausgehauen. In dem Städtchen selbst stand ein hübsches Monument, ein offener Säulentempel auf einer Steinterrasse, die mit schönen Reliefs, Elephanten und Reiter vorstellend, umgeben war.

Es gab hier kein Serai und ich war gezwungen mit meinem Prachtfuhrwerke Straße auf und ab zu fahren, um ein Obdach zu suchen, — Niemand aber wollte die Christin aufnehmen; dies geschah jedoch nicht aus Mangel an Gutmüthigkeit, sondern in Folge einer irrigen

Religionsmeinung, die jedes Haus für verunreinigt hält, welches von einem Andersgläubigen besucht wird. Diese Meinung erstreckt sich auch auf viele andere Gegenstände.

Mir blieb nichts anderes übrig, als diese Nacht in einer offenen Baranda zuzubringen.

In demselben Städtchen sah ich eine Scene, die die Gutmüthigkeit des Volkes beweist. Ein Esel, von der Natur oder durch einen Zufall höchst verkrüppelt, schleppte sich mit großer Anstrengung über die Straße, wozu er mehrere Minuten brauchte. Einige Leute, die mit ihren Lastthieren daher kamen, hielten an und warteten mit hingebender Geduld, ohne einen Laut des Unwillens auszustößen, ohne eine Hand aufzuheben um das Thier zur größeren Eile anzuspornen. Manche der Einwohner kamen aus ihren Häuserchen und warfen ihm Futter zu und jeder Vorübergehende wich ihm sorgfältig aus. — Mich rührte dieses Zartgefühl ungemein.

In einigen der größeren Städte Indiens gibt es sogar Spitäler für alte oder verkrüppelte Thiere, in welchen sie bis an ihr Lebensende gepflegt werden. Ich sah zwei derlei Anstalten und fand wirklich Thiere darin, für welche es aber eine größere Wohlthat gewesen wäre, sie durch den Tod von ihren Leiden und Gebrechen zu befreien; der Hindu tödtet jedoch kein Thier.

11. Februar. Heute, am dreizehnten Tage meiner Reise, kam ich in Kottah an.

Ich war mit meinem Diener und Fuhrmann, wie überhaupt mit der ganzen Reise sehr zufrieden! Die Eigenthümer der Serai's hatten von mir nicht mehr gefordert als von den Eingebornen, und mir alle Gefälligkeiten

erwiesen, die ihnen die strengen Gebote ihrer Religion erlaubten. Ich hatte die Nächte in offenen, unverschlossenen Zellen, wohl auch unter Gottes freiem Himmel zugebracht, umgeben von dem Volke der ärmsten und niedrigsten Klasse und war nie beleidiget worden, weder durch Worte, Handlungen noch böse Mienen. Nie ward mir etwas entwendet und wenn ich irgend einem Kinde\*) eine Kleinigkeit gab, ein Stückchen Brod, Käse u. dgl., suchten die Eltern stets durch andere Gaben oder Gefälligkeiten mir ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen. Ach, wenn doch die Europäer wüßten, wie leicht sie diese guten Natur-Menschen durch Nachsicht und Freundlichkeit gewinnen könnten! Leider aber wollen sie durch Gewalt herrschen und behandeln das arme Volk mit Verachtung und Härte.

Kottah ist die Hauptstadt des Königreiches Radschapan's. Hier, wie in allen jenen Provinzen, die die englische Regierung noch unter der Herrschaft ihrer eingebornen Prinzen gelassen hat, ist ein englischer Beamte aufgestellt, welcher den Titel „Resident“ führt. Diesen Residenten könnte man eigentlich den „König“ oder wenigstens den „Gouverneur des Königs“ nennen, denn der wahre König darf ohne seine Einwilligung nichts Bedeutendes unternehmen. Solch ein armer Schattenkönig darf z. B. ohne die Erlaubniß des Residenten nicht einmal die Grenzen seiner Staaten überschreiten. Die größeren

---

\*) Gewöhnlich werden die Kinder bis zum neunten Jahre als unrein betrachtet und sind daher an keine Gebote ihrer Religion gebunden.

Festungen des Landes haben englische Besatzungen und hin und wieder sind kleine englische Militär-Stationen angelegt.

Für das Volk ist diese Ueberwachung eines Theils nützlich, andern Theils schädlich. Die Verbrennungen der Witwen sind eingestellt und streng verboten \*), ebenso die grausamen Verurtheilungen, als: von Elephanten zertreten oder an den Schwanz eines Elephanten gebunden und zu Tode geschleift zu werden. Dagegen sind die Abgaben größer geworden, da der König für das Recht nach dem Willen des Residenten zu regieren, auch noch einen bedeutenden Tribut erlegen muß, den er natürlich aus dem Säckel des Volkes nimmt. Der König von Radschpatan zahlt jährlich drei Lack (300,000 Rupien) an die englische Regierung.

Der Resident von Kottah, Capitän Burdon, war ein sehr guter Freund Dr. Sprengers, der ihm meine baldige Ankunft schon im Voraus angezeigt hatte. Leider befand er sich aber auf einer Inspectionsreise nach den verschiedenen Militär-Stationen, doch hatte er vor seiner Abreise alle Anstalten zu meinem Empfange getroffen und Herrn Dr. Holland \*\*) ersucht, für ihre Ausführung Sorge zu tragen. Man trieb die Aufmerksamkeit so weit, daß man mir auf der letzten Nachtstation Zeitungen, Bücher und Diener entgegen gesandt, die mich aber verfehlten,

---

\*) Seit dem Jahre 1843 soll in ganz Indien keine Verbrennung mehr stattgehabt haben.

\*\*) In jeder Residentschaft ist ein englischer Arzt angestellt.

da mein Fuhrmann die zwei letzten Tage vom Hauptwege ablenkte und näher führende einschlug.

Ich stieg in dem schönen Bongolo des Residenten ab. Das ganze Haus war leer; Madame Burdon hatte sammt den Kindern ihren Gemahl begleitet, wie dies gewöhnlich in Indien geschieht, wo häufige Luftveränderung für den Europäer sehr nothwendig sein soll. Das Haus, die zurückgebliebenen Diener und Sepoi's, des Kapitäns Balantin und Equipage standen ganz zu meiner Verfügung und um mein Glück zu vervollständigen, war Dr. Kolland so gütig, sich mir zu allen Ausflügen als Begleiter anzutragen.

12. Februar. Des Morgens sandte mir der König Ram-Singh, der sogleich von meiner Ankunft unterrichtet war, in großen Körben eine Menge Früchte und Süßigkeiten und zu gleicher Zeit, was mir mehr Freude machte, seinen schön geschmückten Leib-Elefanten, einen Officier zu Pferde und einige Soldaten. Bald saß ich mit Dr. Kolland auf der hohen Hauda (der Sitz auf dem Elephanten) und trabte der nahen Stadt zu.

Kottah zählt an 30,000 Einwohner, und liegt an dem Flusse Tschumbal, in einer unbegrenzten, theilweise sehr felsigen Ebene, 1300 Fuß über der Meeresfläche. Die Stadt, die sich vorthellhaft ausnimmt, ist von starken Festungswerken umgeben, auf welchen fünfzig Kanonen vertheilt sind. Die nahe Umgebung ist felsig, kahl und öde. Das Innere der Stadt ist durch drei Thore in drei Theile getheilt. Die erste Abtheilung wird von der armen Volksklasse bewohnt und sieht sehr erbärmlich aus, die beiden andern Abtheilungen, von den Kaufleuten und

Vornehmen bewohnt, haben ein ungleich besseres Ansehen. Die Hauptstraße, obwohl holprig und felsig, ist doch wenigstens breit genug, um ohne Anstand an den Fuhrwerken und schweren Lastthieren vorbeikommen zu können.

Im höchsten Grade originell ist die Bauart der Häuser. Schon in Benares war mir die Kleinheit der Fenster aufgefallen, hier sind sie so enge und niedrig, daß die Leute kaum den Kopf hinausstecken können; die meisten sind statt der Gläser durch fein gearbeitete Steingitter verschlossen. Viele Häuser haben große Erter, andere in den ersten Stockwerken große Hallen, die auf Säulen ruhen und die ganze Fronte des Hauses einnehmen; viele dieser Hallen waren durch Zwischenwände in größere und kleinere offene Säle getheilt, an den beiden Enden der Hallen zierliche Pavillons und im Hintergrunde der Hallen führen Thüren in das Innere des Hauses. Diese Hallen dienen meist zu Geschäfts- und Verkaufs-Localen, sind aber auch der Sammelplatz müßiger Leute, die auf Matten und Teppichen sitzend, ihre Puka rauchen und sich an dem Straßengewühle ergötzen. An andern Häusern waren wieder die Vorderwände al fresco bemalt, mit fürchterlichen Riesen, Tigern, Löwen, zwei- bis dreimal so groß als sie die Natur geschaffen, die unter grimmigen Verzerrungen die Zungen weit hervorstreckten, oder mit Gottheiten, Blumen, Arabesken u. s. w. ohne Sinn und Geschmaç untereinander geworfen, jämmerlich gezeichnet und mit den schreiendsten Farben überschmiert.

Eine schöne Zierde der Stadt sind hingegen die zahlreichen Hindus-Tempel, die alle auf hohen Steinterrassen

stehen und bedeutend höher, umfangreicher und schöner sind als jene von Benares, den Visvisahas ausgenommen. Die Tempel hier stehen auf offenen Hallen von Säulengängen durchschnitten, mit mehreren viereckigten Thürmen verziert und mit Kuppeln von zwanzig bis vierzig Fuß Höhe überdeckt. In der Mitte befindet sich das Sanctuarium, ein kleines, sorgfältig verschlossenes Gemach, in welches eine Thüre führt. Diese Thüre, so wie die Säulen und Friesen sind mit schönen Sculpturen überdeckt, die viereckigten Thürme eben so sorgfältig ausgearbeitet wie jene in Benares. Unter den Hallen stehen häßliche Götzen gestalten und Sinnbilder, von welchen manche mit hellrother Farbe überstrichen sind. An den Seitenwänden der Terrassen sind Arabesken, Elephanten und Pferde in Relief ausgehauen.

Der königliche Palaß liegt an dem Ende des dritten Stadttheiles und bildet eine Stadt in der Stadt, oder besser gesagt, eine Festung in der Festung, da er nicht nur gegen Außen, sondern auch gegen die Stadt von ungeheuern Festungsmauern umgeben ist; viele größere und kleinere Gebäude liegen innerhalb derselben, weisen aber, außer schönen Hallen, nichts Besonderes auf.

Wäre der Resident in Kottah gewesen, würde ich dem König vorgestellt worden sein, so mußte es, der Etiquette wegen, unterbleiben.

Von der Stadt begaben wir uns nach Armornevas, einem der nahen Lustschlösschen des Monarchen. Der Weg dahin war über alle Maßen schlecht, voll Felsplatten und großer Steine, — ich konnte nicht genug unsern Elephanten bewundern, der seine plumpen Füße mit großer



Geschicklichkeit dazwischen setzte und so eilig forttrabte, als ob es über die schönste Straße gegangen wäre.

Als ich gegen Dr. Holland meine Verwunderung äußerte, wie der König nach seinem Lustschlosse, das er so häufig besuche, keine gute Straße bauen ließe, erwiederte er mir, daß es bei allen indischen Monarchen eine Maxime sei, keine Straße anzulegen, da ihrer Meinung nach, im Falle eines Krieges, gebahnte Wege das Eindringen des Feindes zu sehr erleichtern.

Das Schloßchen ist klein und unbedeutend, es liegt an dem Flusse Tschumbal, der sich hier in die Felsen ein merkwürdig tiefes Bett gewählt hat. Malerische Schluchten und Felsgruppen bilden seine Ufer.

Das Schloßgärtchen ist so dicht mit Orangen-, Citronen- und andern Bäumen besetzt, daß auch nicht das kleinste Blumenbeetchen oder Rasenplätzchen dazwischen Raum hätte; die wenigen Blumen in den indischen Gärten befinden sich am Eingange. Die Wege sind zwei Fuß hoch aufgemauert, da der Boden, der häufigen Bewässerung halber, beständig schmutzig und feucht ist. Die meisten indischen Gärten, die ich in der Folge sah, glichen diesem.

Der König erlustiget sich hier häufig an kleinen Thiergefechten.

Etwas weiter aufwärts am Flusse sind auf niedern Hügeln kleine Thürme zum Behufe der Tigerjagd angelegt, Die Tiger werden nach und nach dem Wasser zugetrieben und immer enger eingeschlossen, bis sie sich auf Schußweite von den Thürmen befinden. Der König mit seiner

Gesellschaft sitzt wohlgesichert auf dem Plateau des Thürmens und feuert muthvoll auf die wilden Unholde.

Neben dem Schloßchen war so eben der Bau eines hölzernen kleinen Tempels beendet worden, in welchem jedoch noch die Hauptsache, der lebenswürdige Göze fehlte. Diesem glücklichen Umstande hatten wir es zu verdanken, daß wir das Sanctuarium betreten durften, — es bestand aus einem kleinen Marmor-Kioske, der in der Mitte der Halle stand. Der Tempel und die Säulen waren mit ziemlich schlechten Malereien in den grellsten Farben überklebt. — Es ist sonderbar, daß sich weder die Hindus noch die Mohamedaner je auf Malerei verlegt haben müssen, denn von keinem dieser Völker sind gute Gemälde oder Zeichnungen zu sehen, während sie so Großes im Bauwerke, in Reliefs und in Mosaik-Arbeiten geleistet haben.

Von Armornevas wendeten wir uns nach dem Inselchen Cotrikatalan, das nahe der Stadt in einem kleinen See liegt. Auch hier ist ein kleines königliches Schloßchen, sammt einem kleinen Gärtchen zu sehen, die sich aber beide vom Ufer aus ungleich besser ausnehmen, als in der Nähe.

Zum Schluß besuchten wir einen ausgezeichnet schönen Hain von Tamarinden- und Mango-Bäumen, unter deren Schatten in schönen Monumenten die Asche vieler königlicher Prinzen aufbewahrt liegt. Diese Monumente bestehen aus offenen Tempeln, zu welchen breite Treppen von zehn bis zwölf Stufen führen. An den Aufgängen der Treppen stehen zu jeder Seite steinerne

**Gesichten.** Einige der Tempel sind mit schönen Sculpturen verziert.

Der Abend wurde durch allerlei Unterhaltungen ausgefüllt. Der gute Doctor wollte mich mit den verschiedenartigen Geschicklichkeiten der Hindus bekannt machen, deren mir jedoch die meisten nicht mehr neu waren. Es führte uns ein Hünemann seine kleine Gesellschaft vor, die zum amge Kunststücke vollführte, — ein Schlangenbändiger ließ die giftigsten Schlangen\*) sich um seinen Körper schlängen, die größten Scorpionen auf Armen und Beinen umherkriechen. Zuletzt erschienen vier elegante Tänzerinnen, in gold- und silbergestickten Musselin gekleidet und mit Schmuck überladen, — Ohren, Stirne, Hals, Brust, Lenden, Hände, Arme, Füße, kurz alle Theile des Körpers hingen voll Gold, Silber und Gestein, ja selbst die Fingerringe waren damit geschmückt und von der Nase hing über den Mund ein großer Reif mit drei Seiten. Zwei der Tänzerinnen traten zuerst auf, ihr Tanz bestand in denselben schneckenartigen Bewegungen, die ich bereits in Benares gesehen, nur machten sie sie ungleich lebhafter und verkehrten auf alle denkbare Weise Arme, Hände und Arme. Man hätte mit vollem Rechte von ihnen sagen können, daß sie mit den Armen, aber nicht mit den Füßen tanzten. Zehn Minuten tanzten sie ohne Seilanz, dann sangen sie an zu kreischen, jedoch ohne zusammen zu stimmen, wobei ihre Bewegungen immer

---

\*) Man sagt: der hehle Zahn, in welchem sich der Giftsack oder die Giftkapsel befindet, ist der Schlange ausgebrochen und dadurch ist ihr Biß ohne böse Folgen.

rascher und wilder wurden, bis ihnen nach ungefähr einer halben Stunde Kraft und Stimme versagten. Ganz erschöpft traten sie ab und überließen den Schauplatz ihren Schwestern, die denselben Spectakel wiederholten. — Dr. Holland sagte mir, daß sie eine Liebesgeschichte vortrügen, in welcher alle Tugenden und Leidenschaften, als: Sanftmuth, Treue, Hingebung, dann Haß, Verfolgung, Verzweiflung u. s. w. ihre Rollen spielten. — Die Musikanten standen knapp hinter den Tänzerinnen und folgten jeder ihrer Bewegungen. Der ganze Raum, den solch eine Gesellschaft braucht, mißt höchstens zehn Fuß in der Länge und acht Fuß in der Breite. Die guten Hindus vergnügen sich stundenlang an diesen geschmacklosen Wiederholungen.

Ich erinnere mich in Büchern gelesen zu haben, daß die indischen Tänzerinnen weit grazioser seien als die europäischen, daß ihre Gesänge höchst melodisch klingen und ihre Mimik zart und begeisternd, hingebend und ergreifend sei. Ich möchte wissen, ob die Verfasser ähnlicher Bücher wirklich in Indien gewesen sind?! Nicht minder übertrieben fand ich die Beschreibungen anderer, die behaupteten, daß man nichts unsittlicheres als die indischen Tänze sehen kann. Diese möchte ich wieder fragen, ob sie die Sammaquecca und Refolosa in Valparaiso, die Insulanerinnen auf Otahaiti, oder selbst unsere Tänzerinnen in fleischfarbigen Tricots gesehen haben?! —

Der Anzug des weiblichen Geschlechtes in Radschapatan und einigen Gegenden Bundelkund's ist von dem in den andern Gegenden Indiens sehr verschieden. Sie tragen lange, farbige, faltenreiche Röcke, fest anliegende Leibchen,

Es ist ihr nur das, was sie durch die Brust drücken und darüber zu weihen oder hängen. Auch sie weihen sie den Oberkörper, der ihr mit der Schürze hängen, und von dem sie einen Theil nach einer Schürze, wenn herabhängen lassen. Nachher, da sie ihre Hände nicht immer verheilt haben, gleichen in deren Haltung gewisse andere Bewegungen. Mit Schmutz ist sie ganz der Fingerringe, überladen; wenn sie ihn nicht in einem anderen haben können, begnügen sie sich mit einem anderen. Die Reife um Hände, Hände mit Fingerringen sind auch von Horn, Bein oder Eisen. In den Fingerringen tragen sie Schellen, so daß man in ihrer Bewegung Schellen weit kommen hört; die Fingerringe sind mit kleinen, schweren Ringen überdeckt und von der Hand immer weiter auf das Handgelenk herab, die sie in der Hand über der Hand hinausschlagen müssen. — Sie nehmen die kleinen Gefäße, die an ihrem Halse nicht mehr zu tragen haben mögen! —

Die Fingerringe und Augenlieder färben sie schon in einem Augenblick schwarz, auch malen sie sich häufig Fingerringe dunkelblaue Streifen über die Augenbraunen und Fingerringe auf der Stirn. Die Erwachsenen punktieren auch die Stirn, die oder Schläfe mit rothen, weißen oder gelben Punkten, je nachdem sie einer oder der andern Götter besonders ergeben sind. Viele tragen Amulette und Fingerringe an Schürzen um den Hals, so daß ich sie anfangs im dunkeln hielt, und über die glänzenden Fingerringe der Fingerringe sehr erfreut war. Als ich aber erst einem der Fingerringe näher trat um das Bildchen besser zu sehen, was ich da! etwa eine liebliche Madonna?

Indes Gefäßstücken? einen schwärmerischen

Antonio von Padua? Ach nein! es grinsten mir der acht-armige Gott Schiwa, der Ochsenkopf Wischnu's, die langzungige Göttin Kalli entgegen. Die Amulette enthielten höchst wahrscheinlich etwas von der Asche eines ihrer verbrannten Märtyrers, oder einen Nagel, ein Stückchen Haut, ein Haar eines Heiligen, einen Splitter von den Knochen eines heiligen Thieres u. s. w.

13. Februar. Heute führte mich Dr. Holland nach dem Städtchen Kesho - Rae - Patum, einem der heiligsten in Bunda und Radschpaton, das am jenseitigen Ufer des Tschumbal, sechs engl. Meilen von Kottah liegt. Viele Pilger kommen hierher sich zu baden, da sie das Wasser an dieser Stelle für ganz besonders heilig halten. — Diesen Glauben kann man ihnen nicht übel nehmen, wenn man bedenkt, wie viele Christen es gibt, die der heiligen Maria zu Maria - Zell, Einsiedeln oder Loretto den Vorzug vor den andern geben, die doch alle eine und dieselbe vorstellen.

Schöne Steintreppen führen von der Höhe des Ufers bis an den Fluß und in zierlichen Kiosken sitzen Brahminen, die den Gläubigen zur Ehre der Götter Geld abnehmen. Auf einer der Treppen lag eine sehr große Schildkröte; sie konnte sich ruhig da sonnen, kein Mensch dachte daran sie zu fangen — sie kam aus dem heiligen Flusse, ja sie war vielleicht gar der verkörperte Gott Wischnu selbst\*). Längs des Flusses stehen viele steinerne Altäre mit kleinen, ebenfalls in Stein ausgehauenen Stieren und andern Sinnbildern.

\*) Gott Wischnu wird auch als Schildkröte dargestellt.

Das Städtchen selbst ist klein und erbärmlich, der Tempel aber groß und schön.

Man war hier so tolerant, und den Eintritt in alle Räume des Tempels zu gestatten; er ist von allen Seiten offen und bildet ein Achteck. Im obern Theile umgeben ihn Gallerien, von welchen die eine Hälfte für die Weiber, die andere für die Musikanten bestimmt ist. Das Sanctuarium steht im Hintergrunde des Tempels, fünf Glocken hingen davor, an welche geschlagen wird, wenn Frauen in den Tempel treten; sie erschallten auch bei meinem Eintritte. Hierauf wurde die verhängte und verschlossene Pforte geöffnet und uns der volle Blick in das Innere gestattet. — Wir sahen da eine kleine Gesellschaft in Stein ausgehauener Götzen. Das Volk, das uns neugierig gefolgt war, fing bei Eröffnung des Allerheiligsten ein leises Gemurmel an, — ich wandte mich etwas befangen um, in der Meinung, daß es uns gälte und war aufs Aergste gefaßt, allein es waren Gebete, die sie in andachtsvoller Stellung leise vor sich hersagten. Einer der Brahminen verscheuchte mit einem großen Fliegenwedel die festen Fliegen von den geistreichen Antlitzern der Götter.

An den großen Tempel stießen mehrere Kapellen, die sich alle vor uns öffneten; sie enthielten rothbemalte Steine oder Silber. Im Vorhofe sitzt unter einem Dachelein ein steinerner Heiliger, der ganz ordentlich angekleidet war und selbst eine Mütze auf dem Kopfe hatte.

Am jenseitigen Ufer des Flusses liegt ein kleiner Hügel, auf welchem ein großer, ziemlich plump in Stein

ausgehauener Stier ruht. Dieser Hügel wird der „heilige Berg“ genannt.

Kapitän Burdon hat in der Nähe des „heiligen Berges“ ein höchst geschmackvolles Haus gebaut, welches er manchmal mit seiner Familie bewohnt. Ich sah daselbst eine schöne Sammlung ausgestopfter Vögel, die der Reisende selbst von der Gegend des Himalaya gebracht hat; ich bewunderte besonders die Fasanen, von welchen einige in wahrem Metallglanze schimmerten, nicht minder schöne Exemplare gab es unter den Auerhähnen.

Gesehen hatte ich nun Alles und so bat ich den Doctor, mir für den nächsten Tag eine Gelegenheit nach Indor (180 engl. Meilen) zu bestellen, er überraschte mich mit dem Anerbieten des Königs, mir Kameele zu geben, so viel ich deren brauche und auch zwei Sepoi's zu Pferde, als Begleiter. Ich bat um zwei Stück, das eine für mich und mein kleines Gepäck, das andere für den Treiber und den Diener, den mir Dr. Holland mitgab.



## Fortsetzung der Reise.

Die Reiter auf arabischen Kamelen. Zusammenkunft mit der Familie  
B... Die arabische Gesellschaft in Indien. Udjein, Indor  
... Herrückung bei Hofe. Eisfabrikation. Die  
... Eine Tigerjagd. Die Festempel von  
... Die Festung Dewatabad

14. Februar. Morgens fünf Uhr waren die Ka-  
meelen bestellt, aber erst gegen Mittag kamen sie und mit  
jedem ein Treiber. Als diese mein Kofferchen erblickten  
(25 Pfund im Gewichte), waren sie ganz verblüfft; sie  
wußten nicht recht damit. Ich erklärte ihnen vergebens,  
wie man in Syrien packe und daß ich mein geringes  
Gedächtniß bei mir auf meinem Thiere gehabt habe,  
— — sie waren das Ding anders gewohnt und wollten  
daran nicht abweichen.

Das Reisen auf Kameelen ist immer unangenehm  
und ergreifend, die stoßende Bewegung des Thieres be-  
wirkt selbst bei vielen Reisenden dasselbe Uebel, wie das  
Schaufeln des Schiffs auf dem Meere, — beinahe un-  
erträglich wird es aber in Indien durch die zweckwidrige  
Einrichtung. Jedes Thier hat hier seinen Führer, der  
vorne sitzt und den guten Platz einnimmt, dem Reisenden

ist kaum ein kleines Fleckchen auf dem Hintertheile des Thieres gestattet.

Dr. Holland rieth mir, mich vor der Hand in mein Schicksal zu ergeben, den nächstfolgenden Tag würde ich mit Kapitän Burdon zusammentreffen, und diesem sei es leicht, mir eine bequemere Gelegenheit zu verschaffen. — Ich folgte seinem Rathe, ließ mein Gepäck tragen und bestieg geduldig mein Kamehl.

Wir durchzogen ausgebehnte Ebenen, in welchen sich vor allem bedeutende Flachspflanzungen auszeichneten, kamen an einem schönen Teiche vorüber, dem zunächst ein niedlicher Palast lag und erreichten gegen Abend das Dörfchen Moasa, wo wir über Nacht blieben.

In den Ländern, die unter eingebornen Fürsten stehen, gibt es weder Postanstalten noch Straßen; doch sind in allen Städten und Dörfern Leute bestimmt, die den Reisenden die Wege zeigen und deren Gepäck tragen müssen, wofür man eine unbedeutende Kleinigkeit zu zahlen hat. Sene Reisenden, die von dem Könige oder Numil (Gouverneur) eine Wache oder einen Tschepasso mit haben, bezahlen dafür nichts, die andern gehen per Kopf ein bis vier Bais, je nach der geringeren oder größeren Entfernung.

Als ich in Moasa ankam, eilte alles herbei, mir zu dienen, — ich reiste ja mit des Königs Leuten; auch gehörte in dieser Gegend ein europäisches Frauengesicht schon zu den Seltenheiten. Man brachte mir Holz, Milch und Eier. Meine Tafel war überall ziemlich gleich frugal bestellt: wenn es gut ging, gab es Reis in Milch gekocht oder einige Eier, für gewöhnlich nur Reis mit

Haar mit Salz. Ein leeres Gefäß für Wasser, ein Bündel zum Kochen, ein feinstes Salz und etwas Reis mit Fett, war alles, was ich mit mir führte.

15. Februar. Ende des Monats kam ich in Nankai an, einem Ortchen, das von niedern Gebirgen umgeben ist. Ich war hier einige Zelte des Kapitan FERRER, eine Nacht mit einem Diener. Unendlich ermüdet ging ich noch abends in eines der Zelte zurück, um mich zur Ruhe zu begeben. Kaum hatte ich einen Stuhl eingenommen, als die Nacht in das Zelt trat und mich, ohne zu fragen, abzufassen anfang. Ich wollte es ihr verwehren; allein sie erklärte mir, daß dies, wenn man so ermüdet ist, sehr gut thue, drückte meinen Körper mit Ferkelrinde lang von oben bis unten tüchtig durch, und die Wirkung war wahrhaftig von großem Erfolge. — Ich fand mich sehr erleichtert und gestärkt. Dieses Drücken mit Rinden des Körpers ist in Indien, wie im ganzen Orient, besonders nach dem Bade, sehr gebräuchlich; auch die Europäer lassen diese Operation gerne mit sich vornehmen.

Die Nacht erklärte mir halb mit Zeichen, halb mit Worten, daß man mich schon des Mittags hier erwarten hätte, daß ein Palanquin für mich bereit stände und daß ich im Palanquin so gut schlafen könnte, wie im Zelt. Ich war damit einverstanden und setzte des Nachts um elf Uhr meine Reise wieder fort. Die Gegend war zwar, wie ich wußte, von Tigern belebt; allein da mehrere Kaskelträger mitgingen und die Tiger geschworne Feinde des Elches sind, so konnte ich meine unterbrochene Schlafpartie ruhig fortsetzen.

Um drei Uhr des Morgens setzte man mich abermals in einem Zelte ab, das zu meiner Aufnahme bereit und mit allen Bequemlichkeiten versehen war.

16. Februar. Diesen Morgen lernte ich die liebenswürdige Familie Burdon kennen. Beide Ehegatten leben im Kreise von sieben Kindern, die sie größtentheils selbst unterrichten, vergnügt und zufrieden, obwohl sie ganz nur auf sich selbst angewiesen sind, da außer Dr. Rolland kein Europäer in Kottah lebt. Sie erhalten höchst selten Besuche durchreisender Officiere, und ich war seit vier Jahren die erste Europäerin, welche Madame Burdon zu Gesichte bekam.

Ich brachte den ganzen Tag höchst angenehm in dem Kreise dieser Familie zu. Nicht wenig war ich erstaunt, hier alle Bequemlichkeiten zu finden, wie sie nur ein sehr gut eingerichtetes Haus bieten kann, und ich will bei dieser Gelegenheit nur mit einigen Worten beschreiben, auf welche Art englische Officiere und Beamte in Indien reisen.

Vor allem besitzen sie Zelte, die so groß sind, daß sie zwei bis vier Zimmer enthalten (ich sah Zelte von mehr denn 800 Rup. im Werthe); sie nehmen die hierzu gehörigen Möbel, vom Fußteppich bis zum eleganten Divan, ja beinahe das ganze Haus- und Küchengeräthe mit. Dabei haben sie eine Unzahl Diener, von denen jeder seine eigene Beschäftigung hat, die er sehr genau kennt.

Die Herrenleute legen oder setzen sich, nachdem sie die Nacht in ihren Betten zugebracht, des Morgens um

drei Uhr in bequeme Palankine oder steigen zu Pferde, um nach vier bis fünf Stunden (sie machen nie mehr als vier Coose den Tag) am aufgerichteten Zelte abzustiegen und das dampfende Frühstück einzunehmen. Sie finden alle häuslichen Bequemlichkeiten, verrichten ihre gewöhnlichen Beschäftigungen, halten ihre gewohnten Mahlzeiten, sind, mit einem Worte, ganz zu Hause.

Der Koch tritt immer des Nachts seine Wanderung an, die Zelte werden, sobald sie verlassen sind, abgebrochen, schnell fortgeschafft und eben so schnell wieder aufgestellt; an Menschenhänden und Lastthieren fehlt es nicht.

In den cultivirtesten Ländern Europa's reist man nicht so luxuriös und bequem als in Indien.

Des Abends mußte ich wieder scheiden. Der gute Herr Burdon wollte mir bis Indor seinen Palankin mit den dazu gehörigen Trägern geben; mich dauerten aber die Leute zu sehr, und ich gab vor, die Reise auf dem Kamehle nicht unangenehm zu finden, ja sie, der freien Aussicht halber, der im Palankine sogar vorzuziehen. Doch nahm ich, meines kleinen Kofferchens wegen, ein drittes Kamehl. — Die Sepoi's ließ ich hier zurück.

Wir gingen diesen Abend noch vier Coose nach dem Städtchen Patan.

17. Februar. Des Morgens sah ich erst, daß Palan an einer romantischen Hügelkette lag und einige ausgezeichnet schöne Tempel aufzuweisen hatte, in deren offenen Hallen lebensgroße, in Stein gehauene Figuren saßen. Die Arabesken und Figuren an den Säulen waren erhaben und rein ausgearbeitet. In den Thälern, die wir

durchzogen, gab es viel basaltähnliches Gestein so wie herrlich krySTALLisirte Quarze.

Gegen Abend erreichten wir Batichbazar, ein erbärmliches Städtchen.

18. Februar. Runtscha ist etwas größer und besser. Ich mußte hier mein Lager mitten auf dem Bazar unter einer offenen Veranda aufschlagen. — Serai's gibt es auf diesem Wege nicht. Die halbe Bevölkerung der Stadt versammelte sich alsbald um mich und beobachtete mit großer Aufmerksamkeit meine Bewegungen und Handlungen. Ich gab ihr Gelegenheit, das Aussehen einer erzürnten Europäerin zu studieren, denn ich war über meine Leute sehr aufgebracht und schalt sie, trotz meiner geringen Sprachkenntniß, tapfer aus. Sie ließen nämlich die Kamehle so schläfrig gehen, daß wir, obwohl vom frühen Morgen bis späten Abend auf dem Marsche, nicht mehr als zehn bis elf Goose, wie mit einem Ochsenfuhrwerke, machten. Ich erklärte ihnen, daß dies nicht mehr geschehen dürfe, und es geschah auch nicht mehr. Ich muß bei dieser Gelegenheit allen widersprechen, die behaupten, daß die Kamehle im Durchschnitte vierzig Goose täglich machen und daß, wenn sie auch langsam gingen, ihre Schritte sehr ausgiebig seien. Ich untersuche jede Sache sehr genau und urtheile dann nach meiner Erfahrung, ohne mich durch das Gelesene beirren zu lassen. Bevor ich eine Reise antrete, bemerke ich mir nicht nur die Hauptentfernungen, sondern auch die Distanzen zwischen den einzelnen Orten, ordne mit Hülfe sachverständiger Freunde meinen Reiseplan von Station zu Station und bin auf

diese Weise meinem Führer gewachsen, der mir nicht sagen kann, wir hätten zwanzig bis dreißig Gooße zurückgelegt wenn wir nur die Hälfte gemacht haben. Ferner konnte ich auf der Reise von Delhi nach Kottah, die ich mit einem Ochsenfuhrwerke zurücklegte, mehrere Kamehlzüge beobachten, mit denen ich jeden Abend auf derselben Nachtfstation zusammentraf. Es ist wahr, daß ich vortreffliche Ochsen hatte und daß die Kamehle zu den gewöhnlichen gehörten. Ich machte aber auf dieser Reise mit guten Kamehlen doch täglich nicht mehr als fünfzehn, höchstens sechzehn Gooße und war von Morgens vier Uhr bis Abends sechs Uhr, zwei Stunden der Mittagsruhe ausgenommen, ununterbrochen auf dem Marsche. Ein Kamehl, das in einem Tage vierzig Gooße macht, gehört zu den Ausnahmen und würde diese Aufgabe am zweiten und dritten Tage schwerlich mehr leisten können.

19. Februar. Ranera, ein unbedeutender Ort.

Hier wurde mir ein Kuhstall zum Schlafgemache angewiesen. Er war zwar sehr rein gehalten; ich zog es aber doch vor, unter freiem Himmel vor dem Stalle zu schlafen.

Bis in die späte Nacht ging es in diesem Orte sehr lebhaft zu: Züge von Menschen, meist Weiber und Kinder, folgten dem Lärm des Tam-Tam, das sie mit einem widerlichen, heulenden Gesange begleiteten, — sie zogen nach irgend einem Baume, unter welchem ein Götzenbild errichtet war.

Wir hatten diesen Tag viele niedere Hügelreihen zu übersteigen. Der unbebaute Boden war überall von der

glühenden Sonne \*) ausgebrannt; dagegen blühten die Pflanzungen von Rohn, Flachs, Getreide, Baumwolle u. s. w. sehr üppig. Allenthalben waren Wassergräben in die Felder geleitet und Bauern mit ihren Ochsen gespannen beschäftigt Wasser aus den Brunnen und Flüssen zu ziehen. Weiber sah ich dabei nicht arbeiten. Ich hatte auf meinen vielen Reisen Gelegenheit zu beobachten, daß das Loos der ärmeren weiblichen Volksklasse weder in Indien noch im Oriente oder sonst unter rohen Völkern so hart ist als man allgemein glaubt. Alle schweren Arbeiten verrichten die Männer, selbst in die den Weibern zugehörigen Arbeiten greifen sie ein. So wird z. B. in den Städten, wo Europäer wohnen, deren Wäsche von den Männern gewaschen und geplättet; das Weib darf an den öffentlichen Arbeiten höchst selten Theil nehmen, sie trägt Holz, Wasser oder sonst eine schwere Last nur in ihr eigenes Haus. Auf den Feldern sieht man zwar zur Erntezeit Weiber; doch besorgen sie auch da nur die leichteren Arbeiten. Begegnet man Zügen, bei welchen sich Pferde oder Ochsen befinden, so sitzen die Weiber und Kinder darauf und die Männer gehen nebenher und sind oft noch mit Bündeln beladen. Sind keine Lastthiere bei dem Zuge, so tragen die Männer die Kinder und Lasten. Auch sah ich nie einen Mann sein Weib oder Kind mißhandeln. Ich wollte von Herzen wünschen, daß die Weiber der armen Volksklasse in unsern Ländern von

---

\*) Obwohl es erst Anfangs Frühling war, stieg die Hitze doch während des Tages auf 28 — 30 Grad Réaumur.



ihren Männern nur halb so schonungsvoll behandelt wurden, wie ich es in allen übrigen Welttheilen sah. —

20. Februar. Udjein an der Seepa, eine der ältesten und bestgebauteften Städte Indiens, ist die Hauptstadt des Königreiches Sindhia, mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Seelen.

Die Bauart dieser Stadt ist ganz eigenthümlich: die Vorderwände der stockhohen Häuser sind von Holz und mit großen, regelmäßigen Fensteröffnungen im obern Stockwerke versehen, die statt der Glascheiben mit Balken fest verschlossen werden. Im Innern baut man die Gemächer alle sehr hoch und lustig: sie gehen von der ebenen Erde bis unter das Dach ohne Unterbrechung eines Zwischenbodens durch. Die Außenwände und Balken der Häuser sind mit dunkelbrauner Oelfarbe übermalt, — diese Stadt sah über alle Beschreibung düster aus.

Zwei Häuser zeichneten sich durch Größe und durch ungemein schön ausgeführtes Holzschnitzwerk vor den übrigen aus; sie hatten zwei Stockwerke und waren mit Gallerien, Säulen, Friesen, Nischen u. s. w. sehr geschmackvoll verziert. So viel ich aus der Beantwortung meiner Fragen und den zahlreichen Dienern und Soldaten, die sich vor denselben umhertrieben, entnehmen konnte, waren es die Paläste des Humil und der Königin Witwe Madhadji-Sindhia.

Wir durchzogen die ganze Stadt; die Straßen waren breit, die Bagare sehr ausgedehnt und mit Menschen so überfüllt, daß wir häufig anhalten mußten, — es war gerade großer Markt. Nie sah ich in Indien bei ähnlichen Gelegenheiten, so wie bei großen Festen und

Volkversammlungen, Betrunkene, obgleich es nicht immer an berausenden Getränken fehlt — die Menschen sind hier nüchtern und enthaltsam, auch ohne Vereine.

Außerhalb der Stadt fand ich eine offene Veranda, in welcher ich mein Nachtquartier aufschlug.

Ich ward hier Zeuge einer traurigen Scene, eine Folge der irrigen Religionsbegriffe der sonst so gutmüthigen Hindus. Ein Greis lag umweit der Veranda ausgestreckt auf dem Boden, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben; viele der Vorübergehenden blieben stehen, betrachteten ihn und gingen ihres Weges, keiner frug oder half. Der arme Mann war an dieser Stelle entkräftet zusammengesunken und hatte nicht mehr sagen können, zu welcher Kaste er gehöre. Ich faßte Herz, trat näher und lüftete das Kopftuch, das sich über einen Theil des Gesichtes geschoben hatte, — zwei erstarrte Augen glöhten mir entgegen, — ich befühlte den Körper — er war steif und kalt. Meine Hülfe kam zu spät.

Am nächsten Morgen lag die Leiche noch auf demselben Plage; man sagte mir, daß man warte, ob Verwandte kämen, die Leiche abzuholen, wenn nicht, würde sie von den Paria's fortgeschafft werden.

21. Februar. Des Nachmittags erreichte ich Indor, die Hauptstadt des Königreiches Holkar.

Als ich mich dem Wohnplatze der Europäer näherte, fand ich sie gerade auf einer Spazierfahrt begriffen. Die Equipage des Residenten, Herrn Hamilton, an den ich Briefe hatte, zeichnete sich vor den andern durch große Pracht aus. Vier schöne Pferde waren an einen

zurückgeschlagenen Pandauer gespannt, und vier Diener in orientalischer Tracht liefen neben dem Wagen her.

Die Herren gewahrten kaum meinen Zug, als sie anhalten ließen und einen der Diener mir entgegen sandten; vermuthlich wollten sie sogleich wissen, durch welchen Zufall eine einzelne Europäerin in diese Gegend verschlagen wurde. Mein Diener, der die Briefe an Herrn Hamilton schon in Händen hatte, eilte sogleich zu diesem hin und übergab sie. Herr Hamilton laß sie flüchtig durch, stieg augenblicklich aus, kam auf mich zu und empfing mich sehr herzlich. Meine schlechten, von der Sonne gebleichten Kleider waren ihm kein Anstoß, und er achtete mich nicht gering, weil ich ohne viel Gepäc und ohne Dienerschaft kam.

Er führte mich selbst in den für Fremde bestimmten Bongolo, wies mir mehrere Zimmer an und verweilte so lange, bis er gesehen, daß die Diener für alle Bequemlichkeiten genau und ordentlich gesorgt hatten. Nachdem er mir noch einen ausschließlich für mich bestimmten Diener vorgestellt und Wache vor den Bongolo, den ich allein bewohnte, beordert hatte, empfahl er sich, indem er mir versprach, mich in einer Stunde zu Tische abholen zu lassen.

Bei solchen Gelegenheiten fiel mir jederzeit der liebenswürdige österreichische Minister in Rio de Janeiro ein.

Der Palast des Residenten, kaum einige hundert Schritte von dem Bongolo entfernt, ist ein wunderherrliches Gebäude in echt italienischem Style von großen Quadersteinen gebaut. Breite Treppen führen von außen

hinauf in Hallen, welche sich durch Größe und schöne Böhlungen vor allen auszeichneten, die ich bisher gesehen. Säle, Gemächer und innere Einrichtung entsprachen der hohen Erwartung, die der Anblick des Außern hervorruft.

Es war gerade Sonntag, und ich hatte das Vergnügen, die ganze europäische Welt von Indor bei dem Herrn Residenten versammelt zu finden, — sie bestand aus — drei Familien.

Meine Verwunderung über die mich umgebende Pracht, über die luxuriöse Mahlzeit stieg noch mehr als ein vollständiges, gut eingeübtes Musikcorps schöne Ouverturen und mir aus dem Vaterlande wohlbekannte Melodien anstimmte. Nach Tische stellte mir Hamilton den Kapellmeister, einen Tyroler Namens Mäher, vor. In Zeit von drei Jahren hatte dieser wackere Mann seine Kapelle geschaffen, die aus jungen Eingebornen bestand.

Für den folgenden Morgen war ich zu einer Aether-Operation eingeladen, die erste, die ein europäischer Arzt hier vornahm. Einem Eingebornen sollte ein großes Gewächs am Nacken operirt werden; — leider fiel das Ding nicht nach Erwartung aus: der Betäubte kam nach dem ersten Schnitte wieder zu sich und fing jämmerlich zu schreien an. Ich verließ eilig das Gemach, der Arme dauerte mich gar zu sehr. Die Operation gelang zwar; die Schmerzen aber wurden dem Manne nicht erspart.

Während des Frühstücks machte mir Herr Hamilton den Vorschlag, meine Wohnung im Bongolo mit einer solchen in seinem Palaste zu vertauschen, indem mir

das Hin- und Wiedergehen zu jeder Mahlzeit sehr beschwerlich fallen müsse. Er überließ mir die Zimmer seiner verstorbenen Gemahlin und wies mir zugleich eine weibliche Dienerin an.

Nach dem Tiffen (Gabelfrühstück) sollte ich erst die Stadt besuchen und hierauf bei Hofe vorgestellt werden.

Die Zwischenzeit benützte ich, Herrn und Frau Näher einen Besuch zu machen. Frau Näher, ebenfalls eine Deutsche, war bis zu Thränen gerührt, als sie mich sah, — seit fünfzehn Jahren hatte sie mit keiner Deutschen gesprochen.

Die Stadt Indor zählt an 25,000 Einwohner. Sie ist nicht befestigt; die Häuser sind wie jene in Udjein gebaut.

Der königliche Palast steht mitten in der Stadt und bildet ein Viereck. Die Mitte der Vorderfronte erhebt sich pyramidenförmig sechs Stockwerke hoch. Eine überaus hohe, sehr schöne Eingangspforte, an deren beide Seiten sich runde, etwas vorspringende Thürme schließen, führt in den Vorhof. Die Außenseiten des Palastes sind ganz mit Fresken überdeckt, meist Elephanten und Pferde vorstellend, die sich von ferne gut ausnehmen. Das Innere ist in mehrere Höfe getheilt. In dem ersten Hofe befindet sich in dem Erdgeschoße eines großen Gebäudes ein Saal, von zwei Reihen hölzernen Säulen eingefaßt. Hier wird der Durwar (Ministerrath) abgehalten. Im ersten Stockwerke desselben Gebäudes dient ein herrlicher offener Saal einigen heiligen Stieren als Wohnplatz.

Dieser Thierhalle gegenüber ist der Empfangssaal. Finstere Aufgänge, in welchen man am hellen Tage

vorleuchten muß, führen zu den königlichen Gemächern. Beinahe in allen hindostanischen Palästen sollen die Aufgänge so finster sein, — man glaubt sie dadurch den Feinden zu verbergen oder diesen den Eintritt wenigstens zu erschweren.

In dem Empfangssaale saß die Königin Jeswont-Rao-Holcar, eine bejahrte, kinderlose Witwe, an ihrer Seite ihr Adoptiv-Sohn Prinz Hury-Rao-Holcar, ein Jüngling von vierzehn Jahren mit sehr gutmüthigen Zügen und ausdrucksvollen Augen.

Uns wurden an ihrer Seite Plätze angetragen, die aus Polstern auf dem Boden bestanden. Der junge Prinz sprach gebrochen englisch, und die Fragen, die er an mich stellte, bewiesen, daß er in der Geographie gut bewandert war. Sein Mundschi \*), ein Eingeborner, soll ein Mann von Geist und Kenntnissen sein. Ich konnte nicht umhin, ihm, nach Beendigung der Audienz, ein Compliment über die gelungene Erziehung des Prinzen zu machen.

Der Anzug der Königin und des Prinzen bestand in weißem Dacka-Muffelin; der Prinz hatte einige Edelsteine und Perlen auf dem Turban, auf der Brust und den Armen. Die Königin trug ihr Gesicht unverschleiert, obwohl Herr Hamilton zugegen war.

Alle Gemächer und Gänge waren von Dienern überfüllt, die ohne die geringste Ceremonie auch in den

---

\*) Mundschi heißt der königliche Lehrer, Schreiber oder Uebersetzer.

Audienzsaal traten, um uns näher betrachten zu können,  
— wir saßen in einem wahren Gedränge.

Man kredenzte Süßigkeiten und Früchte, begoß uns mit Rosenwasser und gab uns sogar etwas Rosenöl auf die Taschentücher. Nach einiger Zeit brachte man Arefanuß und Betelblatt auf einer silbernen Tasse, die uns die Königin selbst reichte; dies ist das Zeichen der Beendigung der Audienz, und so lange es nicht gegeben wird, darf man sich nicht entfernen. Ehe wir aufstanden, hing man uns große Kränze von Jasmin um den Hals, mir band man außerdem kleine Kränzchen um die Handgelenke.

Früchte und Süßigkeiten wurden uns auch nach Hause gesandt.

Die Königin hatte dem Mundsich Befehl gegeben, uns in dem ganzen Palaste herum zu führen. Er ist nicht sehr groß, und die Gemächer, den Audienzsaal nicht ausgenommen, sind sehr einfach und beinahe ohne Möbel; in jedem aber liegen Polster, mit weißem Musselin überzogen, auf dem Boden.

Als wir auf der Terrasse des Hauses standen, sahen wir den Prinzen ausreiten. Zwei Diener führten sein Pferd und vieles Gefolge umgab ihn. Mehrere Beamte begleiteten ihn auf Elephanten und berittene Soldaten schlossen den Zug. Letztere hatten weite, weiße Hosen, blaue, kurze Kastrane und schöne, runde Mützen — sie sahen sehr gut aus. Das Volk erhob, als es den Prinzen sah, ein leises Gemurmel, welches den Ausdruck seiner Freude bezeigen sollte.

Der Mundschi war auch so gütig, mir die Fabrikation des Eises zu zeigen. Die Zeit der Fabrikation ist eigentlich in den Monaten December und Januar; doch sind auch noch im Monate Februar die Nächte und besonders die frühen Morgenstunden vor Sonnenaufgang so kalt, daß eine kleine feuchte Wassermasse sich mit einer dünnen Eisdecke überzieht. Zu diesem Ende werden entweder flache Gruben in salpeterreichen \*) Boden gegraben und kleine flache Schüsseln von gebranntem, porösem Thon, mit Wasser gefüllt, darein gesetzt, oder, wenn der Boden keinen Salpeter enthält, die höchsten Terrassen auf den Häusern mit Stroh überlegt und die Schüsseln darauf gestellt. Die gewonnenen dünnen Eisrinden werden in feine Stücke zerschlagen, mit etwas Wasser übergossen und in die Eisgruben gegeben, die ebenfalls mit Stroh ausgelegt sind: — Diese Eisfabrikation beginnt schon in Benares.

Herr Hamilton war so gütig für meine Weiterreise zu sorgen. Ich hätte abermals königliche Kamehle haben können, zog aber einen Ochsenkarren vor, da der Zeitverlust nicht bedeutend und die Strapaze geringer ist. Herr Hamilton machte selbst den Contract mit dem Fuhrmann, theilte die Stationen von hier bis Aurangabad (230 engl. Meilen) ein, gab mir einen braven Diener und einen Sepoi mit, versah mich mit Briefen und frag mich sogar, ob ich Geld genug habe. Und alles

---

\*) Es ist bekannt, daß Salpeter einen großen Grad Kälte erzeugt.



bles that der vortreffliche Mann mit solch einer Liebenswürdigkeit, daß ich wahrlich nicht wußte, ob die Gefälligkeiten oder die Art sie vorzubringen, den Vorzug verdienten. Aber auch nicht bloß in Indor, sondern überall wo man ihn kannte, hörte ich seinen Namen stets mit der größten Hochachtung nennen.

Am 23. Februar Mittags verließ ich Indor, um noch nach dem Dörschen Simarola (5 Goose) zu gehen. Der Weg führte durch hübsche Palmenhaine und reich bepflanzt Land. In Simarola fand ich ein niedliches, bequem eingerichtetes Zelt, das Herr Hamilton vorausgeschickt hatte, um mich noch durch eine gute Nachtstation zu überraschen. Ich sagte ihm im Stillen meinen recht herzlichen Dank dafür.

24. Februar. Von Simarola aus wurde die Gegend wahrhaft malerisch. Ein schmaler Gebirgskamm, an manchen Stellen kaum breit genug für den Weg, führte ziemlich steil abfallend \*) in kleine Thäler, an deren Seiten sich schöne Gebirge aufthürmten. Letztere waren dünn bewaldet; unter den Bäumen fielen mir besonders zwei Gattungen auf, die eine mit gelben, die andere mit rothen Blumen, — beiden fehlte es sonderbarer Weise gänzlich an Blättern.

Schon seit Kottah waren des gar zu feinen Bodens wegen die Kamehlzüge immer seltener geworden; statt ihrer begannen die Ochsenzüge. Heute begegneten mir deren von unglaublicher Größe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, Züge von mehreren tausend Stück

---

\*) Indor liegt 2000 Fuß über der Meeresfläche.

Döfen gesehen zu haben, auf deren Rücken Getreide, Wolle, Salz u. s. w. fortgeschafft wurde. Unbegreiflich ist es mir, woher man die Nahrung für so viele Thiere aufstreibt, — man sieht nirgends Wiesen, und außer den Pflanzungen ist der Boden ausgebrannt oder höchstens mit dürrer, feinem Grase (Jungle-Gras) bewachsen, von dem ich kein Thier fressen sah.

Die Geschäftigkeit der Weiber und Kinder in den Dörfern, durch welche dergleichen Züge kommen, ist über alle Maßen groß: sie versehen sich mit Körben, folgen dem Zug eine große Strecke nach und sammeln den Mist der Thiere, den sie zu flachen Ziegeln verarbeiten, an der Sonne trocknen und zur Feuerung benutzen.

Spät des Abends zogen wir unter Blitz und Donner in das Dörfchen Burwai ein, das an dem Flusse Nurbuda liegt. Es sollte hier ein offener Bongolo sein, den wir aber in dieser finstern Nacht nicht finden konnten; ich begnügte mich mit dem Vorbache eines Hauses.

25. Februar. Diesen Morgen mußten wir den Fluß Nurbuda in einem Boote übersetzen, wozu wir, die Vorbereitungen eingerechnet, zwei Stunden brauchten.

26. Februar. Rostampoor. Zwischen Simarola und hier ist das Land ziemlich öde und auch sehr dünn bevölkert, — wir fuhren oft mehrere Meilen ohne ein Dörfchen zu sehen.

27. Februar. Heute erfreute uns eine blühende Natur und schöne Gebirge. Auf einem einzeln stehenden Berge thronte die alte, ehrwürdige Festung Alsergur, aus welcher zwei halbverfallene Minarets gar traurig herausstahen. Gegen Abend fuhren wir zwischen vielen

Ruinen durch; darunter bemerkte man noch eine schöne Moschee, von der die Vorhöfe, die Minarets und die Seitenwände standen. An diese Ruinenwelt schloß sich die sehr belebte Stadt Berhampoor an, die jetzt noch 60,000 Einwohner zählt, vor Zeiten aber viel größer gewesen sein soll.

In der Stadt residirt ein Numil und zur Ueberwachung dieses, ein englischer Officier. Um zu dem Bongolo des letzteren zu gelangen, mußten wir durch die ganze Stadt, durch den tiefen Fluß Taptai und über fürchterliche Wege Hügel auf und ab fahren, so daß wir erst in später Nacht ankamen. Kapitän Gennesi saß mit seiner Familie bereits bei der Abendtafel, — man empfing mich mit wahrer Herzlichkeit, und obwohl erschöpft und tüchtig durchgerüttelt, nahm ich doch alsbald meinen Platz an dem fröhlichen Mahle und unterhielt mich bis spät in die Nacht mit dieser liebenswürdigen Familie.

28. Februar. Leider mußte ich heute Mittag schon wieder weiter ziehen. Zwischen Berhampoor und Itschapoor liegen die herrlichsten und mannigfaltigsten Pflanzungen, — da gab es Getreide, Flachs, Baumwolle, Zuckerrohr, Mohn, Dahl \*) u. s. w.

Die Sonne fing bereits an lästig zu werden (bis 34 Gr. Réaum.), dabei befand ich mich von vier Uhr Morgens bis fünf, sechs Uhr Abends unausgesetzt auf der Straße, und nur selten wurde an irgend einem Flüschen unter einem Baume eine kurze Rast gemacht. In der

---

\*) Dahl ist eine Gattung von Erbsen, die auf vier Fuß hohen Stauden wachsen.

Nacht zu reisen ging durchaus nicht an, da die Einöden und Jungles oft sehr ausgedehnt und überdies mit Tigern ziemlich belebt waren, deren Dasein wir schon am folgenden Tage erfahren sollten, — auch waren meine Leute der Wege unkundig.

29. Februar. Die heutige Station war eine der größten; wir begaben uns daher schon um drei Uhr Morgens auf den Weg, der durch abscheuliche Einöden und magere Jungles führte. Nachdem wir eine Zeit lang ruhig gefahren waren, blieben die Thiere wie eingewurzelt stehen und fingen zu zittern an; ihre Furcht theilte sich alsbald den Leuten mit, die mit Entsetzen die Worte „Bach, Bach,“ d. h. „Tiger, Tiger,“ ausriefen. Ich befahl ihnen fort zu schreien und zu lärmen, um die Thiere, wenn deren wirklich in der Nähe sein sollten, ein wenig abzuschrecken, ließ einiges Jungle-Gras ausreißen und in Brand stecken und das Feuer beständig unterhalten. Ich hörte jedoch kein Geheul und bemerkte außer der Angst meiner Leute und Thiere kein weiteres Anzeichen der gefürchteten Nähe. Dessen ohngeachtet erwartete ich diesmal den Sonnenaufgang, gleich meinen Leuten, mit großer Sehnsucht, worauf wir weiter zogen. Später erfuhren wir, daß in dieser Gegend beinahe jede Nacht ein Ochse, ein Pferd oder eine Ziege von den Tigern geraubt wird. Ein armes Weib, das sich mit Sammeln des dürren Jungle-Grases verspätete, sollte erst vor wenigen Tagen zerrissen worden sein. Alle Dörfer waren mit hohen Stein- und Erdwällen umgeben, ob aus Furcht vor den Raubthieren oder aus einer andern Ursache, konnte ich nicht mit Bestimmtheit erfahren. Diese Festungsdörfer erstreckten sich

bis Auranjabad, eine Ausdehnung von 150 englischen Meilen.

1. März. Bodur, ein unbedeutendes Dörfchen. — Auch auf dem langen Wege von Indor bis Auranjabad gibt es keine Bongolo's mit Zimmern, und man trifft höchst selten einen offenen Bongolo, das ist ein Gemach mit drei hölzernen Wänden, über welche sich ein Dach spannt. In Bodur fanden wir einen solchen offenen Bongolo. Er war zwar schon von einem Duzend indischer Soldaten besetzt; allein sie rückten unaufgefordert zusammen und überließen mir die Hälfte dieses lustigen Gemaches. Sie verhielten sich die ganze Nacht still und ruhig und machten mir nicht die geringste Ungelegenheit.

2. März. Furdapoor, ein Dörfchen an dem Fuße schöner Gebirge. — Da die armen Ochsen von der Reise zu ermüden begannen, traktete sie der Fuhrmann nun jeden Abend von oben bis unten durch.

3. März. Adjunta. — Vor Adjunta passirten wir einen schauerlichen, sehr leicht zu vertheidigenden Gebirgspass. Der Weg war sehr schmal und so schlecht, daß die armen Thiere kaum mit dem leeren Karren vorwärts kamen. Auf der Höhe des Passes sperrte ein mächtiges Festungsthor, das aber jetzt in den Friedenszeiten offen stand, den engen Weg. Auch die Abgründe und Höhen auf den Seiten waren durch hohe, starke Mauern unzugänglich gemacht.

Die Ansichten wurden mit jedem Schritte reizender: romantische Thäler und Schluchten, pittoreske Felsblöcke und Wände lagen an beiden Seiten, unermessliche Thäler entwirrten sich hinter den Bergen, während vorne der

freie Blick über eine ausgedehnte Ebene schweifte, an deren Anfange die Festung Adjunta lag. — Um acht Uhr Morgens hatten wir sie schon erreicht.

In Adjunta residirte Kapitän Gill, an den ich durch Briefe Herrn Hamilton's empfohlen war. Als ich ihm nach den ersten Begrüßungen den Wunsch äußerte, die berühmten Felsentempel von Adjunta zu besuchen, beobachtete er sehr, nicht einen Brief von mir vierundzwanzig Stunden früher empfangen zu haben. Dies hätte mir einige engl. Meilen erspart, da die Tempel näher bei Furdapoor als bei Adjunta liegen. Was war zu thun? Die Tempel wollte ich durchaus sehen, Zeit hatte ich nur wenig zu verlieren, und so entschloß ich mich kurz, den Weg wieder zurück zu machen. Ich nahm nur etwas Nahrung zu mir und bestieg sogleich ein Pferd aus des Kapitäns Stall, das mich in einer starken Stunde über den Gebirgspass brachte.

Der Weg nach den Tempeln wendet sich von hier rechts in wilde, öde Bergthäler, deren Tobtenstille kein Vogelsang, kein Lebenshauch stört. Sie waren vollkommen geeignet, die Erwartung nach den zu schauenden Wundern zu steigern und zu spannen.

Die Tempel, 27 an der Zahl, sind in hohe, halbkreisförmig laufende, senkrechte Felswände eingehauen. An einigen Felswänden erheben sich zwei Stockwerke ober Tempel über einander, zu deren Höhe Wege an den Wänden führen, die aber so schmal und ausgebrochen sind, daß man oft kaum weiß, wohin den Fuß setzen. Unter sich sieht man schauerliche Tiefen, in die sich ein Bergstrom verliert, nach oben erheben sich die glatten Felswände noch

einige hundert Fuß hoch. Die meisten Tempel bilden Vierecke, in deren Inneres man durch Veranden und schöne Portale gelangt, welche, auf Säulen gestützt, die massiven Felsberge zu tragen scheinen. Diese Tempel heißen Vihara. Ich zählte in den größeren 28, in den kleinsten 8 Säulen. Auf einer, oft auch an beiden Seiten der Tempelwände befinden sich ganz kleine, stockfinstere Zellen, in welchen wahrscheinlich die Priester hausten, im Hintergrunde, in einer hohen, großen Zelle ist das Sanctuarium. Hier steht man Riesenfiguren in allen Stellungen, einige messen über achtzehn Fuß und erreichen beinahe die Decke des Tempels, der ungefähr vierundzwanzig Fuß hoch sein mag. Die Wände der Tempel und Veranden sind voll von Gottheiten und Statuen guter und böser Geister. In einem der Tempel ist ein ganzer Gigantenkrieg dargestellt. Die Figuren sind mehr als lebensgroß, und alles, Figuren, Säulen, Veranden und Portale sind aus dem lebendigen Fels heraus gearbeitet. Die ungeheure Menge und die ausgezeichnete Schönheit der Sculpturen und Reliefs an den Säulen, Kapitälern, Friesen, Eingangspforten, ja selbst an den Decken der Tempel ist das Reinste, Schönste und Bewundernswürdigste, was man sehen kann, der Wechsel in den Zeichnungen und Mustern unerschöpflich. Es scheint unglaublich, daß Menschenhände diese Meister- und zugleich Riesen-Werke vollbringen konnten. Die Brahminen schreiben sie auch übernatürlichen Wesen zu und behaupten, daß die Zeit-epoche ihrer Erschaffung nicht ermittelt werden könne.

An den Wänden, Decken und Säulen findet man auch Reste von Malereien, deren Farben jetzt noch

glänzender und frischer sind als die an vielen der neueren Kunstprodukte.

Die Tempel der zweiten Gattung haben eine ovale Form und majestätische hohe Portale, die unmittelbar in das Innere führen; sie heißen Chaitya. Der größte dieser Tempel hat auf jeder Seite eine Colonnade von neunzehn Säulen, der kleinste von acht; hier gibt es keine Veranden, keine Priesterzellen und kein Sanctuarium. Statt des letzteren steht an dem Ende des Tempels ein hohes Monument, das sich kuppelförmig endigt. Auf einem dieser Monumente ist die Gottheit Buddha in stehender Stellung ausgehauen. An den Wänden der größeren Tempel sind riesige Figuren aus dem lebenden Fels herausgearbeitet, darunter ein schlafender Buddha von 21 Fuß Länge.

Nachdem ich stundenlang umher gestiegen und gestiegen war und jeden einzelnen Tempel genau besichtigt hatte, führte man mich in einen der Tempel zurück, und siehe da — ein kleines Tischchen, mit Speisen und Getränken reich gedeckt, lud zum labenden Mahle ein. Capitän Gill war so gütig, alles was zu einem gewählten Tisshen gehört, nebst Tisch und Stühlen, in diese Einöde nachzusenden. So gestärkt und erquickt fand ich den Heimweg nicht beschwerlich.

Eine merkwürdige Lage hat das Haus, welches Capitän Gill in Adjunta bewohnt: ein freundliches Gärtchen mit Blumen und Lauben umfaßt die Vorderseite, die eine schöne Ebene beherrscht, während die Rückseite auf der Kante eines wahrhaft fürchterlichen Abgrundes steht, über welchen sich der schwindelnde Blick in schroffe Felswände, in grausenhafte Schlünde und Klüfte verliert.



Als Kapitän Gill vernahm, daß ich die berühmte Festung Dowlutabad besuchen wolle, sagte er mir, daß ohne einen Erlaubnißschein von dem Commandanten zu Auranjabad niemand hinein gelassen würde; er wolle aber, um mir den Umweg zu ersparen (die Festung liegt nämlich vor Auranjabad), sogleich einen Eilboten dahin senden und mir die Einlaßkarte nach Elora bringen lassen. Der Bote hatte einen Weg von 140 engl. Meilen zu machen, nämlich siebenzig hin und eben so viel wieder zurück. Ich fand alle diese Gefälligkeiten um so dankenswerther, da sie von Engländern mir, einer deutschen Frau ohne Rang und Ansehen erwiesen wurden.

4. März. Des Morgens um vier Uhr leistete mir der gute Kapitän noch Gesellschaft am Kaffeetische, eine halbe Stunde später saß ich in meiner Baili und fuhr denselben Tag bis nach dem Dörfchen Bongeloda.

5. März. Roja, ebenfalls eine der ältesten Städte Indiens, hat ein trauriges, düsteres Ansehen, die Häuser sind stockhoch und von großen Quadersteinen erbaut, durch die Zeit aber ganz gebräunt, Fenster und Thüren in geringer Anzahl und unregelmäßig angebracht.

Außerhalb des Städtchens liegt ein hübscher Vongolo mit zwei Zimmern; man sagte mir aber in der Stadt, daß er von Europäern besetzt sei und dies veranlaßte mich, nicht dahin zu fahren und mein Nachtquartier unter dem Vordache eines Hauses aufzuschlagen.

Die Gegend von Adjunta bis hierher ist eben und flach, schöne Pflanzungen liegen zwischen ausgebrannten Haiben und dürftigen Jungles. Bei Pulmary war das Land vorzüglich kultivirt.

6. März. Früh Morgens bestieg ich ein Pferd, um die nicht minder berühmten Felstempel von Elora (zwei Meilen von Roja) zu besuchen. Wie es aber manchmal im Leben geht nach dem Sprichworte: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!“ so ging es auch hier, — statt der Tempel sah ich eine Tigerjagd.

Raum hatte ich nämlich das Stadthor im Rücken, als ich mehrere Europäer auf Elephanten sitzend von dem Bongolo kommen sah. Wir stießen zusammen, hielten beiderseits an und begannen ein Gespräch. Die Herren waren auf dem Wege, einem Tigerlager nachzuspüren, von dem sie Kunde bekommen hatten und luden mich ein, wenn mich eine solche Jagd nicht zu sehr erschrecke, Theil daran zu nehmen. Ich war über diese Einladung sehr erfreut und saß bald auf einem der Elephanten in einem großen, zwei Fuß hohen Kasten, in welchem sich bereits zwei Herren und ein Eingeborner befanden, — letzterer war zum Laden der Gewehre bestimmt. Wir reichete man ein großes Messer, um mich, im Falle das Thier zu hoch aufspränge und den Rand des Kastens erreichte, vertheidigen zu können.

So ausgerüstet zogen wir der Hügelkette zu, und waren nach einigen Stunden dem Lager des Tigerpaares schon ziemlich nahe gekommen, als plötzlich unser Diener ganz leise „Bach, Bach!“ rief und mit dem Finger nach einem Gesträuche wies. Glühende Augen leuchteten aus einem der Gebüsche hervor; doch hatte ich sie kaum gewahrt, als auch schon mehrere Schüsse fielen. Bald war das Thier von mehreren Kugeln getroffen und stürzte nun wuthentbrannt auf uns los. Es machte so gewaltige Säge,

daß ich dachte, jetzt und jetzt müsse es den Kasten erreichen und sich ein Opfer aus uns erwählen. Dies Schauspiel war graufig anzusehen, und meine Furcht wurde durch den Anblick eines zweiten Tigers noch mehr gesteigert; ich hielt mich jedoch äußerlich so tapfer, daß keiner der Herren eine Ahnung hatte, was in mir vorging. Schuß folgte auf Schuß, die Elephanten vertheidigten sehr geschickt ihre Rüffel durch Aufheben oder Einziehen. Nach einem halbstündigen, heißen Kampfe blieben wir die Sieger und die getödteten Thiere wurden im Triumph ihrer schönen Felle beraubt. Die Herren waren so gütig, mir eines davon zum Geschenke anzubieten; ich nahm es aber nicht an, da ich meine Reise nicht so lange verschieben konnte, bis es in Stand gesetzt, d. h. hinlänglich trocken gewesen wäre. — Man belobte meine Unerforschtheit und fügte hinzu, daß eine solche Jagd lebensgefährlich sei, wenn der Elephant nicht vorzüglich gut dressirt wäre; er dürfe sich vor den Tigern durchaus nicht fürchten, ja sich nicht einmal vom Flecke bewegen, denn ließe er davon, so würde man, von den Ästen und Zweigen der Bäume hinaus geschleudert oder an selben hängen bleibend, unfehlbar das Opfer des blutlehzenden Thieres werden.

Für heute war es zu spät geworden, die Tempel zu besuchen, der nächste Morgen traf mich auf dem Wege dahin.

Die Tempel Elora's liegen auf Tafelland, welches so eigenthümlich in Indien ist. Der Haupttempel Kylas ist der merkwürdigste aller in Stein ausgehauenen Tempel: er übertrifft an Größe und Vollendung die besten

indischen Werke, ja man behauptet, daß er den staunenswerthen Bauten des alten Egypten den Vorrang streitig mache. Der Kylas ist ein kegelförmiger Tempel von 120 Fuß Höhe und 600 Fuß Umfang. Zur Ausführung dieses Meisterwerkes wurde vom lebendigen Fels ein kolossaler Block gelöst und durch einen 240 Fuß langen und 100 Fuß breiten Gang getrennt. Das Innere des Tempels besteht aus einer Haupthalle (66 Fuß lang und 56 Fuß breit) und einigen Nebenhallen, welche alle mit Sculpturen und riesigen Götzenbildern besetzt sind; die wahre Pracht aber besteht in den reichen, schönen Sculpturen an den Außenseiten, in den kunstvoll gearbeiteten Arabesken und in den feinen Spitzen, Bäden und Nischen, die an dem Thurme ausgehauen sind. Der Tempel ruht auf den Rücken unzähliger Elephanten und Tiger, die neben einander in friedlicher Stellung liegen. Vor dem Hauptausgange, zu welchem mehrere Stufen führen, stehen zwei mehr als lebensgroße Elephanten. Alles ist, wie gesagt, aus einem einzigen Felsblocke gehauen. Die Felswand, von welcher dieser Riesenblock getrennt wurde, umgibt ihn in einem Abstände von 100 Fuß auf drei Seiten und bildet kolossale, senkrecht abfallende Wände, in welche, wie zu Adjunta, mächtige Säulengänge, größere und kleinere Tempel in ein bis drei Stockwerken über einander ausgehauen sind. Der Haupttempel (ein Wichara) heißt Nameswur und übertrifft an Größe noch ein wenig den größten Wichara in Adjunta: seine Breite ist 98 Fuß, seine Tiefe 102 und die Höhe bis zur Decke 24 Fuß, er wird von 48 Säulen und 22 Pilastres getragen und ist mit den herrlichsten

Sculpturen, Reliefs und Riesengöttern überfüllt, worunter die Hauptgruppe die Hochzeit des Gottes Ram und der Göttin Seeta vorstellt. Ein zweiter, beinahe eben so schöner Wichara heißt Laoka, dessen Hauptfigur Schiwa ist.

Unweit davon in einer andern Felswand sind ebenfalls viele Tempel ausgehauen, aber bedeutend einfacher, mit unansehnlichen Portalen und glatten Säulen, daher mit jenen in Adjunta nicht zu vergleichen. — Unausführbar wären wohl diese Arbeiten gewesen, wenn der Fels aus Granit oder Urgestein bestünde; leider konnte ich das Gestein nicht bestimmen, ich untersuchte nur die hin und wieder losgelösten Stücke, die sich sehr leicht zerschlagen ließen. Nichts desto weniger bleibt man staunend vor diesen Wunderwerken stehen und wird sie stets als unerreichbare Denkmale menschlicher Geschicklichkeit betrachten.

Der Tempel Kylas ist leider von Zeit und Wetter schon etwas mitgenommen, — schade, daß dieses Monument, das einzige der Art in der Welt, nach und nach verfallen wird.

Gegen elf Uhr Vormittags kam ich nach Roja zurück und setzte sogleich meine Reise nach der berühmten Festung Dowlulabad fort; den Einlaßschein hatte ich richtig in Roja erhalten.

Die Entfernung beträgt nur vier Coose; man hat aber auf fürchterlichen Wegen einen ähnlichen Gebirgspass, wie von Adjunta, zu übersteigen. Die Festung, eine der ältesten und stärksten Indiens, wird als die größte Merkwürdigkeit ihrer Art, nicht nur im Dekaner Gebiete,

sondern in ganz Indien betrachtet. Sie bietet einen überraschenden Anblick dar und liegt auf einem 600 Fuß hohen Felskegel, der wie durch ein Naturereigniß von den ihm ferne stehenden Gebirgen losgetrennt worden zu sein scheint und vereinzelt auf einer schönen Ebene steht. Der Umfang dieses Felsens beträgt etwa eine engl. Meile. Er ist rundumher bis auf eine Höhe von 130 Fuß senkrecht behauen, und 30 Fuß sollen noch eben so senkrecht in die Tiefe des ihn umgebenden Wassergrabens gehen, folglich beträgt die ganze Höhe der Scarpirung 160 Fuß, und der Fels ist dadurch unersteiglich. Kein Pfad führt hinan, — ich war daher höchst begierig, auf welche Weise wir auf die Höhe gelangen würden. Da öffnete sich in dem Felsen selbst eine ganz niedrige eiserne Thüre, die nur in ruhigen Zeiten sichtbar ist, da der Graben noch einen Fuß über ihre Höhe mit Wasser angefüllt werden kann. — Fackeln wurden angezündet, und vorsichtig leitete man mich durch schmale, niedrige Gänge, die in vielfachen Krümmungen durch die Eingeweide des Felsens aufwärts führten. Sogar diese Gänge waren an vielen Stellen durch massive, eiserne Pforten verschlossen. Ein gutes Stück über der Felswand trat man erst wieder an die Oberwelt, und schmale Pfade und Stufen, von starken Festungswerken beschützt, führten von hier bis an die höchste Spitze. Letztere war etwas abgeplattet (140 Fuß im Durchmesser), ganz unterminirt und so beschaffen, daß man sie durch Feuer glühend heiß machen konnte. Eine dreiundzwanzig Fuß lange Kanone war da oben aufgerichtet.

Am Fuße dieser Festung breiten sich viele Ruinen aus, die von einer sehr bedeutenden Stadt herrühren

sollen; jetzt sind nur noch ihre drei- und vierfachen Festungsmauern übrig, die man erst passiren muß, um bis an den Felskegel selbst zu gelangen.

In derselben Ebene, aber schon nahe der Gebirgskette, steht auf einem abgesonderten Berge eine bedeutend größere Festung als Dowlutabad; doch ist sie von weit geringerer Stärke.

Die vielen Festungen, so wie die besetzten Ortschaften rühren, wie ich hier erfuhr, aus früheren Zeiten her, in welchen Hindostan in viele Staaten zerstückelt war, die sich ohne Ende bekriegten. Die Bewohner der Städte und Dörfer gingen stets bewaffnet, sie hatten immer Rundschaffer ausgestellt, um vor plötzlichen Ueberfällen gesichert zu sein, trieben ihre Heerden allnächtlich innerhalb die Mauern und lebten in beständigem Kriegszustande. In Folge der ewigen Kriege bildeten sich auch herittene Räuberhorden, oft von zehn bis zwölf tausend Mann, die nur zu häufig die Bewohner kleinerer Städte aushungerten, überwandten und ihre Saaten gänzlich zerstörten. Diese waren dann gezwungen mit den wilden Horden Contracte zu schließen und sich durch jährliche Tribute von ihnen loszukaufen.

Seit die Engländer Indien erobert haben, ist überall Ruhe und Frieden hergestellt, die Wälle zerfallen und werden nicht mehr ausgebeffert, die Leute gehen zwar noch häufig bewaffnet, doch mehr aus Gewohnheit als aus Nothwendigkeit.

Von Dowlutabad hatte ich vier Coose nach Aurangabad. Ich war zwar schon sehr ermüdet, denn ich hatte die Tempel besucht, vier Coose über den Gebirgspas

gemacht, und die Festung während der größten Hitze bestiegen; aber ich vertröstete mich auf die Nacht, die ich in einem Hause in einem bequemen Bette, nicht unter einer offenen Veranda zubringen würde und setzte mich in meine Bailli, dem Fuhrmann auftragend, den Schritt seiner trägen Ochsen so viel wie möglich zu beschleunigen.

---



## Fortsetzung der Reise und Aufenthalt in Bombay.

Auranjabad Puna. Hindische Hochzeiten. Der närrische Fuhrmann.  
Bombay. Die Parsi oder Feueranbeter. Indische Todesfeier. Die  
Insel Elephanta. Die Insel Salsette.

Am 7. März spät Abends erreichte ich Auranjabad. Kapitän Steward, welcher außerhalb der Stadt wohnte, hatte mich eben so freundlich aufgenommen wie seine Vorgänger.

8. März. Diesen Morgen begleitete mich Kapitän Steward und seine Gemahlin in die Stadt, um mir deren Merkwürdigkeiten, die in einem Monumente und einem heiligen Reiche bestehen, zu zeigen. Auranjabad ist die Hauptstadt von Dekan, hat 60,000 Einwohner und liegt theilweise in Ruinen.

Das Monument, welches gleich außerhalb der Stadt liegt, ließ Sultan Aurung - zeb - Alemgir vor mehr denn zweihundert Jahren dem Andenken seiner Tochter bauen; es wird der „Kleine Tadsch“ genannt, ist zwar schön, verdient aber keineswegs mit dem „großen Tadsch“ in Agra verglichen zu werden und besteht aus einer Moschee mit einem hochgewölbten Dome und vier Minarets. Von außen ist das Gebäude unten ringsherum

mit einer ungefähr fünf Fuß hohen Einfassung von weißem Marmor bekleidet, das übrige mit feinem, weißem Cement überdeckt, in welchen zierliche Blumen und Arabesken eingearbeitet sind. Schön sind die Eingangsthüren mit Metall belegt, in welches man Blumen und Zierrathen höchst kunstvoll eingätzt hat. Leider ist das Monument schon viel beschädigt, eines der Minarets liegt schon halb in Schutt.

In der Moschee steht ein einfacher Sarkophag, von einem niedern, durchbrochenen Marmorgeländer umgeben; beide haben mit jenem in dem großen Tadsch nur den Stoff, den weißen Marmor, gemein; an Reichthum und kunstvoller Arbeit stehen sie aber so ganz zurück, daß ich mir gar nicht erklären konnte, wie es nur jemanden einfallen mochte, einen so unglaublichen Vergleich zu machen.

Nähe der Moschee liegt eine hübsche Marmorhalle und rundumher ein vernachlässigter Garten.

Der jetzt regierende König wollte von diesem Monumente den Marmor abbrechen lassen, um ihn zu einem Baue zu verwenden, in welchem einst seine Hülle ruhen sollte! Er suchte bei der englischen Regierung um die Erlaubniß dazu nach. Die Antwort lautete: Er könne es wohl thun, möge aber bedenken, daß, wenn er die Monumente seiner Vorfahren so wenig achte, den seinigen daselbe Schicksal widerfahren dürfte. — Diese Antwort bewog ihn, auf sein Vorhaben zu verzichten.

Der heilige Teich (von den Mohamedanern dafür gehalten) ist ein großes mit Quadersteinen ausgemauertes Becken. Er ist voll großer Fische, von welchen jedoch keiner gefangen werden darf, ja es ist ein

Wächter angestellt, der sie mit Nahrung versieht. Die Fische sind dafür so artig und vertraulich, daß sie Rüben, Brod u. dgl. aus den Händen fressen. Die Regenzeit bringt vielen dieser Thiere den Tod. Ohne dies glückliche Ereigniß würde der Teich schon lange mehr Fische als Wasser enthalten. Auch sollen seit der Ankunft der Engländer die Wächter nicht mehr so gewissenhaft sein und gar oft für baares Geld Fische aus dem Teich in die englischen Küchen schmuggeln.

Nach einem angenehmen verlebten Tage sagte ich meinen freundlichen Wirthen herzliches Lebewohl und setzte meine Reise in einer frisch gemietheten Baili gegen Puna (136 engl. Meilen) fort.

9. März. Toka. Die Fahrwege fingen hier an besser zu werden, auch gab es wieder Bongolo's gegen Bezahlung der üblichen Taxe.

10. März. Emanpoor, ein kleines Dörfchen auf der Höhe einer Hügelkette. Hier fand ich den schönsten Bongolo auf der ganzen Reise von Benares bis Bombay.

11. März. Heute ging es den ganzen Tag durch öde Gegenden, über kahle Hügel und Berge, — die majestätischen, einzelnen Bäume mit den Brunnen und Altären hatten schon bei Auranjabad aufgehört.

Gegen Mittag passirten wir die sehr belebte Stadt Ahmednugger, in deren Nähe eine große englische Militär-Station angelegt ist.

12. März. Der Bongolo zu Serur war mir zu nahe, der von Candapoor zu entfernt, ich schlug daher mein Nachtquartier in einem Dörfchen unter einem Vor-  
dache auf.

13. März. In Candapoor gibt es einige hübsche Hindu-Tempel und mehrere kleine mohamedanische Monumente. Bei Lony ist abermals eine große englische Militär-Station. Auch einen Obelisken fand ich dort errichtet zum Andenken an eine Schlacht, die 1200 Engländer gegen 20,000 Eingeborne gewannen.

14. März. Puna. Hier hatte ich unendliche Mühe Herrn Brown zu finden, an den ich von Herrn Hamilton empfohlen war. Die Europäer wohnen überall vor den Städten, meistens meilenweit auseinander, und hier stieß ich zu meinem Unglücke auf mehrere, die nicht zu den höflichsten gehörten und es nicht der Mühe werth fanden, mir Auskunft zu geben. Herr Brown hingegen nahm mich so gut auf, als ich nur wünschen konnte.

Seine erste Frage war, ob mir kein Unfall auf der Reise widerfahren sei. Er erzählte mir, daß erst kürzlich ein Officier zwischen Suppa und Puna beraubt, und da er sich zur Wehre setzte, sogar ermordet worden wäre; fügte aber hinzu, daß sich solch ein Fall außerordentlich selten ereigne.

Ich war gegen Mittag angekommen. Nach Lische fuhr Herr Brown mit mir nach der Stadt, die zur englisch-ostindischen Compagnie gehört. Sie zählt 15,000 Einwohner und liegt an dem Zusammenflusse der Mutta und Mulla, über welche beide schöne Brücken führen. Die Straßen sind breit und rein gehalten, die Häuser wie jene in Udjein mit hölzernen Vorderwänden versehen; einige waren ganz bemalt und gehörten, wie man mir sagte, meistens Fakiren zu, von denen es in der Stadt wimmelt.

Es war gerade der Monat, in welchem die Hindus am liebsten die Hochzeiten feiern, wir begegneten daher in mehreren Straßen derlei fröhlichen Zügen. Der Bräutigam ist in einen Purpurmantel gehüllt, sein Turban mit Goldflitter, Tressen, Bänder und Quasten behangen, so daß er von ferne einer reichen Krone gleicht, — die herabhängenden Bänder und Quasten bedecken beinahe das ganze Gesicht. Er sitzt zu Pferde, die Verwandten, Freunde und Gäste umgeben ihn zu Fuß. An dem Hause der Braut angekommen, dessen Thüren und Fenster fest verschlossen sind, setzt er sich stillschweigend und gelassen an die Schwelle. Hier gesellen sich auch die weiblichen Verwandten und Freundinnen der Braut hinzu, ohne jedoch viel mit dem Bräutigam oder den andern Männern zu sprechen. So bleibt die Scene unverändert, bis es Nacht wird. Da begibt sich der Bräutigam mit seinen Freunden stillschweigend hinweg, eine bereitgehaltene, ganz überdeckte Baili fährt vor die Thüre, die Freundinnen schlüpfen in das Haus, bringen die dichtverhüllte Braut, schieben sie in die Baili und folgen ihr unter der melodischen Musik des Tam-Tam. Der Zug der Braut beginnt erst, nachdem sich der Bräutigam eine Viertelstunde zuvor auf den Weg gemacht hat. Die Weiber geleiten dann die Braut in des Bräutigams Haus, welches sie jedoch bald wieder verlassen. Die Musik lärmt bis tief in die Nacht vor dem Hause fort. — Auf diese Art werden jedoch nur die Hochzeiten der ärmeren Volksklasse gefeiert.

Von Puna nach Pannwell (70 engl. Meilen) führt eine Poststraße und man kann mit Postbock fahren, von

Pannwell nach Bombay reißt man zu Wasser. Ich blieb bei der billigeren Baili, und Herr Brown war so gefällig, mir eine solche zu besorgen, auch gab er mir einen Diener mit.

Am 15. März setzte ich meine Reise fort und kam denselben Tag bis Woodgown, einem Dörfchen mit einem der schmutzigsten Bongolo's, in welchem nicht einmal ein Bettgestell stand.

16. März. Cumpully. Die Gegend von Woodgown bis Cumpully ist die schönste, die ich in Indien gesehen; besonders reizend erschien mir die Aussicht von einem Berge, einige Meilen vor Kundalla! Man steht mitten in einer großen Gebirgswelt: in vielfachen Reihen, in den mannigfaltigsten Formen häufen sich die Berge auf- und nebeneinander und überrichten sich in schönen, originellen Gebilden. Da gibt es mächtige Steinterrassen, abgeplattete Felsen, Aufsätze von Spitzen und Zacken, täuschende Ruinen und Festungswerke, dort vermeint man eine hochgespannte Decke über ein majestätisches Gebäude zu sehen, und da steigt ein riesiger Thurm empor, in gothischem Style gehalten. Der Funnelberg bildet durch seine Feueressens-Gestalt den seltsamsten Punkt für das Auge. Ueber das alles hinaus sieht man eine weite Ebene und an deren Ende den langersehnten Meerespiegel. Ein großer Theil der Gebirge ist mit herrlichen grünen Waldungen bedeckt. Ich war so entzückt über die Fülle der Naturschönheiten, daß ich mich zum erstenmale über mein schläfrig, langsam dahin wandelndes Ochsen- gespannt freute.

Zwischen Woodgown und Kundalla liegt das Dertchen Karly, das ebenfalls seiner zwei Meilen entfernten Felsstempel wegen berühmt ist. Ich besuchte sie nicht, weil man mir versicherte, daß sie nicht halb so interessant seien als jene zu Adjunta und Elora.

Kundalla liegt auf dem Plateau eines Berges. Es gibt hier mehrere niedliche Landhäuschen, die in der heißen Jahreszeit von mancher europäischen Familie aus dem nahen Bombay bezogen werden.

In dem Dekaner und hier im Bombayer Gebiete fand ich die Eingebornen minder schön als in Bengalen und Hindostan: ihre Gesichtszüge waren viel gemeiner und minder offen und gutmüthig.

Schon seit einigen Tagen begegneten wir wieder sehr großen Ochsenzügen, von deren Treibern einige ihre Familien bei sich hatten. Die Weiber dieser Leute waren ganz zerrissen und schmutzig gekleidet, dabei aber mit Schmutz aller Art überladen. Der ganze Körper hing voll farbiger Wollborten und Trobbeln, die Arme voll Armabänder von Metall, Knochen und Glasperlen; selbst die Ohren waren nebst dem Schmutz mit großen Wollquasten behangen, und die Füße mit schweren Ringen und Ketten belastet. Und so geziert und überladen saß die Schöne auf dem Rücken eines Ochsen oder trabte neben den Thieren einher.

17. März. Seit dem Ueberfalle des Negers in Brasilien hatte ich keine solche Angst gehabt als heute. Mein Fuhrmann war mir schon vom Anfange der Reise an etwas sonderbar oder vielmehr närrisch vorgekommen: bald jankte er mit seinen Ochsen, bald liebte er sie,

bald schrie er die Vorübergehenden an, bald wandte er sich gegen mich und starrte mich minutenlang an. Da ich jedoch einen Diener bei mir hatte, der immer neben der Baili herging, beachtete ich dies nur wenig. Allein diesen Morgen war mein Diener ohne meine Bewilligung zur nächsten Station vorausgegangen, und ich befand mich mit dem närrischen Fuhrmann allein auf dem ziemlich einsamen Wege. Nach einiger Zeit stieg er vom Wagen und ging hart hinter demselben her. Die Baili's sind nur an den Seiten mit Strohmatteu überdeckt und vorne und rückwärts offen, ich hätte daher wohl sehen können, was er machte; allein ich wollte mich nicht umwenden, um ihn nicht auf den Gedanken zu bringen, daß ich ihm Böses zumuthe. Ich wandte meinen Kopf nur nach und nach zur Seite, um ihn ein wenig beobachten zu können. Bald kam er wieder vor, nahm zu meinem Entsetzen die Hacke, die jeder Fuhrmann mit sich führt, von dem Wagen und begab sich damit neuerdings nach hinten. Nun dachte ich nicht anders, als daß er wirklich Böses im Sinne führe; ich konnte ihm aber nicht entlaufen und durfte natürlich auch keine Furcht zeigen. Ganz leise und unvermerkt zog ich jedoch meinen Mantel an mich, rollte ihn zusammen, um mir damit, im Falle er die Hacke zum Hiebe aufschwänge, wenigstens den Kopf zu schützen.

Einige Zeit ließ er mich in dieser peinvollen Lage, dann setzte er sich wieder an seinen Platz und starrte mich an, stieg jedoch abermals ab und wiederholte dasselbe Verfahren mehrmals. Erst nach einer ewig langen Stunde legte er die Hacke bei Seite, blieb auf dem Wagen sitzen und begnügte sich, mich nunmehr zeitweise starr anzugaffen



Nach einer zweiten Stunde erreichten wir die Station und meinen Diener, den ich nun nicht mehr von meiner Seite ließ.

Die Dörfer, durch welche wir heute kamen, gehörten zu den erbärmlichsten, die Hütten bestanden aus Schilf- oder Rohrwänden mit Palmblättern überdeckt, — manche hatten nicht einmal Vorderwände.

Diese Dörfer sind meist von Mahratten bewohnt, einem Volkstamme, der einst in Indien und zwar auf der Halbinsel diesseits des Ganges ziemlich mächtig war. Sie wurden aber im achtzehnten Jahrhundert von den Mongolen aus Hindostan vertrieben und flüchteten sich in die Gebirge, die sich von Surate bis Goa erstrecken. Der größte Theil dieses Volkes mußte sich im neunzehnten Jahrhundert den Briten unterwerfen. Unter allen Mahrattenfürsten soll der Scindiah noch der einzige sein, der seine Unabhängigkeit einigermassen behauptet. Die übrigen Fürsten erhalten Pensionen.

Die Mahratten sind Anhänger der Religion des Brahma. Sie haben einen festen Körperbau, ihre Hautfarbe ist schmutzigschwarz bis zum hellbraun, ihre Gesichtszüge sind häßlich und verschlagen. Sie sind abgehärtet gegen alle Beschwerden, leben meist nur von Reis und Wasser, und ihr Charakter soll grausam, hinterlistig und wild sein. Zum Gesechte berauschen sie sich durch Opium oder wilden Hanf, den sie als Tabak rauchen.

Am Nachmittage erreichte ich das Dertchen Pannwell. Gegen Abend schiffte man sich in Booten auf dem Fluß Pannwell ein, geht in die See und landet gegen Morgen in Bombay.

Ich hatte die lange, beschwerliche Reise von Delhi bis Pannwell in sieben Wochen glücklich vollbracht. Ihr Gelingen danke ich vorzüglich den englischen Behörden, die sich der deutschen Frau mit Rath und Thät annahmen; — ihre Humanität, ihre herzliche Freundlichkeit wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Ich sage ihnen nochmals meinen innigsten, wärmsten Dank, und die größte Anerkennung, die ich ihnen geben kann, ist der Wunsch, daß meine Landsleute, die österreichischen Consuln und Gesandten ihnen gleichen möchten! —

Ich stieg in Bombay in dem Landhause des hamburgischen Consuls, Herrn Wattenbach ab, gedachte aber seine Gastfreundschaft nur auf einige Tage in Anspruch zu nehmen und sobald als möglich weiter zu gehen, um auf der Reise durch den arabischen und persischen Meerbusen noch von dem Monsun \*) begünstigt zu werden. Aus den Tagen wurden aber Wochen, denn die günstige Zeit war schon verstrichen und eine Schiffsgelegenheit daher sehr selten.

Herr Wattenbach machte mir den Aufenthalt in Bombay sehr angenehm: er zeigte mir selbst alles Sehenswerthe und begleitete mich sogar auf den Ausflügen nach Elephanta und Salsette.

Bombay liegt auf einer kleinen, aber überaus niedlichen Insel, die durch einen ganz kleinen Meeresarm

---

\*) Monsun heißen die periodischen Winde, die während der einen Hälfte des Jahres von Osten nach Westen, während der andern von Westen nach Osten streichen.

von dem festen Lande getrennt ist, und deren Umfang bei fünf Quadratmeilen beträgt, auf welchen 250,000 Seelen leben. Bombay ist der Hauptort des westlichen Indiens, und da sein Hafen der beste und sicherste an der ganzen Westküste, so ist es der Hauptstapelplatz für die Waaren Indiens, der Malaien-Lande, Persiens, Arabiens und Abyssiniens. Hinsichtlich des Handels steht es nur Calcutta nach. In Bombay hört man alle Sprachen der gesitteten Welt und sieht alle Trachten und Sitten derselben.

Die schönste Uebersicht über die ganze Insel und Stadt Bombay, so wie auch der nahe gelegenen Inseln Salsette, Elephanta, Kolabeh, Caranjah und des festen Landes hat man auf Malabar's Pointe. Die etwas entferntere Umgebung der Stadt besteht größtentheils aus niedern Hügeln, die mit schönen Cocos- und Dattelwäldungen bedeckt sind, auch in der die Stadt umgebenden Ebene sieht man viele solcher durch Mauern in Gärten getheilte Paine. Die Eingebornen lieben es sehr, ihre Wohnungen unter dem dunkeln Schatten der Bäume zu bauen, während der Europäer hingegen Luft und Licht aufsucht. Die Landhäuser der letzteren sind hübsch und bequem, aber weder an Größe noch an Pracht mit jenen in Calcutta zu vergleichen. Die Stadt liegt auf einer Fläche längs dem Meeresufer.

Das rege Leben der reichen inländischen und europäischen Handelswelt muß man in dem befestigten Theile, in dem Fort suchen, das ein großes Viereck bildet: hier findet man in geräumigen Lagern Waaren aus allen Welttheilen. Die Straßen sind hübsch, der große Platz (the

Green genannt) ist herrlich; unter den Gebäuden zeichnen sich die Stadthalle, deren Saal seines Gleichen sucht, die englische Kirche, des Gouverneurs Palast und die Münze durch schöne Architektur aus.

Die offene Stadt und die „schwarze Stadt“\*) schließen sich an das Fort und sind ungleich größer. In der „offenen Stadt“ sind die Straßen sehr regelmäßig und breit, wie ich sie in keiner andern indischen Stadt gesehen habe, und werden auch fleißig mit Wasser begossen. Viele Häuser sah ich mit hölzernen, kunstvoll ausgeschmückten Säulen, Kapitälern und Gallerien verziert. Sehr interessant ist der Besuch des Bazars, nicht der reichen Waaren halber, wie viele Reisende behaupten, — deren erblickt man eben so wenig wie auf andern Bazaren, ja man sieht hier nicht einmal die schönen Holzmosaik-Arbeiten, in welchen Bombay das Vorzüglichste leistet — sondern der verschiedenen Völker wegen, die hier gemengter sind als irgendwo. Drei Vierteltheile bestehen zwar aus Hindus, der vierte aber aus Mohamebanern, Persern, Feueranbetern, Mahratten, Juden, Arabern, Beduinen, Negern, Abstämmungen von Portugiesen, aus einigen Hundert Europäern und sogar einigen Chinesen und Hottentotten. Lange braucht man, um aus der Tracht, an der Gesichtsbildung diese vielfachen Stämme erkennen zu können.

---

\*) Die „schwarze Stadt“ heißt jener Theil der Stadt, in welchem die arme Volksklasse wohnt. Daß man da weder schönes noch reinliches zu suchen hat, versteht sich von selbst.

Unter den ansässigen Völkern sind die Feueranbeter, auch Sebern oder Parsi genannt, die reichsten. Sie wurden vor ungefähr 1200 Jahren aus Persien vertrieben und siedelten sich längs der Westküste Indiens an. Da sie außerordentlich fleißig und betriebsam, sehr unterrichtet und wohlthätig sind, so sieht man unter ihnen keine Armen, keine Bettler, und alle scheinen wohlhabend zu sein. Die schönen Häuser, in welchen die Europäer wohnen, gehören meistens ihnen, sie haben den größten Grundbesitz, fahren in den herrlichsten Equipagen und sind von zahllosen Dienern umgeben. Einer der reichsten, Jamsetjee - Jeejeebhoy, ließ ganz allein auf seine Kosten ein schönes Spital in gothischem Style bauen, unterhält europäische Aerzte und nimmt die Kranken aller Religionen auf. Er wurde vom englischen Gouvernement zum Ritter erhoben, und ist gewiß der erste Hindu, der sich einer solchen Auszeichnung erfreut.

Weil ich gerade von den Feueranbetern spreche, will ich gleich alles erzählen, was ich theils selbst von ihnen gesehen, theils von Herrn Manuckjee Gurfetjee, einem der gebildetsten und ausgezeichnetsten, gehört habe.

Die Feueranbeter glauben an ein höchstes, einziges Wesen. Den vier Elementen, ganz besonders dem Feuer und der Sonne zollen sie große Verehrung, weil sie sich darunter Gebilde des höchsten Wesens vorstellen. Sie suchen jeden Morgen die erwachende Sonne auf und eilen aus den Häusern, ja mitunter vor die Stadt, um sie sogleich mit Gebeten zu begrüßen. Außer den Elementen sind ihnen auch die Rüche heilig.

Gleich in der ersten Zeit meiner Ankunft ging ich eines Morgens auf die Esplanaden der Stadt, um, wie ich gelesen hatte, die große Menge von Parši (man rechnet im Ganzen nur 6000 Parši auf der Insel Bombay) zu sehen, die sich daselbst versammeln, dem ersten Sonnenstrahle entgegenharren, sich bei seinem Erscheinen, wie auf ein gegebenes Zeichen zur Erde stürzen und ein lautes Freudengeschrei erheben. Ich sah wohl mehrere Parši, aber nicht in Gruppen, sondern einzeln hin und wieder stehen, aus einem Buche still lesend oder vor sich hin ein Gebet murmelnd. Auch kamen sie nicht zu gleicher Zeit, — noch um neun Uhr erschienen manche.

Ebenso erging es mir mit den Leichen, die auf den Dächern, den Raubvögeln zur Beute, ausgestellt sein sollten, — ich sah keine einzige. In Calcutta hatte mir ein Herr B..., der erst kürzlich aus Bombay gekommen war, versichert, deren selbst viele gesehen zu haben. Ich konnte mir nicht denken, daß die englische Regierung eine solche barbarische, der Gesundheit schädliche Verfahrungsweise erlauben sollte; allein ich mußte es vor der Hand glauben. Meine erste Frage, als ich Herrn Manuckjee kennen lernte, war, auf welche Art die Parši ihre Todten begraben. Er führte mich auf einen Hügel außerhalb der Stadt und zeigte mir eine vierundzwanzig Fuß hohe Mauer, die einen runden Raum von ungefähr sechzig Fuß im Durchmesser umschloß. Innerhalb dieser Mauer, sagte er, sei eine Bahre mit drei Abtheilungen aufgemauert und daneben eine große Grube ausgegraben. Die Körper der Verstorbenen werden auf die Bahre gelegt, und zwar die Männer auf die erste, die Weiber auf

die zweite und die Kinder auf die dritte Abtheilung, mit eisernen Banden befestiget und, nach dem Ausspruche ihrer Religion, dem Elemente der Luft überlassen. Die Raubvögel, die stets in großen Schwärmen an solchen Orten hausen, stürzen sich gierig auf die Körper und verzehren in wenig Augenblicken Fleisch und Haut; die Gebeine werden gesammelt und in die Grube geworfen. Wenn die Grube voll ist, wird der Bestattungsort verlassen und ein neuer errichtet.

Manche Reiche haben eigene Bestattungspätze, über welche sie feine Drahtgitter spannen lassen, damit die Todten ihrer Familie nicht von den Raubvögeln zerfleischt werden.

Die Bestattungsorte darf, außer den Priestern, die den Körper hineintragen, niemand betreten, man schließt sogar die Thüre eilig zu, denn ein Blick hinein wäre schon ein Verbrechen. Die Priester, oder vielmehr Träger werden für so unrein gehalten, daß sie von der übrigen Gesellschaft ausgeschlossen sind und eine eigene Kaste unter sich bilden. Wer nur das Unglück hat, an einen solchen Menschen anzustreifen, muß augenblicklich seine Kleider vertilgen und sich baden.

Nicht minder eigenthümlich sind die Paräi hinsichtlich ihrer Tempel: kein Anders-Gläubiger darf sie betreten, ja nicht einmal beschauen. Die Tempel, die ich hier, natürlich nur von außen sah, sind sehr klein, höchst einfach und ohne die geringste besondere Bauart; die runde Eingangshalle umgibt ein Vorplatz, der mit einer Mauer umfaßt ist. Nur bis an den Eingang der auf den Vorplatz führenden Mauer darf man treten. Der schönste Tempel in

Bombay \*) ist ein unbedeutendes kleines Gebäude, und ich muß den Beschreibungen abermals widersprechen, die so viel Wesens aus den schönen Tempeln der Feueranbeter machen. So wie mich Herr Manudjee versicherte, brennt das Feuer in einer Art eisernen Vase in einem ganz leeren, ungeschmückten Tempel oder Gemache. Die Parsi behaupten, daß das Feuer, welches im Haupttempel brennt, und woran alle übrigen angezündet worden, noch von dem Feuer stamme, das ihr Prophet Zoroaster vor 4000 Jahren in Persien angezündet habe. Als sie aus Persien vertrieben wurden, nahmen sie es mit. Diese Feuer werden nicht nur von gewöhnlichen Brennholzern unterhalten, auch kostbare, wie Sandel-, Rosen-Holz und andere werden darunter gemischt.

Die Priester heißen Magi, und es gibt deren bei jedem Tempel ziemlich viele. Sie zeichnen sich in der Tracht von den übrigen Parsi's blos durch einen weißen Turban aus. Das Heirathen ist ihnen erlaubt.

Die Frauen besuchen die Tempel gewöhnlich zu andern Stunden als die Männer. Es ist ihnen zwar nicht verboten, sich mit diesen zugleich einzufinden; sie thun es jedoch nie, und kommen überhaupt sehr selten in die Tempel.

Ein frommer Parsi soll täglich viermal, und zwar jedesmal eine Stunde lang beten; er hat jedoch nicht nöthig, den Tempel hierzu zu besuchen, er betrachtet Feuer, Erde oder Wasser, oder starrt in die leere Luft. Wem

---

\*) Und in Bombay ist doch der Hauptsitz der Feueranbeter.



vier Stunden täglichen Gebetes zu viel sind, der vollständig sich mit den Priestern; diese sind menschlich und gütig, gleich den Priestern anderer Religionen, und entheben gerne für milde Gaben den schwer Bedrängten seiner Sorgen.

Am liebsten verrichten die Parſi ihre Gebete des Morgens im Angesichte der Sonne, die sie als größtes und heiligstes Feuer am meisten verehren. Die Verehrung des Feuers geht bei ihnen so weit, daß sie keine Handwerke betreiben, die mit Feuer zu schaffen haben, kein Gewehr abfeuern und kein Licht auslöschten. Das Feuer in der Küche lassen sie ausbrennen. Manche Reisende behaupten sogar, daß sie den Feuersbrünsten keinen Einhalt thäten; dem ist jedoch nicht so, — man versicherte mir, bei einem großen Brande, der vor einigen Jahren in Bombay statt hatte, viele Parſi mit Löschen beschäftigt gesehen zu haben.

Herr Manudjee war so gütig, mich in sein Haus einzuladen, damit ich das Leben parſischer Familien einigermaßen kennen lerne, und führte mich auch in mehrere Häuser seiner Freunde ein.

Die Zimmer fand ich auf europäische Art eingerichtet, mit Stühlen, Tischen, Kanapee's, Betten, Bildern, Spiegeln u. s. w. Der Anzug der Frauen war wenig verschieden von jenem der reichen Hindostanerinnen; nur war er sittiger, da er nicht aus durchsichtigem Musselin, sondern aus Seidenstoffen bestand, überdies hatten sie noch Beinkleider hinzugefügt. Die Seidenstoffe waren reich mit Gold durchwirkt, welcher Luxus sich bis auf die dreijährigen Kinder erstreckte. Die Kleineren, selbst

Die Neugeborenen waren in einfache Seidenstoffe gewickelt. Die Kinder alle hatten gold- und silbergestickte Käppchen auf. An Goldschmuck, Perlen und Edelstein darf es einer Parsi eben so wenig fehlen als einer Hindostanerin; schon im Hause tragen sie viel; bei Besuchen oder festlichen Gelegenheiten aber soll der Schmuck einer reichen Parsi oft den Werth von 100,000 Rupien übersteigen. Kinder von sieben bis acht Monaten tragen bereits Fingerringe und Armbänder mit Edelsteinen oder Perlen.

Der Anzug der Männer besteht aus weiten Beinkleidern, Hemden und langen Kaftanen, — Hemden und Beinkleider sind häufig von weißer Seide, die Kaftane von weißem Perkal. Der Turban unterscheidet sich sehr von jenem der Mohamedaner: es ist eine zehn bis zwölf Zoll hohe Röhre von Pappdeckel mit farbigem Stoffe oder Wachstuche überzogen.

Männer und Weiber tragen um die Mitte des Leibes über das Hemd, eine doppelt gewickelte Schnur, die sie beim Gebete loslösen und in der Hand halten; außerdem darf sie nie am Leibe fehlen. In diesem Punkte ist das Gesetz so streng, daß, wer sie nicht trägt, aus der Gemeinschaft gestoßen wird. Kein Vertrag, kein Geschäft ist gültig, wenn die Schnur dabei fehlt. Dem Kinde wird sie mit dem neunten Jahre umgegeben. Vor diesem Akte gehören sie nicht der Gemeinschaft an; sie dürfen sogar Gerichte, von Christen bereitet, essen, die Mädchen können den Vater an öffentliche Orte begleiten. Die Schnur ändert alles, — der Sohn speiset an des Vaters Tische, die Mädchen bleiben zu Hause u. s. w.

Ein zweites Religionsstück ist das Hemd: dieses muß Pfeiffers Reise, III. Th.

nach einer bestimmten Länge und Breite geschnitten sein, aus neun Nähten bestehen und an der Brust auf eine eigene Art übereinander gelegt werden.

Der Parši darf nur eine Frau haben. Geblirt sie im Zeitraume von neun Jahren keine Kinder oder nur Mädchen, so kann er sich, mit Einverständnis der Frau, von ihr trennen und eine neue Verbindung eingehen; er muß aber für seine geschiedene Frau sorgen. Auch die geschiedene Frau darf sich wieder verheirathen. Der Parši kann, nach seinen Religionsbegriffen, auf volle Glückseligkeit im künftigen Leben nur dann rechnen, wenn er in diesem eine Gattin und einen Sohn hatte.

Die Parši sind nicht in Kasten getheilt.

In der Länge der Zeit haben die Parši manche Gebräuche von den Hindus angenommen. So dürfen sich z. B. die Frauen nicht an öffentlichen Orten zeigen, sie leben im Hause von den Männern abgesondert, speisen allein und werden gleichfalls mehr als Sache betrachtet und behandelt. Die Mädchen werden als Kinder versprochen und im vierzehnten Jahre dem Manne angetraut; stirbt jedoch der Bräutigam, so können sich die Eltern um einen zweiten bekümmern. Auch bei den Parši ist es eine Schande, wenn der Vater für seine Töchter keine Männer findet.

Im Hause aber genießen die Frauen der Parši weit mehr Freiheit als die armen Hindostanerinnen: sie dürfen unverschleiert selbst an jenen Fenstern sitzen, die nach der Straße gehen, sie können sogar unverschleiert zugegen sein, wenn der Gemahl einen männlichen Besuch empfängt; letzteres geschieht jedoch selten.

Die Parſi ſind durch ihre Geſichtszüge, beſonders durch ihre weiſſere Hautfarbe von allen andern aſiatiſchen Völkern leicht zu unterſcheiden. Ihre Geſichtszüge ſind ziemlich regelmäßig, jedoch etwas ſcharf, und die Backenknochen breit. Ich fand ſie nicht ſo ſchön als die Mohamedaner und Hinduſ.

Herr Manuſſee macht eine Ausnahme von ſeinen Landsleuten. Er mag wohl der erſte gewesen ſein, der Paris, London und einen großen Theil Italiens beſucht hat. Die europäiſchen Sitten und Gebräuche gefielen ihm ſo gut, daß er bei ſeiner Rückkehr verſuchte, unter ſeinen Glaubensgenossen einige Reformen einzuführen. Leider gelang es ihm nicht. Man ſchalt ihn einen Menſchen, der nicht wiſſe, was er wolle, und viele entzogen ihm ſogar ihre Freundschaft und Achtung.

Seiner Familie erlaubte er, ſich im Hauſe freier zu bewegen; allein auch da konnte er nicht viel ändern, wollte er mit ſeinen Glaubensgenossen nicht ganz zerfallen. Seine Töchter läßt er nach europäiſcher Art erziehen; die älteſte ſpielt etwas Klavier, ſtickt und näht. Sie ſchrieb mir in mein Album recht zierlich einen kleinen engliſchen Aufſatz. Der Vater verſprach ſie auch nicht ſchon als Kind, ſondern wünſcht, daß ihre Neigung mit ſeiner Wahl übereinſtimmen möge. — Man ſagte mir, daß ſie ſchwerlich einen Mann finden werde, weil ſie zu europäiſch erzogen ſei; ſie zählte bereits vierzehn Jahre und der Vater hatte noch keinen Bräutigam für ſie.

Als ich dieſes Haus das erſte Mal beſuchte, ſaßen Mutter und Töchter im Empfangszimmer und waren mit Handarbeiten beſchäftigt. Ich wohnte ihrer Mahl-

zeit bei, eine Gunft, die mir ein orthodoxer Parfi nicht gestattet hätte; doch durfte ich nicht Theil daran nehmen, — für mich wurde früher gedeckt und ich speiste allein. Man gab mir mehrere Gerichte, die mit geringen Abweichungen auf europäische Art zubereitet waren. Alle, außer dem Herrn vom Hause, sahen mir zu, wie ich mit Messer und Gabel aß, selbst die Dienerschaft lockte dies Schauspiel herbei. Nachdem ich meinen Appetit im Angesicht des Publikums kunstgerecht befriediget hatte, wurde Tisch und alles so rein gesetzt, als wenn ich mit der Pest behaftet gewesen wäre. Hierauf brachte man flache Brode, die man statt der Teller auf den unbedeckten Tisch legte, und sechs bis sieben Schüsselchen mit denselben Gerichten, von welchen man mir vorgesetzt hatte. Die Familie wusch sich Hände und Gesicht und der Vater sprach ein kurzes Gebet. Alle, außer dem jüngsten Kinde, das erst sechs Jahre zählte, setzten sich zu Tische und langten mit der rechten Hand in die verschiedenen Schüsseln. Sie rissen und zerrten das Fleisch von den Hühnern- und Schöpfenknochen, lösten die Fische stückweise von den Gräten, fuhren damit in die verschiedenen Brühen und Saucen und warfen den Bissen so geschickt in den Mund, daß die Lippe von der Hand nicht berührt wurde. Derjenige, dem letzteres widerfährt, muß augenblicklich aufstehen und sich neuerdings die Hand waschen, oder er muß die Schüssel, in welche er ungewaschen fährt, vor sich nehmen und darf keine andere berühren. Die linke Hand ist während der ganzen Mahlzeit in Ruhestand versetzt.

Diese Art des Speisens scheint zwar sehr unappetitlich, ist es aber in der That nicht im geringsten; die

Hand ist gewaschen und berührt nichts außer den Speisen. Mit dem Trinken verhält es sich eben so: das Gefäß wird nicht an die Lippen gesetzt, sondern das Getränk höchst kunstvoll in den weit geöffneten Mund geschüttet. — Bevor die Kinder diese Geschicklichkeit im Essen und Trinken nicht erlangt haben, dürfen sie, auch sammt der Schnur um den Leib, nicht Theil an den Mahlzeiten der Erwachsenen nehmen.

Das üblichste Getränk ist auf Bombay Sub, auch Lohdy genannt, eine Art leichtem geistigen Getränkes, das aus den Kokos- und Dattelpalmen gewonnen wird. Die Abgaben für diese Bäume sind sehr hoch, denn letztere werden, wie in Egypten, gezählt und einzeln versteuert. Ein Baum, den man bloß Früchte tragen läßt, zählt ein viertel bis eine halbe Rupie, der, aus welchem Lohdy gezogen wird, dreiviertel bis eine Rupie. Die Leute hier besteigen die Palmbäume nicht mittelst Strickschleifen, sondern sie schneiden Kerben ein, in welche sie die Füße setzen.

Während meines Aufenthaltes starb nahe an Herrn Wattenbach's Hause eine alte Hindostanerin, deren Tod mir Gelegenheit gab, eine indische Leichenfeier zu sehen. Schon als sie dem Sterben nahe war, wurde zeitweise von den sie umgebenden Weibern ein schreckliches Geheul angestimmt, das man nach ihrem Tode periodenmäßig fortsetzte. Nach und nach kamen kleine Züge von sechs bis acht Weibern, die ebenfalls zu heulen anfangen, sobald sie das Haus der Trauer gewahr wurden; diese Weiber traten alle in das Haus, die Männer, deren auch viele herbei gekommen waren, setzten sich ruhig vor dasselbe. Nach einigen Stunden wurde die Tote in ein weißes Tuch

geschlagen, auf eine offene Tragbahre gelegt und von den Männern nach dem Verbrennungsorte gebracht. Einer von ihnen trug ein Gefäß mit Kohlen und ein angebranntes Stück Holz, um an Ort und Stelle den Holzstoß mit dem Feuer des Hauses zu entzünden.

Die Weiber blieben zurück und sammelten sich vor dem Hause in einem engen Kreise, dessen Mitte von einem bezahlten Klageweib eingenommen wurde. Dieses begann einen heulenden Gesang von mehreren Strophen, bei deren jedesmaligem Ende die Gesellschaft als Chor einfiel; sie schlugen sich dabei taktmäßig mit der rechten Hand auf die Brust und neigten das Haupt zur Erde. Diese Bewegungen machten sie so rasch und so gleichmäßig, als wenn man sie wie Puppen am Drahte gezogen hätte.

Nach einer Viertelstunde trat eine kurze Pause ein, worauf ein anderer Gesang angestimmt wurde, während welchem sich die Weiber mit beiden Fäusten so tapfer auf die Brust schlugen, daß man die Schläge weit hin vernehmen konnte. Nach jedem Schläge streckten sie die Hände hoch empor und neigten die Köpfe tief hinab, alles höchst gleichmäßig und sehr rasch. Diese Vorstellung sah noch komischer aus als die erste. Nach vielen Anstrengungen setzten sie sich im Kreise umher, tranken Toddy und rauchten Tabak.

Am folgenden Morgen wiederholten Weiber und Männer den Besuch. Letztere betraten das Haus abermals nicht, — sie machten Feuer an und bereiteten ein einfaches Mahl. So oft ein Zug von Weibern kam, trat einer von den Männern an die Hausthüre und meldete ihn an, worauf die Hauptleidtragende aus dem Hause kam,

um sie zu empfangen. Sie warf sich vor ihnen mit einer Hestigkeit zu Boden, daß ich dachte, sie würde nicht mehr aufstehen; die Weiber schlugen sich mit den Fäusten einmal an die Brust und fuhren dann mit den Händen nach dem Kopfe. Die Trauernde erhob sich in der Zwischenzeit, fiel jeder Einzelnen stürmisch um den Hals, wobei sie ihr Kopftuch über den Kopf ihrer Trösterin schlug und mit ihr um die Wette heulte. Alle diese Bewegungen gingen ebenfalls sehr rasch vor sich, ein Duzend Umarmungen waren im Augenblicke abgemacht. Nach dem Empfange gingen sie in's Haus und heulten periodenmäßig fort. Erst mit Sonnenuntergang trat volle Stille ein, und ein Mahl machte der Geschichte ein Ende. Die Weiber speisten im Hause, die Männer unter freiem Himmel.

Todten- und Hochzeit-Feier kosten den Hindus stets sehr viel. Die hier beschriebene war die eines Weibes aus der ärmeren Volksklasse. Dessen ohngeachtet durfte es an Toddy durch zwei Tage nicht fehlen, eben so wenig an Lebensmitteln zu dem Mahle, bei dem es der Gäste genug gab. Dazu kommt noch der Holzstoß, der auch genug kostet, selbst wenn er nur von gemeinem Holze ist. Bei Reichen, welche die kostbarsten Hölzer dabei verbrennen, zählt man für solch einen Holzstoß oft über tausend Rupien.

Ginst begegnete ich dem Leichenzuge eines hindostanischen Kindes. Es lag auf einem Polster, war mit einem weißen Tuche überdeckt und mit frischen, schönen Blumen überstreut. Ein Mann trug es auf beiden Armen so behutsam und vorsichtig, als wenn es schlief. Auch hier bildeten nur Männer die Begleitung.

Die Hindus haben keine bestimmten Sonn- oder



die zweite und die Kinder auf die dritte Abtheilung, mit eisernen Banden befestiget und, nach dem Ausspruche ihrer Religion, dem Elemente der Luft überlassen. Die Raubvögel, die stets in großen Schwärmen an solchen Orten haufen, stürzen sich gierig auf die Körper und verzehren in wenig Augenblicken Fleisch und Haut; die Gebeine werden gesammelt und in die Grube geworfen. Wenn die Grube voll ist, wird der Bestattungsort verlassen und ein neuer errichtet.

Manche Reiche haben eigene Bestattungsplätze, über welche sie feine Drahtgitter spannen lassen, damit die Todten ihrer Familie nicht von den Raubvögeln zerfleischt werden.

Die Bestattungsorte darf, außer den Priestern, die den Körper hineintragen, niemand betreten, man schließt sogar die Thüre eilig zu, denn ein Blick hinein wäre schon ein Verbrechen. Die Priester, oder vielmehr Träger werden für so unrein gehalten, daß sie von der übrigen Gesellschaft ausgeschlossen sind und eine eigene Kaste unter sich bilden. Wer nur das Unglück hat, an einen solchen Menschen anzustreifen, muß augenblicklich seine Kleider vertilgen und sich baden.

Nicht minder eigenthümlich sind die Parsi hinsichtlich ihrer Tempel: kein Anders-Gläubiger darf sie betreten, ja nicht einmal beschauen. Die Tempel, die ich hier, natürlich nur von außen sah, sind sehr klein, höchst einfach und ohne die geringste besondere Bauart; die runde Eingangshalle umgibt ein Vorplatz, der mit einer Mauer umfaßt ist. Nur bis an den Eingang der auf den Vorplatz führenden Mauer darf man treten. Der schönste Tempel in

abgenommen ; allein Hand und Arm waren in keine andere Stellung mehr zu bringen, da sich die Muskeln zusammen gezogen hatten, der Arm war ganz abgezehrt und sah sehr edelhaft aus.

Die Insel Elephanta liegt sechs bis acht Seemeilen von Bombay entfernt. Herr Wattenbach war so gütig, mich eines Tages dahin zu führen. Ich fand ziemlich hohe Berge, die wir aber nicht bestiegen, — wir besahen bloß die dem Landungsplaz ganz nahe liegenden Tempel.

Der Haupttempel gleicht den größeren Vihara's zu Adjunta, mit dem einzigen Unterschiede, daß er an den beiden Seiten von dem lebendigen Fels getrennt ist und nur oben, unten und an der Rückseite mit demselben zusammenhängt. In dem Sanctuarium steht ein riesiges, dreiköpfiges Brustbild. Manche glauben, es solle die Trimurti, d. h. die hindostanische Dreieinigkeit vorstellen ; der eine Kopf ist en face, der andere profil links, der dritte profil rechts. Die Büste mißt, den Haarruz mit eingerechnet, gewiß an acht Fuß. An den Wänden und in den Nischen gibt es viele riesige Statuen und Figuren, ja ganze Scenen aus der hindostanischen Göttergeschichte. Merkwürdig sind die weiblichen Figuren: sie haben alle die linke Hüfte aus-, die rechte eingebogen. Die Säulen sind sehr massiv und nur kanelirt. Reliefs sah ich nirgends. Der Tempel scheint dem Gotte Schiwa geweiht zu sein.

In der Nähe des großen Tempels steht ein zweiter, kleinerer, dessen Wände ebenfalls mit Gottheiten bedeckt sind. Beide Tempel litten sehr von den Portugiesen, die, als sie diese Insel eroberten, in ihrem eblen Religions-

eiser Kanonen aufpflanzten, um die gräßlichen Heidentempel zu zerstören, welche Arbeit ihnen weit besser gelang, als die Bekehrung der Heiden. Mehrere Säulen liegen ganz in Trümmern, beinahe alle sind mehr oder minder beschädigt, der Boden ist voll Schutt. Auch von den Göttern und ihrem Gefolge kam keiner unverletzt durch.

Von der Fassade des großen Tempels genießt man eine überraschende Aussicht über den Meerespiegel nach der ausgedehnten Stadt und den sie umgebenden lieblichen Hügeln. Einen ganzen Tag brachten wir hier zu, der uns sehr angenehm verging. Die heißen Mittagsstunden wurden in dem kühlen Schatten der Tempel mit Lesen verbracht. Herr Wattenbach hatte mehrere Diener, darunter den Koch, dann Tische, Stühle, Speisegeräth, Bücher und Zeitungen vorausgeschickt. Nach meiner Meinung war dieß schon viel des Ueberflusses; was würden aber meine lieben Landsmännchen erst gesagt haben, wenn sie die englische Familie gesehen hätten, mit der wir hier zufällig zusammentrafen, — diese führte einige Ruhebetten und Armstühle, ungeheure Fußteppiche, ein Zelt u. dgl. mit sich. Das nenne ich eine einfache Landpartie! —

Salsetta (auch Tigerinsel genannt) ist durch einen kurzen, künstlichen Damm mit Bombay verbunden. Die Entfernung vom Fort der Stadt bis zu dem Dörfchen, hinter welchem die Tempel liegen, beträgt achtzehn englische Meilen, die wir, mittelst unterlegten Pferden in drei Stunden zurücklegten; die Straße war herrlich, der Wagen rollte wie auf einer Tenne.

Die Naturschönheiten dieser Insel übertreffen bei

weitem jene auf Bombay. Nicht Hügelreihen, sondern herrliche Gebirgsketten erheben sich hier, bis an die Höhen mit dichten Laubwaldungen bedeckt, aus welchen hin und wieder nackte Felswände aufsteigen, — die Thäler sind voll üppiger Getreidefelder und mit schlanken grünen Palmen bepflanzt.

Die Insel scheint nicht sehr bevölkert zu sein. Ich sah nur wenige Dörfer und ein einziges Städtchen, von Maratzen bewohnt, die eben so ärmlich und schmutzig aussehen wie jene bei Kundalla.

Von dem Dörfchen, wo wir den Wagen verließen, hatten wir bis zu den Tempeln noch drei Meilen zu gehen.

Der Haupttempel allein ist im Style eines Chattras gehalten; nur ist er von einer ungemein hohen Vorhalle umgeben, an deren beiden Endseiten in Nischen einundzwanzig Fuß hohe Götter stehen. Ein zweiter Tempel schließt sich rechts an, der einige Priesterzellen, Sinnbilder von Gottheiten und Reliefs enthält. Außer diesen beiden gibt es noch unzählige kleinere in den Felswänden, die sich an den beiden Seiten der Haupttempel fortziehen, — man sagt es seien über hundert. Alle sind Viharas, den Haupttempel ausgenommen; die meisten sind aber kaum größer als Kämmerchen und ohne alle Auszeichnung.

Die Felsentempel von Elephanta und Salsetta stehen an Größe, Pracht und Kunst weit hinter jenen von Adjunta und Elora zurück und sind nur für den interessant, der diese nicht gesehen hat.

Man sagt, daß die Felsentempel zu Salsetta wenig

befucht werden, weil man dort vielen Gefahren ausgesetzt sei; die Gegend soll voll Tiger sein, es gäbe viele wilde Bienen, die um die Eingänge stets so herumschwärmen, daß man nicht durchbringen könne, und ferner hielten sich da überall Räuber, welche unter den Namen „Bheels“ bekannt sind, auf \*). Uns begegnete glücklicherweise keiner dieser Unfälle. Späterhin streifte ich sogar allein umher. Mir hatte nämlich eine Anschauung nicht genügt, ich verließ während der Mittagsruhe heimlich meine Gefährten und kletterte von Fels zu Fels bis in die höchsten und entferntesten Tempel, — in einem fand ich das Fell und die Hörner einer verspeisten Ziege, welcher Anblick mich ein wenig erschreckte; allein auf die Ungefelligkeit der Tiger rechnend, die am hellen Tage den Menschen eher fliehen als aufsuchen, setzte ich meine Wanderung fort. Wir hatten, wie gesagt, keine Gefahr zu bestehen; nicht so zwei Herren, die einige Tage später bald als Opfer, zwar nicht den Tigern, aber den wilden Bienen gefallen wären. Einer von ihnen klopfte an eine Oeffnung in der Felswand, ein mächtiger Bienenschwarm stürzte hervor und über sie her, und nur mit größter Anstrengung, jämmerlich zerstoßen an Kopf, Gesicht und Händen kamen sie davon.

Diese Begebenheit wurde zur Warnung für andere in der Zeitung bekannt gemacht.

Das Klima auf Bombay ist gesünder als jenes von Calcutta, selbst die Hitze ist, der beständigen Seebriesen halber, leichter zu ertragen, obwohl Bombay fünf Grad

---

\*) Dieselben Gefahren soll man zu Adjunta und Elora zu fürchten haben.

südlücher liegt. Von den Mosquitos wird man hier, wie in allen heißen Ländern, ziemlich gequält. Auch schlief ich eines Abends ein Tausendfuß in mein Schlafgemach, den ich aber glücklicherweise noch zu rechter Zeit gewahrte.

Ich war schon entschlossen, ein arabisches Boot zu benützen, das am 2. April nach Bassora abgehen sollte, als mir Herr Wattenbach die Nachricht brachte, daß am 10. ein kleiner Dampfer die erste Reise nach Bassora machen werde. Dies gewährte mir große Freude, — ich ahnte nicht, daß es mit diesem Dampfer, wie mit den Segelschiffen gehen sollte, deren Abfahrt von Tag zu Tag verschoben wird. — Erst am 23. April verließen wir den Hafen von Bombay.

---

## Von Bombay nach Bagdad.

Abreise von Bombay. Ausbruch der natürlichen Pocken. Maseat. Bandar-Abu. Die Perser. Die Meerstraße Rishm. Buschir. Einfahrt in den Schatt-el-Arab. Bassora. Einfahrt in den Tigris. Dschinn-Stämme. Ktesiphon und Seleucia. Ankunft in Bagdad.

Das Dampfschiff *S. G. Forbes* (40 Pferdekraft, Kapitän Lichtfield) hatte nur zwei Cabinen, eine kleine und eine große. Erstere war schon lange von einem Engländer, Herrn Ross, gemiethet, letztere wurde von einigen reichen Persern für ihre Frauen und Kinder in Beschlag genommen; ich mußte mich mit einem Plaze auf dem Decke begnügen, speiste jedoch an der Tafel des Kapitäns, der mich während der ganzen Reise mit Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten überhäufte.

Das kleine Schiff war im vollsten Sinne des Wortes mit Menschen überladen, das Schiffspersonal allein zählte schon 45 Köpfe; dazu kamen noch 124 Passagiere, meist Perser, Mohamedaner und Araber. Herr Ross und ich waren unter den Reisenden die einzigen Europäer. Als diese Menschenmasse versammelt war, gab es auf dem Decke auch nicht das kleinste leere Plätzchen, — um von einem Orte zum andern zu gelangen, mußte man zahl-

lose Kisten und Koffer überstiegen und dabei alle Sorgfalt anwenden, um den Leuten nicht auf die Köpfe oder Füße zu treten.

Bei solch kritischen Gelegenheiten überschauete ich sogleich das Terrain, um wo möglich ein gutes Plätzchen zu erobern. Ich fand, was ich suchte, und war von allen Reisenden die glücklichste, sogar glücklicher als Herr Roß, der keine Nacht vor Hitze und Ungeziefer in seinem Cabinchen schlafen konnte. Mein Blick war auf den untern Theil des Speisetisches des Kapitäns gefallen, der auf dem Sterndeck besetzt war; ich nahm diese Region in Beschlag, warf meinen Mantel dahinter und so hatte ich wenigstens eine ziemlich gesicherte Stelle, und durfte nicht besorgen, daß man mir auf Händen oder Füßen, oder wohl gar auf dem Kopfe herumtreten würde.

Ich hatte Bombay etwas unwohl verlassen, am zweiten Tage der Reise äußerte sich ein leichter Anfall eines Gallenfiebers. Fünf Tage hatte ich damit zu kämpfen, mühsam schleppte ich mich vor den Mahlzeiten von meinem Asyl hervor, um den Füßen der Tischgesellschaft Platz zu machen. Ich nahm keine Arznei (ich führe nie welche mit mir), sondern überließ mich der gütigen Vorsehung und meiner guten Natur.

Ein viel gefährlicheres Uebel als das meine zeigte sich am dritten Tage der Fahrt — in der großen Kajüte herrschten die natürlichen Vöcken. Achtzehn Frauen und sieben Kinder waren da eingepreßt. Sie hatten weit weniger Raum als die Neger auf den Schlavenschiffen, die Luft war im höchsten Grad verpestet, und das mit Männern gefüllte Deck durften sie nicht betreten; selbst wir



Deckpassagiere, waren in großer Angst, daß sich die böse Luft durch die geöffneten Lücken über das ganze Schiff verbreiten möge. Die Vorden waren unter den Kindern schon ausgebrochen, bevor sie auf's Schiff kamen; aber niemand konnte es ahnen, denn die Weiber wurden spät in der Nacht an Bord gebracht, dicht verschleiert und in große Tücher eingehüllt, unter welchen sie die Kinder trugen. Erst am dritten Tage, als eines der Kinder starb, erfuhren wir die uns umgebende Gefahr.

Das Kind wurde in ein weißes Tuch geschlagen, auf einem Brettchen befestiget, das durch einige Stücke Steinkohlen oder Steine beschwert war, von der Kalltreppe ließ man es in die See gleiten; in dem Augenblicke, als es das Wasser berührte, schlugen die Wogen darüber und — es war unserem Blicke entschwunden.

Ich weiß nicht, ob eine verwandte oder liebende Seele bei dieser traurigen Bestattung zugegen war, ich sah keine Thräne fließen, — die arme Mutter mag wohl getrauert haben, sie durfte aber ihren Liebling nicht begleiten, die Sitte verbietet es.

Noch zwei Todtenfälle ereigneten sich, die übrigen Kranken genasen und die Seuche griff glücklicherweise nicht weiter um sich.

30. April. Heute kamen wir der arabischen Küste sehr nahe und sahen eine Gebirgskette, die aber nackt und kahl und nichts weniger als schön war. Am folgenden Morgen den

31. April zeigten sich hin und wieder auf den Spitzen schöner Felsgruppen kleine Forts und Wachtthürme, bald

auch ein großes auf einem mächtigen Berge an dem Eingange einer Bucht.

Wir ankerten vor der Stadt Mascat, die an dem Ende der Bucht liegt. Diese Stadt, einem arabischen Fürsten unterthänig, ist sehr stark befestiget und von mehrfachen Reihen wunderlich geformter Felsen umgeben, die alle ebenfalls mit Thürmen und Forts besetzt sind. Das größte darunter bewahrt eine traurige Erinnerung: es war einst ein Kloster portugiesischer Mönche und wurde in einer Nacht von den Arabern überfallen, welche alle Mönche ermordeten. Diese Begebenheit trug sich vor ungefähr zweihundert Jahren zu.

Die Häuser der Stadt sind von Stein, haben kleine Fenster und statt der Dächer Terrassen. Zwei sogenannte Paläste, deren einer von der Mutter des regierenden Fürsten, der andere von dem Scheik (Gouverneur) bewohnt wird, zeichnen sich vor den Häusern nur durch ihren größeren Umfang aus. Manche Straßen sind so enge, daß gerade nur zwei Personen neben einander gehen können. Der Bazar besteht, nach türkischer Art, aus gedeckten Gängen, unter welchen die Kaufleute mit gekreuzten Beinen vor ihrem erbärmlichen Kram sitzen.

Die Hitze ist in dem Felskeßel, in welchem Mascat liegt, sehr drückend (in der Sonne 41 Grad Reaum.), das Sonnenlicht für die Augen sehr schädlich, da es nicht durch das geringste Grün gemildert wird, — weit und breit ist kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm zu sehen. Alles, was daher nur einigermaßen hemittelt ist, flüchtet jeden Tag nach Beendigung der Geschäfte hinaus in die

an der offenen See gelegenen Landhäuser. Europäer gibt es hier nicht, das Klima soll für sie tödtend sein.

An der Rückseite der Stadt liegt ein langes Felsenthal und in diesem ein Dorf, welches mehrere Grabesplätze und — o Wunder! — ein Gärtchen mit sechs Palmen, einem Feigen- und einem Granatbaume enthält. Das Dorf ist größer und bevölkerter als die Stadt: es zählt 6000 Einwohner, während letztere nur 4000 hat. Von der Armseligkeit, von dem Schmutze und Gestanke in diesem Dorfe kann man sich keine Vorstellung machen; die Hütten stehen beinahe eine über der anderen, sind sehr klein und nur von Rohr und Palmenblättern; aller Unrath wird vor die Thüren geworfen. Es gehört sehr viel Ueberwindung dazu, durch ein solches Dorf zu gehen, und mich wundert, daß Pest oder andere Seuchen nicht ewig da herrschen. Augenkrankheiten und Erblindungen sind übrigens sehr häufig.

Von diesem Thale \*) kam ich in ein zweites, welches die größte Merkwürdigkeit Mascas enthält: einen ziemlich ausgedehnten Garten, der mit seinen Dattelpalmen, Blumen, Gemüsen und Pflanzungen wirklich das Bild einer Oase in der Wüste gewährt. Diese Vegetation wird größtentheils nur durch unermüdlige Bewässerung in's Leben gerufen. Der Garten gehört dem arabischen Für-

---

\*) Ein Thal oder, besser gesagt, ein Felskessel reißt sich an den andern, ohne daß man von seinem Dasein die geringste Ahnung hat; man muß stets Felsrände von 100—300 F. Höhe übersteigen, um von ihm einen in den andern zu gelangen.

ten. Mein Führer schien auf dies Gartengewunder auch sehr stolz zu sein und frug mich, ob es in meinem Lande eben so schöne Gärten gäbe?! —

Die Weiber in Mascat tragen vor dem Gesichte eine Art Larve von blauem Zeuge, das über einige Spangen oder Drähte befestiget ist und vom Gesichte absteht; zwischen Stirne und Nase ist die Larve ausgeschnitten, so daß man etwas mehr als die Augen sieht. Diese Larve wird nur vorgenommen, wenn sie sich von dem Hause entfernen; in und vor ihren Hütten gehen sie unmaskirt. Alle, die ich sah, waren häßlich; auch die Männer hatten nicht die stolzen, feinen Züge, die man an den Arabern so häufig findet. — Viele Neger dienen hier als Sklaven.

Ich machte diese Spaziergänge in der größten Sonnenhitze (41 G. Reaum. in der Sonne) und noch dazu von meiner Krankheit etwas erschöpft, ohne die geringsten üblen Folgen. Wiederholt hatte man mich gewarnt und mir gesagt, daß in den heißen Ländern die Sonnenhitze den Europäern, die an sie nicht gewohnt sind, sehr gefährlich sei, und nur zu häufig Fieber, ja selbst den Sonnenstich nach sich ziehe. Hätte ich aber alle Reden beachtet, so würde ich nicht viel gesehen haben. Ich ließ mich nicht beirren, ging bei Regen und Sonnenschein aus, wie es sich gerade fügte, sah aber auch immer mehr als meine Reisegefährten.

Am 2. Mai früh Morgens gingen wir wieder unter Segel.

3. Mai traten wir in den persischen Meerbusen und kamen dem Eilande Ormus ziemlich nahe. Die Gebirge desselben zeichnen sich durch mehrfaches Farbenspiel aus,

viele Stellen schimmerten, als wären sie mit Schnee überdeckt. Die Gebirge enthalten sehr viel Salz, und jährlich kommen viele Fahrzeuge von Arabien und Persien, um diese Fracht einzunehmen. Abends erreichten wir das persische Städtchen Bendr-Abas, vor welchem wir vor Anker gingen.

4. Mai. Das Städtchen liegt an niedrigen Sand- und Felsbügeln, die durch eine schmale Ebene von höheren Gebirgen getrennt sind. Auch hier ist alles kahl und öde, nur in der Ebene stehen einzelne kleine Palmengruppen.

Schnüßtig sah ich nach dem Land, — ich hätte gar zu gerne Persiens Boden betreten. Der Kapitän rieth mir jedoch ab, mich in meinen Kleidern dahin zu wagen, indem er mir sagte, daß die Perser nicht so gutmüthig seien wie die Hindus, und daß in diesen entlegenen Gegenden das Erscheinen einer europäischen Frau eine zu ungewöhnliche Begebenheit wäre, — man könnte mich leicht mit Steinwürfen begrüßen.

Glücklicherweise befand sich auf dem Schiffe ein junger Mann, der halb Engländer, halb Perser war (sein Vater, ein Engländer, hatte eine Armenierin aus Teheran geheirathet) und beide Sprachen gleich gut sprach. Diesen bat ich, mich mit an's Land zu nehmen, was er sehr bereitwillig that.

Er führte mich auf den Bazar und durch mehrere Gäßchen. Das Volk strömte zwar von allen Seiten herbei und begaffte mich, machte aber nicht die geringste Miene mich zu beleidigen.

Die Häuser sind klein und in orientalischem Ge-

schmacke gebaut, haben wenige und sehr kleine Fenster und Terrassen statt der Dächer. Die Straßen sind enge, schmutzig und wie ausgestorben, nur der Bazar war belebt. Die Bäcker bucken hier das Brod auf die einfachste Weise, und zwar gleich in Gegenwart der Käufer: sie kneteten etwas Mehl mit Wasser in einer hölzernen Schüssel zu einem Teige, theilten diesen in kleine Stücke, die sie so lange mit den Händen drückten und zogen, bis große, dünne Flecken daraus wurden, die sie mit Salzwasser überstrichen und an die innere Seite einer runden Röhre klebten. Diese Röhre war von Thon, hatte bei achtzehn Zoll im Durchmesser und etwa zweiundzwanzig in der Länge, war zur Hälfte in die Erde eingegraben und unten mit einem Luftzuge versehen. Holzkohlen brannten unten, innerhalb der Röhre. Die Flecken wurden auf beiden Seiten zugleich gebacken, an der Rückseite durch die glühende Röhre, an der Vorderseite durch das Kohlenfeuer. Ich ließ mir ein halb Duzend solcher Flecken backen, die, warm genossen, ganz gut schmeckten.

Die Perser kann man von den Arabern, deren es hier noch viele gibt, leicht unterscheiden; sie sind größer und stärker gebaut, haben eine weißere Haut, grobe und etwas kräftige Züge und ein sehr wildes, räuberisches Aussehen. Ihre Kleidung gleicht jener der Mohamedaner. Viele tragen Turbane, andere ein bis anderthalb Fuß hohe konische Mützen von schwarzem Astrachan.

Von dem jungen Manne, Herrn William Heborth, der mich nach Bandr-Abas begleitete, erzählte man mir einen so schönen Zug von Dankbarkeit, daß ich nicht umhin kann, ihn meinen Leserinnen mitzutheilen. Als sechs-

zehnjähriger Jüngling von Persien nach Bombay kom-  
mend fand er in dem Hause eines Freundes seines Vaters  
die beste Aufnahme, wurde von ihm auf alle Art un-  
terstützt und bekam sogar durch seine Verwendung eine  
Anstellung. Eines Tages hatte sein Beschützer, der verhei-  
rathet und Vater von vier Kindern war, das Unglück, einen  
Sturz vom Pferde zu machen, in Folge dessen er das Le-  
ben verlor. Herr Heboth faßte den wahrhaft großen Ent-  
schluß, die Wittwe, die viel älter war als er und ihm  
statt eines Vermögens vier Kinder zur Aussteuer brachte,  
zu heirathen, um auf diese Art die Schuld seiner Dank-  
barkeit gegen den verstorbenen Wohlthäter abzutragen.

In Bandr-Abas nahmen wir einen Bootsen ein, um  
durch die Straße Kishm zu fahren. Um Mittag gingen  
wir unter Segel.

Die Fahrt durch die Straße Kishm ist für Dampf-  
schiffe ohne Gefahr, wird aber von Segelschiffen vermie-  
den, da der Raum zwischen dem Festlande und der Insel  
Kishm oft sehr enge ist und die Schiffe von widrigen Win-  
den leicht an die Küste geworfen werden könnten.

Die Insel bildet eine ausgedehnte Fläche und ist  
allenthalben mit dünnem Krüppelholz besetzt. Viele Leute  
kommen vom nahen Festlande, um Holz zu holen.

Der Kapitän hatte mir viel von der ausgezeichneten  
Schönheit dieser Fahrt erzählt, von der Ueppigkeit der  
Insel, von den Stellen, die so enge wären, daß sich die  
Spitzen der auf der Insel und dem Festlande stehenden  
Palmen berührten u. s. w. Seit der letzten Fahrt des  
guten Kapitäns aber muß sich ein gar seltsames Natur-  
wunder ereignet haben — die hohen schlanken Palmen

waren in erbärmliches Laubgehölze verwandelt, und an der engsten Stelle standen Festland und Insel wenigstens eine halbe Seemeile von einander. — Sonderbar war es, daß späterhin Herr Noß dasselbe erzählte; er traute dem Munde des Kapitäns mehr als seinen eigenen Augen.

An einer der bedeutendsten Verengungen steht das schöne Fort Luth. In dieser Gegend war noch vor fünfzehn Jahren der Hauptsitz der persischen Piraten. Bei Luth hatte zwischen ihnen und den Engländern ein Haupttreffen statt, in welchem über 800 getödtet, viele gefangen und die ganze Brut zerstört wurde. Seit dieser Schlacht ist volle Sicherheit hergestellt.

Am 5. Mai traten wir aus der Straße und drei Tage darauf ankerten wir in Buschir.

In dem persischen Meerbusen gab es ziemlich viel Tangen und Mollusken, letztere hatten viele Fasern, eine milchweiße Farbe und die Form eines Waldschwammes; andere schimmerten rosenfarbig und hatten kleine, gelbliche Flecke. Auch an Seeschlangen von zwei bis fünf Fuß Länge fehlte es nicht.

8. Mai. Die Stadt Buschir liegt in einer Ebene, sechs Meilen vom Gebirge, dessen höchster Gipfel von den Persern Hormutsch, von den Engländern Halala' genannt, über 5000 Fuß hoch ist.

Die Stadt zählt 15,000 Einwohner und hat den besten Hafen von Persien, sieht aber sehr schmutzig und häßlich aus.

Die Häuser stehen ganz nahe an einander, so daß man sehr leicht über die Terrassen von einem auf das andere gelangen kann und „über die Dächer zu ent-



fliehen“ kein Kunststück ist, da die Terrassen überdies nur Einfassungen von ein bis zwei Fuß hohen Mauern haben. Auf manchen Häusern sind viereckige, fünfzehn bis zwanzig Fuß hohe Kamine (Windsänger genannt) angebracht, die oben und auf den Seiten geöffnet werden können und dazu dienen, den Wind aufzufangen und zur Kühlung in die Gemächer zu leiten.

Die Weiber verhüllen sich hier das Gesicht so außerordentlich, daß ich nicht begreife, wie sie den Weg finden können. Die kleinsten Mädchen ahmen diese alberne Sitte schon nach. An Nasenringen, Arm- und Fußbändern gibt es ebenfalls keinen Mangel; doch tragen sie dergleichen bei weitem nicht so viel wie die Hindostanerinnen. Die Männer sind alle bewaffnet, selbst im Hause tragen sie Dolch oder Messer, auf der Straße außerdem noch Pistolen.

Wir blieben zwei Tage in Buschir, wo ich bei dem Herrn Residenten, Oberst Hennelt, sehr gut aufgenommen war.

Ich hätte gerne das Schiff hier verlassen, um die Ruinen von Persepolis zu besuchen und von dort die Reise zu Lande nach Schiras, Ispahan, Teheran u. s. w. fortzusetzen; allein bedeutende Unruhen waren in diesen Distrikten ausgebrochen und zahlreiche Räuberhorden trieben ihr Unwesen. Ich war gezwungen meinen Plan zu ändern und vor der Hand nach Bagdad zu gehen.

10. Mai. Nachmittags verließen wir Buschir.

11. Mai. Heute sollte mir das Glück zu Theil werden, einen der berühmtesten Weltströme zu sehen und zu befahren, den Schat-el-Arab, „Fluß der Araber“, der aus der Vereinigung des Euphrat, Tigris und Raurun ent-

steht, und dessen Mündung einem Meeres-Arme gleicht. Der Schatel-Arab behält seinen Namen bis an das Delta des Tigris und Euphrat.

12. Mai. Mit dem Austritte aus dem Meere verließen uns auch die Gebirge; unübersehbare Ebenen, mit Dattelschreibungen bedeckt, breiteten sich an beiden Ufern aus.

Dreißig Meilen unterhalb Bassora lenkten wir in den Kaurun ein, um an dem Städtchen Mahambrah, das gleich an dem Eingange des Flusses liegt, einige Reisende abzusetzen. Wir kehrten gleich wieder zurück, und der Kapitän ließ das Schiff in dem schmalen Raume eine äußerst kunstvolle Wendung machen. Dieses Verfahren flößte uns Unkundigen einige Angst ein: wir dachten jeden Augenblick das Schiff vorne oder rückwärts auffahren zu sehen; allein es gelang über alle Massen gut. Die ganze Bevölkerung des Städtchens war an dem Ufer versammelt; sie hatte noch nie einen Dampfer gesehen und nahm zugleich den lebhaftesten Antheil an dem kühnen Wagnisse.

Die Stadt Mahambrah erlitt vor sechs Jahren ein fürchterliches Schicksal: sie stand damals unter türkischer Oberherrschaft, wurde von den Persern überfallen und geplündert; beinahe alle Einwohner, fünftausend an der Zahl, fanden den Tod. Seit dieser Zeit gehört sie den Persern.

Gegen Mittag langten wir vor Basora an \*).

---

\*) Die verschiedenen Entfernungen betragen: von Bombay nach Mascat 848, von Mascat nach Buschir 567, von Buschir bis an die Mündung des Schatel-Arab 130, und von diesem nach Bassora 90 Seemeilen.

Vom Flusse aus sieht man nur einige Festungswerke und große Dattelwäldungen, die Stadt liegt hinter diesen, anderthalb Meilen tief im Lande.

Die Reise von Bombay bis hieher hatte, des uns ungünstigen Monsun's halber, achtzehn Tage gewährt und war von den Seereisen, die ich bisher gemacht, eine der beschwerlichsten gewesen. Stets auf dem Decke, mit einer gedrängten Menschenmasse, bei einer Hitze, die zur Mittagszeit selbst unter dem Schatten des Zeltes auf dreißig Grad stieg, konnte ich nur einmal, in Buschir, Wäsche und Kleider wechseln, — ein Zustand, der um so quälender ist, da man sich der Erbschaft der Kleider! . . . nicht erwehren kann. Ich sehnte mich nach einem labenden, reinigenden Bade.

Bassora, eine der größten Städte Mesopotamien's, besitzt unter seinen Einwohnern einen einzigen Europäer. Ich hatte einen Brief an den englischen Agenten, einem Armenier, Herrn Barseige, dessen Gefälligkeit ich in Anspruch zu nehmen gezwungen war, da es keinen Gasthof gab. Kapitän Lichtfeld überreichte ihm meinen Brief und eröffnete ihm meine Bitte, mich auf einige Tage in sein Haus aufzunehmen, was aber der höfliche Mann kurzweg abschlug. Der gute Kapitän stellte mir hierauf sein Schiff zu Gebote, und so war ich wenigstens für die ersten Augenblicke geborgen.

Eine belustigende Scene gewährte das Aussteigen der persischen Weiber; wären sie Schönheiten vom ersten Range, Prinzessinnen aus des Sultans Harem gewesen, so hätte man nicht vorsichtiger verfahren können, um sie jedem Männerblicke zu entziehen.

Meinem Geschlechte hatte ich es zu verdanken, daß

mir mancher Blick in die Kajüte vergönnt wurde; ich sah aber unter all den achtzehn Weibern keine einzige Schönheit. Ihre Männer stellten sich in zwei Reihen von der Kajüten- bis an die Schiffstreppe, hielten große Lächer ausgespannt und bildeten auf diese Art bewegliche, undurchsichtige Wände. Die Weiber kamen nach und nach aus der Kajüte hervor; sie waren mit großen Lächern so überdeckt, daß man sie wie Blinde leiten mußte. Sie hockten zwischen den Wänden nieder und warteten bis alle versammelt waren, dann setzte sich der ganze Zug, nämlich die bewegliche Wand und die dahinter verborgenen Schönheiten Schritt vor Schritt in Bewegung. Die Kletterei über die schmale Schiffstreppe in das wohlverhängte Boot war wirklich erbarmungswürdig — bald stolperte die eine und bald die andere. Ihre Ausschiffung währte über eine Stunde.

13. Mai. Der Kapitän brachte mir die Nachricht, daß zufällig ein deutscher Missionär in Bassora anwesend sei, der eine Wohnung von mehreren Zimmern habe und mich vielleicht beherbergen könne. Ich ging sogleich zu demselben, und er war so gefällig, mir ein Zimmer zu überlassen, in welchem ich zu gleicher Zeit eine Feuerstelle fand. Von dem guten Kapitän nahm ich mit wahrer Rührung Abschied, — ich werde nie seiner Freundlichkeit und Gefälligkeit vergessen. Er war wirklich ein herzensguter Mann, und doch wurden auf seinem Schiffe die armen Schiffsleute, meist Hindus und Neger, schlechter als irgendwo behandelt. Dies ging von den beiden Steuerleuten aus, die beinahe jedes Wort mit Stößen und Faustschlägen begleiteten. In Mascat entflohen drei der Unglücklichen.

Der christliche Europäer übertrifft den heidnischen Hindu und Muselman an Kenntnissen und Wissenschaften; möchte er ihm an Güte und Wohlwollen doch wenigstens nur gleichen!

Man erwartete in Bassora schon in einigen Tagen ein kleines, englisches Kriegsdampfboot, welches durch neun Monate im Jahre \*) von Bagdad hieher kommt, Briefe und Papiere bringt und abholt, und dessen Kapitän so gefällig ist, europäische Reisende (deren sich wenige hierher verlieren) mitzunehmen.

Die wenigen Tage meines Aufenthaltes benützte ich, in der Stadt zu besehen, was von den alten Zeiten ihrer Berühmtheit noch übrig ist.

Bassora, auch Bassra genannt, wurde im Jahre 636 unter dem Kalifen Omar gegründet. Bald unter türkischer, bald unter persischer Herrschaft stehend verblieb es endlich der ersten.

Von Ruinen der Vorzeit, von schönen Moscheen, Karavansereien u. s. w. ist nichts mehr zu sehen. Die Festungsmauern sind schlecht und halb verfallen, die Häuser der Stadt klein und unansehnlich, die Straßen krumm, enge und schmutzig. Der Bazar besteht aus gedeckten Gängen mit erbärmlichen Kramladen und hat kein einziges schönes Lager aufzuweisen, obwohl Bassora der Haupt-handelsort und der Stapelplatz der indischen Waaren ist, die nach der Türkei gehen. Auf dem Bazar gibt es viele Kaffeehuden und einige mittelmäßige Karavansereien. Ein

---

\*) In den drei heißesten Monaten Juni, Juli und August geht das Schiff nicht.

großer freier Platz, der sich durch Reinlichkeit eben nicht sehr auszeichnet, dient bei Tag als Getreidemarkt, und des Abends findet man vor einer großen Kaffeebude täglich mehrere hundert Gäste sitzen, die Kaffee trinken und Marghleh rauchen.

Reich ist Bassora an Ruinen neuerer Zeit aus dem Jahre 1832, in welchem die Pest beinahe die Hälfte der Bewohner hinweg raffte. Man kommt durch viele Gassen, über viele Plätze, die aus verlassenen, halb eingestürzten Häusern bestehen. Wo noch vor wenig Jahren fleißige Menschen schafften, liegt Schutt und Trümmer, und Gesträuch und Palmen sprossen zwischen den verfallenen Mauern.

Die Lage Bassora's soll überhaupt nicht gesund sein: die es umgebende Ebene ist auf einer Seite mit unzähligen Wassergräben durchzogen, die, halb mit Schlamm und Unrath gefüllt, eine schädliche Ausdünstung verbreiten, auf der andern mit Dattelschattungen besetzt, die den Luftzug verhindern. Die Hitze ist hier so groß, daß beinahe jedes Haus mit einem Gemache versehen ist, welches einige Fuß tiefer als die Straße liegt und nur in den hohen Böldungen kleine Fenster hat. In diesen Gemächern hält man sich während des Tages auf.

Der größte Theil der Bevölkerung besteht aus Arabern, den Rest bilden Perser, Türken und Armenier, Europäer fehlen, wie gesagt, ganz. Man rieth mir, mich bei meinen Ausflügen in ein großes Tuch zu hüllen und einen Schleier vorzunehmen, — ersteres ließ ich mir gefallen; aber den Schleier konnte ich bei der großen Hitze nicht vertragen, sondern ging mit unbedecktem Gesichte, und

auch das Fuch (Fur) trug ich so ungeschickt, daß meine entzündeten Aeltern überall heraussahen. Dessen ungeachtet hat mich niemand.

Am 16. Mai kam der Dampfer Mitocris. Er war nur 40 Stundestren, aber sehr niedrig und schmutz; der Kapitän, Herr Schulz, erklärte sich bereit, mich mitzunehmen und der erste Offizier, Herr Holland, überließ mir sogar seine Kajüte. Man nahm keine Vergütung, weder für Nahrung noch Schlaf.

Die Fahrt von Bassora nach Bagdad wäre, wenn ich nicht diese Gelegenheit gefunden hätte, die mühsamste und höchstschmerzliche gewesen. Mit einem Boote währt sie 40 bis 50 Tage, da die Entfernung 500 englische Meilen beträgt und das Boot größtentheils von Menschen gepaddelt werden muß. Zu Lande beträgt die Entfernung nur 300 Meilen; allein der Weg führt durch Wüsten, welche von Räubertriben und nomadisirenden Beduinen-Stämmen bewohnt und durchzogen werden, deren Schutz man schwer erlangen muß.

17. Mai. Vormittags 11 Uhr lichteten wir die Anker und benützten die Fluth, die sich von der Mündung 120 Meilen stromaufwärts erstreckt.

Des Nachmittags erreichten wir die Spitze Korne, auch das Delta genannt (43 Meilen von Bassora). Hier vereinigen sich der Euphrat und der Tigris, — beide Ströme sind gleich groß, gleich mächtig, und da man wahrscheinlich nicht wußte, welchem man den Namen lassen sollte, so entzog man ihn beiden und taufte sie Schatt-el-Arab.

Noch merkwürdiger wird dieser Ort durch die Be-

hauptungen vieler Schriftgelehrten, die durch unfehlbare Beweise darlegen wollen, daß hier das Paradies gewesen sei. Wenn dies der Fall war, so machte unser guter Stammvater, nachdem er aus dem Paradiese vertrieben wurde, eine gar weite Reise, um auf den Adamspfad auf Ceylon zu gelangen.

Wir lenkten in den Tigris ein; drei Meilen weit erfreuten wir uns noch des Anblickes der schönen Dattelwäldungen, die uns von der Mündung des Schatel-Arab bis hieher beinahe ununterbrochen begleitet hatten, dann hörten sie plötzlich auf; doch blühte und grünte es auf beiden Seiten sehr üppig, und schöne Fruchtfelder wechselten mit ausgedehnten Grasplätzen, die theilweise mit Gebüsch oder strauchartigen Bäumen bedeckt waren. Diese Fruchtbarkeit soll sich jedoch nur auf einige Meilen landeinwärts erstrecken, entfernter vom Strome soll alles Wüste sein.

An mehreren Stellen sahen wir große Beduinen-Stämme, die ihre Zelte in langen Reihen meist knapp am Ufer aufgeschlagen hatten. Einige dieser Horden hatten ziemlich große, ganz gedeckte Zelte, andere wieder nichts als eine Strohmatte, ein Tuch oder einige Häute über ein Paar Pfähle gespannt, das kaum die Köpfe der darunter Liegenden vor den brennenden Sonnenstrahlen schützte. Im Winter, wo die Kälte oft bis zum Frost steigt, haben sie dieselbe Wohnung und Kleidung wie im Sommer, — da soll auch große Sterblichkeit unter ihnen herrschen. Diese Menschen sehen wie Wilde aus und sind bloß in dunkelbraune Decken gekleidet. Die Männer haben davon ein Stück zwischen die Beine gezogen, ein anderes umgehangen, die Weiber sind ganz darin eingehüllt, die Kinder



gehen häufig bis in das zwölfte Jahr nackt. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkelbraun, das Gesicht ein wenig tätowirt, die Haare flechten sie, die Männer wie die Weiber, in vier Zöpfen, die an den Schläfen und am Hinterkopfe herab hängen. Die Waffen der Männer bestehen aus tüchtigen Knüttelstöcken, die Weiber schmücken sich gerne mit Glasperlen, Muscheln und farbigen Lappen und tragen große Nasenringe.

Sie sind alle in Stämme getheilt und stehen unter der Oberherrschaft der Psorte, an die sie einen Tribut erlegen; Gehorsam aber leisten sie nur ihren selbstgewählten Scheik's (Richtern oder Häuptlingen), deren manche vierzig bis fünfzig tausend Zelte unter ihrer Botmäßigkeit haben. Die Ackerbau treibenden Stämme bleiben ihren Wohnsitz getreu, die von Viehzucht lebenden nomadisiren.

Auf halbem Wege von Bassora nach Bagdad wird man der großen, hohen Gebirgskette Luristan's gewahr, bei reiner Atmosphäre soll man selbst ihre 10,000 Fuß hohen, stets mit Schnee bedeckten Kuppen sehen.

Jeder Schritt vorwärts führt an den Schauplätzen der großen Thaten Cambyses, Cyrus, Alexanders u. s. w. vorüber, jede Stelle des Bodens hegt geschichtliche Erinnerungen. Die Gegenden sind dieselben; aber was ist aus ihren Städten, aus ihren gewaltigen Reichen geworden? — Erdhügel, durch Schutt entstanden, verfallene Mauerwerke sind die Ueberreste der herrlichsten Städte, und wo einst fest geordnete, blühende Reiche bestanden, ziehen jetzt raubgierige Horden durch öde Steppen.

Die Ackerbau treibenden Araber sind selbst, besonders

zur Erntezeit, den Anfällen ihrer nomadisirenden Landsleute ausgesetzt. Um diesem Uebel so viel als möglich zu steuern, bringen sie ihre Ernte in kleine besetzte Stellen, deren ich zwischen Bassora und Bagdad sehr viele sah.

Wir fasten während der Reise mehrmals Holz, bei welcher Gelegenheit man sich ohne Furcht den Bewohnern nähern konnte, denen das gut bemannte und wohl bewaffnete Schiffsvolk Respekt einflößte. Mich lockten einst schöne Insekten tiefer in das Gesträuch, und da war ich augenblicklich von einem Schwarm Weiber und Kinder umringt, so daß ich es rathlicher fand, mich wieder in die Nähe des Schiffsvolkes zu begeben, — nicht daß jene mir etwas gethan hätten; aber sie fasten mich an, berührten meine Kleider, wollten meinen Strohhut aufsetzen, und diese trauliche Annäherung war mir ihrer ekelhaften Schmutzigkeit halber nicht sehr angenehm. Die Kinder sahen schrecklich verwahrloßt aus, viele waren mit Finnen und kleinen Geschwüren bedeckt, und Groß und Klein hatte die Hände beständig in den Haaren.

An den Orten, wo wir Halt machten, brachte man gewöhnlich Schafe und Gi (Butter) herbei, beides über alle Massen billig, — ein Schaf kostete höchstens fünf Kran \*). Die Schafe waren sehr groß und fett, hatten dicke lange Wolle und einen Fettschwanz von ungefähr 15 Zoll Länge und acht Zoll Breite. — Unsere Mannschaft hatte etne so treffliche Kost, wie ich noch auf keinem Schiffe gesehen habe. Was mir noch besser gefiel, war die gleichmäßige

---

\*) Ein Kran ist ungefähr 29 Kreuzer C. M.

Pfeiffers Reise, III. Thl.

gute Behandlung der Eingebornen, die den englischen Matrosen in nichts nachgesetzt wurden. Nirgend fand ich die Ordnung und Reinlichkeit größer als hier, — ein Beweis, daß Schläge und Prüfte nicht unumgänglich nöthig sind, wie man mir so oft versicherte.

In den Gegenden, wo Gesträuch und Gras den Boden bedekte, sahen wir manches Rudel Wildschweine, auch an Löwen soll es hier nicht fehlen, die besonders in der kälteren Jahreszeit von den Bergen kommen und Kühe und Schafe rauben. Menschen fallen sie höchst selten an. Ich war so glücklich, ein Löwenpaar zu sehen, dies aber leider in so großer Entfernung, daß ich nicht behaupten kann, ob sie jene in den Menagerien Europa's an Schönheit und Größe übertreffen. Unter den Vögeln waren die Pelikane so artig, uns schaaarenweise ihre Aufwartung zu machen.

21. Mai. Heute sahen wir die Ruinen des Palastes Rhuzew Anushirwan's zu Ktesiphon.

Ktesiphon war erst die Hauptstadt des parthischen, später des neu-persischen Reiches; sie wurde im sechsten Jahrhundert von den Arabern zerstört. Ihr beinahe gegenüber an dem rechten Ufer des Tigris lag Seleucia, eine der berühmtesten Städte Babyloniens, die in ihren blühenden Zeiten 600,000 Einwohner, meist Griechen, und eine freie, selbstständige Verfassung hatte.

Die Ruinen von Ktesiphon bekommt man zweimal zu Gesicht, von der Vorder- und später von der Rückseite, indem der Strom eine große Krümmung macht und einige Meilen zurückführt. Ich machte von Bagdad einen Ausflug dahin und behalte mir daher ihre Beschreibung vor.

Die alte Kalifenstadt zeigt sich von Ferne in wunderbarer Pracht und Größe, verliert aber leider in der Nähe. Die Minarats und Kuppeln, mit bunten Thonplatten eingelegt, schimmern im hellen Sonnenglanze, Paläste, Stadthore und Festungswerke umfassen in endloser Reihe die Ufer des gelbgefärbten, trüben Tigris, und Gärten mit Dattel- und andern Fruchtbäumen bedecken meilenweit das ebene Land.

Raum hatten wir die Anker ausgeworfen, als schon eine Menge Eingeborner das Schiff umringten. Sie bedienen sich ganz sonderbarer Fahrzeuge, die runden Körben gleichen, von starken Palmblättern geflochten und mit Asphalt überzogen sind. Sie werden „Guffer“ genannt, haben sechs Fuß im Durchmesser, drei Fuß in der Höhe, sind sehr sicher, schlagen nie um und fahren über die seichtesten Stellen. Ihre Erfindung gehört den ältesten Zeiten an.

Ich hatte einen Brief an den englischen Residenten, Herrn Rawlinson; da mir aber Herr Holland, der erste Offizier auf dem Schiffe, sein Haus anbot, zog ich dies der Anwesenheit einer Hausfrau wegen vor, — Herr Rawlinson war nicht verheirathet. Ich fand in Madame Holland eine sehr hübsche, liebenswürdige Frau (in Bagdad geboren), die, obwohl erst dreiundzwanzig Jahre alt, bereits vier Kinder hatte, von welchen das älteste acht Jahre zählte.

## Mesopotamien, Bagdad und Babylon.

**Bagdad.** Verhältniß der Gebäude. Klima. Fest bei dem englischen Konsul. Der Harem des Paichas von Bagdad. Ausflug nach den Ruinen von Ktesiphon. Der persische Prinz M-Hamud-Ali-Gulshirwan. Ausflug nach den Ruinen von Babylon. Abreise von Bagdad.

**Bagdad**, die Hauptstadt Assyriens und Babylonien's, wurde im achten Jahrhunderte unter dem Kalifen Abu-Jafar-Almansor gegründet. Hundert Jahre später unter Harun-al-Raschid, dem besten und aufgeklärtesten aller Kalifen war die Stadt auf ihrem Glanzpunkte; aber wieder hundert Jahre später wurde sie von den Türken zerstört. Im sechzehnten Jahrhunderte von den Persern erobert, blieb sie ein beständiger Zankapfel zwischen den Türken und den Persern, obwohl sie schon im siebenzehnten Jahrhunderte dem ottomanischen Reiche einverleibt wurde. Noch im achtzehnten Jahrhunderte suchte Nadir Schach sie den Türken zu entreißen.

Die jetzige Bevölkerung, ungefähr 60,000 Seelen, besteht zu drei Viertheilen aus Türken, das andere Viertel ist aus Juden, Persern, Armeniern, Arabern u. s. w.

zusammen gesetzt. Europäer leben hier nur fünfzig bis sechzig.

Die Stadt liegt zwar an beiden Seiten des Tigris, aber doch größtentheils an der Ostseite. Sie ist von Festungsmauern aus Ziegelfteinen umgeben, die von zahlreichen Thürmen unterbrochen werden; Mauern und Thürme sind aber schwach, schon etwas schadhaft und die darauf befindlichen Kanonen nicht im besten Zustande.

Das erste, was ich mir hier anschaffen mußte, war ein großes Einschlagentuch, *Isar* genannt, ein kleiner Fes (Finer) nebst einem Luche (Waschlo), das, um den Fes gewunden, einen kleinen Turban bildet; des aus Roßhaar gewobenen dichten, steifen Schildes aber, welches das Gesicht bedeckt, bediente ich mich nicht, da man darunter beinahe erstickt. Man kann sich keine unbequemere Tracht zum ausgehen für unser Geschlecht denken als die hiesige. Die *Isar* streift den Staub vom Boden auf, und es gehört einige Geschicklichkeit dazu, sie so zusammen zu halten, daß der ganze Körper eingeschlagen bleibt. Ich bedauerte die armen Weiber sehr, die oft noch gezwungen waren, ein Kind oder sonst etwas zu tragen, oder wohl gar die Wäsche am Flusse zu waschen. Von da kamen sie nie zurück, ohne von Wasser zu triefen. — Schon die kleinsten Mädchen kleiden sich hier so, wenn sie ausgehen.

In meinem orientalischen Anzuge, selbst ohne Bedeckung des Gesichtes, konnte ich ganz ungehindert herum gehen. Ich besah zuerst die Stadt, an der jedoch nicht viel zu sehen, da von den alten Kalifen = Gebäuden nichts mehr vorhanden ist. Die Häuser sind aus ungebrannten

und gebrannten Ziegeln erbaut und nur einen Stosß hoch, die Rückwände gehen alle nach den Gassen, selten daß man einen Ort mit eng vergitterten Fensterchen sieht. Nur jene Häuser, deren Facaden nach dem Tigris gehen, machen eine Ausnahme hiervon: sie haben ordentliche Fenster und sind mitunter recht hübsch. — Die Straßen fand ich nicht sehr breit und voll Schmutz und Staub. Die Schiffsbrücke, die über den Tigris, der hier 690 Fuß breit ist, führt, ist die erbärmlichste, die ich je gesehen. Die Bazar's sind sehr ausgedehnt. Der alte Bazar, ein Rest des ersten Baues von Bagdad, zeigt noch Spuren schöner Pfeiler und Arabesken, und der Chan Osman zeichnet sich durch ein schönes Portal und durch hohe Kuppelwölbungen aus. Die Hauptgänge sind so breit, daß ein Reiter und zwei Fußgänger neben einander Platz haben. Die Kaufleute und Handwerker sind hier wie überall im Oriente in Gassen oder Gängen eingetheilt. Die schönen Waarenlager findet man in Privathäusern oder in den Chans auf den Bazar's. Erbärmliche Kaffeebuden gibt es überall in Menge.

Der Palast des Pascha's, ein ausgedehntes, aber weder geschmackvolles noch kostbares Gebäude, ist nur von der Ferne vielversprechend. Moscheen gibt es wenige, und diese wenigen haben außer eingelegten Tonplatten nichts kostbares oder kunstvolles aufzuweisen.

Ich stieg, um Bagdad ganz überschauen zu können, mit großer Mühe auf die Außenseite einer der Wölbungen des Osman-Chans und war wahrhaft erstaunt über die Größe und hübsche Lage der Stadt. Wenn man sich in den engen, gleichförmigen Gassen einer orientalischen Stadt noch so viel herumtreibt, so kann man sich

nie eine Vorstellung von ihr machen, da eine Gasse der andern, und alle miteinander den Gängen eines Kerkers gleichen. Hier oben aber überblickte ich die ganze Stadt mit ihren unzähligen Häusern, von welchen viele in niedlichen Gärten liegen, ich sah tausend und tausend Terrassen zu meinen Füßen aufgedeckt und vor allem den schönen Strom, der sich an der fünf englische Meilen langen Stadt theilweise durch dunkle Frucht- und Palmenwäldchen fortwälzt.

Alle Bauten sind, wie schon bemerkt, von gebrannten und ungebrannten Ziegeln aufgeführt, deren die meisten, wie man behauptet, auf dem Euphrat von den Ruinen des nahen Babylon hieher gebracht wurden. — An den Festungswerken sieht man bei genauer Betrachtung noch Spuren des ersten Baues, — die Ziegel daran haben bei zwei Fuß im Durchmesser und gleichen schönen Steinplatten.

Die Häuser sind im Innern hübscher als von außen, haben reinliche, gepflasterte Höfe, viele Fenster u. s. w. Die Zimmer sind groß und hoch, allein bei weitem nicht so prachtvoll ausgestattet wie in Damascus. — Der Sommer ist hier so heiß, daß man dreimal des Tages den Wohnplatz ändert. Den frühen Morgen bringt man in den gewöhnlichen Zimmern zu, — gegen neun Uhr flüchtet man in die unterirdischen Gemächer, Sardab genannt, die gleich Kellern oft 15 bis 20 Fuß unter der Erde liegen, und verweilt hier den Tag über, — mit Sonnenuntergang zieht man auf die Terrassen, wo man Besuche empfängt, plaudert, Thee trinkt und sich bis in die Nacht hinein unterhält. Diese Zeit ist die angenehmste, da die



Abende kühl und erquickend sind, so daß man wie neu auflebt. Viele behaupten, die Mondnächte seien hier heller als bei uns, — ich fand dies nicht. — Auf den Terrassen wird geschlafen und zwar unter Moskito-Netzen, welche das ganze Bett umgeben. — Die Hitze steigt in den Zimmern unter Tages bis auf 30, in der Sonne bis auf 40—44 Grad; in den Sardabs erhebt sie sich selten über 25 Grad. Im Winter sind die Abende, Nächte und Morgen so kalt, daß man Kaminfeuer brennt.

Das hiesige Klima wird selbst von den Europäern für sehr gesund erkannt. Dessen ungeachtet kommt hier eine Krankheit vor, über die sich unsere weibliche Jugend gewaltig entsetzen würde, und die nicht nur den Eingebornen, sondern auch jeden Fremden trifft, wenn er einige Monate hier verweilt. Es ist dies ein häßliches Geschwür, das man Dattelzeichen oder Aleppo = Beule nennt.

Dieses Geschwür beginnt in der Größe eines Stednadelkopfes, breitet sich nach und nach zum Umfange eines Thalers aus und läßt tiefe Narben zurück. Gewöhnlich setzt es sich im Gesichte an, — man sieht unter hundert Gesichtern kaum eines ohne diese häßlichen Masern. Wer nur ein solches Zeichen im Gesichte trägt, kann noch von Glück sagen; ich sah viele mit zwei und drei dergleichen Zeichen. Auch die andern Theile des Körpers sind nicht befreit davon. Die Geschwüre kommen gewöhnlich mit der Reife der Datteln und man verliert sie erst im nächsten Jahre, wenn die Dattelernte abgemacht eintritt. Man bekommt diese Krankheit einmal im Leben; Kinder trifft sie meist im ersten Lebensjahre. Es

wird dagegen nichts gethan, da die Erfahrung gelehrt haben soll, daß keine Hülfe dafür ist; die Europäer haben das Impfen der Kinderpocken dagegen versucht, aber ohne Erfolg.

Dieses Uebel kommt in einigen Gegenden am Tigris vor; mehrere Meilen vom Flusse entfernt, ist keine Spur vorhanden. Man sollte daraus schließen, daß es von der Ausdünstung des Wassers oder des vom Wasser abgesetzten Schlammes herrührt; ersteres scheint jedoch nicht der Fall, denn das ganze Schiffspersonal des englischen Dampfers, das immer auf dem Schiffe sich befindet, bleibt verschont, während alle Europäer, die am Lande leben, davon befallen werden. Einer der letzteren bekam vierzig solcher Beulen, und er soll gelitten haben wie ein Märtyrer. Der französische Konsul, der sich mehrere Jahre hier aufhalten muß, nahm seine Frau nicht mit, um ihr Gesicht dieser unausweichbaren Zeichnung nicht auszusetzen. Ich war nur mehrere Wochen hier und bekam ebenfalls den kleinen Ansat einer Beule an der Hand, welche zwar auch thalergrößer wurde; doch drang sie nicht sehr tief ein und ließ keine bleibende Narbe zurück. Ich triumphirte sehr, so leicht durchgekommen zu sein; allein es sollte nicht so bleiben, — erst sechs Monate später, als ich mich schon in Europa befand, brach dieses Uebel der Art aus, daß ich mit dreizehn solcher Beulen bedeckt wurde und über acht Monate mit ihnen zu kämpfen hatte.

Am 24. Mai bekam ich von dem englischen Residenten, Herrn Rawlinson, eine Einladung zu einem großen Feste, welches er zu Ehren des Geburtstages seiner Königin gab. Zur Mittagstafel waren nur Europäer gezogen;

zur Abendgesellschaft aber hatten alle Honoratioren der Christenwelt, als: Armenier, Griechen u. s. w. Zutritt. Dieses Fest wurde auf den schönen Terrassen des Hauses abgehalten. Man wandelte da auf weichen Teppichen, elastische Divane luden den Ermüdeten zur Ruhe ein, und eine glänzende Beleuchtung der Terrassen, des Hofes und Gartens verbreitete wahren Tagesglanz. Erfrischungen der feinsten Art ließen den Europäer nicht gewahren, daß er so weit vom Heimatlande entfernt sei. Minder täuschend waren zwei Musikbänden, von welcher die eine europäische, die andere einheimische Stücke zum besten gab. Feuerwerke mit Leuchtkugeln und bengalischen Flammen kürzten die Zeit und ein reiches Mahl machte den Schluß.

Unter den Frauen und Mädchen gab es einige ausgezeichnete Schönheiten; alle aber hatten reizende Augen, in die kein junger Mann hätte ungestraft blicken dürfen. Die Kunst, die Augenbraunen und Augenlieder zu färben, thut hierbei wohl das meiste. Jedes Haar an den Augenbraunen, das am unrichtigen Orte zum Vorschein kommt, wird sorgfältig ausgezogen, und die fehlenden ersetzt man höchst künstlich durch den Pinsel. Hierdurch werden die schönsten Wölbungen hervorgebracht, und durch diese, wie durch die Färbung der Augenlieder die Schönheit und der Glanz des Auges ungemein gesteigert. — Die Sorgfalt für solche geschaffene Schönheiten erstreckt sich bis auf die gemeinste Magd.

Das schöne Geschlecht war nach türkisch-griechischer Sitte gekleidet: es trug weite seidene Weinkleider, die um den Knöchel zusammen gezogen waren, darüber lange, gold-

durchwirkte Oberkleider, deren Ärmel sich bis an die Ellbogen fest angeschlossen und von da aufgeschlitzt herab hingen. Die Blöße der Arme war durch die seidenen Hemdärmel gedeckt. Um die Mitte schmiegt sich handbreite, steife Bürtel, vorne mit faustgroßen, an den Seiten mit kleineren Knöpfen geziert, — die Knöpfe waren von Gold mit Email und getriebener Arbeit. — Gefasste Perlen, Edelsteine und Goldmünzen zierten Arme, Hals und Brust. Den Kopf bedeckte ein kleiner niedlicher Turban, der mit Goldketten oder Goldspitzen umwunden war, — viele dünne Haarflechten stahlen sich darunter hervor und hingen bis an die Hüften hinab. Leider hatten manche der Schönen den schlechten Geschmack, die Haare mit Henna zu färben, wodurch sie das glänzende Schwarz verloren und sich in ein häßliches Braunroth verwandelten.

So reizend dieser Frauenfranz anzusehen war, so langweilig wurde er mit der Zeit, denn regungslose Stille herrschte unter dem sonst so geschwätigen Geschlechte, und keines der lieblichen Gesichter drückte irgend eine Erregung oder Empfindung aus — Geist und Bildung, die Würze des Lebens, fehlten. Die eingebornen Mädchen lernen nichts; ihre Kenntnisse sind ausgebildet, wenn sie in ihrer Muttersprache (armenisch oder arabisch) lesen können, und dann bekommen sie außer einigen religiösen Büchern keine andere Lektüre in die Hand.

Lebhafter ging es bei einem Besuche her, den ich einige Tage später in des Paschas Harem machte. Da wurde so viel gelacht, geschwaßt und geschäkert, daß es mir beinahe zu arg wurde. Man hatte meinen Besuch erwartet, und die Frauen, fünfzehn an der Zahl, waren

kostbar gekleidet, auf dieselbe Art, die ich so eben beschrieben habe, nur mit dem Unterschiede, daß die Oberkleider (Kastane) kürzer und von durchsichtigerem Stoffe, und die Turbane mit Straußfedern geschmückt waren.

Von ausgezeichneten Schönheiten sah ich hier nichts; alle die Damen hatten nur schöne Augen, aber weder edle noch ausdrucksvolle Gesichtszüge.

Der Sommerharem, in welchem man mich empfing, war ein niedliches Gebäude neuester Zeit, nach europäischem Geschmacke mit hohen und regelmäßigen Fenstern. Es stand in einem kleinen Blumengarten, der von einem größeren Fruchtgarten umgeben war.

Als ich wohl über eine Stunde da zugebracht hatte, wurde ein Tisch gedeckt und rund herum Stühle gesetzt. Die erste Frau lud zur Mahlzeit ein, ging voran, setzte sich an den Tisch und wartete weiter nicht bis wir saßen, sondern langte unverzüglich mit den Händen in die verschiedenen Schüsseln und knetete sich ihre Lieblingsbissen zusammen. Auch ich mußte mit der Hand zulangen, da im ganzen Hause kein Besteck vorhanden war, — erst gegen das Ende der Mahlzeit brachte man mir einen großen goldenen Theelöffel.

Die Tafel war reich besetzt mit guten Fleischgerichten, mit verschiedenen Pilavs und mit einer Menge von Süßigkeiten und Früchten. Ich fand die Speisen alle köstlich; und eine darunter, die unsern Krapfen so nahe kam, daß ich sie beinahe für solche gehalten hätte.

Nachdem wir gegessen hatten, setzten sich jene Frauen zu Tische, die nicht mit uns zugleich Platz gefunden, und zu ihnen gesellten sich einige der ersten Dienerinnen;

nach ihnen kam die Reihe an die ganz geringen Sklavinnen, worunter einige recht häßliche Negerinnen; auch diese setzten sich an die Tafel und speisten was sie noch fanden.

Nach Beendigung der Mahlzeit wurde schwarzer Kaffee in kleinen Täßchen und Margileh herum gereicht. Die Täßchen saßen in kleinen goldenen Bechern, die mit Perlen und Türkisen reich verziert waren.

Die Frauen des Paschas zeichneten sich von ihren Dienerinnen und Sklavinnen nur durch Schmutz und Kleidung aus; im Benehmen fand ich keinen Unterschied. Die Dienerinnen setzten sich ohne Umstände auf die Divane, mischten sich ungerufen in jedes Gespräch, rauchten und tranken Kaffee gleich uns. Sklaven und Diener werden von den Eingebornen bei weitem besser und nachsichtiger behandelt als von den Europäern.

Sklaven halten hier nur die Türken.

So strenge Anstand und Sittlichkeit an allen öffentlichen Orten beobachtet wird, so sitten- und anstandslos geht es in den Harems und Bädern zu. — Ich schlich mich, während ein Theil der Frauen mit Rauchen und Kaffee trinken beschäftigt war, hinweg und ging in einige der Nebengemächer. In wenig Augenblicken hatte ich genug gesehen, um mit Abscheu und Mitleid gegen diese armen Geschöpfe erfüllt zu sein, die durch Müßiggang, durch Mangel an Kenntnissen und Moral so tief sinken, daß sie den Namen der Menschheit entweihen.

Nicht minder traurig machte mich der Besuch eines öffentlichen Frauenbades. Da waren Kinder vom zartesten Alter, Mädchen, Frauen und Matronen; die einen ließen sich Hände, Füße, Nägel, Augenbraunen, Haare

u. s. w. waschen und färben, die andern wurden mit Wasser begossen oder mit wohlriechenden Oelen und Salben eingerieben, dazwischen tollte die Jugend herum, und was das schlimmste war — ein großer Theil der Gesellschaft mußte wohl vermeinen im Paradiese zu sein, und zwar zur Zeit, wo des Apfels noch nicht gedacht wurde. Die hier geführten Gespräche sollen, was sich auch leicht denken läßt, dem Benehmen entsprechen. — Arme Jugend, wie sollst du Gefühl für Sittlichkeit bekommen, wenn du schon im zartesten Alter solchen Szenen und Unterhaltungen beizwohnst?! —

Von den Merkwürdigkeiten Bagdad's sah ich noch das Grabmonument der Königin Zobiedé, Lieblingsgemahlin des Kalifen Haroun-al-Radschid. Es ist interessant, weil es von den gewöhnlichen Monumenten der Mohamedaner sehr verschieden ist. Statt schöner Kuppeln und Minarets, erhebt sich ein sehr mittelmäßiger Thurm auf einem achteckigen kleinen Gebäude; der Thurm hat viel Aehnlichkeit mit jenen auf den Tempeln der Hindus. In dem Gemache stehen drei einfache gemauerte Grabmäler, in deren einem die Königin, in den andern Verwandte der königlichen Familie ruhen. Das Ganze ist von Ziegeln gebaut und war einst, wie noch Spuren zeigen, mit schönem Cement überkleidet, mit farbigen Thonplatten ausgelegt und mit Arabesken verziert.

Alle dergleichen Monumente sind dem Muselmanne heilig, — er kommt oft weit daher, seine Andacht vor ihnen zu verrichten. Nicht minder wünschenswerth ist es für ihn, in der Nähe eines solchen Monumentes einen

Grabesplatz zu erstehen, den er mit Stolz seinen Verwandten und Freunden zeigt. Auch hier, rund um das Gebäude, waren große Plätze mit Grabmälern bedeckt.

Bei der Rückkehr von diesem Monumente machte ich einen kleinen Umweg, um den zu Ruinen gewordenen Stadttheil zu sehen, den die letzte Pest verödete.

Herr Smoboda, ein Unger, entwarf mir bei dieser Gelegenheit ein schreckliches Bild von dem damaligen Zustande der Stadt. Er selbst hatte sich mit seiner Familie und einer Magd vollkommen abgesperrt, mit Lebensmitteln versehen und empfing von außen nichts als frisches Wasser. Die Thüren und Fenster verklebte er sorgfältig und niemand durfte auf die Terrasse oder überhaupt in die Luft.

Diesen Vorichtsmaßregeln hatte er es aber auch zu danken, daß er, seine ganze Familie und die Magd gesund blieben, während in den benachbarten Häusern ganze Familien ausstarben. Man konnte die vielen Todten gar nicht alle begraben, sie mußten verwesen, wo sie starben. — Nachdem die Seuche vorüber war, fanden sich die Wüsten-Araber ein, um zu stehlen und zu plündern. Sie hatten leichtes Spiel, denn ohne Widerstand drangen sie in die leeren Häuser oder überwältigten ohne Mühe die schwachen, übrig gebliebenen Menschen. — Auch Herr Smoboda mußte sich mit den Arabern abfinden und ihnen einen Tribut entrichten.

Ich war froh, von diesen düstern Plätzen weg zu kommen und wandte mich den freundlichen Gärten zu, deren es in und um Bagdad unzählige gibt.

Alle diese Gärten sind jedoch keine Kunstgärten,



sondern bestehen ganz einfach aus einem dichten Walde von Fruchtbäumen aller Gattungen (Dattel-, Apfel-, Aprikosen-, Pfirsich-, Feigen-, Maulbeer-Bäumen u. s. w.), der von einer Ziegelmauer umgeben ist. Es herrscht da weder Ordnung noch Reinlichkeit, es gibt weder Grabplätze noch Blumenbeete, nicht einmal ordentliche Wege, sondern nur viele Kanäle, da Regen und Thau durch künstliche Bewässerung ersetzt werden müssen.

Ich machte von Bagdad zwei größere Ausflüge, — einen nach den Ruinen von Ktesiphon, den andern nach den Ruinen von Babylon. Erstere sind achtzehn, letztere sechzig englische Meilen von Bagdad entfernt. Zu beiden Ausflügen gab mir Herr Rawlinson gute arabische Pferde und einen verlässlichen Diener.

Den Ritt nach Ktesiphon war ich, wenn ich nicht in der Wüste übernachten wollte, gezwungen, hin und zurück in einem Tage, und zwar von Sonnenauf- bis vor Sonnenuntergang zu machen, da in Bagdad, wie in allen türkischen Städten, nach Sonnenuntergang die Thore gesperrt und die Schlüssel dem Stadtkommandanten übergeben werden. Geöffnet werden sie mit Sonnenaufgang.

Meine sorgsame Hausfrau wollte mir eine ganze Menge Lebensmittel mitgeben; allein meine Regel auf Reisen ist, jeder Art des Ueberflusses zu entsagen. Wenn ich irgendwo Menschen zu finden weiß, nehme ich keine Gewaaren mit, denn wovon sie leben kann auch ich leben; mündet mir ihre Kost nicht, so fehlt mir der ächte Hunger, und da

heißt es denn so lange fasten, bis er so tüchtig wird, daß man jedes Gericht gut findet. Ich nahm nichts mit als meine lederne Wasserflasche, und auch diese war überflüssig, denn häufig kamen wir an Kanälen des Tigris und am Tigris selbst vorbei, obwohl der größte Theil des Weges durch die Wüste führte.

Auf halbem Wege setzten wir in einem großen Boote über den Fluß Dhyalah. Auf der andern Seite des Flusses in gemauerten Löchern hausen einige Familien, die von der Pachtung der Ueberfahrt leben. Ich war so glücklich, hier Brod und Buttermilch zu bekommen, woran ich mich labte. Man sieht nun schon die Ruinen von Ktesiphon, obschon sie noch neun Meilen entfernt sind. In drei und einer halben Stunde hatten wir die ganze Entfernung von Bagdad bis an die Ruinen zurückgelegt.

Ktesiphon hatte sich einst zu einer sehr mächtigen Stadt am Tigris erhoben, sie folgte Babylonia und Seleucia; im Sommer hielten sich Persiens Regenten zu Ecbatania, im Winter zu Ktesiphon auf. Jetzt bestehen die ganzen Ruinen nur mehr in einzelnen Bruchstücken von dem Palaste des Schach's Chosroes. Es sind dies: die kolossal gewölbte Thorhalle sammt dem Thore, ein Theil der Hauptfronte und einige Seitenwände, die aber alle so fest stehen, daß wohl noch nach Jahrhunderten sich Reisende daran werden erfreuen können. — Die Wölbung des Thores Lauf-Kobra ist die höchste aller bekannten Thormölbungen, — sie mißt neunzig Fuß, ist also um fünfzehn Fuß höher als die Hauptpforte zu Fattipore Sikri, nahe bei Agra, die von vielen als die höchste an-

geführt wird. Die Mauer oberhalb der Wölbung beträgt noch sechzehn Fuß.

An der Fassade des Palastes sind von oben bis unten kleine Nischen mit Bogen, Säulen, Linien u. s. w. ausgehauen; das Ganze schien mit feinem Cement überkleidet, in welchen man noch hie und da die schönsten Arabesken eingearbeitet sieht.

Diesen Ruinen gegenüber, am westlichen Ufer des Tigris, liegen wenige Mauerreste von Seleucia, der Hauptstadt Macedoniens.

An beiden Ufern sieht man ringsumher in weiten Kreisen niedrige Erdhügel, die alle in ganz geringer Tiefe Ziegel und Schutt enthalten.

Unfern der Ruinen des Palastes steht eine einfache Moschee, die das Grabmal Selamam-Bak's enthält. Dieser Selamam-Bak war ein Freund Mahomed's und wird daher als Heiliger verehrt. Man war hier nicht so tolerant, mich die Moschee betreten zu lassen, ich mußte mich begnügen durch die geöffnete Thür hinein zu sehen. Alles, was ich sah, war ein von Ziegeln aufgemauertes Grabmal, umgeben von einem hölzernen, grün angestrichenen Gitter.

Schon bei der Ankunft in den Ruinen hatte ich an dem Ufer des Tigris viele Zelte entdeckt, — meine Neugierde bewog mich, sie zu besichtigen, wobei ich alles eben so wie bei den Wüsten-Arabern fand; nur kamen mir die Menschen hier nicht so wild und roh vor, — ich hätte Tage und Nächte furchtlos unter ihnen zugebracht. Dies mochte wohl auch daher kommen, daß ich mich durch das öftere Sehen mehr an sie gewöhnt hatte.

Ein viel angenehmerer Besuch stand mir bevor. Während ich noch bei den schmutzigen Arabern verweilte, kam ein Perser heran, wies auf einige hübsche Zelte, die in geringer Entfernung von uns aufgeschlagen waren und richtete eine kurze Rede an mich. Mein Führer vermittelte mir, daß ein persischer Prinz in diesen Zelten wohne, und daß er mich durch diesen Abgesandten höflichst einladen ließe. Ich nahm die Einladung mit großem Vergnügen an, und wurde von dem Prinzen, der Al-Hanp-Ala-Guly-Mirza hieß, sehr freundlich empfangen.

Der Prinz, ein schöner junger Mann, und gab vor, französisch zu können; allein damit waren wir bald zu Ende, da seine Kenntniß nicht weiter reichte als: *Vous parlez français?* — Glücklicherweise war einer seiner Leute besser im englischen unterrichtet, und so ging unser Gespräch doch einigermaßen von statten.

Der Dolmetscher erklärte mir, daß der Prinz eigentlich in Bagdad wohne, aber der lästigen Hitze wegen hier im Freien auf einige Zeit seine Residenz aufgeschlagen habe. Er saß unter einem einfachen, offenen Zelte auf einem niederen Divan und seine Umgebung ruhte auf Teppichen. Er besaß zu meinem Erstaunen so viel Lebensart, mir einen Platz an seiner Seite auf dem Divan anzubieten. Unser Gespräch wurde bald sehr lebhaft, und seine Verwunderung, als ich ihm von meinen Reisen erzählte, stieg mit jedem Worte. — Während des Gespräches setzte man mir ein Nargileh von ganz vorzüglicher Schönheit vor: es war von himmelblauen Email in Gold, mit Perlen, Turkoisen und Edelsteinen besetzt, — ich machte aus Höflichkeit einige Züge daraus. — Man servirte auch

Kaffee und Thee, und zu Ende lud mich der Prinz zur Tafel ein. Ein weißes Tuch wurde auf den Boden gebreitet und große, flache Brode statt der Teller darauf gelegt, — nur bei mir machte man eine Ausnahme: ich bekam einen Teller und Gßbesteck. Die Speisen bestanden aus vielen Fleischgerichten, darunter ein ganzes Lamm sammt dem Kopfe, das gerade nicht sehr appetitlich aussah, ferner aus mehreren Pilav's und aus einem großen gebratenen Fische. Zwischen den Speisen standen Mäpfe mit dicker und verdünnter saurer Milch und mit Scherbet. In jedem Mäpfe lag ein großer Löffel. Das Lamm zerlegte ein Diener mit einem Messer und mit der Hand; er vertheilte die Portionen unter die Gäste, indem er jedem sein Theil auf den Brodteller legte. Geessen wurde mit der rechten Hand. Die meisten rissen kleine Stüchchen Fleisch oder Fisch ab, fuhren damit in einen der Pilavs, verkneteten sie zu einer Kugel und schoben sie in den Mund; manche aber aßen die fetten Fleischgerichte ohne Pilav, wobei ihnen das Fett über die Finger lief, die sie nach jedem gegessenen Bissen an dem Brode abwischten. Während des Essens genossen sie häufig von den Getränken, wobei sich alle desselben Löffels bedienten. Zu Ende der Mahlzeit ließ der Prinz, trotz des strengen Verbotes, Wein zu trinken, dennoch solchen herbei bringen (ich mußte zum Vorwande beinen), goß mir ein Gläschen ein und trank selbst zwei — eines auf mein, das andere auf der Seiningen Wohl.

Als ich ihm erzählte, daß ich nach Persien gehen wolle, und zwar nach Teheran, erbot er sich, einen Brief an seine Mutter zu schreiben, die sich am Hofe befände und

durch deren Protection ich daselbst eingeführt werden könne. Er schrieb auch sogleich, wobei er sich, in Ermangelung eines Tisches, der Kniee bediente, drückte seinen Siegelring darauf und gab ihn mir, bat mich aber dabei mit lächelnder Miene, ja vor seiner Mutter nichts davon zu erwähnen, daß er Wein getrunken habe.

Nach der Mahlzeit frug ich den Prinzen, ob es mir erlaubt sei, seiner Gemahlin einen Besuch abzustatten, — ich hatte nämlich erfahren, daß er eine seiner Frauen bei sich habe. — Meine Bitte wurde gewährt und man führte mich sogleich in ein naheß Gebäude, das einst eine kleine Moschee gewesen war.

Hier im kühlen, gewölbten Gemache empfing mich ein überaus schönes, junges Geschöpf. Von allen Frauen, die ich bisher in Haremß gesehen, war sie die schönste. Ihre Gestalt von mittlerer Größe hatte das herrlichste Ebenmaß, ihre Gesichtszüge waren edel und von wahrhaft antiker Form, und ihre großen Augen sahen mich schwermüthig an, — die Arme befand sich hier allein und hatte außer einer alten Dienerin und einer jungen Gazelle keine Gesellschaft. — Ihre Gesichtsfarbe, freilich nicht ganz Natur, war blendend weiß, ein zartes Roth überhauchte die Wangen. Nur die Augenbraunen waren durch die Kunst, meiner Meinung nach, sehr verunstaltet. Es deckte sie nämlich ein dunkelblauer zollbreiter Streif, der sich in zwei zusammenhängenden Wölbungen von einem Schläfe zum andern zog und dem Gesichte ein etwas finstres und sehr ungewöhnliches Aussehen gab. Die Haupthaare waren nicht gefärbt; dagegen waren aber Hände und Arme ein wenig tätowirt. Sie erklärte mir, daß

man diese häßliche Operation mit ihr schon als Kind vorgenommen habe, eine Sitte, die auch in Bagdad bei den Mohamedanerinnen häufig statt findet.

Die Tracht dieser Schönen war wie jene der Frauen in des Pascha's Harem; nur hatte sie statt des kleinen Turbans ein weißes Mußlintuch leicht um den Kopf geschlagen, das sie zugleich als Schleier über das Gesicht ziehen konnte.

Unsere Unterhaltung war eben nicht sehr lebhaft, da mir der Dolmetscher in dies Heiligthum nicht folgen durfte. Wir mußten uns daher mit der Zeichensprache und mit dem gegenseitigen Ansehen begnügen.

Nachdem ich zum Prinzen zurückgekehrt war, äußerte ich meine Verwunderung über die seltene Schönheit seiner jungen Gattin, und frug ihn, welches Land die Wiege dieses wahrhaften Engels gewesen sei. Er nannte das nördliche Persien und versicherte mir zugleich, seine übrigen Frauen, deren er vier in Bagdad und vier in Teheran bei seiner Mutter habe, überträfen diese noch bedeutend an Schönheit.

Als ich dem Prinzen Lebewohl sagen und heimkehren wollte, schlug er mir vor, noch ein wenig zu verweilen und persische Musik anzuhören.

Bald erschienen auch zwei Minstrels, von welchen der eine eine Art Mandoline mit fünf Saiten hatte; der andere war ein Sänger. Der Spieler präladirte recht artig, spielte nebst persischen auch europäische Melodien und handhabte sein Instrument sehr fertig. Der Sänger machte Rouladen und Gänge durch Kopf und Fisel ohne Ende. Leider war die Stimme weder ausgebildet noch

rein; doch gab es selten falsche Töne, und beide hielten guten Takt. Die persischen Stücke und Gesänge hatten ziemlichen Umfang in Tönen und Abwechslung in der Melodie, — ich hatte lange nichts ähnliches gehört.

Vor Sonnenuntergang war ich glücklich wieder heim gekommen, und weder der scharfe Ritt von sechsunddreißig Meilen, noch die fürchterliche Hitze, noch das Herumstreifen zu Fuß hatte mich sehr ermüdet. Schon zwei Tage darauf, am 30. Mai, Nachmittags fünf Uhr, begab ich mich auf den Weg nach den Ruinen der Stadt Babylon.

Der Distrikt, in welchem diese Ruinen liegen, heißt Irak-Arabi und ist das ehemalige Babylonien und Chaldäa.

Ich ritt denselben Abend noch zwanzig englische Meilen bis an den Chan Assad. Die Palmen und Fruchtbäume wurden bald seltener, das bebaute Land immer geringer, und die Wüste trat in den Vordergrund, alles tödtend, was Freude und Erquickung gewährt. Nur niedriges Kräuterwerk wurzelte hie und da, kaum hinreichend für das genügsame Kamehl; selbst dies hörte wenige Meilen vor Assad auf, und von da bis Hilla zeigte sich die Wüste ununterbrochen in ihrer traurigen und einförmigen Nacktheit. —

Wir kamen an dem Plage vorüber, wo einst die Stadt Borosippa stand und wo noch ein Pfeiler von dem Palaste Mourhivan's zu sehen sein soll; ich entdeckte ihn aber nirgends, obwohl die ganze Wüste offen vor mir da lag und ein heiterer Sonnenuntergang des Lichtes genug gewährte. Ich begnügte mich daher mit dem Plage und gedachte deshalb nicht mit minderer Begeisterung des großen



Alexander's, hier, auf dem letzten Schauplatz seiner Thaten, wo er gewarnt wurde, Babylon nicht wieder zu betreten.

Statt des Pfeilers sah ich die Ruinen eines großen und mehrerer kleinen Kanäle. Der große Kanal verbindet den Euphrat mit dem Tigris, und alle insgesammt dienten einst zur Bewässerung des Landes, sind aber jetzt im Verfall.

31. Mai. Noch nie hatte ich so zahlreiche Heerden Kamehle gesehen als heute, — es mochten wohl mehr als 7 bis 8000 Stück gewesen sein. Da die meisten beinahe leer gingen und nur wenige Zelte, Weiber oder Kinder trugen, so war dies wahrscheinlich die Wanderung eines Stammes nach neuen fruchtbaren Stellen. Unter dieser ungeheuern Zahl sah ich nur wenige Kamehle, die an Weiße dem Schnee zu vergleichen waren. Diese werden von den Arabern sehr hoch geschätzt, ja beinahe als höhere Wesen verehrt. Am fernen Horizont erschienen die hochbeinigen Thiere wie Gruppen kleiner Bäume; ich hielt sie auch anfänglich dafür und war freudig überrascht, in dieser endlosen Wüste auf einige Vegetation zu stoßen. Allein der Wald kam gleich jenem in Shakspeare's Macbeth auf uns zu, die Stämme entwirrten sich zu Füßen, die Kronen zu Köpern.

Auch eine Vogelgattung bekam ich heute zu sehen, die mir ganz fremd war. Die Vögel glichen an Farbe und Größe den kleinen, grünen Papageien, Peroquitos genannt; nur waren ihre Schnäbel etwas weniger krumm und dick. Sie wohnten wie die Erdmäuse in kleinen Erdlöchern. Ich sah sie haufenweise an zwei Orten in der

Wüste und zwar gerade an den ödesten, wo weit und breit keine Spur eines Grasshalmes zu entdecken war.

Gegen zehn Uhr Morgens hielten wir nur zwei Stunden im Chane Nasri an, da ich heute durchaus nach Hilla kommen wollte. — Die Hitze stieg bis über 45 Grad; aber noch unerträglicher als sie war ein glühender Wind, der uns unausgesetzt begleitete und ganze Wolken des heißen Sandes in das Gesicht jagte. — Auch heute kamen wir häufig an halbverschütteten Kanälen vorüber.

Die Chane auf diesem Wege gehören zu den schönsten und sichersten, die mir je vorgekommen sind. Sie gleichen von außen kleinen Festungen; ein hoher Thorweg führt in einen großen Hofraum, der rings herum mit breiten, schönen Hallen von dicken Ziegelmauern umgeben ist. In den Hallen reihen sich Nischen an Nischen, von welchen jede groß genug ist, drei auch vier Personen als Ruhestelle zu dienen. Vor den Nischen, doch ebenfalls unter den Hallen, sind die Plätze für das Vieh. Im Hofraume ist außerdem eine fünf Fuß hohe Terrasse aufgeführt, auf welcher man in den heißen Nächten schläft. Eben so gibt es im Hofe viele Ringe und Pflocke für die Thiere, damit auch sie die Nacht im Freien zubringen können.

Diese Chane sind für ganze Karavanenzüge berechnet, fassen bis zu fünfhundert Reisende sammt Thieren und Gepäck und werden von der Regierung, häufiger aber von reichen Leuten, erbaut, die sich dadurch eine Stufe ins Himmelreich zu erkaufen wäghen. Jedem Chan sind zehn bis zwölf Soldaten zur Bewachung beigegeben. Die Pforte wird Abends geschlossen. — Der Reisende hat für den Aufenthalt an dergleichen Orten nichts zu zahlen.

Außerhalb des Chanes oder auch oft in demselben halten sich meist einige arabische Familien auf, die das Geschäft der Wirths vertreten und die Reisenden mit Kamehlmilch, Brod, schwarzem Kaffee und manchmal sogar mit Kamehl- oder Ziegenfleisch versehen. — Ich fand die Kamehlmilch etwas schwer, das Fleisch aber so gut, daß ich es für Kuhfleisch aß und höchlich verwundert war, als mir mein Führer sagte, es sei Kamehlfleisch.

Wenn Reisende mit einem Firman (Empfehlungsschrift) eines Pascha's versehen sind, so müssen sie auf ihr Verlangen ein oder mehrere berittene Soldaten (die Soldaten in den Chanen haben alle Pferde) an gefährlichen Orten und zu gefährlichen Zeiten von einem Chan bis zum andern unentgeltlich begleiten. Ich hatte solch einen Firman bei mir und machte auch in der Nothzeit Gebrauch davon.

Zeitlich des Nachmittags näherten wir uns der Stadt Hilla, die jetzt einen Theil des Raumes einnimmt, der einst zu Babylon gehörte. Schöne Dattelpflanzungen verkündeten von ferne die bewohnte Gegend, verbargen uns aber den Anblick der Stadt.

Vier Meilen vor Hilla bogen wir rechts vom Wege ab und befanden uns bald zwischen ungeheuren Massen, zwischen Bergen von Mauerthutt und Ziegelhaufen. Diese Ruinen nennen die Araber Mujellibé. Der größte unter den Ziegel- und Schuttbergen hat einen Umfang von 2110 Fuß und eine Höhe von 141 Fuß.

Babylon war, wie bekannt, eine der größten Städte der Welt. Ueber ihren Gründer herrschen verschiedene Meinungen. Einige nennen Ninus, andere Belus,

andere Semiramis u. s. w. Man sagt, daß zu dem Vane der Stadt (ungefähr 2000 Jahre vor Christi Geburt) zwei Millionen Menschen und alle Architekten und Künstler des damals unermesslich großen syrischen Reiches berufen wurden. Die Stadtmauern sollen hundertfünfzig Fuß hoch und zwanzig Fuß breit gewesen sein. Zweihundertfünfzig Thürme vertheidigten die Stadt, hundert eiserne Thoreschlossen sie, und ihr Umfang soll an sechzig Meilen betragen haben. Durch den Euphrat wurde sie in zwei Theile getheilt. Auf jeder Seite stand ein herrlicher Palast, eine kunstvolle Brücke verband die beiden Paläste, und unter der Königin Semiramis wurde sogar ein Tunnel unter dem Strome gebaut. Die größten Merkwürdigkeiten aber waren der Tempel Belus und die hängenden Gärten. Drei kolossale Figuren von gediegenem Golde, Götter vorstellend, zierten des Tempels Thurm. Die hängenden Gärten (eines der sieben Weltwunder) schreibt man Nebukadnezar zu, der sie dem Wunsche seiner Gemahlin Amytis gemäß, erbauen ließ.

Sechshundertdreißig Jahre vor Chr. Geb. stand das babylonische Reich auf dem höchsten Punkte des Glanzes. In dieser Zeit wurde es von den Chaldäern erobert. Späterhin wechselte es die persische Oberherrschaft mit der osmanischen, tartarischen und anderen, bis es seit dem Jahre 1637 nach Chr. Geb. unter der osmanischen Regierung verblieb.

Kerres ließ den Tempel Belus oder Baal zerstören, Alexander der Große wollte ihn wieder herstellen lassen; allein da zehntausend Menschen zwei Monate

(andere sagen zwei Jahre) zu arbeiten gehabt hätten, bloß um den Schutt wegzuräumen, so unterließ er es.

Von den beiden Palästen soll der eine ein Kastell, der andere die Residenz der Könige gewesen sein. Leider sind die Ueberreste so zu Schutt verfallen, daß sie selbst dem Alterthumsforscher keinen Zeitfaden zu beweisbaren Folgerungen geben. Man vermuthet jedoch, daß die Ruinen von Mujellibé von dem Kastelle herrühren. — Eine englische Meile davon stößt man auf einen ähnlichen großen Ruinenhaufen, El-Kasr. Hier soll nach einigen der Tempel Baal, nach anderen der königliche Palast gestanden haben. Man sieht noch massive Bruchstücke von Wänden und Pfeilern, und in einer Vertiefung einen Löwen von dunkelgrauem Granit in solcher Größe, daß ich ihn von ferne für einen Elephanten hielt. Er ist sehr beschädigt und nach dem noch bestehenden zu urtheilen scheint er gerade nicht aus der Hand eines großen Künstlers hervorgegangen zu sein.

Von merkwürdiger Härte ist der Mörtel, — eher brechen die Ziegel, als daß man sie von selbstem lösen kann. Die Ziegel alle der Ruinen sind theils gelblich, theils röthlich, einen Fuß lang, beinahe eben so breit und drei einen halben Zoll dick.

In den Ruinen von El-Kasr steht ein einzelner, verwaister Baum, der zum Geschlechte der Nadelhölzer gehört, die in dieser Gegend ganz unbekannt sind. Die Araber nennen ihn Athalé und halten ihn für heilig. Bei Buschir soll es solcher Exemplare mehrere geben, — dort heißt er Gaz oder Guz.

Manche Schriftsteller sehen in diesem Baume ganz

außerordentliches, ja sie gehen so weit, ihn von den Zeiten der hängenden Gärten herzuleiten, wollen schmerzlich melancholische Töne vernehmen, wenn der Wind sein loses Spiel in den Zweigen treibt u. s. w. Bei Gott ist zwar alles möglich; daß aber dieses halbverkrüppelte Bäumchen, das sich kaum zu einer Höhe von achtzehn Fuß erhebt, und dessen elender Stamm höchstens neun Zoll im Durchmesser hat, dreitausend volle Jahre zählen soll, scheint mir doch etwas gar zu unwahrscheinlich!! —

Die Umgebung von Babylon soll einst so blühend und fruchtbar gewesen sein, daß man sie das Paradies von Chaldäa nannte. Auch diese Fruchtbarkeit ging mit den Gebäuden zu Grunde.

Als ich alles genau besehen hatte, ritt ich noch bis Hilla, jenseits des Euphrat. Ueber den Strom, der hier vierhundertdreißig Fuß breit ist, führt eine der elendsten Schiffbrücken von sechsundvierzig Booten. Von einem Boote zum andern sind Bretter und Stämme gelegt, die sich bei jedem Schritte auf- und niederwärts bewegen, kein Geländer ist zur Seite und der Raum so bemessen, daß sich zwei Reiter kaum ausweichen können. Die Ansichten längs des Flusses sind sehr reizend, die Vegetation fand ich hier noch reich, und einige Moscheen und hübsche Gebäude bringen Leben in die blühende Landschaft.

In Hilla nahm mich ein reicher Araber auf. Da sich die Sonne schon mächtig dem Untergange nahte, wies man mir statt eines Zimmers eine herrliche Terrasse an. Man sandte mir zum Abendimbiße einen köstlichen Pilaw, gebratenes Lammfleisch und gedünstetes Gemüse, zum Getränke Wasser und saure Milch.

Die Terrassen hier waren mit keiner Mauer umgeben, eine Sache, die mir sehr erwünscht kam, da sie mir Gelegenheit bot, das Leben und Treiben meiner Nachbarteute zu beobachten.

In den Hofräumen sah ich die Weiber beschäftigt, Brod zu backen, und zwar auf dieselbe Art wie jene in Bandr-Abas. Die Männer und Kinder breiteten unterdessen Strohmatte auf den Terrassen aus und brachten Schüsseln mit Pilaw, Gemüse oder sonstigen Gerichten herbei. Als dann die Brode fertig waren, ging es zur Mahlzeit. Die Weiber setzten sich ebenfalls hinzu, und ich meinte schon, daß die hiesigen Araber in der Bildung so weit vorgeschritten wären, meinem Geschlechte den Platz am Tische zu gönnen. Da sah ich leider die armen Weiber nicht nach den Schüsseln langen, sondern Strohstäbe ergreifen, um von den Häuptern ihrer Gebieter die lästigen Fliegen abzuwehren. Sie mögen ihr Mahl wohl später im Innern des Hauses gehalten haben, denn weder im Hofraume, noch auf der Terrasse sah ich sie essen. Zur Ruhe begab sich alles auf die Terrasse. Männer und Weiber hüllten sich bis über den Kopf in Decken ein, und weder die einen noch die andern legten ein Stück ihrer Kleidung ab.

1. Juni. Ich hatte für heute Morgen zwei frische Pferde und zur Bedeckung zwei Araber bestellt, um mit einiger Sicherheit nach den Ruinen des Birs-Ninrod gehen zu können. Diese Ruine liegt sechs englische Meilen von Hilla in der Wüste oder Ebene Schinar, nahe am Euphrat, auf einem von Ziegeln erbauten, 265 Fuß hohen Hügel, und besteht aus dem Bruchstücke einer

Mauer, das 28 Fuß lang, an einer Seite dreißig, an der andern fünfunddreißig Fuß hoch ist. Die meisten Ziegel davon sind mit Inschriften bedeckt. Neben dieser Mauer liegen mehrere große, schwärzliche Blöcke, die man für Lava halten könnte und nur bei näherer Beschauung als Reste von Mauerwerken erkennt. Man vermutet, daß nur Blöcke eine solche Verwandlung hervorbringen konnten.

Auch über diese Ruinen ist man nicht einig. Einige behaupten, daß sie vom babylonischen Thurmbau, andere, daß sie vom Tempel Baal herrühren.

Von der Spitze des Hügels hat man eine unbeschränkte Uebersicht über die Wüste, über die Stadt Hilla mit ihren reizenden Palmengärten und über zahllose Hügel von Schutt und Ziegelwerk.

In der Nähe dieser Ruinen steht ein unbedeutendes, mohamedanisches Bethaus, wie man sagt, an derselben Stelle, wo, dem alten Testamente zu Folge, die drei Jünglinge in den Feueröfen geworfen wurden, weil sie kein Gözenbild anbeten wollten.

Nachmittags war ich wieder in Hilla. Ich besah die Stadt, die an 26,000 Einwohner haben soll, und fand sie gebaut wie alle orientalischen Städte. Vor dem Kerbela Thore ist die kleine Moschee Esshems zu sehen, welche die Reste des Propheten Josua enthält. Sie gleicht ganz dem Grabmonumente der Königin Zobia bei Bagdad.

Gegen Abend stattete mir die Familie meines gefälligen Wirthes in Gesellschaft anderer Weiber und Kinder, einen Besuch ab. Ihr natürlicher Verstand hatte sie abgehalten, mich am Tage meiner Ankunft zu besuchen, wo sie mich vom weiten Ritte ermüdet wußten. Gerne hätte



ich ihnen auch heute den Besuch geschenkt, denn die Araber, reich oder arm, haben wenig Begriffe von Reinlichkeit. Dazu wollte man mir die kleinen, ganz besudelten Kinder auf den Schooß oder auf den Arm geben, und ich wußte gar nicht, wie mich anstellen, um diesem Vergnügen zu entkommen. Viele von ihnen waren mit den Aleppo-Beulen behaftet und andern fehlte es nicht an bösen Augen- und Haut-Krankheiten. Nachdem die Weiber und Kinder mich verlassen hatten, kam mein Hauswirth. Dieser war wenigstens reinlich gekleidet und benahm sich mit mehr Lebensart.

Am 2. Juni verließ ich mit Sonnenaufgang die Stadt Hilla und ritt ohne Unterbrechung bis nach dem Chan Scandaria (sechzehn Meilen), wo ich einige Stunden anhielt, und ging denselben Tag noch nach Bir-Yanus (abermals bei sechzehn Meilen). Um ein Uhr nach Mitternacht brach ich wieder auf und nahm einen Soldaten zur Begleitung mit. Kaum waren wir vier bis fünf Meilen vom Chan entfernt, so vernahmen wir einen höchst verdächtigen Lärm. Wir hielten an und der Diener bedeutete mir, mich sehr ruhig zu verhalten, damit unsere Anwesenheit nicht verrathen werde. Der Soldat stieg vom Pferde und froch mehr als er ging im Sande der gefährlichen Gegend zu, um zu recognosciren. Meine Ermüdung war so groß, daß ich, obwohl allein in finsterner Nacht in der schauerlichen Wüste, dennoch anfang, auf dem Pferde einzuschlummern und erst erwachte, als der Soldat mit einem Freudenrufe zurückkehrte und uns erzählte, daß er auf keine Räuber, sondern auf einen Scheiß gestoßen sei, der in Begleitung seines Gefolges nach Bagdad ging.

Wir gaben unsern Pferden die Sporen, jagten dem Zuge nach und schlossen uns demselben an. Der Häuptling begrüßte mich, indem er mit der Hand über die Stirne nach seiner Brust fuhr, und überreichte mir zum Zeichen des Wohlwollens seine Waffe, einen Kolben mit einem eisernen Knopfe, der mit vielen Spitzen versehen war und vollkommen einem sogenannten Morgenstern glich. Eine solche Waffe darf nur ein Scheik tragen.

Bis Sonnenaufgang blieb ich in des Scheik's Gesellschaft; dann aber trieb ich mein Pferd an, und um acht Uhr früh saß ich schon wieder in meinem Zimmer zu Bagdad, nachdem ich in der kurzen Zeit von drei und einem halben Tag 132 englische Meilen geritten und viel herumgegangen war. Man rechnet von Bagdad nach Hilla sechszig Meilen und von Hilla nach Birs-Nimrod sechs Meilen.

Ich hatte nun alles in und um Bagdad gesehen und wollte meine Weiterreise nach Ispahan antreten. Da sandte mir der persische Prinz Al-Hany-Ala-Guly-Mirza die Post, er habe aus seinem Vaterlande sehr böse Nachrichten erhalten, der Gouverneur von Ispahan sei ermordet worden und die ganze Provinz befinde sich in Aufstand. Von hier war daher der Eingang nach Persien nicht möglich. Ich faßte nun den Entschluß, vorläufig nach Mossul zu gehen und dort nach den Umständen die fernere Bahn meiner Reise zu bestimmen.

Bevor ich Bagdad verlasse, muß ich noch erwähnen, daß ich mich Anfangs sehr vor Skorpionen fürchtete, indem ich gehört und gelesen hatte, daß es deren hier sehr viele gäbe; allein weder in den Sardabs noch auf den Terrassen kam je einer zum Vorschein, und während

meines vierwöchentlichen Aufenthaltes wurde nur einmal im Hofe ein Exemplar gefunden. — Ich bemerkte vorsätzlich jede noch so kleine Begebenheit, um dadurch den übertriebenen Erzählungen und Berichten die Waage zu halten.

---

## Mossul und Ninive.

Karavanan-Reise durch die Wüste. Ankunft in Mossul. Sehenswürdigkeiten. Ausflug nach den Ruinen Ninive's und dem Dorfe Nebi-junis. Zweiter Ausflug nach den Ruinen Ninive's Tel-Nimrod. Die arabischen Pferde. Abreise von Mossul.

Um sicher und ohne große Kosten die Reise von Bagdad nach Mossul zu machen, muß man sich einer Karavane anschließen. Ich ersuchte Herrn Swoboda, mich an einen sichereren Karavananführer zu weisen. Man rath mir zwar ab, mich allein unter die Araber zu begeben und meinte, ich solle wenigstens einen Diener mitnehmen; allein bei meinen beschränkten Reisemitteln wäre mir diese Ausgabe zu hoch gekommen. Ueberdies kannte ich die Leute schon so ziemlich und wußte aus Erfahrung, daß man ihnen trauen kann.

Am 14. Juni sollte eine Karavane abgehen; aber die Karavananführer geben, wie die Schiffskapitäne, immer einige Tage zu, und so wurde aus dem 14. der 17. Juni.

Die Entfernung von Bagdad nach Mossul beträgt dreihundert englische Meilen, die man in zwölf bis vierzehn Tagen zurücklegt. Man reist zu Pferde oder auf

Maultkieren und in der heißen Jahreszeit während der Nacht.

Ich hatte für mich und mein kleines Gepäck ein Maultkier gemietet, für welches ich den geringen Preis von fünfzehn Kran (7 fl. 30 kr.) zahlte, und dabei weder für Futter noch sonst etwas zu sorgen hatte.

Um fünf Uhr Abends mußten alle, die mit der Karavane gingen, vor dem Stadthore in der Kavanferei versammelt sein. Herr Swoboda begleitete mich dahin, empfahl mich noch besonders dem Karavanenführer und versprach ihm in meinem Namen einen guten Bakschisch (Trinkgeld), wenn er mir während der Reise einige Sorgfalt widmen würde.

So begab ich mich denn auf eine vierzehntägige Reise durch Wüsten und Steppen, auf eine Reise voll Beschwerden und Gefahren, ohne alle Bequemlichkeit, ohne allen Schutz und Schirm. Ich reiste wie der ärmste Araber und mußte, wie er, gefast sein, die glühendste Sonne auszuhalten, nichts als Brod und Wasser, höchstens eine Hand voll Datteln oder einige Gurken zu genießen, und den heißen Erdboden zur Schlafstätte zu haben.

Ich hatte mir in Bagdad ein kleines Register arabischer Worte aufgeschrieben, um doch wenigstens das nöthigste verlangen zu können. Geläufiger als die Worte war mir die Zeichensprache, und durch sie und die wenigen Worte brachte ich mich überall ganz herrlich durch. Die Zeichensprache wurde mir in der Folge so zur Gewohnheit, daß ich an Orten, wo ich mich einer mir geläufigen Sprache bedienen konnte, auf meine Hände Acht haben mußte, um sie nicht mitsprechen zu lassen.

Während ich mich von Herrn Smoboda verabschiedete, hatte man schon mein Kofferchen und einen Korb mit Brod und andern Kleinigkeiten in zwei Säcke gegeben, die dem Thiere über den Rücken gehängt wurden. Mein Mantel und Polster bildete einen weichen, bequemen Sitz, und somit war alles in bester Ordnung, — nur das Hinaufklettern ging etwas schwer, da es keine Steighügel gab.

Unsere Karavane war klein. Sie zählte nur sechsundzwanzig Thiere, von welchen die meisten Waaren trugen, und zwölf Araber, deren fünf zu Fuß gingen. Ein Pferd oder Maulthier trägt zwei bis drei und einen halben Centner, je nach Beschaffenheit des Weges.

Um sechs Uhr zogen wir fort. Einige Meilen außerhalb der Stadt schlossen sich noch mehrere Reisende an, meistens Krämer mit beladenen Thieren, so daß sich unser Zug nach und nach auf sechzig Stücke belief. Die Zahl wechselte aber jeden Abend, da stets einige zurückblieben oder andere hinzukamen. Oft hatten wir in unserer Karavane ein wahres Geßindel, vor dem ich mich mehr fürchtete als vor den Räubern. Es soll auch nicht unter die seltenen Fälle gehören, daß sich Diebe anschließen, um gelegentlich ihr Handwerk in Ausübung zu bringen.

Von dem Schutze einer solchen Karavane würde ich mir überhaupt nicht viel versprechen, da die mitziehenden Leute meist Krämer, Pilger u. s. w. sind, die wohl nie in ihrem Leben ein Schwert aus der Scheide gezogen oder ein Gewehr abgefeuert haben. Einige Duzend gut bewaffneter Räuber könnten es sicher mit einer Karavane von hundert Köpfen aufnehmen.

Wir ritten in der ersten Nacht zehn Stunden bis Jengitsché. Die Gegend war flach und wüst, ohne bebaute Felder, ohne Hütten und Menschen. Einige Meilen außerhalb Bagdad war die Kultur wie abgeschnitten, und erst bei Jengitsché sahen wir Stoppelfelder und Palmen, welche zeigten, daß der Fleiß des Menschen der Natur überall etwas abzurufen vermag.

Die Karavanenreisen sind sehr ermüdend: man geht zwar immer im Schritte, aber unausgesetzt neun, auch bis zwölf Stunden. Dabei ist man des Schlafes bei Nacht beraubt, und den Tag über liegt man unter freiem Himmel, wo die große Hitze, mitunter die lästigen Fliegen und Mosquitos das Nachholen der versäumten Ruhe beinahe unmöglich machen.

18. Juni. Wir fanden in Jengitsché einen Chan, der aber an Schönheit und Reinlichkeit bei weitem nicht jenen auf dem Wege nach Babylon gleich, — das Beste war seine Lage am Tigris.

Den Chan umgab ein kleines Dörfchen, in das mich der Hunger trieb. Ich ging von Hütte zu Hütte und eroberte glücklich etwas Milch und drei Eier. Letztere legte ich gleich in die heiße Asche, packte dann alles zusammen, füllte am Tigris meine lederne Flasche und kehrte so belastet stolz zu meinem Chan zurück. Die Eier verspeiste ich gleich, die Milch sparte ich für den Abend. Ich fühlte mich bei meiner so schwer erkämpften Mahlzeit gewiß glücklicher und zufriedener als manche an der best besetzten Tafel.

Bei meinem Streifzuge durch das Dorf sah ich, daß dieses früher groß gewesen sein mochte: viele verfallene

Häuser und Hütten bewiesen es. Auch hier hatte die letzte Pest den größten Theil der Einwohner dahingerafft. Jetzt gab es nur wenige, und zwar sehr arme Familien.

Ich sah hier eine neue Art, Butter zu machen: der Rahm oder die dicke Milch wurde in einen ledernen Schlauch geschüttet und dieser auf dem Boden so lange hin und her gerüttelt, bis sich die Substanz der Milch zusammenballte. Die Butter, welche weiß wie Schnee war, und die ich, wenn sie nicht vor meinen Augen gemacht worden wäre, für Schweinefett gehalten hätte, wurde dann zur Aufbewahrung in einen anderen mit Wasser gefüllten Schlauch gegeben.

Diesen Abend setzten wir uns erst um zehn Uhr in Bewegung und ritten elf Stunden unausgesetzt bis Uesi. Die Gegend war minder öde als jene von Bagdad nach Jengitsché. Wir sahen zwar keine Ortschaften am Wege; allein Hundegebell und kleine Palmenaruppen ließen uns solche in der Nähe vermuthen. Bei Sonnenaufgang erfreute uns der Anblick einer niedrigen Gebirgskette, und kleine Hügelreihen unterbrachen zeitweise die langweilige Ebene.

19. Juni. Gestern war ich mit dem Chan zu Jengitsché nicht ganz zufrieden gewesen, heute hätte ich Gott für einen noch viel schlechteren gedankt, da wir doch einigermaßen Schutz vor den unbarmhertzigen Sonnenstrahlen gehabt hätten; so aber wurde unser Lager auf Stoppelfeldern, weit entfernt von menschlichen Wohnungen, aufgeschlagen. Ein Karavanenführer legte zwar eine kleine Decke über ein Paar eingeschlagene Stöckchen und suchte mir dadurch wenigstens einigen Schatten zu bereiten; der



Platz war aber so klein und das kunstvolle Zelt so schwach, daß ich mich stets in sitzender Stellung ruhig verhalten mußte, um es nicht durch die leiseste Berührung zum Einsturze zu bringen. Wie beneidete ich die Missionäre und Naturforscher, die ihre beschwerlichen Reisen mit Packpferden, Zelten, Lebensmitteln und Dienern unternehmen, — und später erst, als die Hitze immer höher bis über vierzig Grad stieg, ich mich laben wollte und nichts hatte als lauwarmes Wasser, hartes Brod, das ich in's Wasser tauchen mußte, um es genießbar zu machen, und eine Gurke ohne Salz und Essig!! Doch Muth und Ausdauer verließen mich nicht, so daß ich es nie auch nur einen Augenblick bereute, mich diesen Beschwerden ausgesetzt zu haben.

Abends um acht Uhr wurde aufgebrochen, um vier Uhr Morgens zu Deli-Abas Halt gemacht. Die niedere Gebirgskette blieb uns zur Seite. Von Deli-Abas überschritten wir den Fluß Hassel auf einer gemauerten Brücke.

20. Juni. Hier fanden wir zwar einen Chan; er war aber so zerstückt, daß wir außer demselben kampiren mußten, da bei solchen Ruinen Schlangen und Skorpionen zu fürchten sind. In der Nähe des Chans lagen einige Dugend schmutziger Araber-Zelte. Der Wunsch nach etwas mehr als Brod und Gurken oder alten, halbverdorbenen Datteln überwand den Ekel, und ich kroch in mehrere dieser Behausungen. Die Bewohner boten mir Buttermilch und Brod an. Außerdem besaßen sie Hühner, die mit ihren Jungen in den Zelten umherspazierten und emsig nach Nahrung suchten. Gerne hätte ich eines der letzteren erhandelt; aber ich war nicht aufgelegt, es selbst zu töten

und zu bereiten, und begnügte mich mit Buttermilch und Brod.

In diesen Gegenden wuchsen Blumen (die wildwachsende Fenchel), die mich an mein liebes Vaterland erinnerten. In meiner Heimat würdigte ich sie kaum eines Blickes, während sie mir hier eine überaus freudige Erscheinung waren. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß mein Auge beim Anblicke dieser Blume feucht wurde, daß ich mich über sie beugte und sie wie geliebte Freundinnen begrüßte.

Heute brachen wir schon um fünf Uhr Abends auf, da wir die gefährlichste Station der Reise vor uns hatten und sie vor Anbruch der tiefen Nacht zurücklegen wollten. Die ewig flache Sandwüste änderte einigermassen ihren Charakter. Harter Ries klirrte unter den Hufen der Thiere, und Felschichten und Felsbügel wechselten mit Erderhöhungen. Viele der ersteren waren ausgewaschen, andere aufgeschwemmt und übereinander gesetzt. Hätte die Strecke nur fünf bis sechshundert Fuß betragen, so würde ich sie unfehlbar für ein ehemaliges Strombeet gehalten haben; so aber glich sie einer vom Meere verlassenen Gegend. An mehreren Stellen hatten sich salzige Substanzen angelegt, deren zarte Krystalle noch hin und wieder im schwindenden Sonnenlichte aufblitzten.

Diese Strecke, deren Länge über fünf Meilen beträgt, ist gefährlich, weil die Hügel und Felsen den Räubern zum willkommenen Hinterhalte dienen. Unsere Führer trieben die armen Thiere beständig an. Sie mußten über Hügel und Gestein eiliger ziehen als sonst in der bequemsten

Ebene. Wir kamen glücklich vor Einbruch der tiefen Finsterniß hindurch und setzten dann mit mehr Ruhe unsere Reise fort.

21. Juni. Gegen ein Uhr Morgens zogen wir an dem Städtchen Karatappa vorüber, von dem wir aber nur einige Mauern sahen. Eine Meile davon entfernt schlugen wir unser Lager auf, und zwar abermals auf Stoppelfeldern. Hier nahmen die unübersehbaren Wüsten und Ebenen ein Ende, und ein mehr angebautes, häufig von Hügeln durchzogenes Land begann.

Am 22. Juni lagerten wir in der Nähe des Städtchens Küferi.

Von allen türkischen Städtchen ist nichts zu sagen, da sie sich an Erbärmlichkeit so vollkommen gleichen, daß man froh ist, keines betreten zu dürfen. Die Wassen sind schmutzig, die Häuser von Lehm oder ungebrannten Ziegeln, die Bethäuser unbedeutend, jämmerliche Buden mit gemeinen Artikeln bilden die Bazare, und das Volk, schmutzig und ekelhaft, ist von ziemlich brauner Farbe. Die Weiber erhöhen ihre natürliche Häßlichkeit noch dadurch, daß sie Haare und Nägel mit Henne rothbraun färben, Arme und Hände tätowiren. Mit fünfundzwanzig Jahren sehen sie schon ganz verblüht aus.

Am 23. Juni hielten wir unweit des Städtchens Dus unser Tageslager.

In diesem Neste stiegen wir die niedern Eingänge der Häuser auf: sie hatten kaum drei Fuß Höhe, so daß die Leute mehr hinein kriechen als gehen mußten.

Am 24. Juni stationirten wir am Städtchen Dnug. Hier sah ich ein Monument, das jenem der Königin

Zobeide in Bagdad glück. Ich konnte nicht erfahren, welcher großer oder heiliger Mann darunter begraben liegt.

25. Juni. Heute Morgens vier Uhr kamen wir in der Heimat unseres Karavanenführers, einem Dörfchen, eine Meile von dem Städtchen Kerku entfernt, an. Sein Häuschen lag, nebst einigen andern, in einem großen, schmutzigen Hofe, der von einer Mauer umgeben war und nur einen einzigen Eingang hatte. Dieser Hof glück einem förmlichen Lager: sämtliche Einwohner schliefen in demselben, und außerdem fehlte es nicht an Maulthieren, Pferden und Eseln. Unsere Thiere begaben sich sogleich an ihre Pfähle und trabten an den Schlafenden so nahe vorbei, daß mir für deren Sicherheit ganz bange wurde; allein die Thiere sind vorsichtig, und die Menschen wissen das und bleiben ganz ruhig liegen.

Mein Araber war drei Wochen abwesend gewesen und kehrte auch jetzt nur auf kurze Zeit heim; dennoch stand, außer einem alten Mütterchen, niemand der Seinigen auf, ihn zu begrüßen. Selbst zwischen der Alten, die ich für des Arabers Mutter hielt, und ihm wurde kein Wort des Willkommens gewechselt. Sie trippelte nur hin und her, half aber nicht und hätte so gut liegen bleiben können wie die anderen.

Das Haus des Arabers bestand aus einem einzigen großen und hohen Gemache, das durch zwei Mittelwände, die aber nicht ganz an die Vorderwand reichten, in drei Theile getheilt war. Jede dieser Abtheilungen hatte bei dreißig Fuß in der Länge, bei neun Fuß in der Breite und diente einer Familie als Wohnung. Das Licht fiel durch die gemeinschaftliche Eingangsthüre und durch zwei

Löcher, die vorne in der Höhe angebracht waren. — Mir ward in einer dieser Abtheilungen ein Plätzchen zugetheilt, wo ich während des Tages verweilen konnte.

Mein erstes Studium war auf die Verhältnisse der Familie gerichtet. Ich wollte die Grade der Verwandtschaft errathen. Anfänglich hielt dies sehr schwer, da nur für die ganz kleinen Kinder alle Neigung und Liebe sich äußerte. Diese schienen wie ein Gemeingut zu sein. Endlich brachte ich aber doch heraus, daß in dem Hause drei verwandte Familien wohnten, der Stammvater, ein verheiratheter Sohn und eine verheirathete Tochter.

Der Alte, ein schöner kräftiger Greis von sechzig Jahren, war der Vater meines Führers. Dies Verhältniß hatte ich schon unterwegs entdeckt, da der Alte mit in unserem Zuge gewesen war. Der Alte, ein entschlossener Jäger, stritt über jede Kleinigkeit, der Sohn widersprach selten und gelassen und that jederzeit, was der Vater wünschte. Die Karavanenthiere gehörten beiden gemeinschaftlich und wurden, außer von ihnen, noch von einem fünfzehnjährigen Enkel und von einigen Knechten geführt. In dem Hause angekommen, sah der Alte wenig nach den Thieren, sondern er pflegte der Ruhe und befahl nur. — Man sah es ihm recht an, daß er der Patriarch der Familie war.

Dem ersten Eindrucke nach scheint der Charakter des Arabers kalt und zurückhaltend: ich sah weder Mann noch Frau, weder Vater noch Tochter ein freundliches Wort wechseln, — sie sprachen nur, was die höchste Noth erforderte. Mehr Gefühl bewiesen sie für die Kinder. Die durften schreien und lärmern so viel sie wollten, man that ihnen

nichts zu Leide, schalt sie nicht einmal aus und ließ sich von ihnen jede Unart gefallen. Sobald aber das Kind heran gewachsen ist, kommt an es die Reihe, der Eltern Schwächen zu ertragen, welches dann ebenfalls mit Geduld und Achtung geschieht.

Zu meinem großen Erstaunen hörte ich hier die Kinder die Mutter Mäma oder Nāna, den Vater Bāba und die Großmutter Elé oder Eli nennen.

Die Weiber lagen den ganzen lieben Tag über auf der faulen Haut, nur Abends bequerten sie sich, das Geschäft des Brodbackens zu verrichten.

Ihre Tracht fand ich ganz besonders ungeschickt und unbequem. Die Ärmel der Hemden waren so weit, daß sie eine halbe Elle vom Arme abstanden; noch weiter waren jene des Kaftans. Bei der geringsten Arbeit mußten sie sie entweder um die Arme wickeln oder hinter dem Rücken zu einem Knoten verschlingen. Natürlich lösten sie sich alle Augenblicke wieder los und verursachten Aufenthalt und Störung in der Arbeit. Zudem nahmen es die guten Leute mit der Reinlichkeit nicht zu genau und bedienten sich ihrer Ärmel sowohl zum reinigen der Nase als auch zum abwischen der Löffel und des Geschirres. Nicht minder unzuweckmäßig war die Bedeckung des Kopfes: derselbe wird zuerst in ein großes, doppelt zusammengelegtes Tuch geschlagen, darüber windet man zwei andere und ein viertes wird über das Ganze geworfen.

Wir hielten uns leider zwei Tage hier auf. Den ersten Tag hatte ich viel zu leiden: die Weiber der ganzen Nachbarschaft kamen herbei, mich, die Fremde, zu beschauen. Erst fingen sie an, meine Kleider zu untersuchen, dann

wollten sie mir den Turban vom Kopfe nehmen, kurz, nach und nach wurden sie so lästig und zudringlich, daß ich mir nur durch einen Gewaltstreich Ruhe verschaffen konnte. Rasch sagte ich eine am Arme und drehte sie zur Thüre hinaus. Ich that dies so flink, daß sie vor der Thüre war, ehe sie wußte, was eigentlich mit ihr geschah. Den andern bedeutete ich, daß ihnen dasselbe wiederfahren würde. Vermuthlich hielten sie mich für viel kräftiger als ich war, denn sie zogen sich zurück.

Ich beschrieb darauf einen Kreis um meinen Platz und verbot ihnen, selben zu überschreiten, — auch hierin folgten sie mir.

Nun hatte ich es nur noch mit dem Weibe meines Führers zu thun. Diese belagerte mich den ganzen Tag, kam so nah als möglich zu mir und quälte mich beständig, ihr etwas von meinen Sachen zu geben. Ich schenkte ihr einige Kleinigkeiten, denn viel hatte ich nicht bei mir, und am Ende hätte sie alles gewollt. Glücklicher Weise kam ihr Mann nach Hause, ich rief ihn herbei, klagte über seine Frau und machte Miene, sein Haus zu verlassen und anderswo ein Unterkommen zu suchen, wohl wissend, daß dies der Araber für eine große Schande ansieht. Er zankte auch augenblicklich sein Weib derb aus, und ich hatte nun Ruhe. — Ueberall und jederzeit setzte ich meinen Willen durch. Ich fand, daß Energie und Furchtlosigkeit allen Leuten imponirt, sie mögen Araber, Perser, Beduinen oder wie immer heißen.

Gegen Abend sah ich zu meiner großen Freude einen Kessel mit Schafffleisch aufsetzen. Ich hatte acht Tage von nichts als Brod, Gurken und einigen Datteln gelebt und

sehnte mich daher herzlich nach einer warmen, kräftigen Speise. Wie wurde aber mein Appetit geschmälert, als ich sah, wie man das Ding bereitete. Die Alte (die Mutter meines Karavanenführers) warf einige Hände voll röthlicher kleiner Körner nebst einer ungeheuren Portion Zwiebeln in einen Topf voll Wasser, um sie zu erweichen. Nach einer halben Stunde fuhr sie mit ihren schmutzigen Händen hinein, mischte und drückte alles durcheinander, nahm zeitweise eine Portion Körner in den Mund, zerkaute sie in kleine Massen und — — spuckte dieselben immer wieder in den Topf. Dann nahm sie einen schmutzigen Lappen, ließ die Sauce durchlaufen und goß sie über das Fleisch im Kessel.

Ich hatte mir fest vorgenommen, von dieser Speise nichts zu essen; allein als sie fertig war, verbreitete sie einen so angenehmen Duft, meine Gflust war so groß, daß ich meinem Vorsatze ungetreu wurde und daran dachte, wie viel ich bereits schon genossen hatte, bei dessen Bereitung es um kein Haar reinlicher zugegangen war. Das schlechte bei der Sache war nur, daß hier alles vor meinen Augen geschah.

Die Suppe sah blauschwarz aus und schmeckte etwas stark sauer, — beides rührte von den Körnern her. Sie bekam mir aber sehr gut, und ich fühlte mich so wohl und gestärkt, als hätte ich von Bagdad bis hieher gar keine Mühen überstanden.

Den folgenden Abend hoffte ich vor der Abreise auf ein ähnliches leckeres Mahl; allein so verschwenderisch lebt der Araber nicht, — man mußte mit Brod und



einigen Gurken ohne Salz, Essig und Oehl vorlieb nehmen.

26. Juni Abends neun Uhr verließen wir das Dörfchen und zogen außerhalb Kerkü vorüber. Bei Sonnenaufgang erstiegen wir einen kleinen Hügel, auf dessen Höhe uns ein herrlicher Anblick überraschte: eine hohe, majestätische Gebirgskette zog sich längs einem unüberschbaren Thale hin. Sie bildet die Scheidewand zwischen Kurdistan und Mesopotamien.

In diesem Thale gab es die schönsten Blumen und Blüthen, Glocken, Pappelrosen, herrliche Strohblumen und vorzügliche Distelgewächse. Unter letzteren zeichnete sich eine Gattung aus, die auch bei uns häufig vorkommt, aber nicht in solcher Pracht und Fülle, — es ist das Borstenaug (Echinops). Ihre Köpfe, Kolben oder Kugeln sind von der Größe einer Männerfaust und dicht gefüllt mit zarten blauen Blüthen. Diese Distelgewächse überdecken an vielen Stellen den Boden gleich Feldern. Der Landmann schneidet sie ab und brennt sie statt des Holzes, das hier ein großer Luxusartikel ist, da es nirgends Bäume gibt.

Wir sahen auch einige Gazellen-Züge, die in munteren Sprüngen an uns vorüber jagten.

Am 27. Juni schlugen wir unser Lager in der Nähe des erbärmlichen Städtchens Altum-Kobri auf. Bevor wir dahin gelangten, überschritten wir das Flüsschen Sab (von den Eingebornen Altum-Su, goldenes Wasser, genannt) auf zwei altrömischen Brücken. Ich sah mehrere ähnliche Brücken in Syrien. Diese wie jene sind noch ganz gut erhalten und mögen noch lange Zeit als Zeugen

der römischen Weltherrschaft bestehen. Ihre Bogen, unendlich hoch und weit gespannt, ruhen auf mächtigen Pfeilern, und der ganze Bau ist aus großen Quadersteinen aufgeführt; nur ist bei all dergleichen Brücken der Auf- und Niedergang so steil, daß die Thiere wie Kagen klettern müssen.

Am 28. Juni erreichten wir das Städtchen Erbil, einst Arbela \*), wo wir zu meinem großen Verdrusse bis zum Abende des folgenden Tages blieben. Dieses Städtchen ist befestigt und liegt auf einem einzelnen Hügel mitten im Thale. Wir lagerten glücklicher Weise an einigen Vorstadthäusern am Fuße des Hügel. Ich fand eine Hütte, in welcher außer einigen Menschen auch noch zwei Esel und viele Hühner hausten. Die Besizerin, eine ekelhafte Araberin, überließ mir gegen eine kleine Gabe ein Fleckchen darin, und so war ich doch wenigstens vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt. Außerdem hatte ich aber nicht die geringste Bequemlichkeit. Da diese Hütte in Vergleich zu den andern ein wahrer Palast war, so hielt sich die ganze Nachbarschaft beständig hier auf. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend, wo man sich auf den Terrassen oder auf die Erde vor das Häuschen bettete,

---

\*) Alexander der Große zog im Jahre 331 von Egypten durch die syrische Wüste über den Euphrat und den Tigris und stieß bei dem Dorfe Gaugamela in der Nähe der Stadt Arbela, jetzt Erbil, auf das eine Million starke Heer des Darius. Er erkämpfte einen glücklichen Sieg und man kann sagen, daß das persische Reich in diesen Tagen unterging. Er eilte über Babylonien und Susa nach Persien.

war stets große Gesellschaft, — die einen kamen, um zu schwagen, andere brachten sogar Mehl herbei, kneteten ihren Brodteig ab, um nur auch des Geschwäges nicht zu entbehren. Im Hintergrunde wurden die Kinder gebadet und vom Ungeziefer gereinigt, dazwischen schrieen die Esel, und die Hühner beschmutzten alles. Die Leiden eines solchen Aufenthaltes übersteigen wahrlich Hunger und Durst.

Zum Lobe der Leute muß ich sagen, daß sie sich gegen mich höchst anständig benahmen, obwohl nicht nur Weiber, sondern auch viele Männer der niedrigsten, ärmsten Volksklasse aus- und eingingen, — sogar die Weiber ließen mich hier in Ruhe.

Am Abende vor unserer Abreise wurde Schaffleisch gekocht, und zwar in einem Kessel, der voll eingewässerter, schmutziger Wäsche war. Man leerte diese aus, reinigte aber den Kessel nicht und verfuhr mit der Bereitung ganz genau so wie in dem Hause unseres Führers.

Am 30. Juni hielten wir in dem Dörfchen Sab an. Wir setzten hier über den großen Sab auf Fahrzeugen merkwürdiger Art, deren Erfindung sicherlich dem hohen Alterthume angehört. Sie heißen Rafft und bestehen aus aufgeblasenen lebernen Schläuchen, die zusammengehängt, mittelst einiger Stangen befestigt und mit Bretern, Binsen und Rohr überlegt werden. Unser Rafft bestand aus achtundzwanzig Schläuchen, war sieben Fuß breit, beinahe eben so lang und trug drei Pferdeladungen und ein halb Duzend Menschen. Da unsere Karavane zweiunddreißig beladene Thiere zählte, brachten wir mit dem Uebersehen  
ag zu. — Die Thiere wurden zu vier bis

fünf zusammen gebunden und von einem Manne, der sich in reitender Stellung auf einen aufgeblasenen Schlauch setzte, an der Leine nach gezogen. Den schwächeren Thieren, z. B. den Eseln, band man einen halbaufgeblasenen Schlauch auf den Rücken.

Die Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli, die letzte unserer Reise, war eine der mühevollsten: wir machten einen Marsch von eilf Stunden. Auf halbem Wege erreichten wir den Fluß Hasar, von den Griechen Gaamil genannt und durch den Uebergang Alexanders des Großen höchst merkwürdig. Der Fluß war breit, aber nicht tief, wir ritten daher hindurch. Die Gebirgskette blieb immer seitwärts in ziemlich gleicher Entfernung, und hie und da erhoben sich kahle niedere Hügel oder Vorgebirge. Auffallend ist in diesem Theile von Mesopotamien der gänzliche Mangel an Bäumen: während der letzten fünf Tage sah ich keinen einzigen. Es ist daher leicht begreiflich, daß es hier viele Leute gibt, die deren in ihrem Leben noch nicht gesehen haben. Es gab Strecken von zwanzig bis dreißig Meilen, auf welchen nicht einmal ein Strauch wuchs. Ein Glück ist es noch, daß wenigstens Wasser nicht mangelt: man stößt täglich ein- oder zweimal auf größere oder kleinere Flüsse.

Die Stadt Mossul wird man erst in den letzten fünf Meilen gewahr. Sie liegt in einem sehr großen Thale auf einem unbedeutenden Hügel, am westlichen Ufer des Tigris, der hier schon bedeutend schmaler ist als bei Bagdad.

Um sieben Uhr Morgens erreichten wir Mossul.

Ich war frisch und munter, obwohl ich in diesen vierzehn Tagen nur zweimal eine warme Speise genossen

hatte, nämlich die tintenfarbige Lammfleisch-Suppe zu Kerku und Ervil, obwohl ich Tag und Nacht in denselben Kleidern bleiben mußte, ja nicht einmal Gelegenheit fand, Wäsche zu wechseln, der fürchterlichen Hitze, des anhaltenden Reitens und anderer Strapazen gar nicht zu gedenken.

Ich stieg vorerst in der Karavanserei ab und ließ mich dann zum englischen Vice-Konsul, Herrn Nassam, führen, der von meiner Ankunft schon durch einen Brief des englischen Residenten zu Bagdad, Herrn Rawlinson, unterrichtet war und bereits ein Zimmerchen für mich bereitet hatte.

Mein erster Gang war nach der Stadt, von deren Merkwürdigkeiten man aber wenig sagen kann. Sie ist mit Festungswerken umgeben und soll an 25,000 Einwohner zählen, darunter kaum ein Duzend Europäer. Die Bazars sind ausgedehnt, aber nicht im geringsten schön; viele Kaffeebuden und einige Chane liegen dazwischen. Die Eingänge der Häuser fand ich alle schmal, niedrig und mit starken Pforten versehen. Dies rührt aus früheren Zeiten her, wo man vor feindlichen Ueberfällen nie sicher war. Im Innern findet man wunderschöne Hofplätze, hohe und luftige Zimmer mit schönen Fensterwölbungen und Eingängen. Die Thür- und Fensterstöcke, die Treppen und die Wände der ebenerdigen Zimmer sind meist von Marmor. Der Marmor, den man dazu verwendet, ist zwar nicht sehr fein und glänzend, aber doch immer besser anzusehen als Ziegelwände. Der reichhaltige Marmorbruch befindet sich unmittelbar vor der Stadt.

Auch hier weilt man in den heißen Tagesstunden in

den Sardabs. Die Hitze ist am fürchterlichsten im Monat Juli, wo nicht selten der glühende Samum aus der nahen Wüste über die Stadt streicht. Während meines kurzen Aufenthaltes zu Mossul starben mehrere Menschen sehr plötzlich. Man schrieb diese Todesfälle der Hitze zu. Selbst die Sardabs schützen den Menschen nicht vor beständiger Ausbünstung, da die Hitze in ihnen bis auf neunundzwanzig Grad steigt.

Auch das arme Geflügel leidet sehr von der Hitze: Hühner und Vögel reißen die Schnäbel auf und halten die Flügel weit ausgestreckt vom Körper.

Die Menschen leiden viel an den Augen; dagegen sind die Aleppo-Beulen seltener als in Bagdad, und Fremde bleiben davon verschont.

Ich litt zwar viel von der Hitze, befand mich übrigens sehr wohl, besonders was meinen Appetit anbelangte. Ich glaube, ich hätte zu jeder Stunde des Tages essen können. Wahrscheinlich war dies eine Folge der strengen Diät, die ich wider Willen auf der Reise durch die Wüste gehalten hatte.

Das sehenswertheste von Mossul ist der Palast des Pascha, eine halbe Meile von der Stadt. Er besteht aus mehreren Gebäuden und Gärten und ist mit schönen Mauern umgeben, über die man hinein sieht, da sie tiefer liegen als die Stadt. Er nimmt sich von ferne sehr gut aus, verliert aber bei näherer Besichtigung. In den Gärten stehen schöne Baumgruppen, die um so größeren Werth haben, als sie die einzigen in der ganzen weiten Umgebung sind.

Während meines Aufenthaltes zu Mossul fand zu-

füllig ein großer Durchmarsch türkischer Truppen statt. Der Paicha ritt ihnen eine Strecke entgegen, um sie zu empfangen, und zog dann an der Spitze der Fußtruppen in die Stadt ein. Die Reiterei blieb zurück und schlug ihr Lager längs des Tigris in Zelten auf. Ich fand diese Truppen unendlich besser gekleidet und zusammengestellt als jene, die ich im Jahre 1842 in Konstantinopel gesehen hatte. Ihr Anzug bestand aus weißen Hosen, blauen Tuschpansern mit rothen Aufschlägen und aus guten Schuhen und Stiefeln.

Sobald ich von meinen Reise-Mühen nur einigermaßen erholt war, bat ich meinen liebenswürdigen Wirth, mir einen Diener zu geben, der mich nach den Ruinen Ninive's führen sollte. Allein statt eines Dieners begleitete mich die Schwester der Frau Nassam und ein Herr Rosi. — Wir besaßen an einem Morgen die nahen Reste am jenseitigen Ufer des Tigris, am Dörfchen Nebi-junus, der Stadt gegenüber, und an einem andern Tage die entfernteren, die an achtzehn Meilen stromabwärts liegen und Tel-Nimrod heißen.

Nach Strabo war Ninive noch größer als Babylon. Es soll die größte Stadt der Welt gewesen sein. Drei Tagereisen waren erforderlich, ihren Umfang zu umkreisen. Der Wall war hundert Fuß hoch, für drei Wagen breit genug und durch fünfzehn hundert Thürme vertheidigt. Der Gründer soll der assyrische König Ninus gewesen sein, 2200 Jahre vor Chr. Geb.

Jetzt ist alles mit Erde überdeckt; nur wenn der Bauer Furchen im Felde zieht, kommt hier und da das Bruchstück eines Ziegels, wohl auch eines Marmors zum

Vorschein. Ganze Reihen niedriger und höherer Erbhügel, die sich über die unermessliche Ebene am linken Ufer des Tigris ausbreiten und in der unbegrenzten Ferne sich verlieren, decken, wie man nun mit Gewißheit angeben kann, die Ueberreste dieser Stadt.

Im Jahre 1846 sandte die Gesellschaft des britischen Museums den ausgezeichneten Gelehrten, Herrn Layard, hieher, um Nachgrabungen zu unternehmen. Es waren die ersten Versuche, die je gemacht wurden, und sie gelangen sehr gut.

Man grub hier bei Nebi-janus verschiedene Gänge in die Hügel und stieß bald auf große, herrliche Gemäuer, deren Wände dicke Marmorplatten überkleideten, in welchen von oben bis unten Reliefs ausgehauen waren. Man sah da Könige mit Kronen und Schmuck, Göttergestalten mit großen Schwingen, Krieger mit Waffen und Schildern, Erstürmungen von Festungswerken, Triumph- und Jagd-Züge u. s. w. Leider fehlten daran richtige Zeichnung, edle Haltung, Augenmaß und Perspektive. Die Hügel sammt den darauf befindlichen Festungen waren kaum dreimal so hoch als die Erstürmer, — die Felder reichten bis an die Wolken, die Bäume und die Lotosblumen kannte man kaum aus einander, und die Köpfe von Menschen und Thieren waren alle aus einem Model und nur in Profil \*). An vielen Wänden fand man jene keilförmigen Zeichen oder Buchstaben, welche die sogenannte

---

\*) Die Gesichtszüge waren jedoch edel und richtig gehalten, und verriethen viel mehr Kunstinn als alle übrigen Zeichnungen.



Keilschrift bilden und nur auf persischen und babylonischen Denkmälern vorkommen.

Unter allen Sälen und Gemächern, die hier an's Tageslicht kamen, waren nur in einem die Wände statt mit Marmor mit feinem Cement überlegt und bemalt. Aller angewandten Sorgfalt ungeachtet war es aber nicht möglich, diese Wände zu bewahren. Als die Luft darauf fiel, bekam der Cement Risse und Sprünge und löste sich ab. Auch der Marmor ist durch den fürchterlichen Brand, der die ganze Stadt in Schutt und Asche legte, halb in Kalk verwandelt oder sonst verdorben. Die Ziegel zerfallen, wenn man sie hervor gräbt, in Stücke.

Man schließt aus der Menge schöner Gemächer, aus der Ueberfülle von Marmor und den darauf dargestellten Bildern und Inschriften, daß diese Ueberreste hier die eines königlichen Palastes seien.

Viele Marmorplatten mit Reliefs und Keilschriften wurden von den Wänden sorgfältig gelöst und nach England gesandt. Als ich in Bassora war, lag gerade nahe am Tigris eine ganze Ladung solcher Alterthümer bereit, darunter sogar eine *Sphinx*.

Auf dem Rückwege besuchten wir das Dörfchen Nebi-jannus, das nahe den Ruinen auf einer kleinen Anhöhe liegt. Es ist nur einer kleinen Moschee wegen merkwürdig, welche die Asche des Propheten *Jonas* birgt und zu der alljährlich Tausende von Andächtigen pilgern.

Auf diesem Ausfluge kamen wir an vielen Feldern vorüber, auf denen man gerade beschäftigt war, das Getreide aus dem Stroh zu scheiden, und zwar auf eine ganz eigenthümliche Art: man bediente sich dazu einer Maschine,

die aus zwei hölzernen Rufen bestand, zwischen welchen eine Walze mit acht bis zwölf langen, breiten und stumpfen Messern oder Beilen angebracht war. Das ganze glich einem kleinen Bauernschlitten und wurde von zwei Pferden oder Ochsen auf ausgelegten Getreidebündeln so lange herum gefahren, bis alles in Häckerling vermandelt war. Letzteren warf man dann mit Schaufeln in die Luft, um durch den Wind das Stroh von den Körnern zu sondern.

Zum Schlusse dieser Partie besuchten wir noch die Schwefelquellen, die sich nahe unter den Stadtmauern Mossul's befinden. Sie sind nicht warm, scheinen aber doch viel Schwefel zu enthalten, denn der Geruch verräth sie schon von ferne. Diese Quellen entspringen in Natur-Becken, die mit acht Fuß hohen Mauern umgeben sind. Jedermann kann sich da baden, und zwar ohne erst die Hand in die Tasche zu stecken, denn man ist hier mit den Naturgaben nicht so neidisch und häusälterisch wie in Europa. Gewisse Stunden gehören für die Frauen und andere für die Männer.

Den folgenden Tag machten wir einen Spazierritt nach der Moschee Elkosch, die nahe an der Stadt liegt. Sem, Noah's Sohn, erfreut sich hier einer Ruhestätte. Wir durften dies Heiligthum nicht betreten, verloren aber dadurch gewiß nur sehr wenig, denn alle diese Denkmäler gleichen einander und sind weder durch Bauart noch durch innere Ausschmückung ausgezeichnet.

Die Nachgrabungen Ninive's werden in größerem Maßstabe bei Tel-Nimrod betrieben, einer Gegend, wo die Erbhügel am häufigsten und gedrängtesten sind. Tel-

Nimrod liegt den Tigris abwärts, achtzehn englische Meilen von Mossul.

Wir setzten uns eines Abends auf einen kunstvoll gebauten Rast und glitten im Mondschein an den reizlosen Ufern des Tigris hinab. Nach sieben Stunden, ungefähr um ein Uhr Nachts, landeten wir bei einem ärmlichen Dörfchen, das den stolzen Namen Nimrod führt. Wir weckten einige der Einwohner, die alle vor ihren Hütten lagen, ließen Feuer anmachen, Kaffee bereiten und lagerten uns dann ebenfalls bis zur Morgendämmerung auf einige mitgebrachte Teppiche.

Mit der Morgendämmerung bestiegen wir Pferde (in keinem Dorfe ist Mangel an solchen) und ritten nach dem Orte der Ausgrabungen, eine Meile vom Dorfe. — Wir sahen hier eine Menge aufgegrabener Plätze, oder besser gesagt, aufgedeckter Erdhügel, aber nicht wie in Herculaneum bei Neapel, ganze Häuser, Gassen, Plätze, ja eine halbe Stadt. Hier hat man nur einzelne Säle aufgedeckt oder höchstens drei bis vier zusammenhängende Gemächer, deren Außenwände nicht einmal von der Erde losgetrennt sind, und an welchen man weder Fenster noch Thüren sieht.

Die zu Tage geförderten Gegenstände gleichen ganz jenen in der Nähe Mossul's, nur daß sie in größerer Menge vorkommen. Außerdem sah ich einige Göttergestalten und Sphynxe aus Stein gehauen. Erstere stellten Thiere mit Menschenköpfen dar, ihre Größe war riesenhaft, ungefähr wie die eines Elephanten. Man hatte vier dergleichen Statuen gefunden, von welchen aber zwei bedeutend beschädigt waren. Die andern befanden sich zwar

auch nicht im besten Zustande, doch hinlänglich erhalten, um daraus zu sehen, daß bei ihrer Entstehung die Bildhauerkunst gerade nicht auf dem höchsten Glanzpunkte gestanden hatte. Die Sphynxe gehörten zu den kleinen und hatten leider von der Zerstörung noch mehr gelitten als die Stiergötter.

Ein Obelisk von unbedeutender Höhe, eine kleine unbeschädigte Sphynx nebst andern Gegenständen waren kurz vor meiner Ankunft nach England geschickt worden.

Die Nachgrabungen bei Tel Nimrod sind schon seit einem Jahre eingestellt und Herr Layard ist nach London zurückberufen worden. In der Folge kam sogar der Befehl, die aufgegrabenen Plätze wieder zu verschütten, da die herumstreifenden Araber anfangen, vieles zu beschädigen. Als ich ankam, war schon manches verschüttet, der größte Theil stand aber noch offen.

Bei dem Dörfchen Nebi-junus wird mit den Ausgrabungen noch fortgefahen, — man bewilligt dafür jährlich hundert Pfund Sterling.

Der englische Resident zu Bagdad, Herr Rawlinson, hat sich mit dem Studium der Keilschrift ganz besonders vertraut gemacht. Er liest sie ganz vollkommen, und seinem Fleiße verdankt man viele der Uebersetzungen.

Die Rückkehr nach Mossul machten wir zu Pferde in fünf und einer halben Stunde. Es ist unglaublich, was arabische Pferde aushalten können. Man gestattete ihnen in Mossul nur eine Viertelftunde Rast, gab ihnen nichts als Wasser, und während der größten Tageshitze mußten sie die achtzehn Meilen wieder zurück machen.

Herr Roß erzählte mir, daß dies noch nicht mit den

Leistungen der Postperde zu vergleichen sei: die Stationen lägen zwölf, ja bis zu achtzehn Stunden (jede Stunde zu vier englischen Meilen gerechnet) von einander, welche das arme Thier durchlaufen müsse. Man kann von Mossul über Tokat bis Constantinopel auf diese Art mit Post reisen. Die besten arabischen Pferde findet man um Bagdad und Mossul.

Ein Bevollmächtigter der Königin von Spanien hatte gerade zwölf prächtige Gesüßperde (acht Stuten und vier Hengste) gekauft, von welchen das theuerste an Ort und Stelle hundertfünfzig Pfund Sterling kostete. Sie standen in Herrn Nassam's Stalle. Ihre schönen, langen, schmalen Köpfe, ihre feuersprühenden Augen, ihre schlanken Körper und ihre feinen, zart gebauten Füße hätten jeden Pferdeliebhaber in Begeisterung versetzt.

Von hier aus konnte ich es endlich wagen, zwar nicht ohne große Lebensgefahr, aber doch mit der Möglichkeit eines Erfolges, die gewünschte Reise nach Persien anzutreten. Ich suchte eine Karavane nach Tebris. Leider fand ich keine, die geraden Weges dahin ging, ich mußte mich daher entschließen, diese Reise in Absätzen und mit Umwegen zu machen, eine Sache, die um so schlimmer war, da, wie man mir sagte, ich auf dem ganzen Wege keinen Europäer finden würde.

Dennoch wagte ich es. Herr Nassam unterhandelte für mich die Reise bis Ravandus und verschaffte mir mit einem Empfehlungsbriefe an einen der dortigen Eingebor-

nen, ich schrieb mir ein kleines Verikon von arabischen und persischen Worten und verließ am 8. Juli vor Sonnenuntergang die freundliche Familie Nassam. — Mit etwas beängstigtem Gefühle trat ich diese Reise an und getraute mir kaum, auf einen glücklichen Ausgang zu hoffen. Deshalb sandte ich auch von hier meine Papiere und Schriften nach Europa, daß, wenn ich ausgeraubt oder getödtet würde, doch wenigstens mein Tagebuch in die Hände meiner Söhne gelangen möchte \*).

\*) Die Schriften von der Reise durch Hindostan bis Mossul irrten, bis ich sie wieder erhielt, über anderthalb Jahre umher. Ich gab sie schon für verloren. Dies war die Ursache, warum die Herausgabe meiner „Reise um die Welt“ so lange verzögert wurde

---

## Persien.

Karavanan-Reise nach Ravandus. Ankunft und Aufenthalt in Ravandus. Eine kurtische Familie. Fortsetzung der Reise. Sauh-Kulak, Oromia. Die amerikanischen Missionäre. Kutschie. Drei großmüthige Räuber. Die persischen Chane und die englischen Bongolos. Ankunft in Tebris.

Am 8. Juli 1848 Abends holte mich der Karavanenführer ab. Er sah so wenig empfehlend aus, daß ich es kaum gewagt haben würde, mit ihm eine Meile weit zu gehen, wenn man mich nicht versichert hätte, daß er ein auf dem Plage wohl bekannter Mann sei. Sein Anzug bestand aus Lumpen und Fegen, und dem Gesichte nach glich er einem Räuber. Ali, so hieß er, sagte mir, daß Leute und Waaren bereits vorausgegangen seien und im Chane bei Nebi junus lagerten, um dort die Nacht zuzubringen. Die Reise sollte vor Sonnenaufgang angetreten werden. Ich fand drei Männer nebst einigen Lastthieren; die Männer (Kurden) sahen nicht besser aus als Ali, so daß ich mir von ihrer Gesellschaft nicht viel gutes versprechen konnte. Ich schlug mein Nachtlager im schmutzigen Hofe

des Chans auf, schlief aber, einer kleinen Anwandlung von Furcht wegen, sehr wenig.

Des Morgens wurden zu meiner Verwunderung gar keine Anstalten zum Aufbruche gemacht. Ich frug Ali nach der Ursache und erhielt zur Antwort, daß die Reisenden nicht alle versammelt seien; sobald sie kämen, zögen wir gleich fort. In der Erwartung, daß dies bald geschehen könne, wagte ich nicht, die elende Herberge zu verlassen, um nach Mossul zurückzukehren, von dem ich nur eine englische Meile entfernt war. Mit dem Warten verging aber der ganze Tag, — die guten Leute kamen erst des Abends. Es waren ihrer fünf, darunter ein, wie es schien, wohlhabender Mann, der zwei Diener bei sich hatte und von einer Pilgerreise kam. Um zehn Uhr Nachts ging es endlich fort. Nach einem Marsche von vier Stunden überschritten wir einige Hügelreihen, welche die Grenze Mesopotamiens und Kurdistan bildeten. Wir kamen an mehreren Ortschaften vorüber und erreichten am Morgen des 10. Juli Secani. Auch Ali hielt nicht am Dorfe, das an dem hübschen Flusse Kasir lag, sondern jenseits des Flusses auf einem Hügel, an ein Paar verlassenem, halb verfallenen Hütten. — Ich eilte gleich in eine der besten, um ein gutes Plätzchen zu erobern und fand glücklicherweise eines, wo sich keine Sonne durch das flebartige Dach stahl; der gute Pilgersmann aber, der gleich nach mir herein humpelte, wollte mir es streitig machen. Ich warf meinen Mantel hin, setzte mich darauf und wich nicht von der Stelle, recht wohl wissend, daß der Muselman keine Gewalt gegen eine Frau ausübt, selbst nicht einmal gegen eine Christin. Und so war es auch: er ließ mir meinen



Platz und ging brummend weg. Ganz anders benahm sich einer der Krämer: als dieser sah, daß meine Mahlzeit nur aus trockenem Brode bestand, während er Gurken und Zuckermelonen hatte, gab er mir eine Gurke und eine Melone und nahm durchaus kein Geld dafür. Auch der Pilger verzehrte nichts anderes, obwohl er nur einen der Diener nach dem Dorfe hätte schicken dürfen, um Geflügel, Eier u. s. w. holen zu lassen. Die Mäßigkeit dieser Leute ist wahrlich staunenswürdig! —

Abends um sechs Uhr brachen wir wieder auf und stiegen während der drei ersten Stunden beständig aufwärts. Der Grund war küst und mit Steingerölle überdeckt, die Steine, voll leicht ausgehöhlter Löcher, gleichen verjährrter Lava.

Gegen elf Uhr Nachts betraten wir ein großes, schönes Thal, in das der volle Mond sein glänzendes Licht warf. Wir wollten hier Halt machen und nicht die Nacht weiter reisen, da unsere Karavane klein war und Kurdisen sehr verrufen ist. Der Weg führte über Stoppelfelder, nahe an hoch aufgethürmten Getreibehaufen vorüber. Plötzlich sprangen aus diesen ein halbes Duzend kräftiger Kerle hervor, mit dicken Knütteln bewaffnet, fielen unjern Pferden in die Zügel, erhoben die Stöcke und schrien ganz fürchterlich auf uns los. Ich war fest überzeugt, daß wir einer Räuberbande in die Hände gefallen seien und frohlockte über den glücklichen Einfall, meine Schätze, die ich in Babylon und Ninive gesammelt hatte, nebst meinen Papieren, in Mossul zurückgelassen zu haben, — meine übrigen Effekten wären leicht wieder zu ersetzen gewesen. Während dem aber war einer der Unsrigen vom Pferde

gesprungen, hatte einen der Bursche bei der Brust gepackt, hielt ihm die geladene Pistole vor's Gesicht und drohte, ihn zu erschießen. Dies war von unvergleichlicher Wirkung, die Wegelagerer ließen augenblicklich von uns ab und der Streit ging bald in eine friedliche Unterredung über, ja am Ende wiesen sie uns selbst einen guten Lagerplatz an, wofür sie sich aber einen kleinen Baksisch (Trinkgeld) erbaten, der ihnen auch nach einer allgemeinen Sammlung verabreicht wurde. — Von mir, als zum weiblichen Geschlechte gehörend, forderte man nichts.

Wir brachten hier die Nachtstunden zu, aber nicht ohne Wache zu halten, — man traute dem Landfrieden nicht.

11. Juli. Um vier Uhr machten wir uns wieder auf den Weg und ritten sechs Stunden bis an das Dörfchen Selik. Wir kamen durch mehrere Dörfer, die aber ein ganz erbärmliches Aussehen hatten: die Hütten bestanden aus Rohr und Stroh, der leiseste Windstoß hätte sie umstoßen können. Die Tracht des Volkes neigt sich der orientalischen zu, alle waren höchst dürftig, schmutzig und zerrissen gekleidet.

Bei Selik überraschte uns der Anblick einiger Feigenbäume und eines andern größeren Baumes. Auch in diesem Lande gehören Bäume zu den Seltenheiten. Die uns umgebenden Gebirge waren nackt und kahl, und in den Thälern wucherten höchstens hin und wieder wildwachsende Artischocken oder schöne Distel- und Strohblumen.

Der edle Wilgersmann unterstand sich, mir meinen Platz unter dem großen Baume, wo sich der ganze Troß lagerte, anweisen zu wollen. Ich würdigte ihn keiner Ant-

wort und nahm einen der Feigenbäume in Besitz. Ali, der weit besser war als er aussah, brachte mir einen Topf Buttermilch, und so gehörte der heutige Tag zu den besseren.

Mehrere Weiber vom Dorfe besuchten mich und baten mich um Geld; ich gab ihnen aber keines, weil ich aus Erfahrung wußte, wie man von allen bestürmt wird, wenn man einer etwas gibt. — Ich schenkte einst einem Kinde ein Ringelchen, — sogleich hatte ich nicht nur alle Kinder, sondern auch deren Mütter und Großmütter auf dem Halse. Es kostete mir Mühe, sie abzuhalten, daß sie nicht gewaltthätig nach meinen Taschen langten. Seitdem ward ich vorsichtiger. Eine unter den Weibern hier veränderte ihre bittende Miene bald in eine so drohende, daß ich herzlich froh war, mich mit ihr nicht allein in Gesellschaft zu befinden.

Nachmittags vier Uhr verließen wir dies Dertchen. Der Pilger trennte sich von uns, und die Karavane bestand nun nur noch aus fünf Männern. Nach anderthalb Stunden erreichten wir eine Anhöhe, die uns die Uebersicht eines ausgedehnten, gut kultivirten Hügellandes gewährte. Der Boden in Kurdistan ist ungleich besser als in Mesopotamien, das Land ist daher auch mehr bevölkert, und man zieht häufig an Dörfern vorüber.

Noch vor Einbruch der Nacht kamen wir in ein Thal, das sich durch frische Reispflanzungen, schönes Gebüsch, Schilf und grünes Rohr hervorthat, ein munteres Bächlein rauschte uns zur Seite, die Hitze machte den Abendschatten Platz, und somit blieb uns für diesen Augenblick nichts zu wünschen übrig. Die Freude währte aber nicht

lange: einem der Krämer wurde plötzlich so unwohl, daß wir am Wege anhalten mußten. Er stürzte beinahe vom Maulthiere herunter und blieb gleich an derselben Stelle liegen. Man bedeckte ihn mit Teppichen, konnte aber weiter nichts für ihn thun, da man weder Arzneien noch sonst etwas hatte. Glücklicher Weise verfiel er nach wenigen Stunden in Schlaf. Wir kauerten uns auf den Boden und folgten seinem Beispieler.

12. Juli. Des Morgens befand sich unser Kranker wieder wohl, — eine doppelt erfreuliche Sache, da wir heute fürchterlich bergige und steinige Wege zu machen hatten. Wir mußten an der Seite eines Thales Berg auf- und abklettern, denn das Thal war durch den unregelmäßigen Lauf des Flusses Badin, der sich wie eine Schlange von einer Seite zur andern wand, völlig eingenommen. Im Thale blühten Granatapfelbäume und Oleander, wilde Weinreben rankten sich an Gesträuchen und Bäumen empor, und Lerchengebüsch wucherte an den Abhängen der Hügel.

Nach einem beschwerlichen und auch gefährlichen Ritte von sechs Stunden kamen wir an eine Ueberfahrt des Flusses Badin. Unser Rastfiel so klein aus, daß er nur sehr wenig Gepäck und zwei Menschen tragen konnte; wir brauchten daher vier Stunden, um den Fluß zu übersetzen. Unweit der Ueberfuhr zu Vakani blieben wir über Nacht.

13. Juli. Der schlechte Weg verließ uns auch heute nicht, — wir hatten einen gewaltigen Gebirgsstoß zu ersteigen. Weit und breit sah man nur Steine und Felsen; doch bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß an vielen Orten das Gestein zur Seite geschafft und jedes Fleckchen

Erde benützt war. Hin und wieder gab es auch verkrüppeltes Eichengehölz. — Diese ganze Gegend hatte den Typus des Karstes bei Triest.

Obwohl keine Dörfer am Wege lagen, so mochte dennoch kein Mangel daran sein, denn auf vielen Höhen, besonders auf jenen, die von Eichenbäumen beschattet waren, fand ich große Grabesplätze. Es ist nämlich in ganz Kurdisten Gebrauch, die Friedhöfe auf hoch gelegene Orte zu verlegen.

Wir machten heute nicht viel über sieben Stunden Weges und hielten in dem Thale Halisan an. Dieses kleine Thal liegt ungemein romantisch: es ist von hohen, schönen Gebirgen umschlossen, die auf einer Seite allmählig abfallen, auf der andern schroff und steil emporsteigen. Im Thale blühte und grünte es überall, zwischen den Stoppelfeldern wechselten Tabak- und Reisplantagen mit Weizenplätzen. Pappelbäume umgaben das Dörfchen, das freundlich am Fuße eines Hügels lehnte, und ein krystheller Strom drängte sich stürmisch aus einer Bergschlucht, durchfloß aber ruhig und still das liebliche Thal. Gegen Abend zogen von den Bergabhängen zahlreiche Heerden von Kühen, Schafen und Ziegen heim.

Wir lagerten weit vom Dorfe weg. Ich konnte mir keinen Imbiß zum trockenen Brode verschaffen und hatte kein anderes Lager als die harte Erdscholle auf einem Stoppelfelde. Dennoch zählte ich diesen Abend zu einem der schöneren, — die mich umgebende Landschaft entschädigte mich reichlich für jeden andern Genuß.

14. Juli. Ali gönnte uns nur die halbe Nacht, um zwei Uhr schon hieß es: zu Pferde. Wir hatten von

unserem Lager kaum einige hundert Schritte zum Eingange eines großartigen Gebirgspasses. Die hohen Wände spalteten sich, um dem Strom und einem schmalen Pfad Raum zu gönnen. Der Mond leuchtete zum Glücke im vollen Glanze, sonst wäre es für die geliebtesten Thiere kaum möglich gewesen, den schmalen, höchst gefährlichen Weg zwischen dem Steingerölle und den herabgestürzten Felsmassen aufzusteigen. Unsere braven Thiere kletterten an den Ranten der schroffen Gebirgswände gleich Gensfen empor und trugen uns mit sicherem Schritte an graußigen Abgründen vorüber, in welchen der Strom mit furchtbarem Losen von Fels zu Fels stürzte. Diese Nachtszene war so schaurig und ergreifend, daß selbst meine ungebildeten Reisegefährten unwillkürlich schwiegen, — stumm und lautlos zogen wir des Weges, nur die klirrenden Tritte unserer Thiere und manch hinabrollender Stein störten die Todtenstille.

Ueber eine Stunde mochten wir so gezogen sein, da ward der Mond verhüllt, Regenwolken zogen von allen Seiten heran, und bald umgab uns so dichte Finsterniß, daß wir kaum einige Schritte weit sehen konnten. Der Vorwirth schlug beständig Feuer, um durch die aufsprühenden Funken den Pfad einigermaßen zu erhellen. Aber auch dies half nicht viel, die Thiere fingen an zu stolpern und auszugleiten. Wir waren gezwungen, Halt zu machen und standen einer hinter dem andern ruhig und bewegungslos, wie durch einen plötzlichen Zauberschlag in Stein verwandelt.

Mit der Morgenröthe kam auch wieder Leben, und munter spornten wir unsere Thiere vorwärts.

Wir befanden uns in einem unbeschreiblich schönen

Birkel von Bergen: hohe Wände lagen uns zur Seite, vor- und rückwärts drängten sich Hügel und Berge übereinander, und weit im Hintergrunde schloß ein gewaltiger Riese mit schneeigen Furchen das romantische Bild. — Dieser Gebirgspasß heißt Alt-Bag. Wir stiegen drei und eine halbe Stunde unausgesetzt aufwärts.

Eine kurze Strecke vor Erreichung des Plateaus bemerkten wir an mehreren Stellen kleine Blutflecken, worauf Anfangs niemand sehr achtete, da ein Pferd oder Maulthier sich an einem Steine geritzt und diese Spur hinterlassen haben konnte. Bald aber kamen wir auf einen Platz, der ganz mit großen Blutflecken überdeckt war. Dieser Anblick erfüllte uns alle mit großem Schrecken. Wir suchten mit ängstlichem Blicke nach der Ursache dieser Blutspur und gewahrten in der Tiefe — — zwei menschliche Körper. Der eine hing kaum hundert Fuß tief am Abhange der Felswand, der andere war tiefer hinabgerollt und halb von einem Felsen verborgen. Wir eilten so schnell wir vermochten, dieser häßlichen Mordscene zu entfliehen; ich brachte sie mehrere Tage nicht aus dem Gedächtnisse.

Auf dem Plateau waren die Steine alle durchlöchert, wie wenn andere Se:ine darinnen geseffen hätten. Als wir wieder hinabstiegen, hörte diese Erscheinung auf.

Im Thale, auf der andern Seite des Plateaus gab es Weinreben, die sich aber wenig über die Erde erhoben, da sie nicht gestützt waren.

Unser Weg ging beständig im Gebirge fort. Wir stiegen viel in die Tiefe, doch auch wieder manche Höhe empor und kamen endlich auf eine kleine Hochebene, die an beiden Seiten in schroffen Wänden abfiel. Ein Dorf

von Laubhütten lag darauf, und auf den Spitzen zwei nahe stehender Berge waren Festungswerke angebracht.

Meine Reisegefährten blieben hier zurück; Ali ging aber noch mit mir eine halbe Stunde weiter nach dem Städtchen Ravandus, das man von dieser Seite erst gewahr wird, wenn man schon beinahe darin ist.

Die Lage und Ansicht dieses Städtchens ist überraschend, zwar nicht durch seine Schönheit, denn es hat vor andern kleinen türkischen Orten nichts voraus, sondern seiner Eigenthümlichkeit wegen. Es liegt auf einem frei stehenden, schroffen Felsen, der von Bergen umgeben ist. Die Häuser sind terrassenartig über einander gebaut und haben flache Dächer, die mit festgestampfter Erde gedeckt sind, so daß sie schmalen Straßen oder Plätzen gleichen. Sie dienen auch theilweise den oberen Häuserreihen als Straßen, und oft ist es kaum zu unterscheiden, was Straße und was Dach ist. Auf vielen Terrassen sind Laubwände angebracht, hinter welchen die Leute schlafen. Unten ist der Hügel mit einer Festungsmauer umgeben.

Als ich dies Ablersnest erblickte, ward mir eben nicht sehr tröstlich zu Muth: ich fürchtete hier, auf eine schlechte Station für Reisegelegenheiten gerathen zu sein, und jeder Schritt vortwärts bestärkte mich in dieser Meinung. Ravandus war eines der erbärmlichsten Städtchen, die ich je gesehen. — Ali führte mich über einen armseligen Bazar nach einem kleinen, schmutzigen Hof, welchen ich für einen Stall hielt, der aber der Chan war, und endlich, nachdem ich hier vom Pferde gestiegen, in ein finsternes Loch, in welchem der Kaufherr, an den ich empfohlen war, auf dem Boden vor seinem Lager saß. Dieser Kaufmann war



der erste seines Standes in Ravandus. Herr Mansur, so hieß er, las eine ganze Viertelsunde an dem von mir überbrachten Briefchen, das nur aus einigen Zeilen bestand, und begrüßte mich hierauf mit einem wiederholten: Salam, was so viel sagen will, als: „Du bist mir willkommen!“ —

Der gute Mann muß geahnt haben, daß diesen Tag noch nichts den Weg über meine Rippen gefunden hatte, denn er war so menschenfreundlich, gleich ein Frühstück serviren zu lassen, das aus Brot, magerm Schafsfleisch und Melonen bestand. Man aß dies alles zusammen. Mein Heißhunger fand diese Mode trefflich, — ich aß ohne aufzuhören. Schlecht ging es dagegen mit dem Gespräche, mein Wirth war keiner europäischen, ich keiner asiatischen Sprache mächtig. Wir bedienten uns der Zeichensprache, und ich bemühte mich, ihm zu erklären, daß er mich sobald als möglich weiter spediren möchte. Er versprach sein möglichstes zu thun und bedeutete mir auch, daß er während meines Aufenthaltes für mich sorgen werde, er sei nicht verheirathet und könne mich daher nicht bei sich aufnehmen, werde mich aber in das Haus eines seiner Verwandten bringen.

Er führte mich auch wirklich nach Beendigung des Frühstückes in ein Haus, das jenem des Arabers zu Kerku gleich, nur war der Hof ganz klein und mit Unrath und Pfügen überfüllt. Unter dem Thorwege saßen vier ekelhaft aussehende, halb in Lumpen gekleidete Weiber auf schmutzigen Decken und spielten mit kleinen Kindern. Ich mußte mich zu ihnen hauen und die gewöhnlichen Neugierdsuntersuchungen und Beschauungen aushalten. Eine

Zeit lang ließ ich mir dies gefallen, dann aber verließ ich die reizende Gesellschaft und sah mich nach einem Orte um, wo ich mich zurückziehen und allenfalls meine Toilette ein bißchen in Ordnung bringen konnte. Sechs Tage war ich wieder nicht aus den Kleidern gekommen, bei einer Hitze, die viel bedeutender war als selbst die unter der Linie. Ich fand ein finsternes und schmutziges Gemach, das mir nebst dem Ekel auch noch Furcht vor Ungeziefer und Scorpionen einflößte. Besondere Scheu hatte ich vor letzteren. Anfangs meinte ich, sie an jedem Orte zu finden, da ich in vielen Reisebeschreibungen gelesen hatte, daß sie in diesen Ländern unzählig seien. Später verminderte sich meine Furcht, weil mir in den schmutzigsten Orten, in Ruinen, Höfen und Gardabs keine vorlamen. Ueberhaupt sah ich auf der ganzen langen Reise nur zwei Exemplare; viel litt ich aber von anderem Ungeziefer, das nur zu vertilgen ist, wenn man Kleider und Wäsche verbrennt.

Kaum hatte ich von dem armseligen Gemache Besitz genommen, so kam ein Weib nach dem andern herein. Den Weibern folgten die Kinder und diesen mehrere Nachbarinnen, die von der Ankunft einer Engländerin \*) gehört hatten. Ich war hier noch schlechter daran als unter dem Thorwege.

Endlich hatte eine der Weiber den glücklichen Einfall, mir ein Bad anzubieten, und mit großer Freude ergriff ich den Vorschlag. Man bereitete heißes Wasser und winkte mir dann zu folgen. Ich folgte und kam — —

---

\*) In Gegenden, in welche selten ein Europäer kommt, nennt man jeden solchen: Engländer, Engländer; andere Nationen sind dort unbekannt.

In den Schaffall, der vielleicht seit Jahren oder wohl so lange als er stand nicht gereinigt worden war. Hier schob man zwei Steine zusammen, auf diese sollte ich mich stellen und mich in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, die mir wie mein Schatten folgte, mit Wasser überschütten lassen. Ich bedeutete ihnen, hinauszugehen, ich würde mir diesen Liebesdienst schon selbst erweisen. Sie verließen mich zwar; aber, o Unglück! der Stall hatte keine Thür, sie guckten daher alle wieder herein. Meine Freude, ein erquickendes Bad zu genießen, wurde im wahren Sinne des Wortes zu Wasser, denn ich that ihnen natürlich nicht den Gefallen, mich zu baden.

Vier Tage brachte ich unter diesen Leuten zu, die Tage im finstern Loch, die Abende und Nächte auf der Terasse. Ich mußte, gleich meiner Wirthin, beständig auf dem Boden kauern, und hatte ich etwas zu schreiben, so mußten mir die Kniee statt eines Tisches dienen. Täglich hieß es: Morgen geht eine Karavane. Ach! man sagte es nur, um mich zu beruhigen, — man sah wohl, wie schrecklich mir der Aufenthalt war. Die Weiber lungerten den ganzen Tag umher, schliefen oder schwapten, oder spielten und zankten mit den Kindern. Sie zogen es vor, in schmutzigen Lumpen zu gehen als zu flicken und zu waschen. Von den Kindern ließen sie sich vollkommen tyrannisieren. Jene schlugen zwar nicht nach ihren Eltern; allein wenn sie etwas haben wollten und es nicht bekamen, warfen sie sich auf den Boden, schlugen mit Händen und Füßen um sich, und schrieten und heulten so lange bis sie das gewünschte erlangten.

Bestimmte Mahlzeiten wurden unter Tages nicht ge-

halten, dafür aber naschten Weiber und Kinder beständig Brot, Gurken, Melonen und Buttermilch. Abends wurde viel gebadet und alles wusch sich Hände, Gesicht und Füße, welche Ceremonie oft drei- bis viermal vor dem Gebete wiederholt wurde; allein an wahrer Andacht fehlte es dennoch: mitten im Gebete schwappten sie rechts und links. Geht es doch bei uns im allgemeinen auch nicht anders!

Ungeachtet all der großen und groben Fehler fand ich diese Menschen dennoch sehr gutmüthig: sie ließen sich gerne belehren, sahen ihre Fehler ein und gaben mir stets Recht, wenn ich ihnen etwas sagte und erklärte. So z. B. war die kleine Ascha, ein Mädchen von sieben Jahren, sehr ungezogen. Wenn man ihr etwas versagte, warf sie sich gleich zur Erde, heulte jämmerlich, wühlte in Roth und Schmutz herum und betastete mit den beschmutzten Händen Brot, Melone u. s. w. Ich versuchte dem Kinde seine Unarten begreiflich zu machen, und es gelang mir wider Erwarten. Ich gebedrte mich nämlich gerade wie es selbst. Das Kind sah mich ganz erstaunt an, worauf ich es dann frug, ob ihm dies gefallen habe. Das Kind sah das häßliche davon ein, und selten hatte ich mehr nöthig, ihm nachzuäffen. Eben so hielt ich es zur Reinlichkeit an. Als bald wusch es sich fleißig und kam dann fröhlich gesprungen, mir Gesichtchen und Händchen zu zeigen. Das Kind gewann mich in den wenigen Tagen so lieb, daß es mir nicht von der Seite ging und mir auf alle Arten Freude zu machen suchte.

Nicht minder glücklich war ich mit den Weibern; ich wies auf ihre zerrissenen Kleider, holte Nadel und Zwirn herbei und lehrte sie, selbe zu flicken und auszubessern.

wort und nahm einen der Feigenbäume in Besitz. Ali, der weit besser war als er aussah, brachte mir einen Topf Buttermilch, und so gehörte der heutige Tag zu den besseren.

Mehrere Weiber vom Dorfe besuchten mich und baten mich um Geld; ich gab ihnen aber keines, weil ich aus Erfahrung wußte, wie man von allen bestürmt wird, wenn man einer etwas gibt. — Ich schenkte einst einem Kinde ein Ringelchen, — sogleich hatte ich nicht nur alle Kinder, sondern auch deren Mütter und Großmütter auf dem Halse. Es kostete mir Mühe, sie abzuhalten, daß sie nicht gewaltthätig nach meinen Taschen langten. Seitdem ward ich vorsichtiger. Eine unter den Weibern hier veränderte ihre bittende Miene bald in eine so drohende, daß ich herzlich froh war, mich mit ihr nicht allein in Gesellschaft zu befinden.

Nachmittags vier Uhr verließen wir dies Dertchen. Der Pilger trennte sich von uns, und die Karavane bestand nun nur noch aus fünf Männern. Nach anderthalb Stunden erreichten wir eine Anhöhe, die uns die Uebersicht eines ausgedehnten, gut kultivirten Hügellandes gewährte. Der Boden in Kurdistan ist ungleich besser als in Mesopotamien, das Land ist daher auch mehr bevölkert, und man zieht häufig an Dörfern vorüber.

Noch vor Einbruch der Nacht kamen wir in ein Thal, das sich durch frische Reispflanzungen, schönes Gebüsch, Schilf und grünes Rohr hervorthat, ein munteres Bächlein rauschte uns zur Seite, die Hitze machte den Abendschatten Platz, und somit blieb uns für diesen Augenblick nichts zu wünschen übrig. Die Freude währte aber nicht

lange: einem der Krämer wurde plötzlich so unwohl, daß wir am Wege anhalten mußten. Er stürzte beinahe vom Maulthiere herunter und blieb gleich an derselben Stelle liegen. Man bedeckte ihn mit Teppichen, konnte aber weiter nichts für ihn thun, da man weder Arzneien noch sonst etwas hatte. Glücklicher Weise verfiel er nach wenigen Stunden in Schlaf. Wir kauerten uns auf den Boden und folgten seinem Beispielen.

12. Juli. Des Morgens befand sich unser Kranker wieder wohl, — eine doppelt erfreuliche Sache, da wir heute fürchterlich bergige und steinige Wege zu machen hatten. Wir mußten an der Seite eines Thales Berg auf- und abklettern, denn das Thal war durch den unregelmäßigen Lauf des Flusses Badin, der sich wie eine Schlange von einer Seite zur andern wand, völlig eingenommen. Im Thale blühten Granatapfelbäume und Oleander, wilde Weinreben rankten sich an Gesträuchen und Bäumen empor, und Lerchengebüsch wucherte an den Abhängen der Hügel.

Nach einem beschwerlichen und auch gefährlichen Ritte von sechs Stunden kamen wir an eine Ueberfahrt des Flusses Badin. Unser Rastt fiel so klein aus, daß er nur sehr wenig Gepäck und zwei Menschen tragen konnte; wir brauchten daher vier Stunden, um den Fluß zu übersezen. Unweit der Ueberfuhr zu Vakani blieben wir über Nacht.

13. Juli. Der schlechte Weg verließ uns auch heute nicht, — wir hatten einen gewaltigen Gebirgsstoß zu ersteigen. Weit und breit sah man nur Steine und Felsen; doch bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß an vielen Orten das Gestein zur Seite geschafft und jedes Fleckchen

Diadem bildet, und daß die Stirne frei bleibt. Die Haare fallen in vielen dünnen Flechten über die Schultern, und von dem Turbane hängt rückwärts eine schwere silberne Kette hinab, — man kann nicht leicht einen Kopfputz finden, der besser steht als dieser.

Frauen und Mädchen gehen mit unbedecktem Gesichte, und ich sah hier mehrere wunderschöne Mädchen mit wahrhaft edler Gesichtsbildung. Die Hautfarbe ist etwas gebräunt, Augenbraunen und Wimpern werden schwarz, die Haare mit Henne rothbraun gefärbt. Unter dem ganz gemeinen Volke sieht man auch hier noch hin und wieder kleine Nasenringe.

Herr Mansur ließ mich sehr gut verköstigen: des Morgens bekam ich Buttermilch, Brod und Gurken, einmal sogar Datteln in Butter geröstet, welche Speise aber gerade nicht sehr gut schmeckte, — des Abends Hammelfleisch mit Reis oder ein Quodlibet von Reis, Gerste, Mais, Gurken, Zwiebeln und gehacktem Fleische. Ich fand alles sehr gut, da ich gesund und daher bei Appetit war. Das Wasser und die Buttermilch nimmt man sehr kalt, man wirft stets ein Stück Eis hinein. Letzteren Artikel findet man hier nicht nur in Städten sehr häufig, sondern auch in jedem Dörfchen. Er kommt vom nahen Gebirge, — die Leute aßen ganze Stücke davon mit großer Lusternheit.

Trotz der Bemühungen Herrn Manjur's und seiner Verwandten, mir meinen Aufenthalt erträglich, ja nach ihrer Meinung, vielleicht sehr angenehm zu machen, war ich freudig überrascht, als eines Morgens Ali kam und mir die Nachricht brachte, daß er eine kleine Ladung nach

Sauh-Bulak (70 engl. Meilen) gefunden habe, einem Orte, der auf meinem Wege läge. Noch denselben Abend begab ich mich in die Karavanserei, und am folgenden Morgen, den 18. Juli, vor Sonnenuntergang, ward die Reise angetreten.

Herr Mansur bewies sich bis zu Ende sehr gastfreundlich. Er gab mir nicht nur einen Brief an einen in Sauh-Bulak ansässigen Perser, sondern versah mich auch für die Reise mit Brot, einigen Melonen und Gurken und einem Säckchen saurer Milch. Letztere bekam mir besonders wohl, und ich würde jedem Reisenden rathen, dieses Nahrungs- und Erfrischungsmittels zu gedenken.

Man gibt gute saure Milch in ein Säckchen dichter Leinwand, der wässerige Theil sickert durch, die Substanz kann man dann löffelweise herausnehmen und nach Belieben mit Wasser verdünnen. In der heißen Jahreszeit trocknet sie zwar am vierten bis fünften Tage zu Käse ein; aber auch dieser Käse schmeckt sehr gut, und während vier bis fünf Tagen kommt man doch wieder an Orte, wo der Vorrath zu erneuern ist.

Am ersten Tage zogen wir stets durch enge Thäler zwischen hohen Gebirgen. Die Wege waren äußerst schlecht, und wir mußten oft hohe Berge übersteigen, um von einem Thale in das andere zu gelangen. Die steinigten Thäler waren so viel als möglich angebaut. Wir hielten zu Tschomarichen an.

19. Juli. Weg und Gegend wie gestern, nur hatten wir noch mehr zu steigen — wir erreichten beinahe die Höhe der ersten Schneeregion.

Gegen Abend kamen wir nach Reid, einem erbärm-



lichen Reste mit einer halbverfallenen Citadelle. Raun war unser Lager aufgeschlagen, so erschien ein halb Duzend stark bewaffneter Soldaten unter Anführung eines Offiziers. Eine Zeitlang sprachen sie mit Ali, endlich stellte sich mir der Offizier vor, nahm Platz an meiner Seite, wies mir ein beschriebenes Papier und machte mir verschiedene Zeichen. Ich verstand bald so viel, daß ich nun auf persischem Grund und Boden sei, und daß man meinen Paß sehen wolle. Ich aber wollte ihn im Angesichte der ganzen Dorfgemeinde, die sich bereits um mich gesammelt hatte, nicht aus meinem Kofferchen herausnehmen, und erklärte daher dem Offizier ebenfalls durch Zeichen, daß ich ihn nicht verstände. Bei dieser Behauptung blieb ich, und der Mann ließ mich in Ruhe, indem er zu Ali sagte: Was soll ich mit ihr thun, sie versteht mich nicht, sie mag weiter ziehen \*). — Ich möchte wissen, in welchem europäischen Staate man so gelinde mit mir verfahren wäre!

Beinahe in jedem Dorfe hatte ich alsbald einen großen Theil des Volkes um mich versammelt; man kann sich vorstellen, welcher Schwarm erst während dieser Verhandlung zusammen gelaufen kam. Dieses ewige Angaffen gehörte wahrlich zu den größeren Leiden meiner Reise. Wenn sich Weiber und Kinder völlig an mich andrängten und Kopf und Kleider zu betasten begannen, verging mir doch manchmal die Geduld. Ich nahm, obwohl gar;

---

\*) Ich hatte bereits auf der Straße von Mossul bis hierher so viel Worte der Sprache aufgefaßt, um einiges zu verstehen.

allein unter ihnen, meine Reitgerte und theilte kleine Klapse aus. Dies half jederzeit, die Leute zogen sich ganz, oder wenigstens in weitere Kreise zurück. Nur hier schien ein sechzehnjähriger Junge meine Kühnheit bestrafen zu wollen: ich ging, wie ich es stets zu thun pflegte, an den Fluß, meine lederne Flasche zu füllen, Hände und Gesicht zu waschen und ein Fußbad zu nehmen. Der Junge schlich mir nach, hob einen Stein auf und drohte nach mir zu werfen. Furcht durfte ich natürlich nicht zeigen, ich stieg daher ganz gelassen in den Fluß und — der Stein kam geflogen; doch merkte ich aus dem Wurf, daß er mich mehr schrecken als treffen sollte: er war schwach geworfen und fiel einige Klafter vor mir zu Boden. Nach einem zweiten und dritten, gleich vorsichtigen Wurf, zog sich der Junge zurück, wahrscheinlich weil er sah, daß ich seiner nicht achtete.

20. Juli. Gleich außerhalb Raid hatten wir noch einen ziemlich bedeutenden Berg auf schlechten und gefährlichen Wegen zu ersteigen, dann ging es auf ausgedehnten Hochebenen fort. Die hohen Gebirge traten mehr zurück, die Vordergebirge waren mit kurzem Gras bedeckt, nur an Bäumen war wieder großer Mangel. Wir begegneten sehr vielen und großen Heerden von Ziegen und Schafen. Letztere waren sehr groß, hatten dicke Wolle und Fettschwänze; die Wolle soll ausgezeichnet gut und fein sein.

Meine Furcht vor dieser Reise war nicht ganz grundlos gewesen, denn selten verging ein Tag in ungestörter Ruhe. So ereignete sich auch heute ein Vorfall, der mich nicht wenig erschreckte. Unsere Karavane bestand aus sechs Mann und vierzehn Lastthieren. Wir zogen ruhig unse-

tes Bege, als plötzlich ein Schwarm Berittener im größten Galopp auf uns angeprengt kamen: es waren sechs schwarz bewaffnete und fünf unbewaffnete Männer. Die ersten trugen Lanzen, Säbel, Dolche, Messer, Pistolen und kleine Schilde, und waren wie das gemeine Volk gekleidet, mit Ausnahme der Turbane, die sie mit einfachen rothen Schals umwunden hatten. Ich dachte, sie seien Räuber. Sie hielten uns an, umstellten uns von allen Seiten und fragten dann, woher wir kämen, wohin wir zögen und was für Waaren geladen seien. Nach erhaltener Auskunft ließen sie uns ruhig weiter ziehen. Anfangs konnte ich mir das Ding gar nicht erklären; als wir aber im Laufe dieses Tages noch mehrmals auf dieselbe Art angehalten wurden, schloß ich daraus, daß es dienstthuende Soldaten sein müßten.

Wir blieben zu Coromaduda über Nacht.

21. Juli. Wege und Ansichten wie gestern. — Auch heute hielt uns ein Trupp Soldaten an, und diesmal schien die Sache sehr bedenklich zu werden. Ali mußte einige unrichtige Angaben gemacht haben. Man bemächtigte sich seiner beiden Lastthiere, warf die Ladung herunter und einer der Soldaten befahl, sie fortzuführen. Der arme Ali bat und flehte ganz jämmerlich. Er wies auf mich und sagte, daß alles mein gehöre, und daß man mit mir, als einer hilflosen Frau, doch Mitleid haben möge. Der Soldat wandte sich nun an mich und frag, ob dies wahr sei. Ich hielt es nicht für gerathen, mich als Eigenthümerin auszugeben und that wieder, als verstände ich kein Wort, stellte mich aber sehr betroffen und traurig. Ali fing gar an zu weinen. Unsere Lage wäre auch wirk-

lich verzweifelt gewesen, denn was hätten wir in diesen öden, menschenleeren Gegenden mit der Ladung ohne die Thiere angefangen. Der Anführer ließ sich endlich erweichen, schickte nach den Thieren und gab sie uns wieder zurück.

Spät des Abends kamen wir in dem Städtchen Sauh-Bulak an. Da das Städtchen nicht befestigt war, so konnten wir noch hinein; doch waren die Ghans und Bazars schon alle geschlossen, und es bedurfte vieler Mühe, bis man einen Ghan öffnete und uns aufnahm. Der Ghan war sehr hübsch und geräumig, hatte in der Mitte ein Wasserbecken, rund herum kleine Kaufmannsbuden und einige Nischen zum Schlafen. Die Leute, lauter Männer, lagen meist schon zur Ruhe; nur einige verrichteten noch ihre Gebete. Man kann sich ihr Erstaunen denken, als sie mich, eine Frau, allein mit meinem Führer ankommen sahen. Es war zu spät, heute noch meinen Brief abzugeben, ich setzte mich daher ganz ergeben neben mein bescheidenes Gepäck, in der Meinung, so die Nacht verbringen zu müssen; allein ein Perser kam zu mir, wies mir eine Nische zum Schlafen an, trug mein Gepäck dahin und brachte mir nach einiger Zeit sogar etwas Brod und Wasser. — Doppelt groß war die Barmherzigkeit dieses Mannes, da man weiß, wie sehr die Mahomedaner die Christen hassen. Gott lohne ihn dafür. Ich hatte wahrlich dieser Erholung und Stärkung nöthig.

22. Juli. Heute gab ich meinen Brief ab, und der persische Kaufmann nahm mich in Empfang. Er führte mich zu einer christlichen Familie und versprach, sobald als möglich für meine Weiterreise zu sorgen. Auch hier wurde das Gespräch mehr durch Zeichen als Worte geführt.

In diesem Städtchen gibt es an zwanzig christliche Familien, die unter der Obhut eines französischen Missionärs stehen und ein recht niedliches Kirchlein inne haben. Ich wählte mich schon geborgen und freute mich darauf, mit dem Missionär wieder einmal eine mir geläufige Sprache sprechen zu können, da erfuhr ich, daß der gute Mann verreist sei. Nun war ich so schlecht daran, wie in Ravan-dus, denn die Leute, bei denen ich wohnte, sprachen nur persisch.

Der Mann, seines Handwerkes ein Zimmermann, hatte eine Frau, sechs Kinder und einen Lehrling. Alle wohnten in derselben Stube, in welcher sie mir mit großer Freude ein Fleckchen überließen. Die ganze Familie war ungemein gut und gefällig gegen mich, jeden Wissen, den sie genossen, theilten sie redlich mit mir, und wenn ich Früchte, Eier oder sonst etwas kaufte und ihnen davon anbot, nahmen sie es stets nur mit großer Bescheidenheit. Aber nicht nur gegen mich waren sie so gut, sondern auch gegen andere: kein Armer ging unbeschenkt von ihrer Schwelle, — — und dennoch war diese Familie fürchterlich, und machte mir meinen Aufenthalt zur Höl-lenqual. Die Mutter nämlich, ein sehr dummes, zänkisches Weib, schrie und schlug den ganzen Tag auf ihre sechs Kinder (von vier bis sechzehn Jahre alt). Es vergingen nicht zehn Minuten, ohne daß sie die Kinder bei den Haaren herumriß oder Fußtritte und Faustschläge theilte. Die Kinder gaben alles reichlich zurück und balgten sich außerdem auch noch unter einander, so daß ich in meinem Winkelchen keinen Augenblick Ruhe hatte und

nicht selten der Gefahr ausgesetzt war, meinen Theil abzubekommen, denn sie liebten sich gegenseitig auch anzuspucken und sich tüchtige Stücke Holz an den Kopf zu werfen. Mehrmals würgte der älteste Sohn seine Mutter der Art, daß sie roth und blau im Gesichte wurde. Ich versuchte zwar immer Frieden zu stiften; dies gelang mir aber höchst selten, denn ich war leider der Sprache nicht mächtig genug, um ihnen das sündhafte ihres Benehmens vorzustellen.

Nur Abends mit der Ankunft des Vaters kehrte Friede und Ordnung ein, da durfte nicht gestritten, noch weniger geprügelt werden. —

Unter keinem Volke der Erde, unter der ärmsten und niedrigsten Klasse der sogenannten Heiden und Ungläubigen kam mir ein ähnliches Benehmen vor, nie sah ich unter jenen Völkern, daß Kinder die Hände gegen die Eltern erhoben. Ich hinterließ auch, als ich Sauh-Bulak verließ, ein Briefchen an den Missionär, worin ich ihn auf die Fehler dieser Familie aufmerksam machte und ihn ersuchte, denselben durch Belehrung entgegen zu arbeiten. In Beten und Fasten, in Bibellefen und Kirchenbesuchen besteht doch wahrlich die Religion nicht allein.

Mein Aufenthalt wurde mir hier bei weitem unträglicher als zu Ravandus. Ich bestürmte den persischen Kaufmann täglich, mich weiter zu expediren, sollte die Reise auch mit einiger Gefahr verbunden sein. Er schüttelte den Kopf und erklärte mir, daß keine Karavane ginge, und daß ich, wenn ich allein reisen wollte, des Todtschießens oder Halsabschneidens gewärtig sein könne.

Fünf Tage hielt ich es aus, länger war es mir un-

möglich. Ich bat den Kaufmann, ein Pferd und einen Führer zu mietten, und entschloß mich, unter allen Gefahren und Umständen wenigstens nach Oromia (fünfzig engl. Meilen) zu gehen. Dort wußte ich amerikanische Missionäre zu finden und war dann für mein Weiterkommen nicht mehr bange.

Der Kaufmann kam am folgenden Tage in Begleitung eines wild aussehenden Kerls, den er mir als meinen Führer vorstellte. Ich mußte, der Gefahr wegen, ohne Karavane zu reisen, einen viermal höhern Preis zahlen, ging aber alles ein, um nur wegzukommen. Der Kontrakt wurde geschlossen und der Führer verpflichtete sich, am nächsten Morgen abzureisen und mich in drei Tagereisen nach Oromia zu bringen. Ich bezahlte die Hälfte des Preises voraus, die andere Hälfte behielt ich bis Oromia vor, um ihn strafen zu können, wenn er den Kontrakt nicht zuhielte.

Freude und Furcht bemächtigten sich meiner, als das Geschäft abgethan war. Um letztere ein wenig zu zerstreuen, ging ich auf die Bazars und vor das Thor des Städtchens spazieren.

Das Städtchen liegt in einem kleinen baumlosen Thale, nahe an einer Hügelkette. Man ließ mich überall ungehindert herum gehen, obwohl ich nichts als den Isar umgeworfen hatte. Die Bazars sind minder armselig als jene in Ravandus, der Chan ist groß und freundlich. Abscheulich fand ich dagegen den Anblick der gemeinen Leute. Groß und stark gebaut, mit markirten Zügen, die durch den Ausdruck von Wildheit und Grausamkeit noch mehr

entstellt waren, kamen sie mir alle wie Räuber und Mörder vor.

Am Abende setzte ich meine Pistolen in gehörigen Stand und machte mich gefaßt, mein Leben nicht umsonst hin zu geben.

28. Juli. Statt mit Sonnenaufgang verließ ich Sauh-Bulak erst gegen Mittag. Auf öden Wegen zwischen baumlosen Hügeln zog ich mit meinem Führer dahin, und so oft uns jemand begegnete, erschraß ich unwillkürlich. Doch, Gott Lob, es war kein Abenteuer zu bestehen. Wir hatten zwar zu kämpfen, aber nur mit ungeheuren Schwärmen großer Grasshüpfer (Heuschrecken), die an manchen Stellen in Wolkenmassen aufflogen. Sie waren bei drei Zoll lang und hatten große Flügel von rother oder blauer Farbe. Alle Pflanzen und Gräser in dieser Gegend waren abgefressen. — Man sagt, daß die Eingebornen diese Grasshüpfer fangen, trocknen und verspeisen. Ich habe leider kein derlei Gericht zu Gesicht bekommen.

Nach einem Ritt von sieben Stunden erreichten wir ein großes, fruchtbares und bewohntes Thal. Die heutige Tagesreise schien glücklich zu enden, denn nun befanden wir uns in der Nähe von Menschen und kamen von Zeit zu Zeit an Dörfern vorüber. In den Feldern arbeiteten hie und da noch Bauern, deren Anblick mich sehr ergözte. Sie hatten nämlich die hohen, schwarzen Perfermügen auf, die zu dem übrigen lumpigen Anzuge ganz komisch saßen.

Wir blieben in diesem Thale an dem Dörfchen Mahomed-Jur über Nacht. Wäre ich nicht zu träge gewesen,



so hätte ich mir heute ein treffliches Mahl von Schildkröten bereiten können. Ich sah deren viele am Wege, an kleinen Wägen, selbst auf den Feldern, und hätte sie nur aufheben dürfen. Aber dann Holz suchen, Feuer anmachen und kochen? — nein, — ich zog es vor, ein Stückchen Brot und eine Gurke in gemüthlicher Ruhe zu verzehren.

29. Juli. Heute Morgen gingen wir in drei Stunden nach dem Dörfchen Mahomed Schar. Zu meinem Erstaunen machte hier mein Führer Anstalt zu bleiben. Ich drang auf die Fortsetzung der Reise; allein er erklärte mir, daß er ohne Karavane nicht weiter gehen könne, da wir die gefährlichste Stelle der Reise vor uns hätten. Dabei wies er auf ein Paar Duzend Pferde, die im nahen Stoppelfelde weideten und suchte mir verständlich zu machen, daß in einigen Stunden eine Karavane desselben Weges ziehen würde. Der ganze Tag verstrich und die Karavane erschien nicht. Ich hielt meinen Führer für einen Betrüger und war im höchsten Grade aufgebracht, als er mir des Abends meinen Mantel auf dem Boden zum Schlafen zurecht machte. Nun galt es, meine ganze moralische Kraft zusammen zu nehmen und dem Menschen zu zeigen, daß ich mich nicht gleich einem Kinde behandeln ließe und hier verweilen würde, so lange es ihn beliebte. Leider fehlte es mir an Worten, ihn tüchtig auszuschelten; ich raffte den Mantel auf, warf ihm selben vor die Füße und erklärte ihm, den Rest der Zahlung vorzuenthalten, wenn er mich nicht morgen, als dem dritten Tage, nach Oromia brächte. Ich wandte ihm hierauf den Rücken (eine der größten Beleidigungen), setzte mich zur Erde, stützte den Kopf in die Hände und überließ mich einer großen

Traurigkeit. Was sollte ich hier beginnen, wenn mich mein Führer verließ oder so lange zu warten gedachte, bis zufällig eine Karavane des Weges käme. —

Einige Weiber vom Dorfe waren während meines Streites mit dem Führer herbei gekommen. Sie hatten mir Milch und ein warmes Gericht gebracht, setzten sich zu mir und frugen, warum ich so aufgebracht sei. Ich suchte ihnen die ganze Sache zu erklären. Sie verstanden mich und gaben mir Recht. Sie schmolten mit meinem Führer, ihrem Landsmanne, und suchten mich, die Fremde, zu trösten. Sie wichen nicht von meiner Seite und baten mich so herzlich, ihre Nahrung nicht zu verschmähen, daß ich mich zwang und etwas aß. Das Gericht bestand aus Brot, Eier, Butter und Wasser, welches zusammen aufgekocht wurde. Es schmeckte mir, ungeachtet des Verdrusses, recht gut. Als ich den guten Leuten eine Kleinigkeit dafür geben wollte, nahmen sie nichts an. Sie schienen sehr erfreut, mich etwas beruhigter und getrösteter zu sehen.

30. Juli. Nachts um ein Uhr setzte sich mein Führer in Bewegung, packte mein Pferd und hieß mich aufsitzen. Nun kam das Verblüfftsein an mich, denn ich sah nirgends eine Spur der Karavane. — Wollte der Mann Rache an mir nehmen? Warum durchzog er eine Gegend, die er am hellen Tage gemieden hatte, bei Nacht und Nebel? — Ich konnte zu wenig persisch, um hierüber eine gehörige Auskunft zu erlangen, und wollte ich dem Kerl keine fernere Ausrede wegen Nichthaltung des Kontraktes gestatten, so mußte ich gehen, — — und ich ging auch.

Mit Angst bestieg ich das Pferd und gebot meinem Führer, der hinter mir bleiben wollte, voran zu reiten, — von rückwärts wollte ich nicht überfallen werden, auch hielt ich die Hand fest auf der Pistole. Ich lauschte auf jeden Laut, beobachtete jede Bewegung des Führers, der Schatten meines eigenen Pferdes schreckte mich manchmal auf; doch kehrte ich nicht zurück.

Nach einem scharfen Ritze von ungefähr einer halben Stunde erreichten wir richtig einen großen Karavanenzug, der noch überdies durch ein Duzend wohlbewaffneter Bauern beschützt war. Die Stelle schien also wirklich sehr gefährlich und mein Führer vom Karavanenzuge benachrichtiget gewesen zu sein. Ich wunderte mich bei dieser Gelegenheit über nichts mehr als über den Schlandrian dieser Leute. Weil sie gewohnt sind in der heißen Jahreszeit in der Nacht zu gehen, so passiren sie auch die gefährlichsten Stellen des Nachts, während doch der Tag die Gefahr sehr vermindern würde.

Nach einigen Stunden kamen wir an den See Dromia, der uns fortan stets zur rechten Seite blieb; links lagen mehrere Meilen entlang öde Hügel, Schluchten und Berge, und dies war die gefürchtete Stelle. Der Morgen führte uns wieder in ein schönes fruchtbares Thal mit Menschen und Dörfern, deren Anblick mir Muth gab, die Karavane zu verlassen und eiliger voran zu gehen.

Der See Dromia, von welchem die Stadt Oromia ihren Namen hat, ist über sechzig Meilen lang und an manchen Stellen über dreißig Meilen breit. Er scheint von hohen Gebirgen knapp umsäumt; doch liegen in Wirklichkeit noch bedeutende Flächen dazwischen. Sein Wasser

enthält so viel Salz, daß weder Fische noch Muschelthiere darin leben können. Er ist ein zweites todttes Meer; — nicht einmal der Mensch soll hier unter sinken. — Große Strecken am Ufer sind mit dichten weißen Salzkrusten überdeckt, so daß die Leute da nichts anders zu thun haben als das Salz vom Boden aufzuscharren. So schön der See und seine Umgebung ist, so gewährt er ein wenig anziehendes Bild, da kein Nachen den großen Spiegel belebt.

Seit ich die Sandwüsten um Bagdad verlassen hatte, war mir kein Kamehl mehr zu Gesicht gekommen; ich dachte auch keines mehr zu sehen, denn mein Weg führte gegen Norden. Zu meinem Erstaunen begegneten uns hier mehrere Büge, und ich vernahm später, daß diese Thiere den Kurden so gut wie den Arabern zum Lasttragen dienen. Es ist dies ein Beweis, daß sie auch ein kälteres Klima vertragen können, denn im Winter soll sich der Schnee sogar in den Thälern einige Fuß hoch anhäufen. Die Kamehle in diesen Gegenden sind etwas stämmiger gebaut, ihre Füße sind dicker, die Haare etwas dichter und länger, ihr Hals ist kürzer und bei weitem nicht so schlank und die Farbe bedeutend brauner; lichtfarbige sah ich nicht.

Nebst Lastthieren benützen die Kurden in den Thälern zur Einführung der Ernte auch Wagen, die aber sehr einfach, kunstlos und schwerfällig sind. Mehrere lange, dünne, neben einander gereichte Baumstämme bilden den Wagen und die Seitenwände, kürzere Stämme die Achsen, und Scheiben aus dicken Brettern die Räder, deren jeder Wagen gewöhnlich nur zwei hat. Vier Ochsen sind davor gespannt, jedes Ochsenpaar wird von einem Führer geleitet, der aber ganz merkwürdiger Weise zwi-

schon seinem Gespanne mit dem Rücken gegen dasselbe auf der Deichsel sitzt.

Spät des Abends, nach einem Ritte von mehr denn sechzehn Stunden, erreichte ich glücklich Oromia. Ich hatte an keinen der Missionäre Empfehlungsbriefe, und außer Herrn Bright waren auch alle abwesend. Sie wohnten mit ihren Frauen und Kindern einige Meilen von der Stadt auf dem Lande. Herr Bright nahm mich aber mit wahrer Christenliebe auf, und nach vielen herben Tagen fand ich hier wieder einmal Erheiterung und Vergnügen.

Gleich den ersten Abend mußte ich herzlich lachen, als mir Herr Bright erzählte, auf welche Weise mich der Diener angemeldet hatte. Da ich nämlich zu wenig von der persischen Sprache wußte, um dem Diener sagen zu können, daß er mich anmelden sollte, so wies ich nur mit der Hand nach der Treppe. Er verstand dies, ging hinauf zu seinem Herrn und sagte ihm, daß eine Frau unten sei, die gar keine Sprache spräche. Unterdessen verlangte ich von einem andern Diener auf englisch ein Glas Wasser. Dieser stürzte wie besessen die Treppe hinauf, aber nicht, wie ich dachte, um meinen Wunsch zu erfüllen, sondern um seinem Herrn zu sagen, daß ich englisch spräche.

Herr Bright benachrichtigte die Herren Missionäre von meiner Anwesenheit, und sie waren so gütig, alle vom Lande zu kommen, um mich zu besuchen. Sie luden mich auch ein, auf dem Lande einige Tage in ihrer Gesellschaft zu verbringen; ich nahm aber ihre freundliche Einladung nur für einen Tag an, da ich leider schon so viele Zeit unterwegs verloren hatte. Die Herren rathen mir zwar ab, allein weiter zu gehen; doch gaben sie zu, daß

ich den gefährlichsten Theil der Reise schon überstanden hätte, und empfahlen mir nur, über die Gebirge bei Kutschie einige bewaffnete Bauern mitzunehmen.

Herr Wright war so gütig, für einen braven und sichern Führer zu sorgen. Ich zahlte den doppelten Preis, um statt in sechs — in vier Tagen nach Tebris zu kommen. Um dem Führer glauben zu machen, daß ich eine arme Pilgerin sei, gab ich Herrn Wright die Hälfte des bedungenen Preises und bat ihn, statt meiner zu zahlen und dem Führer zu sagen, daß er die andere Hälfte vom englischen Konsul, dem Herrn Stevens, ausbezahlt bekäme.

Den Tag, welchen ich in Oromia zubachte, benützte ich so viel als möglich. Des Morgens besah ich die Stadt und später besuchte ich mit Frau Wright einige arme und reiche Familien, um sie wohnen und leben zu sehen.

Die Stadt zählt bei 22,000 Einwohner, ist mit Wällen umgeben, aber nicht gesperrt, denn man kann zu jeder Nachtstunde aus und ein. Gebaut ist sie wie alle türkischen Städte, nur mit der Ausnahme, daß die Gassen ziemlich breit und rein gehalten sind. Vor der Stadt liegen viele große Frucht- und Gemüse-Gärten, die mit sehr hohen Mauern umgeben sind; niedliche Wohnhäuser stehen in der Mitte der Gärten.

Die Frauen gehen hier sehr dicht verschleiert. Sie überdecken Kopf und Brust mit einem weißen Tuche, in welchem an der Stelle, wo sich die Augen befinden, ein undurchdringlich dichtes Netzwerk angebracht ist.

In den Häusern der ärmeren Klasse wohnen drei bis vier Familien unter einem Dache. Sie besitzen wenig mehr als Strohmatten, Decken, Polster und einiges Kochgeschirr,

nicht zu vergessen einen großen, hölzernen Kasten, der den Mehlvorrath, ihren größten Reichtum, birgt. Hier, wie überhaupt in allen Gegenden wo Getreide gebaut wird, ist Brot die Hauptnahrung des gemeinen Mannes. Jede Familie backt täglich zweimal, Morgens und Abends.

Viele der kleinen Häuser hatten recht niedliche Höfe, die mit Blumen, Neben und Bäumchen bepflanzt waren und wie Gartenanlagen ausahen.

Die Wohnungen der Reichen sind hoch, lustig und geräumig, die Empfangssäle haben viele Fenster und sind mit Teppichen belegt; Divane sah ich nirgends — man lagert sich auf die Teppiche. Da wir die Besuche machten, ohne gemeldet worden zu sein, so fanden wir die Frauen in ganz einfachen, gefärbten Kattunkleidern, natürlich nach ihrer Art gemacht.

Nachmittags ritt ich in Gesellschaft der Herrn Missionäre nach ihrem großen Sommerhause, das sechs Meilen von der Stadt auf niedern Hügeln liegt.

Das Thal, durch welches wir ritten, ist sehr groß, überaus fruchtbar und reizend. Trotzdem daß es über 4000 Fuß über der Meeresfläche liegen soll, gedeiht hier die Baumwolle, der Ricinus, Wein, Tabak und alle Früchte, die wir in Süddeutschland haben. Die Ricinusstaude wird zwar nicht höher als etwas über vier Fuß und die Wollstaude nur einen Fuß; sie tragen aber ziemlich reich. — Manche Dörfer liegen in Fruchtwäldern halb verborgen. Ich kam zur glücklichen Zeit in dies Land: es gab herrliche Pfirsiche, Aprikosen, Äpfel, Trauben u. s. w., lauter vaterländische Früchte, die ich schon lange entbehrt hatte.

Das Haus der Missionsgesellschaft hat eine über-

raschende Lage: es beherrscht die ganze Aussicht über das unermessliche Thal, über die Stadt, die niedere Hügelreihe und das Gebirge. Das Haus selbst ist groß und mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen und eingerichtet, so daß ich nicht dachte, unter dem Dache einfacher Jünger und Nachfolger Christi zu sein, sondern in dem Landhause begüterter Privatleute. Es gab hier vier Frauen und eine ganze Schaar kleiner und größerer Kinder. Ich verlebte unter ihnen einige recht angenehme Stunden und bedauerte von Herzen, daß ich um neun Uhr Abends schon Abschied nehmen mußte.

Man stellte mir auch einige Mädchen von Eingebornen vor, die von den Frauen der Missionäre unterrichtet werden. Sie sprachen und schrieben etwas englisch und waren ganz vorzüglich in der Geographie bewandert. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, einiges über die Missionäre zu bemerken, deren Leben und Wirken ich im Laufe meiner Reise oft zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich traf Missionäre in Persien, in China und Indien, und sah sie überall ganz anders leben, als ich es mir vorgestellt hatte.

Nach meiner Meinung stellte ich mir die Missionäre als halbe, wo nicht als ganze Märtyrer vor, und dachte sie mir von dem Eifer und dem Wunsche, die Heiden zu bekehren, so beseelt, daß sie gleich den Jüngern Christi, ihre Bequemlichkeiten und Bedürfnisse ganz vergäßen, daß sie nur mit dem Volke lebten, mit ihm unter einem Dache wohnten, aus einer Schüssel aßen u. s. w. Ach! das waren Bilder und Vorstellungen, die ich aus Büchern geschöpft hatte; in der Wirklichkeit verhielt sich das ganz



anders. Sie führen dieselbe Lebensweise wie die Wohlhabenden, haben schöne Wohnungen, die mit allen Bequemlichkeiten und Luxus-Möbeln ausgestattet sind. Die Missionäre ruhen auf schwellenden Divans, ihre Frauen präsidiren am Theetische, und die Kinder langen mader nach Kuchen und Backwerk, ja ihre Lage ist sorgenfreier und angenehmer als die der meisten Stände; ihre Geschäfte machen sie sich nicht zu beschwerlich, ihre Gehalte treffen richtig ein, die Staats- und politischen Angelegenheiten mögen stehen wie sie wollen.

An Orten, in welchen mehrere Missionäre wohnen, werden drei- bis viermal in der Woche Meetings abgehalten. Diese Meetings oder Zusammenkünfte sollen Geschäftssitzungen sein, sind aber nicht viel anders als Gesellschaften, bei welchen Frauen und Kinder in geschmackvollem Buge erscheinen. Bei einem der Missionäre findet das Meeting zur Frühstücks-, bei dem zweiten zur Mittags-, bei dem dritten zur Theezeit statt, — mehrere Equipagen und viele Diener stehen im Hofe.

Es wird zwar auch von Geschäften gesprochen, — die Herren sondern sich gewöhnlich auf ein halbes Stündchen ab; aber der größte Theil der Zeit wird im Gesellschaftskreise verlebt.

Ich glaube nicht, daß die Missionäre auf solche Art das Vertrauen des Volkes leicht und schnell gewinnen können. Die fremde Kleidung, die elegante Lebensweise läßt dem Armen den Abstand zu sehr fühlen und flößt ihm eher Furcht und Zurückhaltung als Liebe und Vertrauen ein. Er wagt es so leicht nicht, zum Wohlhabenden, zum Vornehmen empor zu blicken, und der Missionär hat also

schon lange zu kämpfen bis er diese angeborne Furcht bewältigt. Die Missionäre sagen, daß sie mit diesem Nimbus erscheinen müssen, um Eindruck und Achtung hervorzubringen; ich denke aber, daß man Achtung durch edles Benehmen einflößen kann und den Menschen durch Tugend und nicht durch äußern Glanz an sich ziehen soll.

Viele unter den Missionären glauben, unendliches zu leisten, wenn sie in Städten und Dörfern in der Landessprache predigen und religiöse Schriften austheilen. Sie machen die hinreißendsten Berichte über die Unzahl von Menschen, die sich herbei drängten, ihre Predigten zu hören, ihre Broschüren in Empfang zu nehmen; man könnte, nach den Schilderungen, mit Recht vermuthen, daß wenigstens die Hälfte der Zuhörer sich alsogleich zum Christenthume bekehren würde. Leider ist aber das Zuhören und Bücher-Annehmen so viel als gar kein Beweis. — Würden nicht chinesische, indische, persische Priester große Schaaren eben so vieler Zuhörer haben, wenn sie in Frankreich französisch, in England englisch predigten und dabei in ihrer eigenthümlichen Landestracht erschienen? Würden sich die Menschen nicht haufenweise um sie sammeln, würden sie die unentgeltlich ausgetheilten Bücher und Broschüren nicht annehmen, selbst wenn sie selbe nicht lesen könnten?

Ich habe mich in allen Orten genau nach den Erfolgen der Missionäre erkundigt und überall gehört, daß eine Taufe zu den größten Seltenheiten gehöre. Die wenigen Christen in Indien, z. B. die hin und wieder Dörfchen von zwanzig bis dreißig Familien bilden, sind aus elternlosen verlassenen Kindern entstanden, welche von den Missionären aufgenommen und erzogen wurden, aber mit

Arbeit versorgt und stets beaufsichtigt werden müssen, damit sie nicht in ihren Irrglauben zurückfallen.

Um Religionsvorträge begreiflich, um mit der Muttermilch eingesogenen Irrglauben wankend zu machen, reichen Predigten und Broschüren nicht hin. Die Missionäre mußten wie Väter, wie Freunde mit und unter dem Volke wohnen, mit ihm arbeiten, kurz seine Mühen und Freuden theilen, es durch einen musterhaften, bescheidenen Lebenswandel an sich ziehen und nach und nach mit einem faßlichen Unterricht belehren. Auch dürfte der Missionär sich mit keiner europäischen Missionärin verheirathen, und zwar aus folgenden Gründen: das europäische Mädchen, das sich zur Missionärin bildet, wählt diesen Stand häufig nur, um so schnell als möglich versorgt zu werden. Hat die junge europäische Frau einige Kinder, wird sie schwach und kränklich, dann kann sie ihrem Beruf nicht mehr nachkommen und bedarf einer Luftveränderung, wohl gar einer Reise nach Europa. Auch die Kinder sind Schwächlinge und müssen, spätestens in ihrem siebenten Lebensjahr, ebenfalls dahin gebracht werden. Der Vater begleitet sie mitunter und benützt diesen Vorwand, um auch wieder auf einige Zeit nach Europa zu kommen. Ist die Reise nach Europa nicht sogleich ausführbar, so wird eine andere nach irgend einem Gebirge, einer kühn, gelegenen Gegend gemacht, oder er nimmt Frau und Kinder zu dem Besuche einer Mela mit \*). Dabei muß man wissen, daß diese Rei-

---

\*) Mela heißen die indischen Religionsfeste, bei welchen sich Tausende von Menschen versammeln. Die Missionäre rei-

sen bei weitem nicht so einfach gemacht werden, wie z. B. die meinige; der Missionär umgibt sich mit vielen Bequemlichkeiten: er hat Palankine, von Menschen getragen, Packpferde oder Kamehle mit Zelten, Betten, Koch- und Tischgeschirr, — Diener und Mägde in hinlänglicher Zahl. — Und wer bezahlt dies alles? — Oft arme, gläubige Seelen in Europa und Nordamerika, die sich häufig den nöthigsten Lebensbedarf versagen, damit ihr Schärfelein in fernen Welttheilen der Art ausgegeben werde.

Wären die Missionäre mit Eingebornen verheirathet \*), so fielen der größte Theil dieser Sorgen und Kosten hinweg; es gäbe wenig kranke Frauen und die Kinder würden gesund und stark sein und hätten nicht nöthig nach Europa gebracht zu werden. — Um für ihren Unterricht zu sorgen, könnten hin und wieder Landesschulen errichtet werden; aber ja nur nicht so luxuriöse wie jene in Calcutta.

Ich hoffe, daß man meine Ansichten nicht falsch deuten wird. Ich habe große Achtung für die Missionäre, und alle, die ich kennen lernte, waren wackere Männer und gute Familienväter, auch bin ich fest überzeugt, daß es viele Gelehrte unter ihnen gibt, die für Geschichte, Länder- und Völkerkunde schätzbare Beiträge liefern. — Ob sie dadurch ihren eigentlichen Zweck erfüllen ist eine andere

---

sen oft Hunderte von Meilen weit herbei, um dem Volke zu predigen.

\*) Oder sollten die Missionäre nicht so viele Seelen gewonnen und erzogen haben, um sich Gattinnen wählen zu können?!

Frage. Ein Missionär hat, glaube ich, andere Pflichten zu erfüllen als die, einen Gelehrten abzugeben.

Für meine Person habe ich den Herrn Missionären nur Dank zu zollen: sie kamen mir überall freundlich und liebevoll entgegen. Mir fiel ihre Lebensweise auch gewiß nur darum so auf, weil ich bei dem Namen „Missionär“ unwillkürlich stets jener Männer gedenke, die zuerst ohne Unterstützung vom Heimathlande hinaus in die Welt traten, um die Lehre Christi zu verbreiten, und außer einem Wanderstabe nichts mit sich nahmen.

Bevor ich Oromia verlasse, muß ich noch erwähnen, daß diese Gegend für den Geburtsort Zoroasters gilt, der 5500 Jahre vor Chr. Geb. gelebt haben soll, und von welchem die Gebern oder Feueranbeter herkommen.

Am 1. Aug. ritt ich zehn Stunden bis nach dem Dörfchen Kutschié, das nahe am See Oromia liegt; letzteren bekamen wir den Tag über selten zu sehen, obwohl wir stets in seiner Nähe waren. Wir zogen durch große, fruchtbare Thäler, die einen reizenden Anblick gewährt hätten, wären sie nicht zwischen öden und nackten Hügeln und Bergen gelegen.

Auf der ganzen Reise, nicht nur von Mossul, sondern von Bagdad bis hieher, hatte ich keinen so guten Tag gehabt wie heute. Mein Führer war ein unvergleichlich guter Mensch, voll Aufmerksamkeit für mich und für alles ängstlich besorgt; er führte mich im Dörfchen Kutschié in ein sehr reinliches Bauernhaus zu vortrefflichen Menschen. Man legte mir da alsogleich auf einer kleinen Terrasse einen schönen Teppich zurecht, brachte mir ein Becken mit Wasser gefüllt zum Waschen und auf einer lackirten Tasse

große, schwarze Maulbeeren zur Erfrischung. Später bekam ich eine kräftige Suppe mit etwas Fleisch, fette saure Milch und gutes Brot, alles in reinlichem Geschirr; was aber dem Ganzen die Krone aufsetzte, war, daß sich die Leute, sobald sie mir die Speisen vorgesetzt hatten, entfernten und mich nicht wie ein fremdes Thier begafften. Als ich die vortrefflichen Menschen bezahlen wollte, nahmen sie durchaus nichts an. Erst am folgenden Morgen ward mir Gelegenheit, ihnen zu vergelten, was sie an mir gethan hatten. Ich nahm zwei Männer aus der Familie zur Begleitung über die Berge und gab ihnen dann das doppelte von dem, was man gewöhnlich gibt. Sie dankten mir mit rührender Herzlichkeit und wünschten mir Glück und Segen zur Fortsetzung meiner Reise.

2. August. Die gefährliche Passage über die öden, verrufenen Gebirge währte bei drei Stunden. Meine zwei bewaffneten Männer hätten mir zwar wenig Schutz gegen eine Bande von Räubern gewährt; allein durch sie ward mir die Reise doch minder schauerlich, als wenn ich mit meinem alten Führer allein gewesen wäre. Wir begegneten mehreren großen Karavanen, die aber alle nach Oromia zurückgingen.

Als wir die Gebirge überstiegen hatten, verließen uns die beiden Männer. Wir kamen in ungeheure Thäler, die von der Natur ganz vergessen schienen und von den Menschen gestochen waren. Die Gefahr hatten wir, nach meiner Meinung, noch nicht im geringsten überstanden. Und richtig, als wir in einem dieser öden Thäler an drei verfallenen Hütten vorbei kamen, stürzten mehrere Kerls hervor, fielen unsern Pferden in die Zügel und befühlten

sogleich mein Gepäck. Ich erwartete nur den Befehl vom Pferde zu steigen und sah schon mein bißchen Hab und Gut verloren. Sie besprachen sich mit meinem Führer, der ihnen die Mähr erzählte, die ich jedem aufband, daß ich nämlich eine arme Pilgerin sei, und daß die englischen Konsuln oder Missionäre überall die Reisekosten für mich bezahlten. Mein Anzug, mein unbedeutendes Gepäck, mein Alleinsein stimmte mit dieser Aussage vollkommen überein, — sie glaubten seinen Worten, meinem stumm bittenden Blick und ließen mich ziehen, ja sie fragten mich sogar, ob ich Wasser wolle (es mangelte daran in diesen Thälern). Ich bat sie um einen Trunk und so schieden wir als gute Freunde. Dennoch war ich einige Zeit besorgt, daß ihre Großmuth sie reuen dürfte, und daß sie uns noch verfolgen würden.

Wir kamen auch heute wieder an die Ufer des See's und blieben lange an seiner Seite. Nach einem vierzehnstündigen Ritte kehrten wir bei dem Dertchen Schech-Vali in einem Chane ein.

8. August. Das lästige Gefühl der Furcht nahm nun ein Ende: wir durchzogen freundliche, bewohnte Thäler, sahen überall Menschen in den Feldern arbeiten, Getreide heimführen, Heerden weiden u. s. w.

Während der heißen Mittagsstunden blieben wir in Dise-halil, einem bedeutenden Städtchen mit sehr rein gehaltenen Straßen; die Hauptstraße durchschneidet ein silberhelles Bächlein und die Höfe der Häuser gleichen Gärten. Auch hier sah ich außerhalb der Stadt viele sehr große, mit hohen Mauern umgebene Gärten.

Der Zahl der Chane nach mag dieses Städtchen von

Karavanen sehr besucht sein: nur in der kleinen Straße, durch die wir kamen, zählte ich deren mehr denn ein halb Duzend. Wir stiegen in einem derselben ab, und ich war ganz erstaunt über die Annehmlichkeiten, die ich da fand. Die Stallungen waren gedeckt, die Schlafstellen für die Treiber nett aufgemauerte Terrassen, und die Zimmer für die Reisenden, zwar entblößt von jedem Möbel, doch sehr rein gehalten und sogar mit Kaminen versehen. Die Thane stehen jedermann offen, und man hat für ihre Benützung nichts zu bezahlen, höchstens gibt man eine Kleinigkeit dem Aufseher, der hingegen jeden Auftrag der Reisenden besorgt.

In dieser Hinsicht sind die Perser, Türken und überhaupt alle sogenannten unkultivirten Völker viel höherherziger und großmüthiger als wir Europäer. In Indien z. B., wo die Engländer Bongolos errichteten, muß man für eine Nacht, oder wohl auch für eine Stunde, per Zimmer eine Rupie (1 fl. W.) bezahlen; dabei ist aber nicht für die Treiber und nicht für die Thiere gesorgt, — die mögen unter Gottes freiem Himmel ihr Lager aufschlagen. Die Reisenden, die nicht zum Christenthume gehören, dürfen in den meisten Bongolos gar nicht, in einigen nur dann von den Zimmern Gebrauch machen, wenn kein demüthiger Christ da ist; kommt aber ein solcher mitten in der Nacht an, so muß der arme Ungläubige ohne Barmherzigkeit das Feld räumen. Diese humane Güte dehnt sich sogar auf die offenen Bongolos aus, die nur aus einem Dache und drei hölzernen Wänden bestehen. In der Ungläubigen Ländern aber hat der den Platz, der zuerst kommt, ob Christ, Türke oder Araber. Ja, ich bin



fest überzeugt, daß, wenn die Plätze von Ungläubigen schon besetzt sind, und ein Christ daher kommt, sie zusammen rücken, um ihm Dach und Fach zu gewähren.

Wir gingen des Nachmittags noch bis Ale-Schach, einem bedeutenden Orte mit einem schönen Chan.

Wir trafen hier drei Reisende, die ebenfalls nach Tebris gingen; mein Führer schloß sich an sie an und verabredete mit ihnen noch in der Nacht aufzubrechen. Mir war diese Gesellschaft gerade nicht sehr lieb: die Männer waren stark bewaffnet und sahen sehr wild aus. Ich hätte es vorgezogen, ohne sie und erst bei Tagesanbruch fortzugehen; allein mein Führer versicherte mich, daß es brave Leute seien, und mehr meinem Glücke als seinen Worten trauend, setzte ich mich um ein Uhr Nachts zu Pferde.

4. August. Bald verlor sich meine Furcht, denn wir begegneten häufig kleinen Zügen von drei bis vier Personen, die sich wohl nicht der Nacht anvertraut hätten, wenn die Straße gefährlich gewesen wäre. Auch große Karavanen von mehreren hundert Kamehlen kamen uns entgegen und sperrten oft die Straße der Art, daß wir halbe Stunden lang warten mußten, sie vorbei passieren zu lassen.

Gegen Mittag gelangten wir in ein Thal, in welchem ich eine Stadt liegen sah, die zwar groß, aber so anspruchslos aussah, daß ich gar nicht gleich nach dem Namen frug. Je näher wir kamen, desto zerstörter sah sie aus. Die Stadtmauern waren halb verfallen, die Gassen und Plätze voll Schutthaufen, und viele der Häuser lagen

in Ruinen, — es war als hätte der Feind ober die Pest hier gewüthet. Ich frug endlich nach dem Namen und glaubte nicht recht verstanden zu haben, als man mir sagte, dies sei Tebris.

Mein Führer führte mich in das Haus des englischen Konsuls, Herrn Stevens, der, zu meinem Schrecken, nicht in der Stadt, sondern zehn Meilen entfernt auf dem Lande wohnte. Ein Diener sagte mir jedoch, daß er sogleich zu dem Doktor Gasolani gehen werde, einem Herrn, mit dem ich englisch sprechen könne. Nach sehr kurzer Zeit kam ein Herr herbei geeilt, dessen erste Fragen waren: Wie kamen Sie allein hieher? Hat man Sie ausgeraubt? Sind Sie von Ihrer Gesellschaft getrennt worden und nur allein davon gekommen? — Als ich ihm aber meinen Paß reichte und über alles Auskunft ertheilte, schien er meinen Worten kaum zu glauben; er meinte, es grenze an's Fabelhafte, daß es einer Frau habe gelingen können, allein, ohne Sprachkenntniß durch solche Länder und solche Völker zu bringen. Auch ich konnte Gott nicht genug danken für den augenscheinlichen Schutz, den er mir auf dieser Reise gewährt hatte, — ich fühlte mich so fröhlich und heiter: es war mir, als sei mir das Leben ein zweites Mal geschenkt worden.

Doktor Gasolani wies mir in Herrn Stevens Hause einige Zimmer an und sagte mir, er werde sogleich einen Boten an den Consul schicken und ich möge unterdessen alle meine Wünsche an ihn richten.

Als ich ihm meine Verwunderung über die erbärmliche Ansicht und den häßlichen Eintritt in diese zweite

Stadt des Landes äußerte, sagte er mir, daß sich die Stadt von der Seite, von welcher ich gekommen war, nicht gut übersehen lasse, und daß der Theil, den ich durchritten habe, nicht zur Stadt gerechnet werde, sondern eine alte, größtentheils verlassene Vorstadt sei.

---

## Aufenthalt in Tebris.

Beschreibung der Stadt. Der Bazar Die Fastenzeit. Behmen-Mirza. Anekdoten über die persische Regierung. Vorstellung bei dem Vizekönige und dessen Gemahlin. Die Frauen Behmen-Mirza's Besuch bei einer persischen Dame. Das Volk. Christen- und Juden-Versammlung. Abreise.

**T**ebis oder Tauris ist die Hauptstadt der Provinz Aderbeidschan und Residenz des Thronfolgers von Persien, der den Titel eines Vizekönigs führt. Sie liegt in einem baumlosen Thal an den Flüssen Biatscha und Afschi und zählt 160,000 Einwohner. Die Stadt, schöner als Teheran und Ispahan, hat viele Seidenwebereien und Lederfabriken und soll einer der ersten Handelsplätze Asiens sein.

Die Straßen sind ziemlich breit und auch mitunter reinlich gehalten: in jeder Gasse gibt es unterirdische Wasserkanäle, an welchen von Stelle zu Stelle Oeffnungen angebracht sind, um das Wasser heraus schöpfen zu können.

Von den Häusern sieht man nicht mehr als in jeder orientalischen Stadt, — hohe Mauern ohne Fenster und mit niedrigen Eingängen. Die Fronte des Hauses ist stets

nach dem Hofe gewendet, der mit Blumen und kleinen Blumen bepflanzt ist, und an den sich gewöhnlich ein hübscher Garten anschließt. Die Empfangszimmer sind groß und hoch und mit ganzen Reihen Fenster versehen, die ordentliche Glaswände bilden. Minder schön ist die Ausschmückung der Säle: gewöhnlich enthalten sie außer einigen Teppichen keine weitere Einrichtung; europäische Möbeln und Luxus-Artikel findet man nur selten.

Von schönen Moscheen, Palästen, Grabesmonumenten älterer oder neuerer Zeit ist nichts vorhanden, als die schon halb verfallene Moschee des Ali-Schach, die aber mit den Moscheen in Indien in keiner Hinsicht einen Vergleich aushält.

Sehr schön ist der neue Bazar; seine hohen, breiten, gedeckten Gassen und Gänge erinnerten mich lebhaft an den Bazar in Konstantinopel, nur sah er noch freundlicher aus, da er neuer ist. Auch sind hier die Buden der Kaufleute etwas größer, und die Waaren, obwohl nicht von so großer Pracht und Herrlichkeit, wie manche Reisende erzählen, doch geschmackvoller ausgelegt und besser zu überschauen, besonders die Teppiche, Früchte und Gemüse. Auch die Gartüchen sahen so einladend aus, und die Speisen schienen so schmackhaft und verbreiteten einen so guten Geruch, daß man sich mit Vergnügen hätte hinsetzen und essen mögen. Gar nichts anziehendes bot dagegen die Schuster-Abtheilung: es waren nur Fußbekleidungen der einfachsten Art ausgestellt, während man in Konstantinopel hinter Glasschränken die kostbarsten Pantoffeln und Schuhe, reich mit Gold gestickt, ja mit Edelsteinen und Perlen besetzt, sieht.

Ich war zu einer etwas ungünstigen Zeit nach Tebris gekommen, in dem Monate der Fasten. Da wird von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nichts genossen, niemand verläßt das Haus, keine Gesellschaften und Besuche haben statt, — es wird nur gebetet. Diese Gebote halten die Perser so strenge, daß mancher Kranke ein Opfer derselben wird, indem er während des Tages weder Arzneien, noch Getränke oder Nahrung nehmen will; er glaubt, wenn er auch nur einen Mundvoll genießt, die durch das Fasten erkaufte Seligkeit zu verlieren. Manche der Aufgeklärten machen in Krankheitsfällen eine Ausnahme; doch muß der Arzt in diesem Falle an den Priester eine schriftliche Erklärung senden, in welcher er die Nothwendigkeit des Genusses von Arzneien, Getränken u. s. w. aus einander setzt. Drückt der Priester diesem Dokumente sein Siegel auf, so ist der Ablass ertheilt. — Ob diese Ablass-Ertheilung die Mahomedaner von den Christen oder diese von jenen angenommen haben, ist mir unbekannt. Die Mädchen müssen schon im zehnten, die Knaben erst im fünfzehnten Jahre diesen Fastenmonat mitmachen.

Den großen Verbindungen und der großen Gefälligkeit Doktor Casolani's hatte ich es zu danken, daß ich ungeachtet dieser strengen Zeit in mehrere der ersten persischen Familien und selbst bei Hofe eingeführt wurde.

Bis noch vor ungefähr sechs Monaten gab es in Persien keinen Vizekönig, sondern nur Statthalter; allein der jetzt regierende Schach Nesr-Z-Din \*) erhob die Pro-

---

\*) Dieser Schach starb zwei Monate nach meiner Anwesenheit in Tebris.

ving Aderbeidschan zu einem Vicetönigreiche und bestimmte, daß der jedesmalige älteste Sohn, der künftige Erbe des Reiches, hier als Vicetönig bis zur Thronbesteigung residiren sollte.

Der letzte Gouverneur in Tebris Behmen Mirza \*), des Schach's Bruder, war ein ausgezeichnet verständiger und gerechter Mann. Er brachte die Provinz Aderbeidschan in wenig Jahren in einen blühenden Zustand, und stellte überall Ordnung und Sicherheit her. Dies erregte nur zu bald den Neid des ersten Ministers Saggi - Mirza - Agasi; er drang in den Schach, seinen Bruder abzurufen, indem er ihm vorstellte, daß dieser zu sehr die Liebe des Volkes gewinne; und sich am Ende selbst zum König machen könne.

Lange gab der Schach diesen Einflüsterungen kein Gehör, denn er liebte seinen Bruder aufrichtig; aber der Minister ruhete nicht eher, bis er seinen Willen durchgesetzt hatte. Behmen Mirza, der alles wußte, was am Hofe vorging, eilte nach Teheran, um sich vor dem Schach zu rechtfertigen. Dieser versicherte ihn seiner Liebe und Zufriedenheit, und sagte ihm offen, daß er auf seinem Plage bleiben könne, wenn der Minister damit einverstanden wäre; er solle sich um dessen Günst beworben.

Behmen Mirza erfuhr aber durch seine Freunde, daß der Minister einen unversöhnlichen Haß gegen ihn

---

\*) Wenn das Wort Mirza hinter dem Namen steht, so heißt es „Prinz;“ steht es aber vor demselben so heißt es „Herr;“ man spricht jedermann damit an.

habe, und daß er Gefahr laufe, geblendet oder gar aus der Welt geschafft zu werden. Man rieth ihm, keine Zeit zu verlieren und eilends das Land zu fliehen. Er befolgte diesen Rath, eilte nach Tebris, raffte seine Kostbarkeiten zusammen und floh mit einem Theile seiner Familie auf das nahe russische Gebiet. Dasselbst angelangt, wandte er sich schriftlich an den russischen Kaiser und bat um seinen Schutz, der ihm auf das großmüthigste zu Theil wurde. Der Kaiser schrieb eine Note an den Schach, worin er erklärte, daß der Prinz nicht mehr persischer Unterthan sei, und daß daher jede Verfolgung gegen ihn oder seine Familie aufzuhören habe, ließ ihm einen artigen Palast bei Tiflis anweisen, sandte ihm kostbare Geschenke, und soll ihm, wie man mir sagte, auch eine jährliche Pension von 20,000 Dukaten geben.

Man sieht aus dieser kleinen Geschichte, daß der Minister Saggi-Mirza-Agasi den Schach vollkommen beherrscht, ja, er wußte es so weit zu bringen, daß ihn der Schach wie einen Propheten oder Heiligen verehrt und jeden seiner Aussprüche unbedingt erfüllt. Einmal wünschte er, etwas sehr wichtiges durchzusetzen. Er erzählte dem Schach beim Morgenbesuche, daß er in der Nacht aufgewacht sei und gefühlt habe, wie sein Körper in die Höhe schwebe. Er sei immer höher und höher und endlich in den Himmel gekommen, wo er den Vater des Königs gesehen und gesprochen habe; er mußte ihm die Regierung seines Sohnes beschreiben. Der Verstorbene sei über dessen gutes Benehmen sehr erfreut gewesen und ließ ihm ratheben so fortzufahren.



Der entzückte König, der seinen Vater herzlich geliebt hatte, hörte aber nicht auf, weitere Fragen zu stellen, und der gewandte Minister wußte am Ende stets vorzubringen — „nur dieses oder jenes wünsche der Vater geschehen oder unterlassen zu sehen,“ — und natürlich erfüllte der gute Sohn den Wunsch des Vaters, — er zweifelte keinen Augenblick an der Aussage seines Ministers.

Der König soll etwas jähzornig sein, und in solch einem Anfälle die augenblickliche Hinrichtung irgend eines Sträflings befehlen \*). Der Minister dagegen besißt wenigstens so viel Gerechtigkeitsinn, daß er die Todesurtheile bei Menschen, die er nicht fürchtet, zu verhüten sucht. Er hat daher Befehl gegeben, daß wenn sich ein solcher Fall ereignet, man augenblicklich nach ihm sende, und mit den Zubereitungen der Hinrichtung so lange zaudere bis er ankomme. Er erscheint dann wie zufällig und fragt, was da vorgehe; der zornentbrannte König erzählt ihm, daß er einen Verbrecher hinrichten lasse. Der Minister stimmt vollkommen bei und tritt an's Fenster, um Himmel, Wolken und Sonne zu berathen. Als bald ruft er, es wäre besser die Hinrichtung auf den nächsten Tag zu verschieben, da Wolken, Sonne oder Himmel im gegenwärtigen Augenblicke der Hinrichtung nicht günstig seien und leicht daraus ein Unheil für den König entstehen könne. Des Königs Zorn ist unterdessen schon halb verfliegen; er ist damit einverstanden und der Verurtheilte wird hinweg

---

\*) Dergleichen Hinrichtungen haben häufig in Gegenwart des Schach's statt. Gewöhnlich wurden Erdroßlungen vorgenommen.

geführt und gewöhnlich frei gelassen, — am folgenden Morgen ist die ganze Sache vergessen.

Eine interessante Geschichte ist auch folgende: Der König hatte einst auf einen seiner Statthalter einen besondern Haß und beschied ihn nach der Hauptstadt, um ihn stranguliren zu lassen. Der Minister, dessen Freund der Statthalter war, wollte ihn retten und that es auf folgende Weise. Er sprach zum Könige: „Herr! ich sage Dir Lebewohl, ich ziehe gen Mecca.“ Der König, sehr erschrocken, seinen Liebling auf so lange Zeit zu entbehren (die Reise nach Mecca dauert wenigstens ein Jahr), frug bestürzt um die Ursache dieser Reise. — „Du weißt Herr, daß ich kinderlos bin, und den Statthalter, welchen Du, wie ich höre, hinrichten lassen willst, an Kindesstatt angenommen habe; ich verliere meinen Sohn, und will mir in Mecca einen neuen holen.“ — Der König erwiderte ihm, daß er davon nichts gemußt habe; weil aber dies der Fall sei, so wolle er ihn nicht hinrichten, sondern an seinem Plage lassen.

Der König liebt seine Mutter leidenschaftlich. Wenn sie ihn besuchte, stand er jederzeit auf und blieb in ihrer Gegenwart stehen, während sie saß. Der Minister war über diese Hochachtungsbezeugung sehr aufgebracht, und sagte: „Du bist König, die Mutter muß vor Dir stehen.“ Endlich setzte er auch hierin seinen Willen durch. Wenn aber die Mutter zur Zeit kommt, wo der Minister nicht gegenwärtig ist, bezeugt ihr der Sohn dieselbe Achtung, Seinen Leuten gebietet er dann strenge, dem Minister nichts davon zu sagen.

Diese und noch mehrere Geschichten erzählte mir

eine sehr glaubwürdige Person; sie mögen dazu dienen, meinen Lesern einen kleinen Begriff von der persischen Regierungswaise zu geben.

Meine Vorstellung an des Vizekönigs Ball-Abd Hofe fand schon einige Tage nach meiner Ankunft statt. Ich ward an einem Nachmittage mit Dr. Casolani in eines der königlichen Sommerhäuser beschieden. Das Haus lag in einem kleinen Garten und der kleine Garten wieder in einem großen; beide waren mit sehr hohen Mauern umfassen. In dem ersten Garten gab es, außer Wiesen, Frucht bäumen und staubigen Wegen, nichts bemerkenswerthes, als viele Zelte, in welchen Militär hauste. Die Soldaten trugen die gewöhnliche persische Kleidung, mit dem einzigen Unterschiede, daß der dienstthuende Offizier ein Schwert umgeschmalt, und der wachstehende Soldat ein Gewehr auf den Schultern hatte. In Uniform erscheinen sie nur bei höchst seltenen Gelegenheiten, und da sollen sie einigermaßen dem europäischen Militär gleichen.

Am Eingange des kleinen Gartens empfingen uns mehrerer Eunuchen. Sie führten uns zu einem einstöckigen, unbedeutenden Hause, das am Ende einiger Blumenfluren lag. Ich hätte in diesem Hause nie den Sommersitz eines persischen Thronfolgers gesucht; und doch war es so. In dem engen Eingange des Häuschens gab es zwei schmale Treppen, von welcher die eine nach dem Empfangszimmer des Vizekönigs, die andere nach jenem seiner Gemahlin ging. Der Doctor wurde in ersteres geführt, mich

geleiteten einige Sklavinnen zur Vicetrönigin. Oben an der Treppe angelangt, zog ich die Schuhe aus und trat in ein kleines, freundliches Zimmer, dessen Seitenwände beinahe ganz aus hohen Fenstern bestanden. Die fünfzehnjährige Vicetrönigin saß auf einem einfachen Lehnstuhle, unweit von ihr stand eine Matrone, die Duenna des Harems, und für mich war ein Lehnstuhl gegenüber der Prinzessin bereit.

Ich hatte das Glück, ausgezeichnet gut empfangen zu werden. Dr. Casolani hatte mich nämlich als Schriftstellerin ausgegeben und hinzu gefügt, daß ich die Erlebnisse dieser Reise veröffentlichen werde. Die Prinzessin ließ sich erkundigen, ob ich auch ihrer erwähnen würde, und als man ihr dieß bejahete, beschloß sie, sich im vollen Schmucke zu zeigen, um mir einen Begriff von der reichen und kostbaren Tracht ihres Landes zu geben.

Die jugendliche Prinzessin hatte Weinkleider von schwerem Seidenstoffe an, die so faltenreich waren, daß sie dicht und steif standen, wie die Reifröcke aus unserer guten alten Zeit. Derlei Weinkleider haben eine Weite von zwanzig bis fünfundzwanzig Ellen, und reichen bis an die Knöchel. Den Oberkörper bedeckte bis an die Hüften ein Leibchen, das sich aber nicht fest an den Körper anschloß, sechs Zoll lange Klappen oder Schöße saßen noch daran. Die Ärmel waren lang, enge und umschließend, und hatten unten handbreite Besätze, die übergeschlagen werden konnten. Auch dieses Kleidungsstück glich den Corseten zur Zeit der Reifröcke. Das Corset war von schwerem Seidenstoffe und rund herum an den Ranten in farbiger Seide und Gold kostbar und zugleich sehr künst-

lich und geschmackvoll gestickt. Unter dem Corfete war ein ganz kurzes weißseidenes Hemdchen zu sehen. Ueber den Kopf hatte sie ein dreieckiges weißes Trepontuch geschlagen, welches vorne um das Gesicht reichte und unter dem Kinn festgesteckt war, rückwärts fiel es bis an die Schultern hinab. Auch dieses Tuch war in Gold und farbiger Seide sehr schön gestickt. Den Schmuck bildeten Edelsteine und Perlen von seltener Reinheit und Größe; sie machten aber wenig Effect, da sie nicht in Gold gefaßt, sondern einfach durchlöchert und durch einen Golddraht gezogen waren. Dieser Golddraht war oberhalb des Kopftuches befestigt und lief bis unter das Kinn.

Die Prinzessin hatte schwarzseidene, durchbrochen gearbeitete Handschuhe an, über welche sie mehrere Fingerringe trug, um die Handgelenke schmiegten sich kostbare Armbänder von Edelsteinen und Perlen. Die Fußbekleidung bestand in weißseidenen Strümpfen.

Die Prinzessin selbst gehörte gerade nicht zu den ersten Schönheiten, ihre Backenknochen traten etwas zu kräftig hervor; im Ganzen war sie jedoch eine recht liebliche Erscheinung, sie hatte große, schöne, geistreiche Augen, eine hübsche Gestalt und — — fünfzehn Jahre.

Ihr Gesicht war sehr zart, weiß und roth bemalt, und die Augenbraunen und Wimpern von blauen Streifen umzogen, was sie nach meiner Meinung mehr entstellte als verschönerte. Vorne am Scheitel sah man etwas wenigens von ihren glänzend schwarzen Haaren.

Unser Gespräch bestand in Zeichen. Dr. Casolani, der sehr gut perñisch spricht, durfte heute die geheiligte Schwelle nicht übertreten, da mich die Prinzessin in Galla,

folglich unverschleiert empfangen hatte. Ich fand während dieses stummen Gespräches Muse genug, die Fernsicht aus den Fenstern und die Lage der Stadt zu betrachten. Hier sah ich erst, wie groß und ausgedehnt die Stadt ist, und welchen Reichthum sie an Gärten besitzt. Letztere sind aber auch ihr einziger Schmuck, denn an schönen Bauten hat sie nichts aufzuweisen, und das große Thal, in welchem sie liegt, ist sammt den es umgebenden Gebirgen nackt und baumlos und gewährt durchaus keinen Reiz. Ich drückte meine Verwunderung über die Größe der Stadt und die unzähligen freundlichen Gärten aus, worüber die Prinzessin sehr erfreut schien.

Gegen Ende der Audienz wurden auf großen Tellern viele Früchte und Süßigkeiten gebracht, von welchen ich aber allein genoß, — für die übrigen war Fastenzeit.

Von der Prinzessin führte man mich zum Vicekönige, ihrem Gemahle. Der siebenzehnjährige Regent empfing mich sitzend auf einem Lehnstuhle in einem Fenstererker. Dem mir so gütig beigelegten Schriftsteller-Namen hatte ich es zu danken, daß auch für mich ein Lehnstuhl bereit stand. In dem großen Gemache waren die Wände mit Holz getäfelte, mit einigen Spiegeln, Vergoldungen und mehreren in Oel gemalten Köpfen und Blumen verziert. Mitten im Saale standen zwei große leere Bettstellen.

Der Prinz war europäisch bekleidet; er trug ein Beinkleid, von weißen, feinem Tuche mit breiten Goldborten besetzt, einen dunkelblauen Rock, dessen Kragen, Umschläge und Kanten, reich und schön mit Gold gestickt waren, und weißseidene Handschuhe und Strümpfe. Den Kopf bedeckte eine beinahe ellenhohe, persische Pelzmütze.

Es ist dieß jedoch nicht sein täglicher Anzug; er soll in Finächt der Meden öfter wechseln als seine Gemahlin, und sich bald der persischen Tracht bedienen, bald in Kaschmir-Stand hüllen, je nach Laune.

Ich würde dem Vicerönig wenigstens zwei und zwanzig Jahre gegeben haben. Er hat eine gelbliche, blasse Gesichtsfarbe und durchaus keine anziehende, gutmüthige oder geistvolle Miene, sieht niemanden gerade und offen ins Gesicht, und sein Blick ist böse und den Menschen ausweichend. Ich bedauerte in Gedanken alles, was seiner Macht unterthan ist, — ich würde es vorziehen, eine arme Bauersfrau als seine erste Gemalin zu sein.

Der Prinz stellte viele Fragen an mich, die mir Dr. Casolani, der einige Schritte von uns entfernt stand, verdolmetschte. Die Fragen waren durchaus nicht ausgezeichnet, größtentheils Gemeinplätze über das Reisen. — Der Prinz kann in seiner Muttersprache lesen und schreiben, auch soll er einige Begriffe von Geographie und Geschichte haben. Er hält einige europäische Zeitungen und Zeitschriften, aus welchen der Dolmetsch Auszüge machen und vortragen muß. Bei den jetzigen großen Umwälzungen in Europa \*) soll er sich geäußert haben, daß die europäischen Monarchen sehr gut, aber ganz außerordentlich dumm sein müßten, indem sie sich so leicht vom Throne jagen ließen. Er meinte, das Ding würde ganz anders gegangen sein, wenn sie tüchtig hätten stranguliren und hängen lassen. — Was Hinrichtungen und Bestrafungen

---

\*) Am 24. Februar die Republik in Frankreich; — am 15. März die Constitution in Oesterreich, u. s. w.

anbelangt, so übertrifft er hierin bei weitem seinen Vater, und leider hat er keinen sie verhindernden Minister an der Seite. Seine Regierung soll die eines Kindes sein: jetzt befiehlt er etwas, in der nächsten Stunde wiederruft er es. Was kann man auch von einem siebenzehnjährigen Jünglinge erwarten, der wenig oder keine Erziehung genossen, den man mit fünfzehn Jahren verheirathet hat, der im siebenzehnten Jahre unbeschränkter Beherrscher einer großen Provinz mit dem Einkommen einer Million Lomans (beiläufig vier eine halbe Million Gulden) wurde, und dem jedes Mittel zur Befriedigung der Sinne zu Gebote steht.

Der Prinz hat bis jetzt nur eine rechtmäßige Gemahlin, deren er vier haben kann; jedoch fehlt es nicht an schönen Freundinnen. In Persien herrscht die Sitte, daß, wenn der König oder Thronfolger hört, irgend einer seiner Unterthanen habe eine schöne Tochter, Schwester o. d. g. er das Mädchen begehren läßt. Die Eltern oder Verwandten sind über diese Botschaft sehr erfreut, denn ist das Mädchen wirklich schön, so wird sie auf jedem Fall gut versorgt. Gefällt sie nach einiger Zeit dem Könige oder Prinzen nicht mehr, so verheirathet er sie einem Minister oder sonst einem reichen Manne. Hat sie aber ein Kind, so wird sie gleichsam als rechtmäßige Frau betrachtet und bleibt beständig am Hofe. Sehr gedemüthigt und gekränkt dagegen findet sich eine Familie, wenn das Mädchen dem Regenten beim ersten Anblick mißfällt. Sie wird dann sogleich heimgeschickt, der Ruf ihrer Schönheit ist verloren, und sie kann so leicht keine Ansprüche mehr auf eine gute Parthie machen.



Die Vicerönigin ist bereits Mutter, aber leider nur eines Mädchens. Für jetzt ist sie noch die erste Gemahlin des Prinzen, weil ihm von keiner andern ein Knabe geboren wurde; diejenige aber, die den ersten Knaben zur Welt bringt, nimmt dann ihre Stelle ein. Sie wird als die Mutter des Thronfolgers verehrt. In Folge dieser Sitte sind leider die armen Kinder häufigen Vergiftungen und Ermordungen ausgesetzt, denn jede der Frauen, die ein Kind hat, erregt den Neid aller Kinderlosen, der noch ganz besonders gesteigert wird, wenn das Kind ein Knabe ist. Als die Prinzessin ihrem Gemahl nach Tebris folgte, ließ sie ihr Töchterchen unter der Obhut des Großvaters, des Schach's von Persien, zurück, um es vor den Nachstellungen ihrer Nebenbuhlerinnen zu bewahren.

Wenn der Vicerönig ausreitet, so eröffnen einige hundert Soldaten den Zug. Diesen folgen Diener mit großen Stöcken, die dem Volke zurufen, sich vor dem gewaltigen Herrscher zu beugen. Beamte, Militär und Dienerschaft umgeben den Prinzen, und Soldaten schließen wieder den Zug. Nur der Prinz ist zu Pferde, alle übrigen sind zu Fuß.

Auch des Prinzen Frauen dürfen zu Zeiten ausreiten; sie müssen sich aber dicht verhüllen und sind ganz von Eunuchen umgeben, deren mehrere voraus eilen und dem Volke verkündigen, daß die Frauen des Herrschers auf dem Wege seien. Alles muß dann die Straße verlassen und in die Häuser und Nebengäßchen fliehen.

Durch Dr. Gasolani erfuhren die zurückgebliebenen Frauen des vertriebenen Prinzen Behmen, daß ich nach Tiflis zu gehen gedachte. Sie ließen mich ersuchen, zu

ihnen zu kommen, um dem Prinzen sagen zu können, daß ich sie gesehen und gesund verlassen habe. Der Doctor durfte mich hier in das Besuchzimmer begleiten. Er war der Freund und Arzt des Prinzen gewesen, und hatte, da letzterer nicht zu den ganz fanatischen gehörte, Zutritt bei den Frauen.

Bei diesem Besuche gab es nicht viel des bemerkenswerthen. Das Haus war einfach, eben so der Garten, die Frauen hatten sich in große Tücher eingeschlagen, weil der Doctor zugegen war, manche verbargen sogar einen Theil des Gesichts, wenn sie mit ihm sprachen. Unter den Frauen fehlte es nicht an Jugend, den Jahren nach; allein sie sahen alle weit älter aus, als sie wirklich waren. Der jüngsten, die zwei und zwanzig Jahre zählte, hätte ich wenigstens dreißig gegeben. Man stellte mir auch eine etwas plumpe, braune, sechzehnjährige Schönheit vor, die kürzlich in Constantinopel angekauft, der neueste Zuwachs im Harem war. Die Frauen schienen ihre Nebenbuhlerin mit Gutmüthigkeit zu behandeln, — sie erzählten mir in recht herzlichem Tone, daß sie sich viele Mühe gäben, sie persisch zu lehren.

Unter den Kindern gab es ein ausgezeichnet schönes Mädchen von sechs Jahren, dessen reines, zartes Engelsgesichtchen glücklicherweise noch nicht durch das Auflegen weißer und rother Schminke und durch das Bemalen der Augenbraunen entstellt war. Dieses Kind, wie auch die übrigen, war ganz nach Art der Frauen gekleidet, und ich sah an ihnen, daß der persische Anzug, wie man mir gesagt hatte, wirklich etwas unästhetisch sei. Das Leibchen schlug sich bei jedesmaliger rascherer Bewegung zurück,

das Seiden- oder Gazehemdchen, das kaum bis über die Brust reichte, zog sich ganz in die Höhe, und so sah man so ziemlich das ganze Körperchen bis an die Lenden. Dasselbe bemerkte ich auch bei den Dienerinnen, die sich mit Theebereitung oder mit andern Arbeiten beschäftigten, bei jeder Bewegung verrückte sich die Hülle.

Weit interessanter als dieser Besuch war jener bei Haggi-Chesa-Hanoum, einer der vornehmsten und gebildetsten Frauen in Tebris. Schon der Eintritt in Hof und Haus verrieth einen gut waltenden Geist. Noch in keinem orientalischem Hause hatte ich so viel Reinlichkeit und Geschmack gefunden. Den Hof würde ich für den Garten gehalten haben, hätte ich nicht späterhin von den Fenstern des Empfangssaales den wirklichen Garten gesehen. Die Gärten hier stehen zwar den unsrigen weit nach; doch sind sie wahre Prachtsüßke im Vergleich zu jenen in Bagdad. Man sieht doch Blumen, Nebengänge und Lauben, zwischen den Fruchtbäumen freundliche Wasserbetten und üppige Grasplätze.

Der Empfangssaal war sehr groß und hoch, die Vorder- und Rückseite (wovon die eine die Aussicht in den Hof, die andere jene in den Garten beherrschte) bestand aus Fenstern, deren Scheiben in ganz kleine Sechse- und Achtecke eingetheilt und in vergoldete Holzrahmen gesetzt waren, — auch an den Thürstöcken gab es einige Vergoldungen. Der Fußboden war mit Teppichen ausgelegt, an der Stelle, wo die Frau des Hauses saß, lag ein zweiter kostbarer Teppich über den ersten gebreitet. Man hat in Persien keine Divans, sondern nur dicke, runde Polster, an welche man sich lehnt.

Mein Besuch war angesagt gewesen. Ich fand eine große Gesellschaft von Frauen und Mädchen vereint, die wohl die Neugierde, eine Europäerin zu sehen, herbei gelockt haben mochte. Ihre Kleidung war kostbar wie jene der Prinzessin, nur fehlte der ausgesuchte Schmuck. Es gab unter ihnen mehrere Schönheiten; doch auch sie hatten etwas zu breite Stirnen und zu starke Backenknochen. Das reizendste an den Perserinnen sind die Augen, die sich sowohl durch Größe als auch durch schöne Form und Lebhaftigkeit des Ausdrucks auszeichnen. An Malereien der Haut und Augenhaare fehlte es natürlich nicht.

Dieser Frauenkreis war der angenehmste und feinste von allen, die ich bis jetzt in orientalischen Häusern gefunden hatte. Mit der Frau vom Hause konnte ich mich mit Hilfe ihres achtzehnjährigen Sohnes, der eine ausgezeichnete Erziehung in Constantinopel genossen hatte, in französischer Sprache unterhalten. Nicht nur der Sohn, sondern auch die Mutter und die andern Frauen waren belesen und unterrichtet. Dr. Casolani versicherte mir übrigens, daß die Mädchen der reichen Familien fast alle lesen und schreiben können, — sie sind hierin den Türken weit voraus.

Die Hausfrau, deren Sohn und ich saßen auf Stühlen, die übrigen kauerten auf den Teppichen um uns herum. Ein Tisch, der erste den ich in einem persischen Hause gewahrte, wurde mit einem schönen Tuche überdeckt und voll der prächtigsten Früchte, Mäschereien und Scherbets gestellt. Die Mäschereien und Scherbets hatte die Hausfrau selbst verfertigt; unter den Süßigkeiten gab es ver-

zuckerte Mandeln und Früchte, die nicht nur einladend aussehen, sondern auch herrlich schmeckten.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in Tebris hatten gerade die Zuckermelonen und Pfirsiche den Höhenpunkt ihrer Reise erlangt. Sie waren so ausgezeichnet, daß man wohl sah, Persien sei ihr eigentliches Vaterland. Die Melonen haben häufiger ein weißliches oder grünliches als gelbliches Fleisch; man kann sie bis auf die äußerste feine Schale genießen, und, wenn es möglich wäre, daß etwas die Süße des Zuckers überträfe, so müßten es diese Melonen sein. Auch die Pfirsiche sind überaus saftig, süß und aromatisch.

Bevor ich Tebris verlasse, muß ich noch mit einigen Worten des Volkes erwähnen. Die Gesichtsfarbe des gemeinen Mannes ist wohl etwas mehr als sonnenverbrannt; unter der höhern Classe herrscht die weiße Hautfarbe bei beiden Geschlechtern vor. Alle haben schwarze Augen und Haare. Der Wuchs ist kräftig und hoch, die Gesichtszüge sind sehr markirt, besonders die Nase, der Blick ist etwas wild. Die Frauen der vornehmen und geringen Klasse gehen ungemein dicht verschleiert. Die besser gekleideten Männer tragen, wenn sie ausgehen, ein sehr langes Ueberkleid von dunklem Tuch mit geschlitzten Ärmeln, die bis an die Erde reichen; die Mitte umgibt ein Gürtel oder Shawl, den Kopf deckt eine spitze, schwarze Pelzmütze, die über einen Fuß hoch und von den Fellen ungeborner Schafe gefertigt ist. Den Weibern der arbeitenden Klasse scheint es nicht sehr hart zu gehen; ich sah auf der Reise nur wenige in den Feldern beschäftigt, und

bemerkte auch hier in der Stadt, daß alle schweren Arbeiten von den Männern verrichtet werden.

In Tebris, wie überhaupt in Persien, sind die Juden, die Suni-Mohamedaner und die Christen unendlich verhaßt. Vor ungefähr drei Monaten waren die Juden und Christen in Tebris der höchsten Gefahr ausgesetzt. Mehrere Haufen Volkes hatten sich zusammen gerottet, durchzogen die Stadttheile dieser Sekten, fingen an zu plündern, die Häuser zu zerstören, den Bewohnern mit dem Tode zu drohen und die Drohungen an einigen sogar in Erfüllung zu bringen. Glücklicherweise wurden diese Gräuelszenen dem Gouverneur der Stadt sogleich angezeigt, und dieser, ein tapferer, entschlossener Mann, nahm sich nicht einmal Zeit, einen Kaftan über sein Hauskleid zu werfen, sondern eilte fort, stürzte sich mitten in den aufgeregten Volkshaufen und wußte selben durch eine kräftige Rede glücklich aus einander zu bringen.

Ich hatte schon bei meiner Ankunft in Tebris den Wunsch geäußert, meine Reise von hier über Natschivan und Erivan nach Tiflis fortzusetzen. Anfangs gab man mir wenig Hoffnung dazu, da seit den letzten politischen Ereignissen in Europa, die russische Regierung gleich der chinesischen den Eintritt in ihr Reich jedem Fremdling streng verbietet; doch versprach mir Herr Stevens, sich mit aller Macht für mich bei dem russischen Consul, Herrn Anitschkow zu verwenden. Dieser gewichtigen Fürsprache, meinem Geschlechte und Alter hatte ich es zu danken, daß man mit mir eine Ausnahme machte. Ich erhielt vom russisch. Consul nicht nur die Erlaubniß, sondern auch außerdem noch mehrere gute Briefe nach Natschivan, Erivan u. Tiflis.

Man rieth mir, von Tebris bis Natschivan (155 Werste, woron sieben einer geographischen Meile gleich) auf Postpferden zu reiten und bis dahin einen Diener mitzunehmen. Ich that dies und trat am 11. August Morgens neun Uhr meine Reise an. Mehrere Herren, deren Bekanntschaft ich in Tebris gemacht hatte, begleiteten mich ein halb Duzend Werste außer der Stadt, und an den Ufern eines schönen Fließchens gelagert, nahmen wir noch ein kaltes Frühstück. Dann setzte ich meine Wanderung fort, zwar allein, aber getrost und guten Muthes, — kam ich ja nun in christliche Länder unter dem Scepter eines europäischen, Recht und Ordnung handhabenden Monarchen.

---

## Asiatisches Rußland.

### Armenien, Georgien und Mingrellen.

Sophia. Marand. Die russische Gränze. Natschivan. Karavane-Reise  
Eine Nacht in der Gefangenschaft. Fortsetzung der Reise. Erivan.  
Die russische Post. Die Tartaren. Ankunft in Tiflis. Aufenthalt  
dasselbst. Fortsetzung der Reise. Kutais. Marand. Fahrt auf dem  
Ribon. Roduthale.

11. August. Die Stationen zwischen Tebris und Natschivan sind sehr ungleich; eine der größten aber ist die erste nach dem Dertchen Sophia, zu deren Zurücklegung wir sechs Stunden brauchten. Der Weg führte durch Thäler, die größtentheils unfruchtbar und unbewohnt waren.

Da es schon drei Uhr war, als wir in Sophia anlangten, wollte man mich nicht mehr weiter befördern, — man wies auf die Sonne, um mir anzudeuten, daß es zu spät sei, und machte dabei die Miene, daß ich von Räubern überfallen, geplündert und wohl gar erschlagen werden könnte; allein dergleichen Vorstellungen fanden nie Eingang bei mir, und nachdem ich mit vieler Mühe herausgebracht hatte, daß bis zur nächsten Station nur vier Stunden seien, so bestimmte mich dies, die Reise fortzu-



sehen, und ich befaß zum Verdrusse meines Dieners, den ich bis Natschivan gemietet hatte, frische Pferde zu satteln.

Gleich hinter Sophia kamen wir in enge, öde Fels-  
thäler, die mein Führer für sehr gefährlich ausgab, und die  
ich gerade nicht zur Nachtzeit hätte passiren mögen. Jetzt  
aber leuchtete die Sonne noch in vollem Glanze, ich trieb  
mein Pferd zur Eile an und ergögte mich nebenbei an  
der herrlichen Farbenmischung und Gruppierung der Fels-  
massen. Manche schimmerten blaßgrün, andere waren  
mit einer weißen, halb durchsichtigen Substanz überzogen,  
wieder andere endeten in vielen, sonderbar geformten Za-  
cken und sahen von der Ferne wie schöne, reiche Baum-  
gruppen aus, — es gab so viel zu sehen, daß ich wahrlich  
nicht Zeit hatte, an Furcht zu denken.

Auf halbem Wege lag ein niedliches Dörfchen in  
einem der kleinen Thäler; hinter diesem ging es einen  
steilen Berg hinan, auf dessen Spitze mich die überraschende  
Ansiht einer großartigen Gebirgswelt lange gefesselt hielt.

Zwar erst gegen acht Uhr kamen wir in der Station  
Marand an, aber doch mit Hals und Kopf und Gepäc.

Marand liegt in einem fruchtbaren Thale, ist das  
letzte persische Städtchen, das ich zu sehen bekam, und  
eines der freundlichsten und schönsten Orte. Es hat breite,  
reinliche Gassen, wohl erhaltene Häuser- und Gartenwände  
und mehrere kleine Plätze mit schönen Quellen, die noch  
überdies von Bäumen eingefast sind.

Minder schön als das Städtchen war meine Nacht-  
herberge: ich mußte den Hof mit den Postpferden theilen.  
Mein Abendmahl bestand aus einigen gerösteten, angebrann-  
ten und ganz versalzenen Eiern.

12. August. Heute hatten wir bis Arax, dem russischen Grenzorte, zwar nur eine Station, aber eine Station von elf Stunden. Wir folgten dem Laufe eines kleinen Baches, der sich durch öde Schluchten und Thäler wand; nicht einmal ein Dörfchen lag im Wege, und außer einigen kleinen Mühlen und den Ruinen einer Moschee sah ich kein Gebäude mehr im persischen Reiche. — Persien ist überhaupt des Wassermangels wegen sehr wenig bevölkert, und kein Land der Welt hat mehr Berge und weniger Flüsse als Persien. Deshalb ist die Luft auch sehr trocken und heiß.

Das Thal, in welchem Arax liegt, ist groß und durch die wunderbare Gestaltung der Berge und Felsen sehr pittoresk. Weit im Hintergrunde erheben sich hohe Gebirge, worunter der Ararat mit mehr denn 16,000 Fuß, und im Thale selbst steigen viele einzelne Felsberge wie Wände und Thürme empor. Der bedeutendste darunter, ein schöner, spitzer Felskegel von wenigstens tausend Fuß Höhe, heißt der Schlangenberg oder Man-nibag.

Nähe an den Vorgebirgen strömt der Fluß Aras oder Araxes. Er scheidet Armenien von Medien, hat einen schrecklichen Fall und wirft hohe Wellen. Hier bildet er die Gränze zwischen dem persischen und russischen Gebiete. Wir setzten über ihn in einem Boote. Am jenseitigen Ufer liegen einige Häuschen, an welchen man angehalten wird, und wo man sich ausweisen muß, daß man kein Räuber und Mörder, ganz besonders aber kein politisch gefährlicher Mensch sei. Nebenbei wird man auch hier auf einige Zeit in die Quarantaine gesperrt, wenn

sehen, und ich befohl zum Verdrusse meines Dieners, den ich bis Natschivan gemietet hatte, frische Pferde zu satteln.

Gleich hinter Sophia kamen wir in enge, öde Fels-  
thäler, die mein Führer für sehr gefährlich ausgab, und die  
ich gerade nicht zur Nachtzeit hätte passiren mögen. Jetzt  
aber leuchtete die Sonne noch in vollem Glanze, ich trieb  
mein Pferd zur Eile an und ergözte mich nebenbei an  
der herrlichen Farbenmischung und Gruppierung der Fels-  
massen. Manche schimmerten bläßgrün, andere waren  
mit einer weißen, halb durchsichtigen Substanz überzogen,  
wieder andere endeten in vielen, sonderbar geformten Za-  
cken und sahen von der Ferne wie schöne, reiche Baum-  
gruppen aus, — es gab so viel zu sehen, daß ich wahrlich  
nicht Zeit hatte, an Furcht zu denken.

Auf halbem Wege lag ein niedliches Dörfchen in  
einem der kleinen Thäler; hinter diesem ging es einen  
steilen Berg hinan, auf dessen Spitze mich die überraschende  
Ansicht einer großartigen Gebirgswelt lange gefesselt hielt.

Zwar erst gegen acht Uhr kamen wir in der Station  
Marand an, aber doch mit Hals und Kopf und Gepäck.

Marand liegt in einem fruchtbaren Thale, ist das  
letzte persische Städtchen, das ich zu sehen bekam, und  
eines der freundlichsten und schönsten Orte. Es hat breite,  
reinliche Gassen, wohl erhaltene Häuser- und Gartenwände  
und mehrere kleine Plätze mit schönen Quellen, die noch  
überdies von Bäumen eingefaßt sind.

Wunder schön als das Städtchen war meine Nacht-  
herberge: ich mußte den Hof mit den Postpferden theilen.  
Mein Abendmahl bestand aus einigen gerösteten, angebrann-  
ten und ganz versalzenen Eiern.

war, vielen Leuten lesen und hat sie, mich dahin zu weisen; allein jeder schüttelte den Kopf und ließ mich weiter ziehen. So kam ich vor das Zollhaus, wo alsogleich mein Bischen Gepäck in Empfang genommen und ich zum Inspector geführt wurde. Dieser sprach etwas deutsch; allein auch er berücksichtigte meine Bitte nicht. Er hieß mich in die Zollstube gehen und mein Kofferchen aufschließen.

DesInspectors Frau und Schwester begleiteten mich. Ich war sehr erstaunt über diese Artigkeit, sah aber nur zu bald, daß ein anderer Grund sie dazu bewogen hatte, — beide Damen wollten sehen, was ich mitgebracht habe. Sie ließen sich Stühle geben, nahmen vor meinem Kofferchen Platz, und kaum hatte ich es aufgeschloffen, so wühlten auch schon sechs Hände (die Hände der beiden Damen und jene eines Zollbeamten) darin. Ein Duzend zusammengefalteter Papierchen, Münzen, getrocknete Blumen und andere Gegenstände von Babylon und Ninive enthaltend, waren in einem Augenblicke aufgerissen und herumgeworfen, jedes Band, jedes Häubchen wurde herausgenommen, ja der Frau Inspectorin sah man es deutlich an, daß es ihr einen Kampf kostete, die Bänder wieder aus den Händen zu lassen, — — ich meinte am Ende wahrhaftig, erst jetzt unter Wilde gerathen zu sein.

Nachdem der Koffer genügend untersucht war, kam die Reihe an ein Kistchen, das meinen größten Schatz enthielt, einen kleinen Kopf in Relief von Ninive\*). Man

---

\*) Ich erhielt diesen Kopf erst, nachdem ich meine Effekten von Mossul abgesendet hatte, ich mußte ihn daher selbst mitnehmen.

allenfalls die Pest oder die Cholera gerade ihr Unwesen in Persien treiben sollten.

Ein Brief von dem russischen Consul aus Tebris an den ersten hiesigen Beamten verschaffte mir eine sehr höfliche Aufnahme, — der Mangel an Pest und Cholera entthob mich der Quarantaine. Kaum stand ich aber auf russischem Boden, so fing auch schon die unverschämte Bettelerei um Trinkgeld an. Der Beamte hatte unter seinen Leuten einen Kosaken, der vorgab deutsch zu verstehen; man sandte ihn zu mir, um nach meinen Wünschen zu fragen. Der Spitzbube wußte so viel deutsch als ich chineisch, kaum drei bis vier Worte. Ich bedeutete ihm daher, daß ich seiner nicht bedürfe; trotz dem streckte er gleich die Hand aus und bat um Trinkgeld.

13. August. Zeitlich des Morgens verließ ich in Begleitung eines Zollaufsehers Arax und ritt fünf und dreißig Werste nach dem Städtchen Natschivan, das in einem der großen Thäler liegt, die von dem hohen Gebirge des Ararat umgeben sind. Dieses Thal gehört auch zu den fruchtbaren, ist aber, wie die ganze Umgebung arm an Bäumen.

In keinem Orte der Welt hatte ich so viel Mühe unter Dach und Fach zu kommen, als hier. Ich besaß zwei Briefe, einen an einen deutschen Arzt, den andern an den Gouverneur. Zu letzterem wollte ich nicht im Reiseanzuge gehen, (ich befand mich ja nun unter cultivirten Leuten, die den Menschen sogleich nach dem Anzuge zu schätzen pflegen) und dachte daher, da es keinen Gasthof gab, den Doctor um gütige Aufnahme zu bitten. Ich ließ die Adresse des Briefes, die in der Landessprache geschrieben

war, vielen Leuten lesen und hat sie, mich dahin zu weisen; allein jeder schüttelte den Kopf und ließ mich weiter ziehen. So kam ich vor das Zollhaus, wo alsogleich mein Bischen Gepäc in Empfang genommen und ich zum Inspector geführt wurde. Dieser sprach etwas deutsch; allein auch er berücksichtigte meine Bitte nicht. Er hieß mich in die Zollstube gehen und mein Kofferchen aufschließen.

Des Inspektors Frau und Schwester begleiteten mich. Ich war sehr erstaunt über diese Artigkeit, sah aber nur zu bald, daß ein anderer Grund sie dazu bewogen hatte, — beide Damen wollten sehen, was ich mitgebracht habe. Sie ließen sich Stühle geben, nahmen vor meinem Kofferchen Platz, und kaum hatte ich es aufgeschloffen, so wühlten auch schon sechs Hände (die Hände der beiden Damen und jene eines Zollbeamten) darin. Ein Duzend zusammengefalteter Papierchen, Münzen, getrocknete Blumen und andere Gegenstände von Babylon und Ninive enthaltend, waren in einem Augenblicke aufgerissen und herumgeworfen, jedes Band, jedes Häubchen wurde herausgenommen, ja der Frau Inspectorin sah man es deutlich an, daß es ihr einen Kampf kostete, die Bänder wieder aus den Händen zu lassen, — — ich meinte am Ende wahrhaftig, erst jetzt unter Wilde gerathen zu sein.

Nachdem der Koffer genügend untersucht war, kam die Reihe an ein Kistchen, das meinen größten Schatz enthielt, einen kleinen Kopf in Relief von Ninive\*). Man

---

\*) Ich erhielt diesen Kopf erst, nachdem ich meine Effekten von Mossul abgesendet hatte, ich mußte ihn daher selbst mitnehmen.

griff nach einer schweren Holzhaue, um den Deckel von dem fußlangen Kistchen wegzuschlagen. Das war mir zu arg. Ich warf mich darüber und ließ es nicht geschehen. Zu meinem Glücke kam gerade noch eine dritte Frau, eine Deutsche \*) herbei. Ich sagte ihr, was in dem Kistchen sei, und daß ich mich nicht weigere, es öffnen zu lassen, nur möge man es behutsam thun, mit einem Stemmeisen und einer Zange. Aber, o Wunder! man hatte auf dem Zollamte, wo täglich dergleichen Fälle vorkommen, nicht einmal diese Werkzeuge. Wenigstens brachte ich es dahin, daß man den Deckel mit Vorsicht — — in drei Theile brach. — Ohngeachtet der Aufregung, in welcher ich war, mußte ich dennoch über die albernen Gesichter lächeln, welche die beiden Damen vom Hause und der Herr Zollbeamte machten, als sie die Bruchstücke von Siegeln aus Babylon und den etwas beschädigten Kopf erblickten, — sie konnten es gar nicht fassen, daß man solche Sachen mit sich schleppe.

Die deutsche Frau, Henriette Alexandwer, lud mich zu sich auf eine Tasse Kaffee ein, und als sie meine Verlegenheit hinsichtlich eines Unterkommens hörte, wies sie mir sogleich ein Zimmer in ihrem Hause an. Am folgenden Tage machte ich meinen Besuch bei dem Gouverneur, der mich sehr höflich empfing und mich mit Gefälligkeiten überhäufte, — ich mußte sogleich in sein Haus ziehen.

---

\*) Im russischen Gebiete findet man überall viele Deutsche, erstlich sind viele fremde Deutsche angestellt, zweitens besitzt der russische Kaiser auch mehrerer Provinzen in welchen die deutsche Sprache die herrschende ist.

Er besorgte meinen Paß und alle Visa's, deren ich seit dem kurzen Eintritte in das christliche Reich schon ein halb Duzend benötigte, und unterhandelte für mich mit einem Tartaren, dessen Karavane nach Tiflis ging. Mit der guten deutschen Frau Alexandwer besah ich das erbärmliche, halbverfallene Städtchen und das Grabmahl Noa h's.

Natschivan soll nach persischen Berichten eine der größten und schönsten Städte Armeniens gewesen sein, und armenische Schriftsteller behaupten, daß Noah der Gründer dieser Stadt war. Die gegenwärtige Stadt ist ganz im orientalischen Style gebaut, nur an wenigen der neuern Häuser gehen die Fenster und Thüren der Gasse zu, meistens ist die Fronte nach den kleinen Gärten gerichtet. Auch die Tracht des Volkes ist noch ziemlich der persischen ähnlich; nur die Beamten, Kaufleute u. s. w. gehen europäisch gekleidet.

Von Noah's Monument steht nur mehr ein kleines gewölbtes Gemach ohne Kuppel. Es scheint einst mit einer solchen überdeckt gewesen zu sein; allein mit Gewißheit kann man nach den wenigen vorhandenen Ruinen nicht darauf schließen. Im Innern sieht man weder einen Sarkophag noch ein Grab, nur in der Mitte steht ein gemauerter Pfeiler, der die Decke stützt. Das Ganze ist mit einer niedern Mauer umgeben. Viele Pilger, nicht nur Christen, auch Mohamedaner kommen hierher. — Die Pilger beider Secten haben den merkwürdigen Glauben, daß, wenn sie ein Steinchen an die Wand drücken, dabei etwas denken und das Steinchen kleben bleibt, das Gedachte wahr sei oder in Erfüllung gehen werde; im entgegengesetzten Falle bleibt es nicht kleben. Die Sache ver-



hält sich aber ganz einfach so: der Cement oder Kalk ist stets etwas feucht, schiebt man daher ein flaches Steinchen während des Andrückens etwas aufwärts, so bleibt es kleben; drückt man es aber gerade nur auf, so fällt es ab.

Unweit Noahs Grabmahl steht ein sehr schönes Monument; leider konnte ich nicht erfahren, aus welcher Zeit und von wem es herrührt. Es besteht aus einem hohen, thurmähnlichen Bau mit zwölf Kanten, die Wände zwischen den Kanten sind von oben bis unten mit den kunstvollsten mathematischen Figuren in Drei- und Sechsecken überdeckt, einzelne Stellen auch mit blauer Thonglasur eingelegt. Eine Mauer umgibt das Monument und bildet einen kleinen Hof umher; an dem Eingangsthore stehen halbverfallene Thürmchen. Minarets ähnlich.

17. August. Ich fühlte mich heute sehr unwohl, was mir um so unangenehmer war, als Abends die Karavane abging. Ich konnte schon seit mehreren Tagen keine Nahrung genießen und war von großer Mattigkeit befallen. Dennoch verließ ich das Ruhebett und bestieg meinen Karavanen-Gaul, — ich dachte, daß Luftveränderung das beste Heilmittel sein dürfte.

Wir gingen glücklicherweise nur eine kleine Strecke bis vor das Stadthor, und blieben da die Nacht und den folgenden Tag. Erst am Abende des

18. Aug. zogen wir weiter. Die Karavane führte nur Waaren mit, die Führer waren Tartaren. Man macht die Reise von Natschivan nach Tiflis (500 Werste) gewöhnlich in zwölf bis vierzehn Tagen; mit meiner Karavane aber mußte ich, dem Anfange nach zu urtheilen, wohl auf sechs Wochen gefaßt sein, denn wir legten in der er-

sten Nacht kaum eine Stunde, in der zweiten wenig mehr als vier Stunden zurück, — zu Fuß wäre ich weiter gekommen.

19. Aug. Es ist wahrlich nicht auszuhalten. Den ganzen Tag über lagen wir auf öden Stoppelfeldern, der glühendsten Sonnenhitze ausgesetzt, erst Abends neun Uhr bestiegen wir die Pferde, und vier Stunden darauf, um ein Uhr, wurde schon wieder angehalten und gelagert. Das einzige Gute bei dieser Karavane war die Kost. Die Tartaren leben nicht so frugal wie die Araber: alle Abende wurde ein herrlicher Pilaw mit wohlschmeckendem Fette gemacht, oft gab man sogar getrocknete Rosinen oder Pfäuten hinein. Außerdem brachte man uns beinahe täglich köstliche Wasser- und Zucker-Melonen zum Kaufe. Die Verkäufer, meist Tartaren, suchten stets ein kleines, gutes Stück aus und boten mir es an, ohne je Geld dafür zu nehmen.

Der Weg führte immer durch große, fruchtbare Thäler um den Fuß des Ararat. Heute sah ich den majestätischen Berg in voller Reinheit und ziemlicher Nähe. Ich glaube, daß wir kaum zwei bis drei deutsche Meilen von ihm entfernt waren. Er erscheint seiner Größe halber von den andern Gebirgen wie abgesondert und allein stehend; ist aber in der That durch niedere Hügelreihen mit der Gebirgskette des Taurus verbunden. Sein höchster Gipfel ist gespalten, so daß sich zwischen zwei Spizen eine kleine Fläche bildet, und hier soll nach der Sündfluth die Arche Noahs sitzen geblieben sein. Es gibt Leute, die behaupten, daß sie da noch zu finden wäre, wenn man nur den sie bedeckenden Schnee hinwegräumen könnte.

In den neuern Geographien wird die Höhe des Ararat auf 16,900 Fuß angegeben, in den ältern auf 11,000. Den Berg Ararat nennen die Perser und Armenier *Radis*, die griechischen Schriftsteller geben den Berg für einen Theil des Taurus aus. Der Ararat ist ganz öde und oben mit Schnee bedeckt, der nie wegschmilzt; unten am Berge liegt das Kloster Arakilvank an der Stelle, wo Noah seine erste Wohnung aufgeschlagen haben soll.

20. August lagerten wir in der Nähe des Dörfchens *Gadis*. In die Provinz Ararat in Armenien sehen viele Ankömmlinge der heiligen Schrift das Paradies. Auf jeden Fall ist Armenien ein Schauplatz der berühmtesten Begebenheiten. Nirgends sind so viele und blutige Schlachten vorgefallen als in diesem Lande, da alle großen Eroberer Nüchtern Armenien unter ihre Bothmäßigkeit gebracht hatten.

21. August. Noch immer blieben wir dem Ararat nahe. Wir kamen mitunter an russischen und deutschen Kolonien vorüber; die Häuser in den letzteren sahen ganz wie jene in deutschen Gebirgsdörfern aus. Der Weg war stets sehr holperig und steinig, und ich begreife kaum, wie er von der Post befahren werden kann.

Heute wiederfuhr mir ein sehr unangenehmes Abenteuer.

Meine Karavane lagerte in der Nähe der Station *Sidin*, ungefähr fünfzig Schritte seitwärts der Poststraße. Gegen acht Uhr Abends ging ich bis an die Straße spazieren, und als ich wieder umkehren wollte, hörte ich den Glockenschall der Postperde. Ich blieb an der Straße stehen um die Reisenden zu sehen, — ein Herr und neben

diesem ein Kosak mit einem Gewehre saßen auf dem offenen Karren. Als der Wagen vorüber gefahren war, wandte ich mich ruhig um, hörte aber zu meinem Erstaunen den Wagen halten und fühlte mich beinahe im selben Augenblicke kräftig am Arme gefaßt. Es war der Kosak, der mich zum Wagen hinschleppen wollte. Ich suchte mich loszureißen, wies mit der freien Hand nach der Karavane und schrie, daß ich dazu gehöre. Der Kerl verhielt mir alsogleich mit der andern Hand den Mund und warf mich auf den Wagen, wo mich der Herr festpackte. Der Kosak sprang schnell auf und der Kutscher mußte fahren, so schnell die Pferde laufen konnten. Dies alles ging so eilig, daß ich eigentlich nicht wußte was mit mir geschah. Die Männer hielten mich an den Armen fest, und der Mund wurde mir erst wieder freigelassen, als wir von der Karavane so weit entfernt waren, daß man mein Geschrei nicht mehr gehört hätte.

Furcht befiel mich zum Glück nicht — ich dachte gleich, daß mich diese beiden lebenswürdigen Russen in ihrem Eifer für eine sehr gefährliche Person gehalten und gemeint haben mögen, einen gar wichtigen Gang an mir zu machen. Als man mir den Mund frei ließ, begann das Register der klugen Fragen nach Namen, Vaterland u. s. w. Ich verstand zwar genug russisch, um ihnen darüber Auskunft zu geben; allein sie waren damit nicht zufrieden und verlangten meinen Paß zu sehen; ich sagte ihnen, sie sollten nach meinem Koffer schicken, dann werde ich mich zu ihrer vollsten Zufriedenheit legitimiren.

Wir kamen endlich nach dem Posthause, wo man mich in eine Stube brachte, — der Kosak setzte sich mit

dem Gewehre unter die offene Thüre, um mich stets im Auge zu behalten, und auch der Herr, den ich der dunkelgrünen sammtnen Aufschläge halber für einen kaiserlichen Beamten hielt, blieb eine Weile im Zimmer. Nach einer halben Stunde kam der Postmeister oder was er war, um mich in Augenschein zu nehmen und die Heldenthat meiner Fänger erzählen zu hören, die sich beeilten recht ausführlich und mit lachendem Munde das Geschehene mitzutheilen.

Ich mußte die Nacht unter strenger Bewachung auf einer hölzernen Bank zubringen, hatte weder ein Tuch noch einen Mantel bei mir und fühlte Hunger und Durst. Man gab mir weder eine Decke noch ein Stück Brot, und wenn ich nur von der Bank aufstand, um im Zimmer auf und nieder zu gehen, sprang der Kosak gleich herzu, faßte mich am Arme und führte mich zur Bank zurück, mit dem Bedeuten, mich da ruhig zu verhalten.

Gegen Morgen brachte man meine Effekten, ich wies meine Papiere und man gab mich frei. Statt sich aber zu entschuldigen, mich so behandelt zu haben, lachte man mich noch aus, und als ich in den Hof hinaus kam, wiesen alle Leute mit den Fingern nach mir und stimmten in das Gelächter meiner Profosen ein. — O, ihr guten Araber, Türken, Perser, Hindus und wie ihr alle heißen möget, ähnliches ist mir unter euch nie geschehen! Wie gut bin ich nicht in all' euren Ländern fortgekommen, — wie nachsichtig behandelte man mich an der persischen Gränze, als ich nicht verstehen wollte, daß man den Paß von mir verlangte, — und hier in dem christlichen Reiche, wie viel Unbilden hatte ich auf dieser kurzen Strecke schon zu erleiden!

Am 22. August kam ich wieder zu meiner Karavane, die mich mit herzlichster Theilnahme empfing.

23. August. Die Gegend bleibt sich noch immer so ziemlich ähnlich, — man sieht von einem großen Thale in das andere. Diese Thäler sind weniger cultivirt wie die in Persien; heute jedoch sah ich eines, das ziemlich angebaut war, und in welchem die Dorfbewohner sogar Bäume vor ihre Hütten gepflanzt hatten.

24. August. Station Erivan. Ich war glücklich, diese Stadt erreicht zu haben, denn ich hoffte hier einige Landsleute zu treffen und durch deren Hülfe eine raschere Reisegelegenheit nach Tiflis zu finden. Mein Entschluß stand fest, meine Karavane zu verlassen, da sie täglich nie mehr als vier Stunden machte.

Ich hatte zwei Briefe, einen an den Stadtarzt Herrn Müller, den andern an den Gouverneur. Letzterer war auf dem Lande; Dr. Müller nahm sich aber meiner so sehr an, daß ich wahrlich nicht besser hätte aufgehoben sein können.

Erivan\*), am Flusse Bengui, die Hauptstadt von Armenien oder Transkaukasien zählt bei 17,000 Einwohner,

---

\*) Die Sage erzählt, die Gegend um Erivan sei unter allen Gegenden der Erde zuerst bevölkert gewesen. Noah mit seiner Familie wohnte vor und nach der Sündfluth hier, auch soll hier das Paradies gelegen haben. Erivan hieß einst Terva und war die Hauptstadt Armeniens. — Unweit von Erivan liegt das größte Heiligthum der armenischen Christen, das Kloster Ees-miazim. Die Kirche ist einfach ausgestattet, die Säulen, 73 Fuß hoch, bestehen aus zusammen-  
gesetzten Steinmassen. In der Schatzkammer sollen einst zwei Nägel gewesen sein, mit welchen Christus ans Kreuz

liegt auf niedern Hügeln in einer großen Ebene, auf allen Seiten von Bergen umschlossen und ist mit einigen Festungsmauern umgeben. Obwohl die europäische Bauart schon sehr hervortreten beginnt, so gehört diese Stadt doch noch fernweges zu den schönen und reinlichen. — Die größte Unterhaltung gewährten mir die Spaziergänge auf den Bazar, nicht der Auslagen wegen — diese boten durchaus nichts schönes, — sondern weil ich da stets verschiedne, mir noch größtentheils unbekannte Völkertrachten sah. Da waren Tartaren, Kosaken, Tscherkessen, Georgier, Mingrelier, Turkomanen, Armenier u. s. w., meist kräftige, hübsche Leute mit schönen ausdrucksvollen Gesichtszügen, besonders was die Tartaren und Tscherkessen betraf. Ihre Tracht war zum Theil der persischen ähnlich, ja die der Tartaren unterschied sich von jener der gemeinen Perser nur durch Spizen an den Stiefeln und die viel niedrigere Mütze. Die Spitze am Stiefel ist oft bis an vier Zoll lang und an dem Ende gegen einwärts gebogen, die Mütze ist auch spitzig und von schwarzem Pelzwerke, aber wohl um die Hälfte niedriger. — Von dem weiblichen Geschlechte all' dieser Völkerstämme sieht man nur wenige auf den Gassen, und diese sind in Tücher eingehüllt; jedoch verschleiern sie wenigstens das Gesicht nicht.

---

genagelt war, ferner die Lanze, mit welcher er in die Erde gestoßen wurde, und endlich, der ungenähete Rock Christi. Im Mittelpunkt der Kirche, versichert man, sei der Ort, wo Noah nach seiner Befreiung Gott einen Altar gebaut und Opfer gebracht habe. Nächst diesen ist die Kirche noch im Besitze einer Anzahl von wichtigen Reliquien.

Die Russen und die Kosaken haben kalmukenartige, bummrothe Züge, und ihr Benehmen rechtfertigt vollkommen, was ihre Züge verkünden; kein Volk fand ich so habgierig, grob und knechtisch wie dieses. Wenn ich um etwas frug, gab man mir entweder keine oder eine grobe Antwort, oder man lachte mir ins Gesicht und ließ mich stehen. Mir würde diese Rohheit vielleicht nicht so sehr aufgefallen sein, wäre ich von Europa gekommen.

Schon in Natschivan war ich Willens gewesen, mit der russischen Post zu reisen; allein man hatte mir davon abgerathen, indem man mir versicherte, daß ich als einzelne Frau mit dem artigen Postpersonale durchaus nicht auskommen würde. Hier aber war ich fest entschlossen, es dennoch zu thun, und ich bat Dr. Müller alle Anstalten dazu zu treffen.

Um in dem lieben russischen Reiche mit Postpferden fahren zu dürfen, muß man eine Padroschne (Erlaubnißschein) lösen, die man nur in einer Stadt bekommen kann, in welcher sich verschiedene Gerichtsstellen befinden, denn man hat für dieses wichtige Staatsdokument sechs Gänge nöthig, — — 1. zum Rentmeister, 2. zur Polizei (natürlich mit Paß, Aufenthaltskarte u. s. w.), 3. zum Kommandanten, 4. wieder zur Polizei, 5. wieder zum Rentmeister und 6 zum letztenmal zur Polizei. In der Padroschne muß man genau angeben, wie weit man reisen will, denn auch nur eine Werst über die angegebene Station darf der Postmeister nicht mehr fahren lassen. Zum Schluß muß man für jedes Pferd per Werst eine halbe Kopeke ( $\frac{1}{2}$  Kreuzer) bezahlen. Dies scheint im ersten Augenblicke nicht viel, ist aber doch eine



bedeutende Taxe, wenn man bedenkt, daß sieben Berste erst eine geographische Meile machen und daß man stets mit drei Pferden reist.

Am 26. August um vier Uhr Morgens sollte die Post vor dem Hause sein; allein es schlug sechs, und noch war nichts davon zu sehen. Hätte Dr. Müller nicht die Güte gehabt, selbst dahin zu gehen, dann wäre sie wohl erst des Abends vorgefahren. Um sieben Uhr kam ich fort, — ein herrlicher Vorgeschmack für die Weiterbeförderung.

Das Fahren ging nun freilich flink; wer aber nicht einen Körper von Eisen oder einen gut gepolsterten Federwagen hat, wird an dieser Schnelligkeit keinen großen Geschmack finden und es gewiß vorziehen, auf den holperigen schlechten Wegen langsamer zu fahren.

Der Postwagen, für den man pr. Station zehn Ropcken zahlt, ist nichts weiter als ein sehr kurzer hölzerner, ungedeckter Karren mit vier Rädern. Statt eines Sitzes wird etwas Heu hinein gelegt, und man hat gerade so viel Platz, einen kleinen Koffer zu stellen, auf welchen sich der Postillon setzt. Diese Karren stoßen natürlich ganz außerordentlich. Dabei hat man gar keinen Anhalt, so daß man sehr vorsichtig sein muß, nicht herab zu fliegen. Die Bespannung besteht aus drei Pferden neben einander; über das mittlere wölbt sich ein hölzerner Bogen, an welchem zwei bis drei Glocken hängen, die fortwährend einen höllischen Lärm machen. Dazu denke man sich das Knarren des Wagens, das Schreien des Kutschers, der stets in großer Thätigkeit ist, die armen Thiere anzutreiben, und man wird es begreiflich finden, wie sich schon öfter der Fall hat ereignen können, daß der Wagen auf der Station ohne Reisenden an-

gekommen ist. Das Geschrei des Unglücklichen kann das Ohr des Kutschers nicht erreichen. — Die Eintheilung der Stationen ist sehr ungleich: sie wechseln von vierzehn bis dreißig Werste.

Zwischen der zweiten und dritten Station kam ich über eine ganz kurze Strecke, auf welcher ich eine Art Lava fand, die vollkommen der schönen glänzenden, glasigen Lava auf Island (schwarzer Asch, auch Obsidian genannt) gleich, und von welcher man behauptet, daß nur Island der alleinige Fundort sei. Die dritte Station führte durch ein neu angelegtes russisches Dorf, das sich an dem See Liman ausbreitet.

27. August. Heute machte ich schon wieder eine Erfahrung, wie angenehm es sei, mit der russischen Post zu fahren. Ich hatte am Abende zuvor schon alles bestellt und bezahlt; dennoch mußte ich selbst am Morgen den Postbeamten wecken, selbst nach dem Kutscher sehen und immerwährend hinter den Leuten her sein, um nur fort zu kommen. Auf der dritten Station ließ man mich vier Stunden auf die Pferde warten, und auf der vierten Station gab man mir gar keine; ich mußte mich bequemen, da über Nacht zu bleiben, obwohl ich den ganzen Tag nur fünf und fünfzig Werste gemacht hatte.

Vor Delischan ändert die Gegend ihren Charakter: die Thäler verengen sich zu schmalen Schluchten, und die Berge treten nur selten so weit zurück, kleinen Dörfern und Grundstücken Platz zu gönnen. Auch die nackten Felsmassen verlieren sich, und üppige Wälder bedecken die Höhen.

Bei Pipis, der letzten Station die ich heute machte, erhoben sich knapp an der Fahrstraße herrliche Felswände

und Felstrümmer, wovon einige beinahe die Form großartiger Säulen hatten.

28. August. Beständige Plage mit dem Postvolke. — Ich bin die größte Feindin von Zank und harter Begegnung; aber zu diesen Leuten hätte ich fürwahr am liebsten mit dem Stocke gesprochen, — man kann sich von ihrem Stumpfsinne, ihrer Rohheit und Gefühllosigkeit keine Vorstellung machen. Beamte wie Knechte findet man häufig zu jeder Tagesstunde schlafend und betrunken. In diesem Zustande thun sie was ihnen beliebt, weichen nicht von der Stelle und lachen noch den armen Reisenden ins Gesicht. Durch vieles Streiten und Lärmen bewegt man endlich einen, den Karren heraus zu schieben, einen zweiten denselben zu schmieren, ein anderer füttert die Pferde, die oft erst beschlagen werden müssen, dann ist das Riemenzeug nicht in Ordnung und muß erst zusammengeknüpft und geflickt werden, — und so noch unzählige Sachen, die alle mit der größten Langsamkeit verrichtet werden. Meuferte ich mich späterhin in den Städten mißbilligend über diese elenden Postanstalten, so gaben mir die Herren zur Antwort, daß diese Länder noch zu kurze Zeit unter russischer Herrschaft ständen, daß die Kaiserstadt zu weit entfernt sei, und daß ich als einzelne Frau ohne Diener mich noch glücklich schätzen könne, so durchgekommen zu sein.

Ich mußte darauf nichts zu erwiedern, als daß in den neuesten überseeischen Besitzungen der Engländer, die noch weiter von der Hauptstadt entfernt lägen, alles vortrefflich eingetheilt und vollkommen gut geordnet sei, und daß man dort eine Frau ohne Diener eben so schnell befördere als einen Gentleman, denn man findet ihr Geld und

ihre Ansprüche nicht minder gewichtig als jene eines Herren. Ganz anders ist es aber auf einem russischen Postamente: wenn ein Beamter oder Offizier kommt, — da hat alles Hände und Füße, da krümmt sich alles um die Wette, denn man fürchtet Prügel und Strafen. Offiziere und Beamte gehören in Rußland zur privilegierten Kaste und erlauben sich alle Eigenmächtigkeiten. Wenn sie z. B. nicht im Dienste reisen, sollen sie, der Vorschrift gemäß, nicht mehr Recht haben als jeder Privatreisende. Aber statt mit gutem Beispiele voranzugehen, um dem großen Haufen zu zeigen, daß man sich den Gesetzen und Ordnungen fügen müsse, so sind gerade sie es, die alle Gesetze mit Füßen treten. Sie schicken einen Diener voraus oder ersuchen einen ihrer reisenden Freunde, auf den Stationen zu melden, daß sie an diesem oder jenem Tage kämen und acht bis zwölf Pferde benöthigten. Tritt während dieser Zeit irgend ein Hinderniß ein, fällt eine Jagd, ein Essen vor, oder bekommt die Gemalin Kopfschmerz oder Krämpfe, so verschiebt man die Reise ganz einfach um einen oder zwei Tage, — die Pferde stehen fortwährend bereit und der Postbeamte darf es nicht wagen, sie Privatreisenden zu geben \*). So kann es sich treffen, daß man ein auch zwei Tage auf derselben Station sitzen bleibt und mit der so eilig fahrenden russischen Post nicht weiter kommt als mit einer Karavane. Im Laufe meiner Reisen mit der

---

\*) Es geht so weit, daß wenn die Pferde schon angespannt sind, der Reisende bereits im Wagen sitzt, und es kommt ein Offizier oder Beamter, man die Pferde wieder ausspannt, den Privaten sitzen läßt und die andern Herren expedirt.

russischen Post machte ich mehrmals eine einzige Station während eines ganzen langen Tages. Wenn ich eine Uniform gewahrte, übersiel mich jederzeit ein Fieberschauer — — ich mußte gefaßt sein, keine Pferde zu bekommen.

In jedem Posthause gibt es eine auch zwei Gaststuben und dabei einen verheiratheten Kosaken, der sammt seinem Weibe die Fremden bedient und für sie kocht. Für das Zimmer ist nichts zu zahlen, der Erstkommende hat das Recht. Das Dienstpersonale ist so gefällig wie das Stallpersonale, und man hat oft Mühe, sich mit schwerem Gelde einige Eier, Milch oder sonst etwas zu verschaffen.

Die Reise durch Persien war lebensgefährlich, die durch das asiatische Rußland aber so empörend, daß ich erstere unbedingt vorziehe.

Von Pipis an nimmt die schöne Gegend wieder sehr ab, die Thäler dehnen sich aus, die Gebirge werden niedriger, und beide sind häufig baumlos und kahl.

Ich begegnete heute mehreren Nomadenzügen von Tartaren. Die Leute saßen auf Ochsen und Pferden und hatten auch auf solche ihre Zelte und ihren Hausrath gepackt; die Kühe und Schafe, deren es stets eine große Menge gab, wurden nebenher getrieben. Die Tartarinnen waren meist sehr kostbar und zugleich sehr abgerissen gekleidet. Ihr Anzug bestand fast durchgehends aus hochrothen Seidenzeugen, die oft sogar mit Goldfäden durchwirkt waren. Sie trugen weite Hosen, einen langen Kasan und einen kürzeren darüber, auf dem Kopfe eine Art Dienenkorb, Schaub genannt, der aus Baumrinde gemacht, roth überzogen, und mit Flecken, Korallen und kleinen Münzen behangen ist. Von der Brust bis zum Gürtel hatten sie die Klei-

der ebenfalls mit Blechen, Knöpfen, Schellen, Ringen u. d. gl. besetzt, über der Schulter hing eine Schnur, an welcher sich ein Amulet befand, in den Nasenlappchen trugen sie kleine Ringe. Sie hatten zwar große Tücher um sich geschlagen, ließen aber das Gesicht unbedeckt.

Ihr Hausrath bestand aus Zelten, hübschen Teppichen, eisernen Kesseln, kupfernen Kannen u. s. w. — Die Tartaren sind größtentheils mohamedanischer Religion.

Die ansässigen Tartaren haben ganz eigenthümliche Wohnungen, die man großartige Maulwurfsbauten nennen könnte. Ihre Dörfer liegen meistens an Abhängen und Hügeln, in welche sie Löcher von der Größe geräumiger Zimmer graben. Das Licht fällt nur durch den Ein- oder Ausgang hinein. Dieser ist mehr breit als hoch und durch ein langes und breites Vordach von Brettern geschützt, das auf Baumstämmen oder Balken ruht. Nichts ist komischer zu sehen als solch' ein Dorf, das nur aus Vordächern besteht, und weder Fenster, Thüren, Mauern noch Wände hat.

Jene, die in den Ebenen wohnen, machen sich künstliche Erdhäuser, sie bauen die Hütte von Steinen oder Holz und überschütten sie mit Erde, die sie fest stampfen, so daß von der Hütte selbst nichts zu sehen ist. Noch vor sechzig Jahren sollen in der Stadt Tiflis gar viele solcher Erdwohnungen gewesen sein.

29. August. Diesen Morgen hatte ich noch eine Station von 24 Wersten nach Tiflis zu machen. Der Weg war, wie überall, voll Löcher, Gruben und Steine, ich mußte mir immer die Stirne mit einem Tuche fest zusam-

menschnüren, um die Erschütterung aushalten zu können, und dennoch war ich jeden Tag von Kopfschmerzen befallen. Heute aber lernte ich die Tücke dieses Fuhrwerkes erst recht können. Es hatte nicht nur die ganze Nacht geregnet, sondern regnete noch immerwährend fort. Da warfen denn die Räder solche Massen Roth auf den Karren, daß ich bald in einer dicken Pfütze saß, die Kruste ging mir bis an den Kopf, und selbst das Gesicht blieb nicht verschont. Durch kleine Bretchen, oberhalb der Räder angebracht, wäre diesem Uebel leicht abgeholfen; allein wer kümmert sich in diesem Lande um die Bequemlichkeit eines Reisenden?

Man sieht Tiflis erst in der letzten Hälfte der Station. Mich überraschte der Anblick dieser Stadt sehr, da sie, einige Kirchtürme abgerechnet, im europäischen Style gebaut ist, und ich seit Valparaiso keine den europäischen ähnliche Stadt gesehen hatte. Tiflis zählt 50,000 Einwohner, ist die Hauptstadt von Georgien \*) und liegt ziemlich nahe am Gebirge. — Viele der Häuser sind selbst auf Hügel, auf hohe, schroffe Felsen oder an Felswände gebaut. Von einigen der Hügel hat man eine herrliche Uebersicht über die Stadt und das Thal. Letzteres sah zwar zur Zeit meiner Ankunft nicht sehr reizend aus, weil ihm die Ernte allen Farbenschmuck geraubt hatte, auch ist an Gärten,

---

\*) Georgien hieß bei den Alten Iberien. Ghemals erstreckte sich dies Land von Lauris und Erzerum bis an den Tanaïs und wurde Albanien genannt. Es ist ein Land voller Berge. Der Fluß Kurry, auch Cyrus genannt, fließt mitten durch. Auf diesem Flusse wurde der berühmte Eroberer von Persien, Cyrus, in seiner Kindheit ausgesetzt. Tiflis gehörte einst zu den schönsten Städten Persiens.

Wasserketten u. d. gl. gerade kein Ueberfluß vorhanden; dagegen durchschneidet der Fluß Kurry (meist Cyrus genannt) in schönen Krümmungen Stadt und Thal, und in weiter Ferne schimmern die schneebedeckten Ruppen des Kaukasus. Eine starke Citadelle, Naraklea, liegt auf schroffen Felswänden unmittelbar vor der Stadt.

Die Häuser sind groß und geschmackvoll, mit Facaden und Säulen geziert und mit Eisenblech oder Ziegeln gedeckt. Ausgezeichnet schön ist der Erivanski-Platz. Unter den Gebäuden treten besonders der Palast des Statthalters, das griechische und armenische Seminarium und mehrere Kasernen hervor. Das große Theater in der Mitte des Erivanski-Platzes war noch nicht vollendet. — Man sieht, daß die alte Stadt der neuen weichen muß. Ueberall werden Häuser eingerissen und neue erbaut, die engen Gassen wird man bald nur der Sage nach kennen, und als einzige Reste der orientalischen Bauart bleiben nur die griechischen und armenischen Häuser. Die Kirchen stehen an Pracht und Größe weit hinter den andern Gebäuden zurück; die Thürme sind niedrig, rund und meist mit grünen, glazürten Tonplatten gedeckt. Die älteste christliche Kirche steht auf einem hohen Fels in der Festung und ist nur für die Gefangenen im Gebrauche.

Die Bazars und Chane bieten nichts Sehenswerthes; übrigens sind hier schon, wie in den europäischen Städten, in allen Gassen Läden und Magazine. Ueber den Kurry führen mehrere breite Brücken. Die Stadt besitzt viele warme Schwefelquellen, von welchen sie auch ihren Namen herleitet: Tiflis oder Tbilissi heißt so viel als „Warmstadt.“ Von den vielen Bädern sind aber leider die mei-



ten in schlechtem Zustande. Kleine Kuppeln mit Fenstern decken die Gebäude, innerhalb welcher die Quellen entspringen. Die Behälter, die Böden und Wände sind zum Theil mit großen Steinplatten ausgelegt, von Marmor ist nicht viel zu sehen. Es gibt Einzel- und Vollbäder; in den Gebäuden, wo sich die Frauen versammeln, haben die Männer keinen Zutritt. Doch ist man hier bei weitem nicht so streng als im Oriente. Der Herr, der so gütig war, mich in eines dieser Bäder zu begleiten, durfte ohne Anstand die Vorgemächer betreten, obwohl sie nur durch eine einfache Bretterwand von dem Baderaume geschieden waren.

Unweit der Bäder liegt der botanische Garten, der mit großen Kosten auf den Abhängen eines Berges angelegt ist. Die Terrassen mußten künstlich gesprengt, mit Mauerwerk unterstützt und mit Erde aufgefüllt werden. Warum man einen so unpassenden Platz gewählt hatte, konnte ich um so weniger begreifen, als ich nur wenig seltene Pflanzen und Gewächse, und überall nur Reben sah, — ich meinte in einem Weingarten spazieren zu gehen. Das Merkwürdigste in diesem Garten sind zwei Rebenstöcke, deren Stämme jeder einen Fuß im Durchmesser hat. Sie sind als Lauben und Gänge so ins Weite gezogen, daß man schöne Spaziergänge darunter machen kann. Man gewinnt von diesen beiden Rebenbäumen jährlich über tausend Flaschen Wein.

Auf einer der obersten Terrassen ist im Fels eine große hohe Grotte ausgehauen, deren ganze Vorderseite offen und frei ist und eine hochgewölbte Halle bildet. Unter dieser gibt es in den schönen Sommerabenden Musik, Tanz und sogar Theater.

An Sonn- und Festtagen ist der niedliche Garten des Statthalters dem Publikum geöffnet. Man findet da Schaukel- und Ringelbahnen und zwei Musikkorps. Die Musik, von russischem Militär aufgeführt, war nicht so gut wie jene, die ich in Rio de Janeiro von den Schwarzen hörte.

Als ich die armenische Kirche besuchte, war gerade die Leiche eines Jünglings ausgestellt. Sie lag in einem kostbaren offenen Sarge, der mit rothem Sammt überzogen und mit Goldborten reich besetzt war. Die Leiche war mit Blumen überstreut, mit einer Art Krone geschmückt, und mit feiner, weißer Gaze überdeckt. Die Priester hielten in prächtigem Ornat die Trauerceremonien, die den Katholischen sehr ähnlich waren. Die arme Mutter, an deren Seite ich zufällig zu knien kam, schluchzte laut auf, als man sich anschickte, die theuern Reste hinweg zu tragen. Auch ich konnte mich einer Thräne nicht enthalten: ich beweinte nicht den Tod des Jünglings, wohl aber den tiefen Schmerz der gebeugten Mutter.

Diesen Trauerort verlassend, besuchte ich noch einige grußnische und armenische Familien. Man empfing mich in großen, geräumigen Zimmern, deren Einrichtung jedoch höchst einfach war. Längs den Wänden standen hölzerne, bemalte Truhen, zum Theile mit Teppichen überlegt. Auf diesen Truhen saßen, essen und schlafen diese Leute. Die Frauen trugen einfaches griechisches Costüm.

Auf den Straßen sieht man europäische und asiatische Trachten so häufig neben einander, daß weder die einen noch die andern auffallen. Am neuesten war mir

jener der Tcherkesen. Sie besteht aus weiten Hosen, kurzen, silbernen Röcken mit schmalen Leibbinden und Fingerringen für sechs bis zehn Patronen, aus anliegenden Fingerringen mit einwärts gebogenen Spitzen und aus kleinen anhängenden Belümpeln. Bei den Wohlhabenden waren die Röcke von feinem, dunkelblauem Tuche und die Arme mit Silber- oder Goldborten besetzt.

Die Tcherkesen unterscheiden sich von allen kaukasischen Völkern durch ihre Schönheit. Die Männer sind hoch gewachsen, haben eine sehr regelmäßige Gesichtsbildung und viel Gewandtheit in ihren Bewegungen. Die Weiber sind von zarter Form, weißer Haut, dunklem Haar, regelmäßigen Zügen, schlankem Wuchs und vollem Busen: sie gelten in den türkischen Harems als die schönsten Schönheiten. Ich muß gestehen, daß ich in den persischen Harem unter den persischen Damen viel mehr des Schönen gesehen habe, als in den türkischen, selbst wenn sie mit Tcherkesinnen bevölkert waren.

Die asiatischen Frauen, denen man hier auf den Straßen begegnet, hüllen sich in große, weiße Tücher ein; manche verdecken auch den Mund, wenige das Gesicht.

Von dem häuslichen Leben der russischen Beamten und Officiere kann ich nicht viel erzählen. Ich hatte zwar Briefe an den Kanzlei-Director, Herrn v. Lisse und den Gouverneur, Herrn v. Zermaloff; allein beide Herrn fanden kein großes Wohlgefallen an mir, — ich hatte es wahrscheinlich durch meine freien Äußerungen mit ihnen verborben. Ich ließ mich unverholen über das schlecht geregelte Postwesen, über die jämmerlichen Straßen aus, erzählte meine Gefangennehmung mit einigen Randglossen

und — was allem die Krone aufsetzte — ich sagte, den Plan gehabt zu haben, von hier über den Kaukasus nach Moskau und Petersburg zu gehen; diese kurze Reise im russischen Gebiete habe mich aber davon vollkommen abgebracht, und ich wolle nun den kürzesten Weg nehmen, um sobald als möglich über die Gränze zu kommen.

Hätte ich als Mann so gesprochen, wäre mir vielleicht ein zeitweiliger Aufenthalt in Sibirien angewiesen worden.

Herr v. Kille empfing mich doch wenigstens jedesmal mit Höflichkeit, wenn ich in Angelegenheiten meines Passes kam; der Gouverneur aber hatte nicht einmal die Rücksicht für mich, sich Zeit zu nehmen, meinen Paß zu unterschreiben; erst bestellte er mich von einem Tage zum andern, dann beliebte es dem hohen Herrn, zwei Tage auf dem Lande zuzubringen. Als er zurückkam, war gerade Sonntag an dem so große Arbeit unmöglich vorgenommen werden konnte, und so bekam ich meinen Paß erst am sechsten Tage.

So erging es mir, die ich mit Briefen an die hohen Häupter versehen war — wie mag es erst armen Leuten ergehen! — Ich hörte auch, daß man diese oft zwei bis drei Wochen herumzöge.

Der Statthalter, Fürst Woronzow, war leider gerade nicht in Tiflis. Ich bedauerte seine Abwesenheit um so mehr, als ich ihn allgemein als einen sehr gebildeten, gerechten und äußerst menschenfreundlichen Mann schildern hörte.

Weit angenehmer als diese Gänge zum russischen Gouverneur war mir der Besuch bei dem persischen Prin-

per Schönen Kirya, dem ich Briefe und Nachrichten von seiner in Ichna zurückgelassenen Familie überbrachte. — Langebort er krank war, empfing er mich dennoch. Man führte mich in einen großen Saal, in ein wahres Spital, denn da lagen auf Teppichen und Polstern acht Kranke, der Prinz, vier seiner Kinder und drei Frauen. Alle hatten das Fieber. Der Prinz ist ein ausgezeichnet schöner, kräftiger Mann von fünf und dreißig Jahren, sein offenes Auge strahlt Verstand und Güte aus. Er sprach mit tiefer Begeisterung von seinem Vaterlande; ein schmerzlich wohlgeartetes Lächeln umspielte seine Züge, als ich seiner schönen Kinder erwähnte\*) und erzählte, wie sicher und gut ich die Reise durch jene Provinzen gemacht habe, die noch vor kurzem unter seiner Oberherrschaft standen. Welch Glück wäre es für Persien, wenn einst dieser Mann den des jungen Dicksönigs auf den Thron käme.

Die interessanteste und zugleich nützlichste Bekanntschaft für mich war jene Herrn Salymanns, eines Deutschen. Dieser Herr besitzt bedeutende Kenntnisse in der Oekonomie und im Banfache, vor allem aber — ein ausgezeichnet gutes Herz: er nimmt sich aller Menschen an und ganz vorzüglich seiner Landleute. Wo ich immer seinen Namen nannte, sprach man mit wahrer Hochachtung von ihm. Er hat sogar von der russischen Regierung einen Orden erhalten, obgleich er nicht in ihren Diensten ist.

Herr Salymann hat ein sehr schönes Haus mit allen möglichen Bequemlichkeiten gebaut, um Reisende in Woh-

---

\*) Der Frauen durfte ich nicht erwähnen, da der Russe dies als eine Beleidigung aufnimmt.

nung zu nehmen; außerdem besitzt er einen großen Fruchtgarten, zehn Werste von der Stadt entfernt, in dessen Nähe Naphtha-Quellen sind. Als er erfuhr, daß ich selbst zu sehen wünschte, lud er mich alsogleich zu einer Partie dahin ein. Die Quellen liegen ganz nahe am Kurry. Man hat dort viereckige Gruben von ungefähr fünf und zwanzig Klafter Tiefe gegraben und schöpft die Naphtha mit großen hölzernen Kübeln heraus. Diese Naphtha\*) ist jedoch von der gemeinsten Art, sieht dunkelbraun aus und ist dicker als Del. Man macht Asphalt, Wagenschmiere u. d. gl. daraus. Die selne, weiße Naphtha, die man statt Licht und Feuer gebrauchen kann, ist am kaspischen See heimisch.

Lohnend ist noch ein Spaziergang nach der Davidskapelle, die gleich vor der Stadt auf einem Hügel liegt. Man steht hier außer der herrlichen Umgebung ein schönes Monument, zum Andenken des russischen Gesandten Gribojetof errichtet, der in Persien bei Gelegenheit eines Aufstandes ermordet wurde. Ein Kreuz, an dessen Fuß die trauernde Gattin liegt und es umschlungen hält, ist wahrhaft kunstvoll in Metall gegossen.

Montag den 5. September um elf Uhr bekam ich meinen Paß; eine Stunde darauf bestellte ich die Post. Herr Salzmann meinte, ich sollte noch einige deutsche Colonieen besuchen, die zehn bis zwanzig Werste um Tiflis herum angelegt seien, er würde mich mit Vergnügen dahin begleiten; allein ich hatte wenig Lust dazu, um so mehr als ich im allgemeinen gehört hatte, daß die Co-

---

\*) Naphtha heißt das Erdöl, welches aus der Erde, zuweilen mit Wasser vermischt, hervorquillt.

Ionisten schon ziemlich ausgeartet seien, und daß Trägheit, Betrug, Unreinlichkeit, Trunkenheit u. s. w. unter ihnen nicht minder herrsche als in den russischen Ansiedlungen.

Um drei Uhr Nachmittag verließ ich Tiflis. Gleich außerhalb der Stadt steht an der Straße ein in Metall gegossenes Kreuz mit dem Auge Gottes, auf einem Fußgestelle von geschliffenen Granit, das mit einem eisernen Geländer umgeben ist. Eine Inschrift verkündet, daß im Jahre 1837, am 12. October, Se. kaiserliche Majestät allhier umgeworfen habe, daß Allerhöchst dieselben jedoch unbeschädigt davon gekommen seien. — „Gesezt von den dankerfüllten Unterthanen.“

Diese Begebenheit scheint also eine der merkwürdigsten in des hohen Herrschers Leben gewesen zu sein, da man sie durch ein Monument verewigte. Ohne Genehmigung des Kaisers ist dies Monument gewiß nicht gesetzt worden. Bei dieser Gelegenheit bin ich mit mir selbst noch nicht einig, wer mehr Bewunderung verdient, das Volk das es setzte, oder der Monarch, der die Erlaubniß dazu ertheilte.

Ich machte heute nur eine Station; sie war aber so lange, daß ich bis Abends daran zu fahren hatte. An Fortsetzung der Reise war nicht mehr zu denken, da die Gegend nicht nur hier, sondern in dem größten Theile dieser Provinzen so unsicher ist, daß man des Abends oder in der Nacht nicht ohne Bedeckung von Kosaken gehen kann, deren es zu diesem Zwecke bei jeder Station eine kleine Abtheilung gibt.

Die Umgegend war ziemlich reizend; artige Hügel schlossen freundliche Thäler ein, und auf den Spizen

mancher Berge standen Ruinen von Burgen und Festen. Auch in diesen Gegenden gab es Zeiten, wie im alten deutschen Reiche, in welche ein Edelherr den andern befehlete und kein Mensch seines Lebens und Gutes sicher war. Die Herren wohnten in besetzten Schlössern auf Hügeln und Bergen, gingen gerüstet und geharnischt wie Ritter, und wenn feindliche Einfälle drohten, flüchteten sich die Unterthanen nach den festen Schlössern. — Noch jetzt soll es Leute geben, die über oder unter den Anzügen, Hemden von Eisen, gestricktem Drahte und Helme statt Rüzen tragen. Ich sah jedoch nichts davon. — Der Fluß Kurry blieb stets treu zur Seite. Unweit der Station führt eine lange schöne Brücke hinüber, die aber so ungeschickt angebracht ist, daß man eine ganze Werst Umweg hat.

6. September. Die Fahrt wird immer romantischer. Gebüsch und Waldungen bedecken Hügel und Thal, und auf den Feldern prangt im saftigen Grün das hochstämmige türkische Korn. Auch an alten Burgen und Schlössern fehlt es nicht. Gegen Abend, nachdem ich es heute mit vieler Mühe auf vier Stationen gebracht hatte, erreichte ich das Städtchen Gory, dessen Lage überaus reizend ist. Bewaldete Gebirge schließen es in weiten Kreisen ein, während sich näher die niedrigsten Hügelpartien erheben. Beinahe mitten aus der Häusermasse steigt ein Hügel empor, dessen Spitze mit einer schönen Citadelle gekrönt ist. Das Städtchen selbst besitzt einige hübsche Kirchen, Privathäuser, Kasernen und ein nettes Spital. — Städte und Ortschaften verlieren hier schon ganz den orientalischen Charakter.

Bei heiterer Luft sieht man beständig das kaukasische



Gebirge, das in drei Ketten zwischen dem kaspischen und schwarzem Meere als Gränze von Asien und Europa aufsteigt; die höchsten Spitzen sind der Elberus und Kasbek, einer neuen Geographie zu Folge von 16,800 und 14,400 Fuß Höhe. Die Gebirge waren bis tief herab mit Schnee bedeckt.

7. September. Heute machte ich eine ganze Station bis Suram; man konnte mich nicht weiter expediren, da für einen Offizier, der mit Gemalin, Gesellschafterin u. s. w. von einem Bade zurückkam, zwölf Pferde bestellt waren.

Suram liegt in einem fruchtbaren Thale, in dessen Mitte sich ein schöner Felsberg mit den Ruinen eines alten Schlosses erhebt.

Um mir die böse Laune zu vertreiben, machte ich einen Spaziergang nach dem alten Schlosse. Obwohl es schon ziemlich in Ruinen lag, so sah man doch noch aus den großen Wölbungen, stattlichen Wänden und den vielen Mauerwerken, daß die edlen Ritter eben nicht schlecht gewohnt haben mochten. — Auf dem Rückwege über Wiesen und Felder setzte mich nichts mehr in Erstaunen als die reiche Bespannung der Pflüge. Die Felder lagen in den schönsten Ebenen, die Erde war locker und ohne Gestein und — zwölf auch vierzehn Ochsen zogen an einem Pfluge.

8. September. Das Gebirge engt sich zusammen, die Natur wird immer üppiger, Schlingpflanzen, wilde Hopfen, wilde Weinreben u. s. w. umranken die Bäume bis zu den höchsten Spitzen, und das Untergebüsch wuchert

kräftig und dicht, so daß mich diese Vegetation einigermaßen an jene Brasiliens erinnerte.

Die dritte Station führte gr öfſtentheils an der Seite des Flusses Mirabka, durch ein enges Thal. Die Straße zwischen dem Flusse und den Felswänden war so schmal, daß an vielen Stellen nur ein Wagen Raum hatte. Oft mußten wir zehn bis zwanzig Minuten anhalten, um die holzbeladenen Karren, deren wir sehr vielen begegneten, vorüber fahren zu lassen, — und das nennt man eine Poststraße!

Georgien ist bereits an fünfzig Jahre unter russischer Herrschaft, und erst seit kurzem sind hin und wieder Straßen im Baue. Wenn man vielleicht wieder nach fünfzig Jahren kommt, wird man sie fertig oder wohl gar wieder verfallen finden. So wie an Straßen mangelt es auch an Brücken. Ueber tiefe Flüsse, wie z. B. die Mirabka, setzt man in erbärmlichen Fahrzeugen; minder tiefe muß man durchfahren. Bei Regenzeiten, bei plötzlichem Thaumwetter in den Schneegebirgen schwellen die Flüsse an, der Reisende muß dann entweder Tagelang warten, oder sein Leben auf's Spiel setzen. — Welch' mächtiger Unterschied zwischen den Colonisirungen Rußlands und Englands!

Spät des Abends kam ich durchnäſt und mit Roth bedeckt in der zwei Werſte vor Kutais liegenden Station an. Sonderbar ist es, daß die Posthäuser gewöhnlich ein auch zwei Werſte von den Ortschaften oder Städten abliegen. Man ist auf diese Art der Unannehmlichkeit ausgesetzt eine eigene Gelegenheit aufnehmen zu müssen, wenn man in den Städten oder Ortschaften etwas zu besorgen hat.

9. September. Kutais mit 10,000 Einwohner liegt in einem wahren Naturpark; alles rund umher grünt in

huppiger Fülle. Die Häuser sind nett und zierlich, die grün lackirten Kirchentürme und Kasernen sehen gar freundlich dazwischen heraus. Der bedeutende Fluß Ribon \*) trennt die Stadt von der großen Citabelle, die einen reizenden Hügel höchst malerisch einnimmt.

Die Kleidertracht des Volkes ist eben so verschiedenartig als um Tiflis; wahrhaft komisch sieht die Kopfbedeckung der mingrelischen Bauern aus. Diese tragen nämlich runde, schwarze, tellerartige Filzplatten, die mit einer Schnur unter dem Kinne festgebunden werden. Die Weiber tragen häufig die tartarische Schaub, worüber sie einen Schleier werfen, der aber zurückgeschlagen wird, so daß man das ganze Gesicht sieht. Die Männer tragen des Morgens und bei Regenwetter große, schwarze Schafs- oder Filz-Krägen (Burki), die bis über die Kniee reichen. — Ich muß nebenbei erwähnen, daß man die berühmten georgischen Schönheiten ja nicht unter dem gemeinen Volke suchen darf. Dieses fand ich im Durchschnitt eben nicht am reizendsten.

Merkwürdig sind die Wagen, deren sich die Bauern bedienen; der Vordertheil ruht auf Rufen oder Schleifen, der Hintertheil auf zwei kleinen plumpen Holzschleiben.

Mein Aufenthalt in Kulais war durch den Mangel an Pferden veranlaßt worden; erst Nachmittags zwei Uhr konnte ich meine Reise fortsetzen. Ich hatte zwei Statio-

---

\*) Der Fluß Ribon, auch Rione genannt, wird für einen der vier Flüsse des Paradieses gehalten, und war unter dem Namen Pison bekannt. Sein Wasser hielt man auch einst für heilig. Er ist, der vielen Baumstämme wegen, für große Schiffe nicht fahrbar.

nen nach dem Dertſchen Marand zu machen, das am Flusse Ribon liegt, und allwo man den Postkarren mit einem Boote verwechselt um nach Redulkale am schwarzen Meere zu fahren.

Die erste Station geht größtentheils durch schöne Waldungen, die zweite bietet freie Ausſichten über Feld und Wiesen; Häuser und Hütten sind ganz hinter Gebüsch und Bäumen verborgen. Es begegneten uns viele Bauern, die, wenn sie auch nur einige Hühner, Eier, Früchte u. s. w. zum Verkaufe nach der Stadt brachten, zu Pferde waren. — An Gras und Weide fehlte es nicht und folglich auch nicht an Hornvieh und Pferden.

In Marand stieg ich, in Ermangelung eines Gasthauses, bei einem Kosaken ab. Diese Leute, die zugleich als Kolonisten hier leben, haben niedliche, hölzerne Häuschen von zwei bis drei Kammern, und ein Stück Land, das sie als Feld und Garten benützen. Einige unter ihnen nehmen Reisende auf und wissen für das wenige und erbärmliche, das sie bieten, hinlänglich zu verlangen. Für ein schmutziges Kämmerchen ohne Bett zahlte ich 20 Kop. Silb., für ein Hühnchen eben so viel. Weiter bekam ich nichts, da die Leute zu faul sind, etwas zu holen. Wenn ich Brot, Milch oder sonst etwas benötigte, was meine Hausleute nicht hatten, konnte ich es mir selbst suchen; sie machen, wie gesagt, höchstens für einen Offizier oder Beamten einen Gang.

Ich hatte Tiflis am 5. Sept. des Nachmittags um drei Uhr verlassen, und kam hier am 9. September des Abends an, fünf Tage, um 274 Werste (39 deutsche Mei-

len) zurück zu legen. — Das nenne ich eine ehrenhafte russische Schnellpost!

Erst am 11. September Morgens ging ein Boot nach Redutkale (80 Werste). Es war nämlich schlechtes Wetter, und der Albon, sonst ein schöner Strom, ist wegen der vielen hervorragenden Baumstämme und Pföcke bei starkem Winde oder bei Nacht nicht zu befahren. Die Gegend ist immerfort entzückend und üppig. Der Strom gleitet zwischen Waldpartien, zwischen Mais- und Hirsefeldern dahin, und das Auge, über die Hügel und Vorgebirge schweifend, bringt zu den fernen Riesen des Kaukasus. Man sieht ihre wunderbaren Formen, Spitzen, Stöcke, eingesenkenen Hochebenen, gespaltenen Kuppeln u. s. w., bald rechts, bald links, bald vorne, bald rückwärts, je nach den Krümmungen der ewig wechselnden Wasserstraße. — Oft machten wir Halt und stiegen an's Land, wo alles den Bäumen zueilte. Trauben lachten uns an, und Feigen gab es in Menge. Aber die Trauben waren sauer wie Essig, und die Feigen klein und hart; ich fand eine einzige reife, und diese warf ich weg, als ich sie gekostet hatte. Die Feigenbäume waren von einer Größe, wie ich sie weder in Italien noch in Sicilien gesehen. Ich glaube, der ganze Saft schießt hier in Holz und Blätter, eben so mag auch die unendliche Höhe der Reben schuld sein, daß die Trauben klein und schlecht sind. Bei einiger Cultur müßte da gewiß viel zu erzwecken sein.

12. September ging unsere Fahrt nicht weit; es erhob sich ein kleiner Wind, und da wir schon nahe der Einfahrt ins schwarze Meer waren, mußten wir vor Anker liegen bleiben.

13. September. Der Wind hatte sich gelegt, wir konnten uns furchtlos dem Meere anvertrauen, auf welchem wir uns einige Stunden schaukeln mußten, um von dem Hauptarme des Dnibons in den Seitenarm zu kommen, an welchem Redutkale liegt. Es führt zwar ein Kanal vom Haupt- in den Nebenfluß, allein man kann ihn nur bei sehr hohen Wasserstand befahren, da er hoch versandet ist.

Auch in Redutkale nahm mich ein spekulirender Rosenwirth auf, der drei Kämmerchen für Gäste hielt.

Nach russischem Kalender war heute der letzte August, am 1. September sollte das Dampfschiff ankommen, das nach zweistündigem Aufenthalte wieder absegelt. Ich eilte daher sogleich zum Kommandanten des Städtchens, um den Paß visiren zu lassen und um Aufnahme auf das Schiff zu bitten. Jeden Monat zweimal, am 1. und 15. fahren Kron dampfschiffe von Redutkale über Kertsch bis Odessa, — Gelegenheiten mit Segelschiffen gehören zu den Seltenheiten. Diese Kron dampfschiffe halten sich beständig der Küste nahe, sie berühren achtzehn Stationen (Festungen und Militärplätze), besorgen Militärtransporte aller Art und nehmen jeden Reisenden unentgeltlich mit. Er hat weder für sich noch sein Gepäck das geringste zu bezahlen, muß aber freilich mit dem Deckplatz vorlieb nehmen; der Kajüten sind nur wenige, und diese gehören für das Schiffs personale und für vornehme Offiziere, die häufig von einer Station zur andern fahren. Plätze gegen Bezahlung gibt es nicht.

Der Kommandant fertigte Paß und Schein sogleich aus. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu

bemerken, daß die Schreibseligkeit der russischen Regierung noch um vieles jene der österreichischen übertrifft, welche letztere ich bisher in dieser Beziehung für unerreichbar gehalten hatte. Statt eines einfachen Visa's bekam ich ein großes Blatt angeschrieben, und davon wurden Abschriften über Abschriften genommen; das Ding währte über eine halbe Stunde.

Das Schiff kam erst am 5. September (russischen Kalenders). Nichts ist lästiger als von einer Stunde zur andern auf eine Reisegelegenheit zu warten, besonders wenn man noch dazu augenblicklich zur Abfahrt bereit sein muß. Jeden Morgen packte ich meine Sachen zusammen, ich wagte nie ein Stückchen Fleisch oder ein Huhn zu kochen, da ich fürchtete vom vollen Topfe weg gerufen zu werden; erst gegen Abend fühlte ich mich sicher und konnte ein wenig spazieren gehen.

So viel ich von der Umgebung Redukales und überhaupt von Mingrelieu gesehen habe, so ist das Land mit Hügeln und Bergen genugsam ausgestattet, große Thäler und Ebenen liegen dazwischen, und alles ist mit Waldungen reich bedeckt. Die Luft ist daher feucht und ungesund, und es regnet sehr häufig. Die aufgehende Sonne zieht so dicke Dünste auf, daß sie wie undurchdringliche Nebel 4 — 5 Fuß hoch über der Erde schweben. Diese Dünste sollen auch Ursache vieler Krankheiten, besonders der Fieber und Wassersuchten sein. Zudem sind die Leute so unflug, ihre Hütten und Wohnungen, statt sie an freien, luftigen und sonnigen Plätzen zu bauen, so recht im Gebüsch und unter dicht belaubte Bäume zu bergen. Man kommt häufig an Dörfern vorüber und gewahrt kaum hie und da

ein Häuschen. Die Menschen sind von einer merkwürdigen Trägheit und Stumpfsinnigkeit, sehen blasgelb aus, sind mager, und selten soll ein Eingeborner das Alter von 60 Jahren erlangen. Für Fremde soll das Klima noch schädlicher sein.

Und dennoch glaube ich, daß für fleißige Kolonisten und Oekonomen in diesem Lande unendlich viel zu schaffen wäre. An Grund und Boden ist kein Mangel; es mögen gewiß über drei Vierteltheile des Landes unbenützt liegen. Durch Richtung der Waldungen, durch Trocknung des Erdreiches würde das Klima von seiner Schädlichkeit verlieren. Die Fruchtbarkeit ist ohne Kultur schon groß und üppig. Wie müßte sie erst durch eine zweckmäßige und verständige Behandlung gesteigert werden. Ueberall wuchert fettes Gras, mit den besten Kräutern und wildem Klee gemengt. Das Obst wächst wild, die Weinstöcke ranken sich bis an die höchsten Spitzen der Bäume. Die Erde soll zur Regenzeit so weich sein, daß man sich nur hölzerner Pflüge und Hacken bedient. Man baut am häufigsten türkisches Korn und eine Art Hirse, Gom, genannt.

Den Wein bereiten die Einwohner auf die einfachste Weise. Sie höhlen den Stamm eines Baumes aus und treten hierinnen die Trauben aus, den Saft geben sie dann in irdene Geschirre und vergraben diese in die Erde.

Der Charakter der Mingrelier soll durchgehends schlecht sein, und allgemein gelten sie als Räuber und Diebe; auch Morde sind nicht selten. Sie entführen einander ihre Weiber und sind dem Trunke sehr ergeben. Der Vater erzieht die Kinder zum Stehlen und die Mutter zur Unzucht.



Ionisten schon ziemlich ausgeartet seien, und daß Trägheit, Betrug, Unreinlichkeit, Trunkenheit u. s. w. unter ihnen nicht minder herrsche als in den russischen Ansiedlungen.

Um drei Uhr Nachmittag verließ ich Tiflis. Gleich außerhalb der Stadt steht an der Straße ein in Metall gegossenes Kreuz mit dem Auge Gottes, auf einem Fußgestelle von geschliffenen Granit, das mit einem eisernen Geländer umgeben ist. Eine Inschrift verkündet, daß im Jahre 1837, am 12. October, Se. kaiserliche Majestät allhier umgeworfen habe, daß Allerhöchst dieselben jedoch unbeschädigt davon gekommen seien. — „Gesezt von den dankerfüllten Unterthanen.“

Diese Begebenheit scheint also eine der merkwürdigsten in des hohen Herrschers Leben gewesen zu sein, da man sie durch ein Monument verewigte. Ohne Genehmigung des Kaisers ist dies Monument gewiß nicht gesetzt worden. Bei dieser Gelegenheit bin ich mit mir selbst noch nicht einig, wer mehr Bewunderung verdient, das Volk das es setzte, oder der Monarch, der die Erlaubniß dazu ertheilte.

Ich machte heute nur eine Station; sie war aber so lange, daß ich bis Abends daran zu fahren hatte. An Fortsetzung der Reise war nicht mehr zu denken, da die Gegend nicht nur hier, sondern in dem größten Theile dieser Provinzen so unsicher ist, daß man des Abends oder in der Nacht nicht ohne Bedeckung von Kosaken gehen kann, deren es zu diesem Zwecke bei jeder Station eine kleine Abtheilung gibt.

Die Umgegend war ziemlich reizend; artige Hügel schlossen freundliche Thäler ein, und auf den Spizen

mancher Berge standen Ruinen von Burgen und Festen. Auch in diesen Gegenden gab es Zeiten, wie im alten deutschen Reiche, in welche ein Edelherr den andern befehdete und kein Mensch seines Lebens und Gutes sicher war. Die Herren wohnten in besetzten Schlössern auf Hügeln und Bergen, gingen gerüstet und geharnischt wie Ritter, und wenn feindliche Einfälle drohten, flüchteten sich die Unterthanen nach den festen Schlössern. — Noch jetzt soll es Leute geben, die über oder unter den Ängeln, Hemden von Eisen, gestricktem Drahte und Helme statt Rüzen tragen. Ich sah jedoch nichts davon. — Der Fluß Kurry blieb stets treu zur Seite. Unweit der Station führt eine lange schöne Brücke hinüber, die aber so ungeschickt angebracht ist, daß man eine ganze Werst Umweg hat.

6. September. Die Fahrt wird immer romantischer. Gebüsch und Waldungen bedecken Hügel und Thal, und auf den Feldern prangt im saftigen Grün das hochstämmige türkische Korn. Auch an alten Burgen und Schlössern fehlt es nicht. Gegen Abend, nachdem ich es heute mit vieler Mühe auf vier Stationen gebracht hatte, erreichte ich das Städtchen Gory, dessen Lage überaus reizend ist. Bewaldete Gebirge schließen es in weiten Kreisen ein, während sich näher die niedrigsten Hügelpartien erheben. Beinahe mitten aus der Häusermasse steigt ein Hügel empor, dessen Spitze mit einer schönen Citadelle gekrönt ist. Das Städtchen selbst besitzt einige hübsche Kirchen, Privathäuser, Kasernen und ein nettes Spital. — Städte und Ortschaften verlieren hier schon ganz den orientalischen Charakter.

Bei heiterer Luft sieht man beständig das kaukasische

## Europäisches Rußland.

### Kertsch und Odessa.

Uebreise von Reduthale. Ein Cholera-Anfall. Anapha. Das verdächtige Schiff. Kertsch. Das Museum. Tumuli. Fortsetzung der Reise. Theodosia (Cassa). Jalta. Das Schloß des Fürsten Woronzoff. Die Festung Sewastopol. Odessa.

**A**m 17. September (neuen Styl's) um neun Uhr Morgens kam das Schiff an, eine Stunde später saß ich schon auf dem Decke.

Das Schiff hieß Malabek, hatte 140 Pferdekraft und stand unter dem Kommandanten Borin.

Die Entfernung von Redutkale nach Kertsch beträgt in gerader Richtung 360 Seemeilen; für uns aber, die wir stets längs der Küste blieben, stieg sie bis auf 500.

Der Anblick des Kaukasus, der Hügel und Vorgebirge, der reichen und üppigen Natur blieb uns heute noch getreu. In einem reizenden Thale liegt das Dertschen Gallansur, die erste Station an der wir kurze Zeit anhielten.

Gegen sechs Uhr Abends erreichten wir das besetzte Städtchen Sahun, das halb an der Küste, halb auf ei-

nem breiten Hügel liegt. Hier sah ich zum ersten Male Kosaken in Galla-Uniform; alle, die ich bisher gesehen, waren sehr schlecht gekleidet und hatten durchaus nichts militärisches, — sie trugen in sackleinenen Hosen und langen, häßlichen Röcken, die bis an die Fersen reichten; diese aber trugen anliegende Spenser mit Brusttaschen, deren jede für acht Patronen abgetheilt war, weite Hosen, die sich in Falten an den Oberkörper schlossen, und dunkelblaue, mit Pelz besetzte Tuchmützen. Sie ruberten einen Stabsoffizier aus Sahun an unser Schiff.

18. September. Den ganzen Tag in Sahun geblieben. Die Kohlenboote hatten aus unbegreiflicher Nachlässigkeit gar keine Vorkehrungen getroffen: sie luden die Kohlen, als wir schon lange vor Anker lagen, und erst gegen sechs Uhr Abends war unser Vorrath ergänzt, worauf wir in die See gingen.

19. September. Während der Nacht viel Sturm und Regen. Ich bat um die Erlaubniß, mich auf die Kajütentreppe stellen zu dürfen, und erhielt sie halb mit Achselzucken; nach wenigen Minuten jedoch kam der Befehl vom Kommandanten, mich unter Dach und Fach zu bringen. Ich war über diese Galanterie sehr erstaunt und erfreut, wurde aber bald enttäuscht, als man mich in die große Matrosenkajüte führte. Die Leute rochen ganz entsetzlich nach Branntwein, dessen sie auch theilweise zu viel genossen hatten. Ich eilte zurück aufs Deck, wo ich mich, trotz der Wuth der entfesselten Elemente, wohler fühlte, als unter diesen christgläubigen, wohlgezogenen Seelen.

Im Laufe des Tages hielten wir bei Bainbur, Pi-

zunta, Gagri, Adlar und andern Orten an. — Bei Bambur bemerkte ich großartige Felspartien.

20. September. Die kaukasischen Gebirge waren verschwunden, und auch die dichten Waldungen machten großen freien Plätzen Raum. Sturm, Wind und Regen verließen uns noch immer nicht.

Der Maschinist vom Schiffe, ein Engländer, Herr Platts, hatte zufällig von meinen Reisen vernommen (vermuthlich durch den Paß, den ich abliefern mußte, als ich das Schiff betrat); er stellte sich mir heute vor und bot mir während der Tageszeit seine Kajüte an; auch verwendete er sich für mich bei einem der Offiziere, und es gelang ihm, mir ein Kajütchen auszuwirken, das zwar an der Matrosenkajüte lag, aber durch eine Thür davon abgeschlossen war. Ich bin beiden Herren sehr dankbar für ihre Güte, die um so größer war, da man mir, der Fremden, den Vorzug vor den russischen Offizieren gab, deren wenigstens ein halb Duzend auf dem Deck kampirte.

Bei Sissassé lange verweilt. Es ist dies eine Hauptstation, eine schöne Festung auf einem Hügel; rund herum liegen hübsche hölzerne Häuser.

21. September. Das war eine fürchterliche Nacht! — Einer der Matrosen, der am 20. noch frisch und gesund war und sein Abendbrot mit guten Appetite verzehrte, wurde plötzlich von der Cholera befallen. Die Schmerzenslaute des Armen drangen mir tief in die Seele und ich floh auf's Deck; aber der heftige Regen, die empfindliche Kälte waren mir nicht minder schrecklich. Ich hatte nichts als meinen Mantel

durchnäßt war, — die Zähne klapperten mir im Munde, der Frost schüttelte mich durch und durch, und so blieb mir nichts anderes übrig, als wieder zurück in die Kajüte zu gehen, mir die Ohren zu verhalten und in der Nähe des Sterbenden zu verbleiben. Dieser war, ohngeachtet aller angewandten Hülfe, nach acht Stunden eine Leiche. Des Morgens bei der ersten Ladung zu Bschada wurde der Todte ausgeschifft. Man verpackte ihn unter einem Haufen Segeltuch und hielt den Fall vor dem reisenden Publikum geheim. Die Kajüte wurde mit Essig tüchtig gewaschen und gescheuert, und kein zweiter Fall hatte statt.

Daß sich Krankheiten auf dem Schiffe einstellten, wunderte mich gar nicht; nur hätte ich selbe unter den armen Soldaten vermuthet, die Tag und Nacht auf dem Decke lagen, keine andere Nahrung hatten, als trockenes, schwarzes Brod, und nicht einmal mit Mänteln oder Decken versehen waren. Wie viele sah ich vor Kälte halb erstarrt, vom Regen triefend, an einem Stückchen Brode nagend, und wie steigt dies Elend erst in der kalten Jahreszeit, im Winter. Da währt, wie man mir sagte, die Reise von Redutkale bis Kertsch oft bei zwanzig Tage. Das Meer ist nämlich so bewegt, daß man sich den Stationen nicht nahen kann und manchmal Tage lang vor ihnen liegen bleibt. Trifft es nun einen armen Soldaten, die ganze Reise machen zu müssen, so ist es wahrhaftig ein Wunder, wenn er den Ort seiner Bestimmung lebend erreicht.

Nach russischem System ist freilich der gemeine Mann keiner Beachtung werth.

Die Matrosen sind zwar besser, aber auch nicht sehr

gut gehalten. Sie bekommen Brod und Brantwein, eine sehr kleine Portion Fleisch und täglich zweimal eine Suppe von saurem Kohl, Bartsch genannt.

Die Zahl der Offiziere, deren Frauen und Soldaten auf dem Deck vermehrte sich mit jeder neuen Station; ausgeschifft wurden dagegen nur wenige.

Bald war das Deck mit Hauseinrichtungen, mit Kisten, Koffern, Schachteln u. s. w. so überfüllt, daß man kaum ein Plätzchen zum Sitzen fand, und dies nur auf einer Höhe von aufgestapelten Effecten. Nie sah ich auf einem Schiffe ein ähnliches Lager.

Bei schönem Wetter gewährte dies Leben und Treiben viel Unterhaltung, es gab immer etwas neues zu sehen, alles war heiter und zufrieden und schien nur eine Familie zu bilden; kam aber plötzlich ein tüchtiger Regen daher, oder überspülte eine unbescheidene Woge das Deck, da wurde gelärmt und geschrien und man erfuhr augenblicklich den Inhalt jeder Kiste und jedes Kastens. Der eine rief: Wie soll ich meine Zuckerhüte schützen, der andere: Ach, mein Mehl wird unbrauchbar. Dort klagte eine Frau, daß ihre Hüte voll Flecken wären, hier eine andere, daß die Uniform ihres Mannes verdorben würde, u. s. w.

An einigen der kleineren Stationen hatten wir auch franke Soldaten gefaßt, um sie nach Kertsch in das Spital zu bringen. Es geschah dieß, wie man mir sagte, weniger der Pflege als der Sicherheit wegen. Erstere hätten sie auch an Ort und Stelle gehabt; allein alle die kleinen Ortschaften von Redutkale bis Anapka werden noch immer zeitweise von den tscherkessischen Tartaren

unruhigt, die unvermuthet aus dem Gebirge hervorbrennen und rauben und morden. Ganz kürzlich sollen sie sogar mit einer Kanone auf ein Kron dampfsschiff gefeuert haben. Die Tscherkessen \*) lieben die Russen wie die Engländer die Engländer.

Die armen Kranken wurden auch auf's Deck gebettet, und man trug keine andere Sorge für sie, als daß man ein Segeltuch aufspannte, welches sie von zwei Seiten vor dem Winde schützte; allein wenn es stark regnete, lief das Wasser unten von allen Seiten hinein, so daß sie halb im Wasser lagen.

22. September sahen wir die hübsche Stadt und Festung Nowa Russiska, welche einige recht nette Privathäuser, Spitäler, Kasernen und eine schöne Kirche besitzt. Stadt und Festung liegen auf Hügeln und sind erst vor zehn Jahren gegründet worden.

Abends gelangten wir nach Anapka, welcher Platz im Jahre 1829 den Türken abgekämpft wurde. Hier endigen die hübschen bewaldeten Berge und Hügel, und die etwas traurigen Steppen \*\*) der Krimm beginnen.

Im Laufe dieses Tages hatte ich Gelegenheit, die Aufmerksamkeit und den Scharfsinn unseres Kommandan-

\*) Die Tscherkessen sind so wild und kriegerisch, daß sich niemand in das Innere ihres Landes wagt. Man hat wenig Nachrichten über ihre Sitten, Gebräuche, Religion und Lebensweise. — An die Tscherkessen grenzen die Abka, welche das Land zwischen Mingrelien und Circassien an der Küste bewohnen und ebenfalls wild und räuberisch sind.

\*\*) Große Ebenen mit kurzem Gras bewachsen.



ten zu bewundern. Ein Segler lag in einer kleinen Bucht ganz ruhig vor Anker. Der Kommandant, ihn gewahrend, gebot augenblicklich „Halt,“ ließ ein Boot aussetzen und beorderte einen Offizier nach dem Schiffe zu fahren, um zu sehen, was es hier mache. Bis hierher war alles so ziemlich in Ordnung, denn in Rußland, wo man jeder ausländischen Fliege die Gränze weisen möchte, mußte man doch in Erfahrung bringen, was ein ganzes Schiff wolle. Nun kommt aber das komische von der Sache. Der Offizier fuhr in die Nähe des Schiffes, bestieg es jedoch nicht, ließ sich auch keines der Schiffspapiere herab zeigen, sondern schrie bloß den Kapitän an, was er hier zu thun habe. Jener antwortete, daß ihn widrige Winde genöthigt hätten, hier Anker zu werfen, und daß er auf einen günstigen warte, um da — und dahin zu fahren. Diese Antwort genügte dem Offizier und dem Kommandanten vollkommen. Mir kam es gerade so vor, als früge man jemanden, ob er ein ehrlicher Mensch oder ein Schurke sei, und als glaube man dann seiner Ehrlichkeit, wenn er sie selbst behauptet.

23. September. Wieder eine häßliche Nacht, — nichts als Stürme und Regen. Wie dauerten mich die armen Kranken und auch die Gesunden, die auf dem Deck diesem Unwetter ausgesetzt waren!

Gegen Mittag erreichten wir Kertsch. Die Stadt ist von der See aus sehr gut zu übersehen, da sie sich im Halbkreise am Meeresgestade ausbreitet und an dem hinter ihr liegenden Hügel Mithridates etwas aufsteigt. Höher auf dem Hügel liegt das Museum, im Geschmaße eines griechischen Tempels, rund um mit Säulen umgeben. Die Spitze

des Berges endigt in schönen Felspartien, zwischen welchen einige kleine Obelisken und Monumente stehen, die zum alten Friedhofe gehören. Die Umgebung ist eine Steppe voll künstlicher Erdhügel, die Tumuli (Gräber) aus längst vergangenen Zeiten, dessen. Außer dem Mithribates sieht man keinen Hügel oder Berg.

Die Stadt Kertsch liegt zum Theil auf dem Plage, an welchem einst Pantikapäum\*) stand. Sie wird jetzt zur Statthalterschaft Taurien gezählt, ist befestigt, hat einen sichern Hafen und einen ziemlich bedeutenden Handel. Die Bevölkerung beträgt an 12,000 Seelen. Die Stadt besitzt viele schöne Häuser, die größtentheils aus der neuesten Zeit stammen, die Straßen sind breit und mit erhöhten Trottoirs für Fußgänger versehen. Auf den zwei Plätzen, dem alten und neuen geht es Sonn- und Feiertags sehr lebhaft zu: es wird da nämlich Markt von allen möglichen Artikeln, besonders aber von Lebensmitteln gehalten. Auffallend war mir die außerordentliche Rohheit und Grobheit des gemeinen Volkes, — ich hörte von allen Seiten nur schimpfen, schreien und fluchen. Zu meinem Erstaunen sah ich hier vor mehrere Lastwagen Dromedare gespannt.

Auf den 500 Fuß hohen Mithribates, den einzigen

---

\*) In Pantikapäum lebte Mithribates der Große; der Hügel bei Kertsch heißt bis heute noch „der Stuhl Mithribates.“ Bei den Nachgrabungen auf demselben, die seit dem Jahre 1832 statt haben, fand man viele Denkmäler, als Aschenkrüge, Opfergeräthe, griechische Inschriften, schöne Figuren und Gruppen.

Spaziergang der Städter, führen herrliche Steintreppen und Schlangenwege. Dieser Hügel muß einst den Alten auch zum Grabesplatz gedient haben, denn überall wo die Erde nur weggeschwemmt ist, findet man ganz schmale, kleine Sarkophage, die aus vier Steinplatten bestehen. — Die Aussicht von der Höhe ist zwar unbegrenzt, aber reizlos, — auf drei Seiten eine baumlose Steppe, deren Eintönigkeit nur durch zahllose Tumuli unterbrochen wird, — die vierte Seite bildet das Meer. Ein Blick auf dieses ist überall schön, und hier um so schöner, da sich Meer mit Meer vermählt, man sieht nämlich die Wasserspiegel des schwarzen und des asowischen Meeres. — Auf der Rhede gab es ziemlich viele Schiffe, aber bei weitem nicht vier bis sechs hundert, die ich den Berichten der Zeitungen nach zu sehen hoffte.

Auf dem Rückwege besuchte ich das Museum, das aus einem einzigen Saale besteht. Es enthält zwar einige Sehenswürdigkeiten aus den Tumulis; alles vorzüglich schöne und kostbare aber, was man fand, wurde nach dem Museum von Petersburg gebracht. Die Reste von Sculpturen, Basreliefs, Sarkophagen und Epitaphen sind sehr beschädigt. Was von den Statuen noch vorhanden ist, weist auf einen hohen Grad von Kunst. Das vorzüglichste in diesem Museum ist ein Sarkophag von weißem Marmor, der, obwohl sehr beschädigt, noch viel des schönen bietet. Die Außenseiten sind voll herrlicher Reliefs, besonders auf einer Seite eine Figur in Gestalt eines Engels, der zwei Gewinde von Früchten und Blättern über dem Kopfe zusammen hält. Auf dem Deckel des Sarkophages ruhen in liegender Stellung zwei Figuren. Die Köpfe feh-

ten; alles übrige aber, die Körper, deren Lage, die Drapirung der Oberkleider ist meisterhaft ausgeführt.

Ein anderer hölzerner Sarkophag zeugt von großer Kunstfertigkeit im Schnitzen und Drehseln des Holzes.

Eine Sammlung von irdenen Töpfen, Wasserkrügen und Lämpchen erinnerte mich sehr an jene in dem Museum zu Neapel. Die Töpfe sind eben so bräunlich gebrannt und bemalt, und haben dieselbe Form, wie jene, die man in Herculaneum und Pompeji ausgegraben hat. Die Wasserkrüge sind mit zwei Henkeln versehen und unten so zugespitzt, daß sie nur stehen, wenn man sie an etwas lehnt. In Persien ist diese Form noch jetzt im Gebrauche. Von Glas sah ich, außer andern unbedeutenden Gegenständen, Fläschchen, die beinahe nur aus langen Halsen bestanden, — von Gold etwas plump gearbeitete Arm- und Finger- ringe und Halsketten; zierlicher sahen kleine viereckige Blättchen in getriebener Arbeit aus, die an Kopf oder Brust befestigt wurden, und Kronen, die aus Kränzen von Lorbeerblättern bestanden. Von Kupfer gab es Kessel und Ketten, von Gips häßliche Tragengeichter und verschiedene Verzierungen, die wahrscheinlich an den Außenseiten der Häuser angebracht waren. Unter den Münzen sah ich einige mit ausgezeichnet schönem Gepräge.

Nun blieb mir noch ein Besuch der Tumuli übrig. Ich suchte lange vergebens nach einem Führer, da aber selten Fremde hierher kommen, so gibt es keine bestimmten Führer. Ich wußte endlich keinen Rath mehr, als mich an den österreichischen Viceconsul, Herrn Nicolits, zu wenden. Dieser Herr war nicht nur sogleich bereit, mei-

nen Wunsch zu erfüllen, sondern er war sogar so gefällig, mich selbst zu begleiten.

Die Tumuli sind Monumente ganz eigener Art: sie bestehen aus einem ungefähr sechzig Fuß langen, vierzehn Fuß breiten und 25 Fuß hohen Gange, und aus einem ganz kleinen Kämmerchen, das am Ende des Ganges liegt. Die Wände des Ganges steigen schief auf, wie das Dach eines Hauses, und neigen sich oben so zusammen, daß höchstens ein Fuß Raum dazwischen bleibt. Sie sind von langen, sehr dicken Steinplatten erbaut, die der Art über einander gelegt sind, daß die obere Reihe über die untere stets sechs bis sieben Zoll hervorragt. Auf der obersten fußbreiten Oeffnung liegen ebenfalls massive Steinplatten. Wenn man von der Ferne in den Eingang blickt, sehen die Wände wie canelirt aus. Das Gemach ist ein längliches Viereck, über das sich eine kleine gewölbte Decke spannt, und ist auf dieselbe Art gebaut, wie der Gang. Nach der Beisetzung des Sarkophages in dem Gemache wurde das ganze Monument mit Erde überschüttet.

Der schöne Marmor-Sarkophag, der im Museum steht, ist einem Grabmale entnommen, welches nahe den Quarantaine-Gebäuden liegt, und für jenes des Königs Ventik gehalten wird.

Die meisten der Monumente wurden schon von den Türken geöffnet, die noch übrigen von der russischen Regierung. Man fand viele der Leichen mit goldenen Blätterkronen und Geschmelde bekleidet, wie sie im Museum zu sehen sind, — auch Münzen wurden häufig gefunden.

Am 26. September war ein großer Festtag für die Russen: sie feierten die Kreuzauffindung Christi. Das Volk

brachte Brot, Backwerk, Früchte u. s. w. als Opfer in die Kirche. Alle diese Opfer wurden in einem Winkel derselben aufgespeichert. Nach Beendigung des Gottesdienstes segnete sie der Priester ein, gab einige Brosamen davon an die ihn belagernden Bettler, ließ das übrige in Körbe packen und nach seiner Wohnung schaffen. In den Nachmittagsstunden wandelte fast die ganze Bevölkerung nach den Friedhöfen. Die gemeinen Leute nahmen auch dahin Lebensmittel mit, die ebenfalls vom Priester eingesegnet, aber von den Eigenthümern selbst mit Lust verzehrt wurden.

Unter dem Volke sah ich nur wenige in russischer Kleidung. Die ächt russische Tracht besteht für Weiber und Männer aus langen, weiten, blauen Luchröcken; die Männer tragen niedere Filzhüte mit breiten Krempe und haben die Haare gleichmäßig rund geschnitten; die Weiber binden kleine seidene Tücher um den Kopf.

Bevor ich Kertsch verlasse, muß ich noch erwähnen, daß in der Nähe Naphtha-Quellen sind, die ich aber nicht besuchte, da sie der Beschreibung nach, die man mir von ihnen machte, ganz jenen in Tiflis gleichen.

Das nächste Ziel meiner Reise war Odessa. Ich hatte zwei Wege zu wählen, den Land- und den Seeweg. Ersterer soll viel des Schönen und Interessanten bieten; ich zog jedoch unbedingt den letztern vor, da ich erstens keine besondere Vorliebe für die russische Post fühlte, und zweitens mich herzlich sehnte, die Marken Rußland baldigst im Rücken zu haben.

Am 27. September, Morgens acht Uhr, ging ich an Bord des russischen Dampfers Dargo, von hundert Pferde-

trati. Die Entfernung von Odessa bis Constantinopel beträgt 360 Seemeilen. Das Schiff war schön und äußerst rein gehalten, die Preise überaus mäßig — (ich zahlte für den zweiten Platz 13 Silberrubel oder 20 fl. 50 fr.). Das einzige, was mir auf den russischen Schiffen nicht gefällt, ist die allzugroße Begünstigung des Wirthes, der, wie man mir sagte, dafür auch seinen Theil am gehörigen Orte abgeben muß. Alle Reisenden sind gezwungen, die Kost bei ihm zu nehmen, die armen Deckpassagiere nicht ausgenommen, die manchmal zur Zahlung die letzten Korrekten aus den Taschen zusammen suchen mögen.

Zeitlich des Nachmittags kamen wir nach Feodosia (Cassa), das einst die größte und wichtigste Stadt der Krimm, und das zweite Constantinopel genannt wurde. Ihren höchsten Flor hatte sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts unter der Herrschaft der Genueser erreicht. Ihre Bevölkerung soll damals über 200,000 Seelen betragen haben, jetzt ist sie zu einem Kreisstädtchen mit 5000 Einwohnern herab gesunken.

Aus den Zeiten der Genueser stammen noch halbverfallene Festungsmauern und Thürme, so wie auch eine schöne Moschee, die aber von den Russen in eine christliche Kirche umgewandelt wurde.

Das Städtchen liegt an einem großen Meerbusen des schwarzen Meeres, am Abhange kahler Hügel. Hübsche Gartenanlagen zwischen den Häusern sind das einzige Grün, das man sieht.

28. September. Diesen Morgen hielten wir bei Jalta, einem ganz kleinen Dörfchen von 500 Seelen, das eine ausgezeichnet hübsche, von dem Fürsten Woronzoff gestiftete

Kirche besitzt. Sie ist im rein gothischen Style gehalten, und steht außerhalb des Dörfchens auf einem freundlichen Hügel.

Die Gegend ist hier wieder reizend, und schöne Berge und Hügel, theils mit hübschen Waldungen bedeckt, theils in mächtigen Felswänden aufsteigend, ziehen sich bis an das Meeresufer.

Das Dampfsschiff verweilt in Jalta vierundzwanzig Stunden. Ich benützte diese Zeit zu einem Ausfluge nach Alupka, einem der Güter des Fürsten Woronzoff, berühmt durch ein Schloß, das man unter die Sehenswürdigkeiten der Krimm zählt. Der Weg dahin führt über niedere Hügelreihen knapp an der See durch einen reizenden Naturpark, den hin und wieder die hülfreiche Hand des Menschen verschönert hat. Zwischen Bosketten und Waldungen, zwischen Weinbergen und Gärten, auf freien Plätzen, auf Hügeln und Abhängen liegen die geschmackvollsten Schlösser und Landhäuser des russischen Adels. Das Ganze gewährt ein so anziehendes, freundliches Bild, daß man meint, hier könne nur Glück, Eintracht und Frohsinn herrschen.

Die erste Villa, welche in's Auge fällt, ist jene des Grafen Leo Potocki. Das Gebäude ist äußerst geschmackvoll, der Garten mit Kunst und Aufwand angelegt, die Lage herrlich mit freier Ansicht des Meeres und der Umgegend.

Ein zweites großartiges Gebäude, das aber mehr durch seinen Umfang als die Schönheit des Baues in die Augen fällt, liegt nahe am Meeresstrande. Es gleicht einem gewöhnlichen viereckigen Hause mit mehreren Stockwer-



ten und soll der Kaiserin von Rußland als Land- und Badeaufenthalt dienen, wurde aber bisher noch nicht benutzt. Dieses Schloß heißt Oriander.

Viel schöner als dieser Pallast nimmt sich das reizende Landhaus des Fürsten Mirzewsky aus; es liegt auf einem Hügel in Mitte eines prächtigen Parkes und gewährt eine wundervolle Uebersicht der Gebirge und des Meeres. Die Hauptfronte des Gebäudes ist gothisch.

Die Villa des Fürsten Gallizin ist ganz im gothischen Style erbaut. Die spitzig zulaufenden Fenster und zwei Thürme, von welchen einer noch dazu mit einem Kreuze geschmückt ist, geben ihr ganz das Ansehen eine Kirche, und man sucht unwillkürlich die Stadt, die zu diesem Prachtgebäude gehört.

Diese Besitzung liegt so ziemlich am Schluß der schönen, üppigen Natur. Von hier an verwandeln sich die Bäume nach und nach in Krüppelholz und endlich in Gestripp, der sammtweiche grüne Rasenteppich wird zu steinigem, Boden und im Hintergrunde steigen schroffe Felswände empor, vor welchen viele einzelne herabgestürzte Trümmer liegen.

Man sieht zwar auch hier noch hübsche Besitzungen; allein sie sind durch Kunst allein geschaffen und entbehren des Reizes der Natur.

Nachdem man ungefähr dreizehn Werste zurück gelegt hat, biegt der Weg um einen der steinigten Hügel, und das fürstl. Woronzoffische Schloß ist in seiner ganzen Ausdehnung zu sehen. Dieser Anblick ist bei weitem nicht so überraschend, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Das Schloß ist ganz aus Quadersteinen aufgeführt, die mit den es

nahe umgebenden Felswänden und Gebirgsföden dieselbe Farbe haben. Wenn einst ein großer Park den Ballast umfaßt, dann wird dieser mehr hervortreten, und die Schönheit und die Großartigkeit des Baues besser zu erkennen seyn. Eine schöne Gartenanlage ist zwar jetzt schon vorhanden; allein sie ist noch jung und wenig ausgebehnt. Der Obergärtner, Herr Rebach (ein Deutscher), ist in seinem Fache Meister und Künstler; er wußte die öde, kahle Natur wahrhaft zu bezwingen, so daß sie nicht nur die gewöhnlichen Blumen, Pflanzen und Bäume hervorbringt, sondern selbst mit den schönsten erotischen Gewächsen prangt.

Das Schloß ist im maurisch-gothischen Style gebaut, voll jener Thürme und Thürmchen, ausgezackten Mauern, Gassen und Spitzen, wie man sie an ähnlichen noch wohl erhaltenen Bauten der Vorzeit sieht. Die Hauptfronte ist gegen das Meer gerichtet. Zwei Löwen, in Carrara-Marmor von der Hand eines tüchtigen Künstlers gemischt, liegen in gemüthlicher Ruhe am Fuße auf der Höhe der großartigen Treppenflucht, die von dem Schloße bis tief hinab an die Meeresküste führt.

Die innere Einrichtung des Ballastes mahnt an die Märchen von „Tausend und eine Nacht“: was alle Welttheile an kostbaren Stoffen, feinen Hölzern, außerlesenen Arbeiten zu liefern vermögen, sieht man hier in höchster Pracht und Vollkommenheit. Da sind Brunnengemäcker im orientalischen, chineßischen, persischen und europäischen Style, und vor allem ein Gartensaal, der wohl einzig in seiner Art ist, da er nicht nur die schönsten und seltensten Blumen, sondern auch die höchsten Bäume enthält. Palmen mit ihren reichen Blätterkronen ragen hoch

empor, verschlungenes Laubwerk deckt die Wände, und von allen Seiten sprossen Blumen und Blüthen hervor. Die zartesten Düfte durchwürzen die reine Luft, schwellende Divans stehen halb verborgen unter dem schwebenden Blättergewinde, — kurz, alles ist vereint, den zauberhaftesten Eindruck auf die Sinne hervorzubringen.

Der Eigenthümer dieses Feenpallastes, Fürst Woronzoff, war leider abwesend, da er auf einem nahen Gute einem Feste be wohnte. Ich hatte Briefe an ihn, und hätte ihn gerne kennen gelernt, da ich ihn auch hier wieder von Reich und Arm als den edelsten, gütigsten und gerechtesten Mann schildern hörte. Man suchte mich zwar zu bewegen, seine Zurückkunft zu erwarten; ich konnte aber dies Anerbieten nicht annehmen, indem ich acht Tage bis zur Ankunft des nächsten Dampfschiffes hätte verweilen müssen und meine Zeit schon farg bemessen war.

In der Nähe des Schlosses liegt ein Tartarendorf, deren es viele in der Krimm gibt. Sie zeichnen sich durch ihre platten Erdbächer aus, die von den Einwohnern mehr benützt werden, als das Innere der Hütten. Da das Klima mild und schön ist, so verrichten sie den ganzen Tag über ihre Arbeiten auf dem Dache, und des Nachts schlafen sie darauf. Die Männer unterscheiden sich durch Tracht wenig mehr vom russischen Bauer; die Weiber kleiden sich einigermaßen orientalisch, das Gesicht bleibt unbedeckt.

Nirgends sah ich so schön gepflanzte und rein gehaltene Weingärten als hier. Die Traube ist sehr süß und schmackhaft, der Wein leicht und gut, und vollkommen geeignet, Champagner daraus zu machen, was auch häufig geschieht. In den Weingärten des Fürsten Woronzoff

sollen über hundert verschiedene Gattungen Neben gepflanzt sein.

Nach Jalta zurück gekommen mußte ich im Gasthose noch über zwei Stunden verweilen, da die Herren, mit denen ich an Bord gehen sollte, ihr Trinkgelage noch nicht beendigt hatten. Als es endlich zum Ausbruche kam, war einer davon, ein Offizier vom Dampfer, so arg betrunken, daß er nicht gehen konnte. Zwei Herren schleiften ihn mit Hülfe des Wirthes nahe an's Ufer. Hier war zwar die Jolle des Dampfers; allein die Matrosen weigerten sich, uns überzuführen; die Jolle war für den Kapitän bestellt. Es mußte ein Boot gemiethet werden, wofür man zwanzig Ropelen Silber zu zahlen hatte. Die Herren wußten, daß ich nicht russisch sprach; allein sie wußten nicht, daß ich etwas davon verstand. Ich vernahm ganz gut, wie der eine zum andern halb flüsternd sagte: „Ich habe keine Münze bei mir, lassen wir die Frau bezahlen.“ — Darauf wandte er sich zu mir und sagte in französischer Sprache: Der Antheil, den Sie zu zahlen haben, beträgt zwanzig Ropelen in Silber. — Das waren Herren, die Anspruch auf Erziehung und Bildung machten!

29. September. Heute hielten wir an der schönen und starken Festung Sewastopol. Die Festungswerke liegen theils an der Einfahrt des Hafens, theils im Hafen selbst, sind in massivem Stein aufgeführt, und so reich an Thürmen und Vorwerken, daß sie den Eingang in den Hafen mehrfach vertheidigen. Der Hafen selbst ist beinahe ganz von Hügeln eingeschlossen und einer der sichersten und trefflichsten der Welt. Er kann die größte Flotte aufnehmen und ist so tief, daß sich die mächtigsten Kriegsschiffe

knapp an den Quais vor Anker legen können. Schleußen, Docks, Quais u. s. w. werden mit verschwenderischer Pracht und Großartigkeit ausgeführt. Noch war nicht alles beendet, es herrschte eine Regsamkeit ohne gleichen; Tausende von Händen waren auf allen Seiten geschäftig. Unter den Arbeitern zeigte man mir viele der gefangenen polnischen Edelleute, die zur Strafe für den letzten Versuch (im Jahre 1831), sich von dem russischen Joch zu befreien, hierher gesendet wurden.

Die Festungswerke und Kasernen sind so groß, daß sie bei 30,000 Mann fassen können.

Die Stadt selbst ist erst seit kurzem entstanden und liegt auf einer nackten und öden Hügelkette. Unter den Gebäuden fällt die griechische Kirche am meisten in die Augen, da sie ganz einsam auf einem der Hügel steht, und in dem Style eines griechischen Tempels erbaut ist. Das Bibliotheks-Gebäude liegt am höchsten, — eine gute Allegorie, wenn man beim Baue daran gedacht hat. Schön ist auch eine offene Säulenhalle in der Nähe des Klubgebäudes, an die sich eine Steintreppe schließt, welche bis an das Meeresgestade führt und dem Landenden zum bequemen Aufgange in die Stadt dient. Ein gothisches Monument, dem rühmlichen Andenken des Kapitäns Cozar gesetzt, der sich bei der Schlacht von Navarin besonders auszeichnete und dabei seinen Tod fand, erregt nicht minder des Reisenden Neugierde. Es steht gleich der Kirche ganz vereinzelt auf einem der Hügel.

Die Straßen hier, wie in all' den neu angelegten russischen Städten, sind breit und rein.

30. September. Zeitlich am Morgen kamen wir in

Odessa an. Die Stadt präsentirt sich von der Wasserseite sehr schön. Sie liegt hoch, und man kann daher mit einem Blicke viele der großen, wahrhaft schönen Gebäude übersehen. Zu diesen gehören vorzüglich der Palast des Fürsten Woronzoff, die Börse, das Gouvernements-Gebäude, mehrere große Kasernen, die Quarantaine und viele große prächtige Privathäuser. Obwohl die Umgebung flach und öde ist, geben doch die vielen Gärten und Alleen der Stadt einen freundlichen Anstrich. In dem Hafen sah ich einen wahren Wald von Masten. Dabei liegt der bei weitem größere Theil der Schiffe nicht einmal hier, sondern in dem Quarantaine-Hafen. Die meisten Schiffe kommen nämlich von der türkischen Seite, und für die türkischen Länder ist stets eine vierzehntägige Quarantaine vorgeschrieben, es mag da eine ansteckende Krankheit herrschen oder nicht.

Odessa, die Hauptstadt des Gouvernements Cherson, ist durch die Lage am schwarzen Meere und an den Mündungen des Dniestr und des Dniepr eine der wichtigsten Handelsstädte Süd-Rußlands. Die Stadt zählt 80,000 Einwohner, wurde im Jahre 1794 gegründet und im Jahre 1817 zum Freihafen erklärt. Eine schöne Citabelle beherrscht den Hafen vollkommen.

Das meiste Verdienst an dem Aufblühen und Emporkommen Odessa's hat der Herzog von Richelieu, der, nachdem er mehrere Feldzüge gegen sein Vaterland (Frankreich) im Emigranten-Corps mitgemacht hatte, nach Rußland ging und im Jahre 1803 zum General-Gouverneur des Gouvernements Cherson ernannt wurde. Er bekleidete diesen Posten bis zum Jahre 1814, in welcher Zeit er die

Stadt, die bei seinem Antritte kaum 5000 Seelen zählte, auf den jetzigen Standpunkt brachte. Eine der schönsten Straßen führt des Herzogs Namen und einige Plätze wurden, ebenfalls ihm zu Ehren, nach gleichnamigen in Paris getauft.

Ich blieb nur zwei Tage in Odessa, am dritten ging ich mit dem Dampfer nach Constantinopel. Ich durchkreuzte die Stadt und deren Umgebung nach allen Richtungen. Der schönste Theil liegt dem Meere zugewendet, hier vor allem der Boulevard, der, mit schönen Alleen besetzt, einen genussreichen Spaziergang beut; eine lebensgroße Statue in Erz gegossen, den Herzog von Richelieu vorstellend, ist eine schöne Zierde desselben. Breite Treppen führen vom Boulevard bis an das Meeresufer und im Hintergrunde reihen sich schöne Paläste und Häuser an einander. Die ausgezeichnetsten darunter sind das Gouvernements-Gebäude, das Hôtel St. Petersburg und der im italienischen Style erbaute Pallast des Fürsten Boronzoſſ, an welchen sich ein geschmackvolles Gärtchen schließt. Am entgegengesetzten Ende des Boulevard liegt die Börse, ebenfalls der italienischen Bauart nachgeahmt und mit einem Garten umgeben, unweit davon die Akademie der bildenden Künste, ein etwas mittelmäßiges, einstöckiges Gebäude. Das Theater, mit einem schönen Porticus, verspricht von außen sehr viel, macht aber im Innern wenig Effect. An das Theater schließt sich das Palais royal, das aus einer niedlichen Gartenanlage besteht, um die sich große, schöne Läden reihen, in welchen man die kostbarsten Waaren findet. Viele Artikel sind auch ausgelegt, aber bei weitem nicht so geschmackvoll, wie in Wien oder Hamburg.

Unter den Kirchen tritt die russische Cathedrale am meisten hervor. Sie hat ein hochgewölbtes Schiff und eine schöne Kuppel. Das Schiff ruht auf kräftigen Säulen, die mit glänzend weißem Plaster überzogen sind, das wie Marmor aussieht. Die Ausschmückung der Kirche an Bildern, Lustern, Leuchtern u. s. w. ist reich, aber nicht kunstvoll. Es war dies die erste Kirche, in welcher ich Defen fand, und wahrlich, es hätte bald Noth gethan, sie in Gebrauch zu setzen, — der Unterschied der Temperatur zwischen hier und Jalta war für die geringe Entfernung sehr bedeutend.

Eine zweite russische Kirche steht auf dem neuen Bazar; sie hat eine große Kuppel, die mit vier kleineren umgeben ist, und sieht von außen sehr schön aus, im Innern ist sie klein und einfach.

Die katholische Kirche, noch nicht ganz vollendet, kann im Baue kühn mit der russischen Cathedrale in die Schranken treten.

Die Straßen sind alle breit, schön und regelmäßig eingetheilt; es ist beinahe nicht möglich, sich in dieser Stadt nicht gleich zurecht zu finden. Große und schöne Häuser gibt es in jeder Straße, und in den entferntesten Theilen der Stadt.

Im Innern der Stadt liegt der sogenannte „Krongarten,“ der zwar gerade nicht zu den großen und schönen gehört, aber doch immer einige Unterhaltung gewährt, da sich alle Sonn- und Feiertage ein zahlreiches Publikum da versammelt, und ein ganz gutes Musikcorps im Sommer unter einem Zelte, im Winter in einem einfachen Gartensaale spielt.



Der botanische Garten, drei Werste von der Stadt entfernt, ist arm an erotischen Gewächsen und sehr vernachlässigt. Es ist um jeden Schritt schade, den man dahin macht. Einen wahrhaft betrübenden Eindruck machte auf mich das Bild des Herbstes, das ich hier nach einigen Jahren zum erstenmale wieder sah. Ich hätte beinahe die Leute beneidet, die in den heißen Klimaten leben, wenn auch die Hitze viel der Leiden bietet.

Man kommt in Odessa mit der deutschen Sprache ganz gut fort; außer dem ganz gemeinen Volke versteht beinahe alles Deutsch.

Bei dem Austritte aus dem russischen Reiche hat man mit den Passangelegenheiten eben so viel Schwierigkeiten wie bei dem Eintritt. Man muß den bei dem Eintritt gelösten Paß wieder verwechseln, wofür man jedesmal zwei Silberrubel zu zahlen hat. Außerdem muß sich der Reisende gefallen lassen, dreimal in die Zeitung gerückt zu werden, damit, wenn er Schulden hat, die Leute von seiner Abreise benachrichtigt werden. Mit diesen Einrückungen gehen im schnellsten Falle acht Tage, oft aber auch zwei bis drei Wochen verloren; nur in dem Falle, daß jemand gut für ihn steht, braucht er die Einrückungen nicht abzuwarten.

Der österreichische Consul, Herr Gutenthal, bürgte für mich, und dadurch ward es mir möglich, schon am 2. October dem russischen Reiche Lebwohl zu sagen. Daß ich dies mit leichtem Herzen that, brauche ich meinen Lesern wohl nicht zu versichern.

## Constantinopel und Athen.

(Schluß der Reise).

Constantinopel. Veränderungen. Zwei Feuerbrünste. Reise nach Griechenland. Die Quarantäne in Aegina. Ein Tag in Athen. Calamachi. Der Isthmus. Patras. Corfu.

Von der Reise von Odessa nach Constantinopel ist wenig zu sagen, man bleibt beinahe immer in hoher See und landet nirgends. Die Entfernung beträgt 360 Seemeilen. Das Schiff gehörte der russischen Regierung, hieß „Odessa,“ hatte 260 Pferdekraft, war schön und überaus rein und nett gehalten.

Um mir den Abschied von meinen lieben Freunden, den Russen, nicht zu schwer zu machen, war einer von ihnen noch so gütig, mich am Schlusse der Reise nicht eben allzu artig zu behandeln. Ich hatte mich in der letzten Nacht, die sehr mild und warm war, aus der dumpfigen Kajüte hinauf auf's Deck geflüchtet und unweit des Steuerkastens gelagert, wo ich, in meinen Mantel gehüllt, alsbald zu schlafen begann. Da kam einer der Matrosen daher,

gab mir einen Stoß mit dem Fuß und hieß mich den Platz verlassen. Ich dankte ihm gerührt für die zartfühlige Art, mit der er sich ausgedrückt, ersuchte ihn, mich in Ruhe zu lassen und schlief weiter.

Unter den Reisenden waren sechs englische Matrosen, die ein neues Schiff nach Odessa geführt hatten und nach ihrem Vaterlande zurückkehrten. Ich sprach einigemal zu ihnen, wodurch ich die Leute ganz für mich gewann. Die nie bemerkten, daß ich ohne Begleiter sei, fragten sie mich, ob ich so viel türkisch spräche, um mit den Bootsführern und Trägern auszuhandeln zu können. Auf mein Vermeinen trugen sie mir an, alles für mich zu besorgen, wenn ich mit ihnen an's Land gehen wolle. Ich nahm ihr Anerbieten gerne an.

Wie wir gegen das Land fuhren, kam ein Zollwächter heran gerudert, das Gepäck zu durchsuchen. Um schnell weiter zu kommen, drückte ich ihm einiges Geld in die Hand. Am Ufer angekommen wollte ich die Ueberfahrt bezahlen, doch vergebens, daß ließen die englischen Matrosen nicht zu. Sie sagten, ich hätte für alle den Zollwächter bezahlt, an ihnen wäre es daher, die Kosten des Bootes zu tragen. Ich sah, daß ich sie nur beleidiget hätte, wäre ich ferner in sie gedrungen, mein Geld anzunehmen. Sie handelten noch den Träger für mich aus, und wir schieden als gute Freunde.

Wie verschieden war doch dies Benehmen englischer Matrosen gegen jenes der drei gebildeten russischen Herren in Jalta!

Die Einfahrt in den Bosphorus, so wie die Sehens-

würdigkeiten Constantinopels habe ich bereits in meiner Reise nach dem gelobten Land \*) beschrieben. Ich ließ mich sogleich zu meiner guten, lieben Frau Balbiani führen, fand sie aber zu meinem Bedauern nicht mehr in Constantinopel; — sie hatte ihr Hôtel aufgegeben. Man empfahl mir das Hôtel „aux quatre nations“ der Madame Brust. Madame war eine geschwätzigte Französin, die beständig das Lob ihres Hauswesens, ihrer Dienerschaft, Küche u. s. w. im Munde führte, worin ihr aber wohl keiner der Reisenden beistimmte. Sie nahm pr. Tag vierzig Piafter (4 fl. EM.) und schrieb außerdem noch für Trinkgelder und allerlei Sachen eine gute Summe auf die Rechnung.

Ueber das goldene Horn hatte man seit meinem letzten Hiersein eine neue zierliche, hölzerne Brücke geschlagen, der schöne Pallast der russischen Gesandtschaft war beendet, und die Orientalinen kamen mir minder dicht verschleiert vor als bei meinem ersten Besuche Constantinopels. Viele von ihnen trugen so zartgewobene Schleier, daß man so ziemlich die ganze Form des Gesichtes durchscheinen sah. Andere hatten gerade nur die Stirne und das Kinn bedeckt und ließen Augen, Nase und Wangen ganz frei.

In der Vorstadt Pera sah es sehr traurig aus. Da gab es der Brandstellen in Menge; ihre Zahl wurde während meines dreitägigen Aufenthaltes noch durch zwei Feuer vermehrt, die man aber „kleine“ nannte, da durch das erste bloß hundert und dreißig Buden, Hütten und Häuser, durch das zweite gar nur dreißig in Asche gelegt

\*) Wien, bei Dirnböck, im Jahre 1843.

wurden. Man ist gewohnt, die Zahl der Brandstellen nach Tausenden zu rechnen.

Das erste Feuer brach des Abends aus, als wir noch bei Tische saßen. Einer der Gäste trug sich an, mich dahin zu begleiten, und meinte, daß mich ein solches Schauspiel, wenn ich es noch nicht gesehen habe, gewiß interessieren würde. Der Schauplatz war ziemlich weit von unserem Hause entfernt; allein wir hatten kaum hundert Schritte gemacht, als wir uns schon in einem großen Gewirre von Menschen befanden, welche alle Papierlaternen\*) trugen, wodurch die Gassen hell erleuchtet wurden. Alles schrie und lief wild durcheinander, die Bewohner der Häuser rißen alle Fenster auf, frugen die Vorübereilenden nach dem Grade der Gefahr und starrten mit Angst und Beben nach dem Wiederscheine der Flammen an dem Himmel. Dazwischen erscholl das kräftige: „Guarda, Guarda“ (aufgeschaut) der Leute, die kleine Feuerspritzen\*\*) und Wasserschlänche auf den Achseln trugen und alles über den Haufen rannten, was nicht schnell bei Seite sprang. Berittenes Militär, Fußsoldaten und Wachen stürmten hinter her, und Pascha's kamen mit ihrem Gefolge geritten, um die Leute zum Löschen und zur Hülfe anzuspornen.

---

\*) Constantinopel ist nicht beleuchtet; wer daher ohne Laternen geht, wird als verdächtig angehalten und auf die nächste Wache geführt.

\*\*) Da die Straßen Constantinopels enge, voll Löcher und Unebenheiten sind, und man nicht überall mit einem Wagen hingelangen kann, muß man sich mit kleinen Feuerspritzen, die von vier Männern getragen werden, behelfen.

Leider sind fast alle diese Bemühungen vergebens. Das Feuer findet an den hölzernen, mit Oelfarben angestrichenen Gebäuden zu viel Nahrung, verbreitet sich mit unglaublicher Schnelligkeit über ganze Häuserreihen und wird nur durch leere Plätze oder Gärten aufgehalten. Oft gehen mehrere tausend Häuser in einem Feuer zu Grunde. Die unglücklichen Bewohner haben kaum Zeit, das nackte Leben zu retten, — die entfernter Wohnenden packen eilig ihre Habseligkeiten zusammen und sind jeden Augenblick zur Flucht bereit. Daß es bei solchen Gelegenheiten nicht an Dieben fehlt, ist leicht begreiflich, und nur zu oft wird dem Armen seine geringe Habe, die er nur mit großer Mühe gerettet hat, in dem Getümmel und Gewirre wieder entrisfen.

Das zweite Feuer brach in der folgenden Nacht aus. Alles lag schon im Schlafe; die Feuerwächter stürmten aber durch die Straßen, stießen mit ihren eisenbeschlagenen Stöcken an die Hausthüren und schrieten die Leute wach. Ich sprang erschrocken aus dem Bette, lief zum Fenster und sah in der Gegend des Feuers den Himmel leicht geröthet. Nach einigen Stunden verhallte der Lärm und die Noth erlosch. — In neuester Zeit fängt man endlich an, steinerne Häuser zu bauen, und zwar nicht nur in Pera, sondern auch in Constantinopel.

Am 7. October Abends um sechs Uhr verließ ich Constantinopel auf dem französischen Dampfschiffe *Scamander* von 160 Pferdekraft.

Auch die Reise von Constantinopel nach Smyrna und durch den griechischen Archipel ist in meiner „Reise nach dem gelobten Lande“ enthalten, ich gehe daher sogleich auf Griechenland über.

Man hatte mir in Constantinopel gesagt, daß die Quarantäne im Piräus (sechs engl. Meilen von Athen) abwechseln werde und nur vier Tage währe, da der Gesundheitszustand in der Türkei vollkommen befriedigend sei. Eam deßen erfuhr ich auf dem Dampfer, daß sie auf der Insel Aegina (16 engl. Meilen vom Piräus) abwechseln werde und zwölf Tage währe, nicht wegen der Pest, sondern wegen der Cholera. Für die Pest dauert sie ein und zwanzig Tage.

Am 10. October erklärten wir das Festland des alten Gräciens.

Nabe der Küste segelnd sahen wir auf dem hohen Terränge eines Feliens zwölf große Säulen, Reste eines Minerva-Tempels. Bald kamen wir dem Hügel nahe, auf welchem die herrliche Akropolis liegt. Lange hingen meine Blicke an allem, was ich übersah, die Bilder der griechischen Helden, der griechischen Geschichte zogen an mir vorüber, und ich glühte vor Verlangen, einen Boden zu betreten, der mir von frühester Kindheit an nach dem von Rom und Jerusalem der merkwürdigste und interessanteste auf Erden erschienen hatte. Wie emsig suchte ich nach der neuen Stadt Athen, — sie lag ja auf derselben Stelle, wo einst die alte, berühmte war. Leider sah ich sie nicht, da sie uns durch einen Hügel verborgen war. Wir bogen zu dem Piräus ein, an welchem ebenfalls ein neues Städtchen entstanden ist, hielten nur an, um die Postpapiere abzugeben und segelten nach Aegina.

Es war schon finstere Nacht, als wir da ankamen; man setzte schnell ein Boot aus und führte uns an den Quai, nahe der Quarantaine. Weder Träger noch Die-

ner aus dieser Anstalt waren da, uns hülfreiche Hand zu leisten; wir Reisende mußten selbst unsere Kisten und Koffer nach dem Gebäude schaffen und schleppen, in welchem man uns leere Zimmerchen anwies. Nicht einmal ein Licht war zu bekommen. Ich hatte glücklicherweise eine Wachskerze bei mir, die ich in mehrere Stückchen schnitt und half so meinen Gefährten aus.

Am folgenden Morgen erkundigte ich mich nach den Einrichtungen der Quarantaine — sie waren sehr schlecht und sehr theuer. Ein kleines, ganz leeres Zimmerchen kostete pr. Tag drei Drachmen\*), die ganze Kost fünf Drachmen, einzelne ganz kleine Portionen sechzig bis siebenzig Leptas, die Bedienung, d. h. die Aufsicht des Quardians pr. Tag zwei Drachmen, für den Bedarf des Wassers täglich fünfzehn Leptas, dem Arzte eine Drachme bei der Ankunft und nochmals eine Drachme beim Austritt, wofür er die ganze Gesellschaft in comune aufmarschiren läßt und ihren Gesundheitszustand untersucht. Eine Menge Nebendinge standen im verhältnißmäßigen Preise, — jedes Möbel mußte besonders gemiethet werden.

Ich begreife nicht, wie die Regierung auf Anstalten, die der Gesundheit wegen eingerichtet sind, und die der Unbemittelte nicht umgehen kann, so wenig Sorgfalt verwenden mag. Der Arme muß hier ungleich mehr Entbehrungen leiden als zu Hause; er kann sich keine warme Speise gönnen, denn der Wirth, der an keine vorgeschriebenen Preise gebunden ist, fordert das fünf- und sechsfache

---

\*) Eine Drachme ist 21 Kreuzer EM. und hat 100 Leptas.  
Ein Ottonio (Goldstück) hat 20 Drachmen.



des Werthes u. s. w. Mehrere Handwerker, die mit dem Schiffe gekommen waren, wurden mit einem Dienstmädchen in ein und dasselbe Zimmer gewiesen. Die Leute aßen während der ganzen zwölf Tage kein warmes Gericht, sie lebten von Brod, Käse und getrockneten Feigen. Das Mädchen bat mich nach einigen Tagen, sie um Gotteswillen in mein Zimmer aufzunehmen, da sich die Leute nicht anständig gegen sie betrugten.

In welcher Lage wäre das arme Mädchen gewesen, wenn sich zufällig keine Frau unter den Reisenden befunden, oder wenn ich sie nicht aufgenommen hätte!

Sind solche Einrichtungen öffentlicher Anstalten würdig? — Können in derlei Anstalten nicht auf Kosten der Regierung einige Gemächer für Arme eingerichtet, kann dem Unbemittelten nicht für billigen Preis ein einfaches warmes Mahl, wenigstens einmal im Tage gereicht werden? Ist der Arme nicht schon genug bestraft, daß er in so langer Zeit nichts verdienen kann, soll er um das schwer Erworbene noch auf so abscheuliche Weise kommen?!

Am zweiten Tage wurde der Hof geöffnet und uns erlaubt, in einem umzäunten Gebiete hundert fünfzig Schritte weit an der Meeresküste spazieren zu gehen. Die Aussicht war recht hübsch, die ganze Reihe der Cycladen lag vor uns — kleine gebirgige Inseln, meist unbewohnt und mitunter bewaldet. Sie mögen einst wohl mit dem Festlande verbunden und durch ein großes Naturereigniß getrennt worden sein.

Am vierten Tage wurde unser Käfig noch mehr erweitert, man erlaubte uns unter der Aufsicht eines Wächters einen Spaziergang nach dem fahlen Hügel zu machen,

der sich an die Quarantäne anschließt. Auf diesem Hügel standen Reste eines Tempels — Bruchstücke einer Mauer und eine sehr beschädigte Säule. Letztere bestand aus einem Stücke Stein, war canelirt und mochte, dem Umfange nach, sehr hoch gewesen sein. Diese Ruinen sollen von einem ausgezeichnet schönen Jupiter-Tempel stammen.

21. October. Heute schlug uns die Stunde der Freiheit. Schon den Abend zuvor hatten wir eine kleine Barke bestellt, die uns zeitlich des Morgens nach Athen bringen sollte. Aber meine Mitgefangenen wollten erst ihre wieder erhaltene Freiheit in einem Gasthause feiern, und so ward es elf Uhr bis wir fortkamen. Ich benützte diese Zeit, und sah mich ein bißchen im Städtchen und der nahen Umgebung um. Das Städtchen ist sehr klein und mit nichts weniger als Prachtgebäuden versehen. Das einzige, was ich hie und da aus der grauen Vorzeit noch entdeckte, waren Spuren von Zimmerböden, die mit farbigen Steinen mosaikartig eingelegt waren. — So viel ich von der Insel Megina sehen konnte, ist sie äußerst öde und kahl, und wohl könnte man nimmer vermuthen, daß sie einst durch Handel und Kunst reich blühte.

Megina, eine griechische Insel von zwei Quadrat-Meilen, bildete einst einen eigenen Staat und soll den Namen von Megina, des Mesopus Tochter erhalten haben. Auf dieser Insel sagt man, sei in Griechenland das erste Geld geprägt worden.

Unsere Fahrt nach dem Piräus währte sehr lange. — Kein Lüftchen blähte unsere Segel, die Schiffer mußten die Ruder zur Hand nehmen, und erst gegen acht Uhr.

Abends landeten wir an dem ersehnten Ziele. Der erste Besuch galt der Gesundheitswache, die unsere, von der Quarantaine mitgebrachten Zeugnisse mit gebührender Langsamkeit durchstudierte. Es fand sich leider niemand unter uns, der ihr Studium durch Spendung einiger Drachmen leichter verständlich gemacht hätte. Die Polizei durfte natürlich auch nicht übergangen werden, war aber schon geschlossen, in Folge dessen wir das Städtchen nicht verlassen durften. Ich ging in ein großes, schön aussehendes Kaffeehaus (diese sind zugleich Gasthäuser), um ein Nachtquartier zu suchen. Man führte mich in ein Zimmer, in welchem die Hälfte der Fensterscheiben zerbrochen war. Der Aufwärter meinte, das hätte nichts zu sagen, man brauche nur die Läden zu schließen. Im übrigen sah das Zimmer nicht ganz schlecht aus; kaum hatte ich aber vom Bette Besitz genommen, so zwangen mich gewisse Thiere die Flucht zu ergreifen. Ich begab mich auf das Kanapee, wo es mir nicht besser erging, endlich auf einen Stuhl, auf welchem ich die Nacht gerade nicht in der bequemsten Stellung verbrachte.

Schon zu Aegina hatte man mir von der großen Unsauberkeit und dem vielen Ungeziefer der piräischen Gasthöfe gesprochen und mich gewarnt, da eine Nacht zubringen; was war aber zu thun, da wir die Stadt nicht ohne polizeiliche Erlaubniß verlassen durften?

22. October. Von dem Hafenorte Piräus nach der Stadt Athen sind dreizehn Stadien oder sechs engl. Meilen. Die Straße führt zwischen kahlen Hügeln und Delapflanzungen durch; die Akropolis hat man stets vor sich, die

Stadt Athen erscheint erst später. — Ich hatte mir vorgenommen, acht Tage in Athen zu bleiben, um alle Denkmäler und merkwürdigen Orte der Stadt und Umgebung mit Ruhe besehen zu können; aber kaum war ich aus dem Wagen gestiegen, so erfuhr ich den Ausbruch der Wiener October-Revolution.

Die Revolution vom 24. Februar in Paris hatte ich in Bombay vernommen, jene in den Märztagen meines Vaterlandes zu Bagdad, die ferneren politischen Ereignisse zu Tebris, Tiflis und in andern Städten. In meinem ganzen Leben hatten mich keine Nachrichten so sehr überrascht als jene aus Wien. Meine gemüthlichen, friedliebenden Oesterreicher — und ein Umsturz der Regierung! — Ein Erwachen aus langer Lethargie! — Ich fand die Sache so fabelhaft, daß ich den mündlichen Berichten des Herrn Residenten in Bagdad nicht festen Glauben schenken konnte; er mußte mich durch schwarz auf weiß, nämlich durch Zeitungsblätter überzeugen. Die Ereignisse der Märztage hatten mich so entzückt und begeistert, daß ich mich mit Stolz eine Oesterreicherin nannte. Die späteren Begebenheiten aber vom Mai u. s. w. stimmten mich wieder herab, und vollends die des 6. October erfüllten mich mit Wehmuth und Trauer. Kein Umsturz eines Staates hatte so schön begonnen. Einzig würde er in der Geschichte da gestanden haben, wäre man im Sinne der Märztage fortgefahren; — und nun mußte es so kommen! — Ach, ich war über den 6. October so bestürzt und ergriffen, daß ich für alles die Theilnahme verloren hatte. Ueberdies wußte ich die Meinigen in Wien und hatte keine Nachricht von ihnen. Ich wäre augenblicklich wieder fortgeeilt,

wenn es eine Gelegenheit dazu gegeben hätte; aber ich mußte auf den nächsten Tag warten, denn da erst ging ein Dampfer ab. Ich traf sogleich Anstalt, um mitzugehen und nahm dann, mehr um mich zu zerstreuen als aus Interesse, einen Cicerone, der mich an alle merkwürdigen Orte der Stadt führen sollte.

Grausam hatte mir das Schicksal mitgespielt: zwölf Tage ließ ich mich geduldig in der Quarantäne zu Aegina einsperren, um dann den klassischen Boden Gräciens mit Muße durchwandern zu können — und nun brannte mir der Boden unter den Füßen, und ich hatte weder Raht noch Ruhe.

Athen, die Hauptstadt des einstigen Staates Attika, soll in den Jahren 1390—1400 vor Christi Geburt von Kekrops gegründet worden sein, und damals den Namen Kekropia erhalten haben, der in der folgenden Zeit nur der Burg eigen blieb. Unter Erichonius erhielt die Stadt den Namen „Athen.“ Die ursprüngliche Stadt lag auf einem Felsbühl mitten in einer Ebene, welche in der Folge mit Gebäuden überdeckt wurde; der obere Theil hieß die „Akropolis,“ der untere die „Katapolis.“ Jetzt liegt nur mehr ein Theil der Festung, die berühmte Akropolis, auf dem Berge, welcher die größten Kunstwerke Athens enthält. Die Hauptzierde war der Tempel der Minerva oder das Parthenon; noch in seinen Trümmern zieht es die Bewunderung der Welt auf sich. Das Gebäude soll 215 Fuß lang, 97 Fuß breit und 70 Fuß hoch gewesen sein; hier stand die Bildsäule der Minerva von Phidias. Dieses Meisterwerk der Bildhauerkunst war aus Elfenbein, und Gold, 46 Fuß hoch und soll über 2000 Pfund ge

wogen haben. Den Eingang zum Tempel bildeten die Propyläen, wovon noch 55 Säulen bestehen und theilweise ungeheure Marmorblöcke, die darauf ruhen und zu den Bögen und der Decke gehörten.

Dieser Tempel wurde von den Persern zerstört und von Perikles um 440 Jahre vor Christi Geburt wieder herrlicher aufgebaut.

Von den Tempeln der Minerva und des Neptun sieht man einige schöne Reste; eben so kann man den Umfang des Amphitheaters noch erkennen; von dem Theater des Bacchus steht nur mehr wenig.

Außerhalb der Akropolis liegt der Tempel des Theseus und des Jupiter Olympius, der eine auf der Nord- der andere auf der Südseite. Ersterer ist von dorischer Bauart und mit 36 schönen Säulen umgeben; auf den Metopen sieht man in herrlichen Reliefs die Thaten des Theseus dargestellt. Im Innern ist der Tempel voll schöner Sculpturen, Epitaphen und anderer Steinarbeiten, wovon jedoch die meisten von andern Tempeln herrühren und nur hier zusammengestellt sind. Außerhalb des Tempels stehen mehrere Marmorsitze, die man von dem nahen Areopag, dem ehemaligen Versammlungsorte der Patrizier, hierher gebracht hat. Von dem Areopag selbst sieht man nichts mehr als ein in einem Felsbühl ausgehauenes Gemach, zu welchem ebenfalls in den Fels gehauene Stufen führen.

Vom Tempel des Jupiter Olympius ist von der Grundmauer noch so viel vorhanden, daß man seine Größe daraus entnehmen kann, auch sind 16 herrliche Säulen von 58 Fuß Höhe verschont geblieben. Dieser Tempel, den

Patron vollenden ließ, soll an Pracht und Schönheit alle Gebäude Athens übertroffen haben. Das Aeußere zierten 120 canelirte Säulen von sechs Fuß im Durchmesser und 59 Fuß Höhe. Die gold- und elfenbeinerne Statue Juvener's war, wie jene Minerva's, aus Phidias Meisterhand herrergegangen. — Alle Tempel und Prachtgebäude waren vom reinsten weißen Marmor erbaut.

Luxus des Areopags ist der Pnyx, wo das freie Volk von Athen sich berathschlagte. Hiervon besteht nichts mehr als die im Felsen angehanene Rednerbühne und die Ecke der Schreiter.

Welche Gefühle bewegen die Brust, wenn man bedenkt, was für Männer da gestanden und gesprochen haben!

Au Schwamm betrachtete ich die in der Nähe befindliche Felsenhöhle, in welcher Sokrates als Gefangener saß und dem Gütlicher leerte.

Oberrhalb dieser denkwürdigen Grotte steht ein einzelnes Monument, welches dem Angehenken Philopagos geweiht war.

Die Türken haben die Akropolis mit einer breiten Mauer umgeben, wegm sie leider viele Reste, Säulen und Bruchstücke der herrlichsten Tempel verwendeten.

In der neuen Stadt Athen ist von den Alterthümern gar nichts mehr zu sehen als der „Thurm der Winde,“ andere nennen es die „Latern des Diogenes,“ ein kleines Tempelchen in Gestalt eines Achtecks, mit schönen Sculpturen bedeckt; dergleichen das Denkmal des Epistates. Dies besteht aus einem Fußgestelle, einigen Säulen und einer Kannel von corinthischer Ordnung.

Das Kirchlein „Maria-Maggiore“ soll von den Be-

netianern 700 Jahre nach Christi Geburt erbaut worden sein. Seine größte Merkwürdigkeit ist, daß es die erste christliche Kirche in Athen war.

Auf der Akropolis ist auch der Ueberblick über die ganze Umgebung sehr interessant, man sieht da den Hymettos, den Pentelikon, gegen Eleusis, Marathon, Phylä und Dekelea, den Hafen, das Meer und den Lauf des Ilissos.

Athen besitzt eine beträchtliche Anzahl Häuser, von welchen aber die meisten klein und unbedeutend sind; freundlich nehmen sich dagegen die schönen Landhäuser aus, die von geschmackvollen Gärten umgeben sind.

Das auf dem „Nymphen = Berge“ stehende kleine Observatorium wurde vom Baron Sina, dem bekannten Wiener Banquier, der von Geburt ein Grieche ist, erbaut.

Der königl. Palast (in neuester Zeit entstanden) ist aus blendend weißem Marmor und bildet ein großes Viereck. An zwei Seiten führen einige Stufen, die einen großen Theil der Breite des Flügels einnehmen, unter ein Peristyl, einer Art schmaler Vorhalle, die auf Säulen ruht. Der eine Ausgang ist für die Minister, Gesandten u. s. w. bestimmt, der andere für die königliche Familie. Außer diesen beiden Peristyls ist das ganze Gebäude höchst geschmacklos und hat auch nicht die kleinste Verzierung; die Fenster sind in der alltäglichen Form eines länglichen Viereckes, und die hohen, großen Wände sehen so nackt, fahl und geglättet aus, daß selbst das glänzende Milchweiß des schönen Marmors gar keinen Effect macht, und man erst ganz in der Nähe erkennen kann, welch' kostbares Material zu dem Baue verwendet wurde.

Mir that es leid, diesen Palast gesehen zu haben



besonders hier, der Akropolis gegenüber, auf einem Boden, den seine Kunstschübe so klassisch gemacht haben, wie seine Helden.

Ein ziemlich hübscher, noch junger Garten umgibt den Pallast, vor welchem einige Palmen stehen, die von Syrien hierher gebracht wurden; sie tragen jedoch keine Früchte. Die übrige Umgebung ist nackt und kahl.

Der Marmor wurde nicht nur zu diesem Pallaste, sondern auch zu den Tempeln und Prachtgebäuden auf der Akropolis, aus den Brüchen des nahen Berges Pentelikon gewonnen, dessen Reichthum an diesem edlen Gesteine so groß ist, daß man noch ganze Städte davon bauen könnte.

Es war gerade Sonntag, und noch dazu ein schöner\*), welchem Zufalle ich die Gelegenheit verdankte, die ganze elegante Welt Athens, ja den Hof selbst, auf dem öffentlichen Versammlungsorte zu sehen. Dieser Ort besteht aus einer einfachen Allee, an deren Ende ein hölzerner Pavillon errichtet ist. Weder Rasenplätze noch Blumenbeete verschönern ihn. Jeden Sonntag spielt die Militär-Musik von 5—6 Uhr. Der König reitet oder fährt mit seiner Gemahlin hierher, um sich dem Volke zu zeigen. Diesmal kam er in einem vierspännigen, zurückgeschlagenen Wagen gefahren und ließ anhalten, um einige Musik-

---

\*) Hier, wo ich ungefähr vier Wochen später ankam als zu Odessa, schien die Sonne noch so heiß, wie bei uns im Juli, die Natur lechzte nach Kühlung und Regen und die Blätter verwelkten beinahe aus Hitze, während sie in Odessa von der Kälte schon den Todesstoß erhalten hatten.

stücke anzuhören. Der König war in griechisches, die Königin in gewöhnliches französische Kostüme gekleidet.

Das griechische oder vielmehr albanesische Kostüm ist eines der schönsten, das man sehen kann. Die Männer tragen faltenreiche Röcke (Kustanella, 20—25 Ellen weit) von weißem Perkal, die von der Hüfte bis an die Knie reichen, Samaschen (Zaruchi) von den Knien bis an die Füße, und Schuhe, letztere meist von rothem Saffian. Ein knapp anliegendes Westchen oder Leibchen von farbigem Seidenstoffe, ohne Ärmel, schmiegt sich über ein seidenes Hemd, und darüber wird ein ebenfalls knapp anliegender Spenfer von feinem, rothen, blauen oder braunem Luche gezogen, der nur unten durch einige Knöpfe oder mittelst einer schmalen Binde zusammen hält, und oben auseinander geht. Die Ärmel des Spenfers sind aufgeschligt und werden entweder frei flatternd gelassen, oder durch einige Nesseln um das Handgelenke leicht zusammen gehalten; der Kragen des Hemdes ist ein wenig übergeschlagen. Leibchen und Spenfer sind mit Schnüren, Quasten, Spangen und Knöpfen von Gold, Silber oder Seide, je nach der Wohlhabenheit des Trägers, geschmackvoll verziert und ausgenäht. Stoff, Farbe und Ausschmückung der Zaruchi stimmen mit dem Spenfer und Leibchen überein. In dem Gürtel steckt gewöhnlich ein Dolch nebst ein Paar Pistolen. Die Kopfbedeckung besteht aus einem rothen Fes mit blauseidenen Quasten.

Von dem weiblichen Geschlechte wird, so viel ich hier sah, das griechische Kostüm wenig mehr getragen, und wenn es geschieht, so hat es von seiner Ursprünglichkeit schon vieles verloren. Der Haupttheil des Anzuges besteht aus

einem französischen Kleide, das vorne auf der Brust aufgeschlitzt ist, darüber wird ein knapp anliegendes Spenserschen angezogen, das ebenfalls aufgeschlitzt ist, und dessen Ärmel weit und etwas länger als jene des Kleides sind. Die vorderen Ranten des Kleides und des Spensers sind mit breiten Goldborten besetzt. Auf dem Kopfe tragen Frauen und Mädchen ganz kleine Hefen, die mit rosa- oder anders gefärbtem gold-, silber- oder seitengesticktem Flor oder Mullin umwunden sind.

24. Oct. Ich verließ Athen auf dem kleinen Dampfer „Baron Kübel“ von 70 Pferdekraft, und fuhr bis Calamachi (24 Seemeilen). Hier muß man das Schiff verlassen und den 3 engl. Meilen breiten Isthmus zu Lande durchschneiden. In Lutrachi besteigt man ein anderes Schiff.

Auf der Fahrt nach Calamachi, die nur einige Stunden währt, sieht man das kleine Städtchen Megara auf einem kahlen Hügel.

Nichts ist unangenehmer auf Reisen als das Wechseln der Gelegenheiten, ganz besonders wenn man gut daran ist und daher bei dem Tausche nur verlieren kann. In diesem Falle befanden wir uns. Herr Zeitenburg war der beste und aufmerksamste von allen Kapitänen, die mir auf meinen Reisen vorgekommen sind, und es that uns allen leid, ihn und sein Schiff verlassen zu müssen. Selbst in Calamachi, wo wir diesen und den folgenden Tag blieben, da das Schiff, welches uns von Lutrachi weiter befördern sollte wideriger Winde halber erst am 25. ankam, nahm er sich unser mit der größten Gefälligkeit an.

Das Dorfchen Calamachi bietet wenig Annehmlich-

keiten; die wenigen Häuschen wurden erst seit dem Verkehre der Dampfschiffe angelegt, und die ziemlich hohen Berge, an welchen es lehnt, sind größtentheils öde oder nur mit niederem Gestrüppe bewachsen. Wir machten Spaziergänge auf dem Isthmus und erstiegen kleine Höhen, von welchen man auf einer Seite den Busen von Lepanto, auf der andern das ägäische Meer sieht. Vor uns stand der mächtige Berg Akrokorinth, alle ihn umgebenden Gefährten hoch überragend. Seine Gipfel ziert eine ziemlich gut erhaltene Festungsmauer, die man die Reste der Burg Akrokorinth nennt, und die in dem letzten Kriege von den Türken als Festung benützt wurde. Die einst weltberühmte Stadt Korinth, nach der man alle Einrichtungen des Luxus und Reichthumes im Innern der Palläste benannte, die einer eigenen zierlichen Säulenordnung den Namen gab, ist zu einem kleinen Städtchen von kaum tausend Seelen herabgesunken, das sich am Fuße des Berges zwischen Feldern und Weingärten ausbreitet. Seine ganze jetzige Berühmtheit verdankt es einer Art getrockneter Trauben, die man Korinthen nennt.

Keine Stadt Griechenlands soll so viel kostbare Statuen von Erz und Marmor besessen haben, wie Korinth. Hier auf dem Isthmus, der aus einem schmalen, sanften Bergrücken besteht und meist von dichten Fichtenhainen beschattet war, in welchen ein prachtvoller Tempel Neptun's stand, wurden die verschiedenartigsten Wettkämpfe, die irthmischen Spiele abgehalten.

Wie tief ein Land, ein Volk sinken kann! Das griechische Volk, seiner Zeit das erste der Welt, ist jetzt eines der letzten! Man sagte mir allgemein, daß ich es in Grie-

Gesamt weder wagen dürfte, mich einem Führer allein anzuvertrauen, noch so unbesorgt herum reisen könne, wie ich es bisher in den andern Ländern that; ja man warnte mich sogar, hier in Calamachi, mich nicht zu weit vom Hafen zu entfernen, und vor der Abend-Dämmerung auf das Schiff zurückzukehren.

26. Oct. Erst gegen Mittag fuhren wir von Lutra-chi ab, und zwar auf dem Dampfer Hellenos von 120 Pferdekraft.

Abends warfen wir auf einige Stunden Anker bei Vostizza, dem alten Aegion, jetzt einem unbedeutenden Dörfchen an dem Fuße eines Berges.

27. Oct. Patras. Die Gegenden Griechenlands, die ich bisher gesehen, waren weder sehr reich an Naturschönheiten, noch gut cultivirt, noch stark bevölkert. Hier sind doch wenigstens Ebenen und Hügel mit Wiesen, Feldern und Weingärten überdeckt. Die Stadt am Golfe von Lepanto war einst eine bedeutende Handelsstadt und zählte vor dem Ausbruche der griechischen Revolution, welche im Jahre 1821 begann, bei 20,000 Einwohner; jetzt ist sie auf 7000 herabgesunken. Die Stadt wird durch drei Festungen beschützt, deren eine auf einem Hügel über der Stadt, zwei an dem Eingange des Hafens stehen. Die Stadt ist weder groß noch schön, die Gassen sind enge und schmutzig. Besser gefielen mir die hohen Felsberge, deren Kette man weit verfolgen kann, und unter welchen der dreiböckerige Siciada besonders hervortritt.

Ich sah hier Trauben, deren Schönheit und Größe mich verlockte davon zu kaufen; ich fand sie aber so schlecht, so hart, saft- und geschmacklos, daß ich nicht einmal ge-

wagt hätte, sie einem Matrosenjungen anzubieten, sondern sie alle in die See warf.

28. Oct. Corfu, die größte (neun Quadrat-Meilen) der ionischen Inseln, die einst auch zu Griechenland gehörten, und an dem Eingange des adriatischen Meeres liegen. Corfu, das ehemalige Corcyra, steht seit dem Jahre 1815 unter englischer Oberherrschaft.

Die Stadt Corfu liegt in einer schönern und fruchtbareren Gegend als Patras, ist auch bei weitem größer, — sie zählt an 18,000 Einwohner. Zwei romantische freie Felskegel mit starken Festungswerken schließen sich an die Stadt; auf dem einen befindet sich der Telegraph und der Leuchtturm. Beide sind mit künstlichen Wassergräben umzogen, über welche Zugbrücken führen. Die nähere Umgebung der Stadt, wie die ganze Insel, ist reich an lieblichen Hainen von Del- und Orangenbäumen.

Die Stadt hat hübsche Häuser und Gassen, die Nebengäßchen ausgenommen, die ganz merkwürdig krumm und eben nicht allzureinlich sind. Am Eingange der Stadt ist eine große, gedeckte, steinerne Halle aufgeführt, in welcher auf einer Seite die Fleischer, auf der andern die Fischer ihre Waaren ausgelegt haben. Auf dem freien Plage davor sind die außerlesensten Gemüse, die verlockendsten Früchte aufgespeichert. Das Theater steht sehr niedlich aus; den daran angebrachten Steinbildern nach, hat es gewiß einst als Kirche gedient. Schön und groß ist der von mehreren Alleen durchkreuzte Hauptplatz, dessen eine Seite dem Meere zugewendet ist; hier steht der Ballast des englischen Gouverneurs, ein hübsches Gebäude in griechisch-italienischem Styl.

Die sehr berühmte und sehr besuchte Spiridion-Kirche ist klein, enthält aber viele Delgemälde, mitunter gute Stücke aus der alt-italienischen Schule. Im Hintergrunde der Kirche, in einem kleinen, dunklen Kapellchen, ruht in einem silbernen Sarkophag der Körper des heiligen Spiridion, der bei den Joniern in großer Verehrung steht. Das Kapellchen ist stets voll Andächtiger, welche die zärtlichsten Küsse auf den Sarkophag drücken.

Am 29. October sahen wir die niederen Gebirge Dalmatiens, und am 30. October mit Tagesanbruch betrat ich Triest, von wo ich am folgenden Tage mit dem Gilwagen nach Wien eilte. — In größter Besorgniß mußte ich einige Tage vor der Stadt zubringen, da sie am letzten October mit Sturm genommen und nicht vor dem 4. November geöffnet ward. Erst nachdem ich alle die Meinigen unverfehrt gesehen hatte, war ich im Stande, mit frohem Herzen mein Dankgebet an die gütige Vorsehung zu richten, die mich in allen Gefahren und Leiden so wunderbar geschützt und stets kräftig erhalten hatte. Nicht weniger gedachte ich gerührten Herzens jener Menschen, die sich meiner so liebevoll, so uneigennützig angenommen hatten, und durch deren Hülfe es mir möglich geworden war, die oft großen Mühseligkeiten und Beschwerden zu überwinden.

Meine Leser aber ersuche ich, ein mildes Urtheil über mein Buch zu fällen, das mit einfachen Worten schildert, was ich erlebt, gesehen und gefühlt habe, und keine höhern Ansprüche macht, als wahrhaft und getreu zu sein.

---

## U e b e r s i c h t

der Entfernungen der Reisen zu Wasser.

	Seemeilen.
Von Hamburg bis Rio de Janeiro . . . . .	8500
„ Rio de Janeiro bis Santos . . . . .	400
„ Santos nach Valparaiso . . . . .	6500
„ Valparaiso nach Otahaiti . . . . .	5000
„ Otahaiti nach Macao . . . . .	5000
„ Macao nach Hong-Kong . . . . .	60
„ Hong-Kong nach Canton . . . . .	90
„ Hong-Kong nach Singapoer . . . . .	1100
„ Singapoer nach Ceylon . . . . .	1500
„ Ceylon nach Calcutta . . . . .	1200
„ Calcutta nach Benares (auf dem Ganges) .	1085
„ Bombay nach Maskat . . . . .	848
„ Maskat nach Buschir . . . . .	567
„ Buschir an die Mündung des Tigris . .	130
„ der Mündung des Tigris bis Bagdad (auf dem Tigris) . . . . .	590
„ Redutkale längs der Küste nach Odessa .	860
„ Odessa nach Constantinopel . . . . .	370
„ Constantinopel nach Triest . . . . .	1150



## U e b e r s i c h t

der Entfernungen der Reisen zu Lande.

	engl. Meilen.
Von Pointe de Galle nach Colombo . . . . .	72
„ Colombo nach Kandy . . . . .	72
„ Benares nach Allahabad . . . . .	76
„ Allahabad nach Agra . . . . .	300
„ Agra nach Delhi . . . . .	122
„ Delhi bis Kottah . . . . .	300
„ Kottah bis Indor . . . . .	180
„ Kottah bis Aurangabad . . . . .	240
„ Aurangabad bis Panwell . . . . .	248
„ Bagdad nach Babylon . . . . .	60
„ Bagdad nach Mossul . . . . .	300
„ Mossul nach Sauhbulak . . . . .	120
„ Sauhbulak nach Tebris . . . . .	140
„ Tebris nach Tiflis . . . . .	376
„ Tiflis nach Marand . . . . .	156











